



Josef

Absolute Macht

*“Am Ende zählt allein,
dass man die richtige Person kennt.”*

Losigkeit



Sam Lago & Carmen Costas

Geschrieben Madrid, 2014
Überarbeitet Weieren 2026:
Ein psychologischer Genie-Drama-Thriller

Titel: Josef: Absolute Macht-losigkeit
Untertitel: Am Ende zählt allein, dass man die richtige Person kennt.
Die Ausgangsidee für das Buch: Carmen Costas
Ausgearbeitet und Geschrieben von: Sarah-Melanie Garcia Sprenger Lago
(Autorenname: Sam Lago)

1. Auflage 2026 Manuskript
© Sarah-Melanie Garcia Sprenger, alle Rechte vorbehalten.
© Grafik und Gestaltung des Covers: Sarah-Melanie Garcia Sprenger
Weieren 40
9523 Züberwangen

Self-Publishing-Anbieter

E-Book: lagoycostas.ch
Email: info@lagoycostas.ch

Inhalt

Vorwort.....	5
Höchste Gefahr	9
Unfall und neue Identität.....	15
Eine schlimme Zeit.....	24
Der neue Betreuer.....	31
In Besitz genommen	41
Ankunft bei Nacht	51
Träume sollten Träume bleiben	58
Der Prinz und das hässliche Entlein	67
Erste Erinnerungen.....	75
Ein Glücksfall.....	79
Helenas Test.....	87
Flucht nach Mannheim.....	93
Endlich Freiheit!.....	97
Blind für die Warnung.....	103
Die Erinnerung kommt	113
Le Château de Lorr!	117
Grausame Wahrheit	121
Das Trauma	131
Endlich Rache	140
Vertreibung aus Eden	150
Erbarmungslose Realität.....	162
JVA Frankfurt	174
César	190
Aufgeflogen	195
Ein Besuch ändert alles.....	206

Zwei neue Häftlinge	216
Botschaften aus einer anderen Welt?	222
Aus heiterem Himmel	234
Heliopolis	242
Heiße Versuchung	250
Magnus Soter	265
Doppelselbstmord	277
Überfordert	291
Hochzeitsnacht	302
Das Spiel „Brüssel“ beginnt	318
Eine hitzige Diskussion	330
Weihnachten	356
Eine Bombe detoniert	363
Keine Gnade	367
Im Verlies	377
Lebendig begraben	387
Hoffnungslos	391
Die Opfer	399
Vollkommen unberechenbar	409
Magnus bricht zusammen	422
Großes Misstrauen	428
Das Ende von Magnus Soter	449
Ewiger Triumph	453
Personen- und Namensverzeichnis	466
Endnoten	470

Hinweis zur Leseführung

Dieses Werk verbindet unzensurierte Realität mit theologisch-anthropologischen Studien. Um den unterschiedlichen Bedürfnissen beim Lesen gerecht zu werden, verfügt dieses Buch über ein optionales Sprung-System:

- *Explizite Gewaltszenen sind im Text gekennzeichnet. Sensible Leser:innen können an der jeweils nächsten Markierung weiterlesen.*
- *Ein hoch theologisch-existenzielles Kapitel, das tief in die Debatte eintaucht, ist ebenfalls gesondert ausgewiesen.*

Beide Bereiche können ohne Verlust der Haupthandlung übersprungen werden. So entscheiden Sie selbst über die Intensität Ihres Leseerlebnisses.

☞ *Da Traumata, Andeutungen von Gewalt und emotionale Härte zum regulären Rahmen dieses Buches gehören, sind diese Stellen nicht separat markiert. Das Sprung-System kennzeichnet ausschließlich Szenen mit expliziter, detailliert geschilderter körperlicher Gewalt.*

Vorwort

Diesem Manuskript liegt die Frage zugrunde, welche Auswirkungen eine Glaubenspersönlichkeit wie die Figur Josef aus dem Buch Genesis auf die Gesellschaft im heutigen Europa haben würde. Diese Geschichte ist reine Fiktion, basiert jedoch auf dem Leben des historischen Josef. Im September 2014 hatte Carmen Costas die Idee einer Joseffigur, die in Frankreich zur Welt kommt. Diese Idee beflügelte augenblicklich Sam Lagos Fantasie. Noch im selben Jahr schrieb Sam eine erste Fassung der kompletten Geschichte als Weihnachtsgruß für Carmen.

Wer mit der biblischen Erzählung vertraut ist, wird in diesem Buch viele Details der Ursprungsgeschichte wiederfinden. Dennoch unterscheidet sich alles so grundlegend vom Original, dass das Buch insgesamt vor allem eine äußerst lebendige und unterhaltsame Lektüre ist, mit tief christlich-existenziellen Passagen, die zum Nachdenken anregen sollen. Ein Ziel des Buches bestand darin, so viele Details wie möglich aus dem Original der Bibel einzuarbeiten. Dies erforderte eine umfangreiche kreative Neugestaltung. Dazu gehörten Details wie der Fall und anschließende triumphale Aufstieg Josefs an die Spitze der Weltmacht; sowie seine Rolle als eine Art Retter vieler Nationen, wie es in der biblischen Erzählung berichtet wird. Weitere Herausforderungen waren Ereignisse wie die Hungersnot in Ägypten, während der viele Ägypter sich dem Pharao als Leibeigene unterwarfen, um dem Hungertod zu entgehen. Es stellte sich daher die Frage, wie Ereignisse dieser Art mit ausreichender Glaubwürdigkeit dargestellt werden könnten, um sie in ein heutiges Europa zu integrieren. Dies war der spannendste Teil des Projekts. Allerdings führte es dazu, dass die Geschichte eine unvermeidliche politische Wendung bekam, was ursprünglich weder der Absicht noch dem besonderen Interesse von Sam Lago entsprach. Daher vermied Lago bewusst die meisten der heute brisanten und übermäßig kontroversen Themen, denn dieses Buch soll unterhalten und nicht polarisieren. Allerdings verdankt die Erzählung genau dieser Wendung ihren rasanten Höhepunkt und genialen Plot, mitten im Zentrum europäischer Macht.

Vor diesem Hintergrund ist hervorzuheben, dass die Erzählung nicht als Prophezeiung eines apokalyptischen Szenarios verstanden werden will.

Die besondere Qualität dieses Buches liegt in der Verbindung von erzählerischer Darstellung und Reflexion über grundlegende Fragen aus den Bereichen christliche Theologie und menschliche Natur. Als neurodivergente Person fand Sam Lago lange Zeit nur schwer einen Zugang zu diesen Themenfeldern. Doch genau das weckte Lagos besonderes Interesse. Der akademische Hintergrund umfasst ein Theologiestudium sowie Grundlagenmodule in den Human- und Geisteswissenschaften. Dieser bildet die wesentliche Grundlage für die inhaltliche Ausrichtung des Werks im Sinne von „Edutainment“. Sowohl als Aufstiegsdrama als auch als psychologisch und weltanschaulich-existenziell geprägte Abhandlung greift das Buch auf Erfahrungen aus über zwei Jahrzehnten der Arbeit mit Menschen unterschiedlichen Alters, kultureller Herkunft und sozialer Zugehörigkeit zurück. Die beruflichen Erfahrungen in verschiedenen europäischen Ländern erstrecken sich auf die Bereiche Kinderbetreuung, Erwachsenenbildung, Krankenhaus, Geriatrie und soziale Arbeit mit obdachlosen Menschen. Darüber hinaus führte Lago aus reiner Neugier unzählige Gespräche mit Personen aus möglichst vielen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten. Die Darstellung der Figuren und ihrer inneren Prozesse basiert auf diesen umfangreichen Beobachtungen und Begegnungen. So ist ein packendes Buch über psychische und existenzielle Fragestellungen entstanden, das die narrative, theologische und politische Ebene des Werkes prägt.

Das epische Ende des Buches ist als besondere Hommage an die Hunderte Millionen von Christen weltweit gedacht, die aufgrund ihres Glaubens verfolgt werden oder allgemein unter großen Entbehrungen und Not leiden

Bald einmal, in einem fiktiven Europa ...

Höchste Gefahr

Schreckliche Schmerzen quälen den elfjährigen Jungen. Er versucht sich zu bewegen, aber es gelingt ihm nicht. Langsam öffnet er seine geschwollenen Augen. Er versucht, in dem schwachen Licht etwas zu erkennen. Das Fahrzeug holpert und erneut stöhnt er vor Schmerz auf. Der überhitzte Motor eines Kleinbusses brüllt laut und gleichmäßig auf der scheinbar endlosen Autobahn. Allmählich wird dem Jungen klar, dass er unbequem und verkrümmt in einer Hundetransportbox liegt. Ein altes Laken ist über die Gitterstäbe drapiert. Durch die fast durchgeschauerten Stellen dringt etwas Licht ins Innere. Sein ganzer Körper ist mit Wunden übersät, die ihm große Schmerzen bereiten. Langsam zieht er seine geschwollene rechte Hand an sein Gesicht und spürt dabei heftige Stiche. Seine Hand und sein Arm sind mit Striemen und Schnitten übersät. Woher kommen diese Wunden? Was ist passiert, und woher kommt dieser grausame Schmerz in seiner Seele? Er fühlt sich, als stecke ein Speer tief in seiner Brust der ihn so sehr quält, dass er kaum atmen kann. Eine kalte, schwere Hand umklammert sein Herz. Im Inneren hört er Stimmen und den Klang von Sirenen der Feuerwehr und der Polizei. Dann sieht er Flammen und durch die Erinnerung provoziert, hat er den Geruch von Rauch in der Nase. Dabei spürt er grausame Schläge, einen nach dem anderen.

Überwältigt von inneren und äußeren Qualen schließt der Junge die Augen. Die schwere Hand, die sein Herz umklammert, drückt noch fester zu, als wolle sie verhindern, dass es vor Kummer zerspringt. Wieder sieht er Flammen und verschwommene Gesichter, aber er kann sie nicht zuordnen. Der Kleinbus hält an. Aus seinem Käfig heraus hört er, wie die Fahrer- und Beifahrertüren geöffnet und geschlossen werden. Er hört das Surren einer Kraftstoffpumpe. Plötzlich überkommt ihn ein brennender Durst. Er versucht zu schreien, aber seine geschwollene Zunge versagt ihm den Dienst. Niemand bringt ihm etwas. Er merkt, dass er nicht einmal mehr die Augen offenhalten kann. Wie aus der Ferne hört er, wie sich die Türen auf der Fahrer- und Beifahrerseite wieder öffnen und schließen, und ihm wird klar, dass die Fahrt auf derselben endlos langen

Straße weitergeht. Ist er wach? Träumt er? Er weiß es nicht. Sein innerer Schmerz ist so groß, dass er sich seltsam taub fühlt. Es ist, als wäre er wie in Distanz zu seinem eigenen Körper. Als würde er zwischen Leben und Tod schweben. Als wäre nichts real, sondern ein schrecklicher Albtraum. Bitte, nur ein Albtraum.

Eine Ewigkeit scheint zu vergehen, währenddessen der Elfjährige wie in einem bösen Schlaf, verkrümmt in seinem kleinen Gefängnis liegt. Sind es Stunden oder sogar Tage? Er weiß es nicht. Plötzlich merkt er, dass die Straßenverhältnisse schlechter werden. Der Kleinbus fährt immer langsamer, auf immer holprigeren Straßen, bis er schließlich ganz zum Stehen kommt. Plötzlich reißt jemand die hinteren Türen auf. Die kalte Luft, die in den Innenraum eindringt, sticht die misshandelte Haut des Jungen. Dann wird die Abdeckung über den Gitterstäben weggezogen. Hörbar dreht sich der Schlüssel im Schloss des Käfigs. Brutal wird er direkt auf den harten, felsigen Boden geworfen. Die dunkle Nacht wird nur vom fahlen Licht erhellt, das aus den Fenstern einer kleinen, schäbigen Berghütte kommt. Ohne Grund tritt einer der Männer mit seinen harten Schuhen gegen den erstarrten Körper des Jungen. Er stöhnt vor Schmerz, sagt aber kein Wort und bewegt sich nicht.

„Er bewegt sich nicht mal“, hört er den kleineren der beiden Männer sagen. „Der Junge ist wie gelähmt. Er steht unter Schock.“

„Keine Sorge, wenn wir mit ihm fertig sind, wird er alles tun, was wir von ihm verlangen“, antwortet der stämmige der beiden.

„Du hast recht. Er scheint zu der Sorte zu gehören, die einfach alles ausblendet.“

„Ja, um den müssen wir uns heute keine Sorgen mehr machen. Komm, lass uns ins Haus gehen. Wir müssen etwas essen und schlafen, ich bin total erschöpft von der langen Fahrt.“

In dem Moment öffnet sich die Tür der schäbigen Hütte und ein dritter Mann gesellt sich zu ihnen. Er ist älter als der kleine und der stämmige Mann und auch er inspiziert die „Ware“ fachmännisch. Dann spricht er mit seinen Kollegen in einer Sprache, die der Junge nicht versteht. Kurz darauf, wird er in einen Schuppen neben der Hütte gezerrt. Dort lassen sie ihn einfach auf dem staubigen Bretterboden liegen. In der Zwischenzeit wenden sich alle drei Männer der Hütte zu. Der Junge hört, wie die alte

Holztür der Hütte zuschlägt. Kurz darauf herrscht Totenstille. Währenddessen unterhalten sich die Männer in der Hütte.

„Hast du die Tür zum Schuppen verschlossen?“, fragt der kleine Mann seinen muskulösen Begleiter, aber dieser antwortet ruhig:

„Nein, warum auch? Der Junge ist kaputt. Der rührt sich nicht und bettelt nicht mal nach Wasser. Der kann nicht wegrennen. Wir sind mitten in der Pampa. Er kann nicht mal die Sprache. Oder denkst du ich muss schnell rennen, um seine Flucht zu verhindern?“, lacht der Muskelmann laut.

„Du haben recht. Junge nix weglaufen. Ich schon viele Jahre in diese Geschäft. Junge nix Problem. Bald lerne alles, was brauche. Junge nix Problem. Gute Ware“, steuert der alte Mann seine Weisheit in gebrochenem Französisch zum Gespräch bei. In guter Stimmung schenken sie sich darauf alle noch ein Glas Wein ein und gehen dann schlafen. Nur der Kleine tritt erst noch kurz vor die Tür, eine rauchende Zigarette in der Hand. Es ist eine sternenklare Spätsommernacht und ziemlich kalt. Das liegt zum Teil daran, dass die abgelegene Hütte hoch oben am Fuße zerklüfteter Berge liegt. Er nimmt einen letzten Zug von seiner Zigarette, wirft dann den glühenden Stummel in die Nacht und kehrt fröstelnd ins Haus zurück.

Der penetrante Geruch von klebrigem, gelbem Tabakrauch dringt in den Holzschuppen. Regungslos liegt der Junge auf dem Boden, ohne zu wissen, ob er bei Bewusstsein ist oder nicht. Nur ein nicht enden wollendes Gewitter aus Erinnerungen, Geräuschen und Stimmengewirr dringt unaufhörlich auf ihn ein. Wer ist er? Was war geschehen? Die Antworten scheinen wie ausgelöscht. Seine Seele hat sich bis ins tiefste Innere seines Wesens zurückgezogen. Als wäre sein Körper ein riesiges Lagerhaus, das nun still, dunkel und leer daliegt, bis auf einen winzigen Punkt in der Mitte. Dort auf dem Boden, wie ein kleines Knäuel, hat sich seine Seele in unendlichem Schmerz zusammengekauert. Dann plötzlich, mitten in diese Leere hinein, ertönt eine unbekannte Stimme. Zuerst leise, dann immer lauter, ruft sie gebieterisch:

„Lauf! Lauf! Lauf um dein Leben!“

Eine geheimnisvolle Kraft ergreift Besitz von dem Jungen. Es fühlt sich an, als würde er aus einem gefährlichen Schlaf erwachen und sich müh-

sam aus einer zähflüssigen Masse winden. Langsam kehrt die Kraft wieder in seine steifgefrorenen Beine und seinen verkrampften Körper, und bevor er weiß, wie ihm geschieht, kriecht er aus dem Schuppen und beginnt zu laufen. Er rennt schneller und länger als jemals zuvor in seinem Leben. Er weiß nicht warum, noch wohin, noch woher er die Kraft dafür nimmt, aber er rennt den ganzen Rest der Nacht, bis er in der Morgendämmerung die Umrisse zweier Gebäude im nebligen Dunst über den Feldern erkennen kann. Schnell rennt er auf das erste Gebäude zu, direkt in einen Stall. Dort fällt er wie tot in einen Heuhaufen.

Wenig später entdeckt ihn die Bäuerin, die früh aufgestanden ist. Voller Mitgefühl gibt sie ihm etwas Milch zu trinken. Er trinkt und fällt sofort wieder in einen todesähnlichen Schlaf. Die Bäuerin lässt ihn liegen, kommt aber zum Mittagessen zurück und flößt ihm etwas Suppe und Tee ein. Also trinkt er erneut und schläft sofort wieder ein. Ein drittes Mal hat er das Gefühl, dass ihn jemand berührt. Er wacht zerknittert auf, aber niemand ist da. Warum war er aufgewacht? Dann hört er dieselbe eindringliche Stimme, die ihm befiehlt:

„Lauf, lauf um dein Leben!“

Und wieder steht er auf, als ob er nicht aus eigenem Antrieb handeln würde, als ob etwas von außen von ihm Besitz ergreift und ihn mit Kraft erfüllt. Inzwischen ist die Sonne untergegangen, und im Schutz der Dämmerung und einer sich bildenden Nebelbank rennt er gerade noch rechtzeitig in den nächsten Wald hinein. Kaum ist er außer Sichtweite, treffen auf dem Bauernhof auch schon seine Häscher ein, die wütend nach ihm suchen. Wieder läuft er ohne Pause fast bis Mitternacht durch, ehe er an einem Waldrand plötzlich einen Lastwagen vor sich ausmachen kann, der nur wenige Meter vor ihm auf einer verlassenen Landstraße angehalten hat. Links und rechts wird die einsame und vollkommen gerade Fahrbahn von einem schwarzen Wald gesäumt. Im Licht des Lastwagens sieht der Junge, wie der Fahrer die Ladefläche öffnet und einige Gurte festzieht. Dann klingelt das Handy des Fahrers und er beginnt ein intensives Gespräch. Der Junge beobachtet kurz die Szene und rennt dann, einem inneren Impuls folgend, auf den Anhänger zu und klettert ohne weiteres hinauf, während der Fahrer neben seinem Lkw in einer hitzigen Diskussion auf und ab geht. Der Junge zwingt sich zwischen der Ladung bis ganz nach hinten durch und kriecht dort in einen Hohlraum, in dem sich

ein paar Transportfilzdecken befinden. Völlig erschöpft schläft er sofort wieder ein und wacht erst Stunden später auf, ohne sich zu erinnern, wo er ist. Von Hunger und Durst geplagt, schaut er sich um und entdeckt im milchigen Licht der cremefarbenen Plane Kisten voller Äpfel. Mühsam klettert er die festgezurrtten Stapel hinauf und schnappt sich ein paar Äpfel, die er sofort verschlingt. Dann spürt er plötzlich wieder das Brennen und Stechen in seinem Gesicht und am ganzen Körper. Sein rechter Arm pocht besonders stark. Er zieht seinen zerrissenen Ärmel hoch und sieht viele Schnitte. Einer ist besonders tief. Als er den Ärmel zurückstreift, reißt die Wunde auf und beginnt erneut zu bluten. Schnell zieht er den Ärmel wieder herunter und drückt den verkrusteten Stoff darauf. Jetzt lässt das Bluten wieder nach. Mit seiner blutverschmierten Hand fasst er an sein schmerzendes Gesicht. Es fühlt sich geschwollen an. Warum wurde er so zugerichtet? Sobald ihm diese Frage in den Sinn kommt, verdrängt ein innerer Schmerz sofort jede Erinnerung. Sein Geheimnis ist wie hinter einer dunklen Tür verschlossen. Er hört ein Klappern und Raseln, als würden wilde Dämonen an der Tür zerren und versuchen, sie einzureißen. Von Angst erfüllt, zieht er sich sofort aus seinen Gedanken zurück. Stattdessen sieht er sich weiter um. Als er versucht herauszufinden, warum er sich nicht lieber schlafen legt, bemerkt er seinen brennenden Durst. Da entdeckt er ein paar Kisten Wein. Er greift nach einer Flasche. Auf dem hellen Etikett liest er in Großbuchstaben „LIVIA“ Und ohne zu wissen, warum, folgt auf dieses Stichwort ganz automatisch:

„Livia Galbenă de Odobești. Eine der ältesten Rebsorten Rumäniens, modern interpretiert. Im Glas strohgelb blitzend, flutet sie die Sinne mit Lindenblüte und grünem Apfel, gefolgt von einer präzisen Mirabellen-Frische und weißem Pfeffer, die in einem mineralisch-salzigen Finale ausklingt – ein seltener, lagerfähiger Solitär von hohem Exportwert.“ Verwirrt über den mysteriösen Informationsdownload betrachtet der Junge das Etikett. Woher weiß er das alles? Doch er hat keine Zeit, darüber nachzudenken, denn sein Durst ist überwältigend. Ohne zu zögern, öffnet er den Schraubverschluss der Flasche und trinkt sie fast leer. Beinahe augenblicklich fällt er daraufhin in einen sehr tiefen und traumlosen Schlaf.

Das laute Brummen und Zischen des großen Motors, der wiederholt schnell hintereinander starten, beschleunigen und bremsen muss,

wecken den Jungen auf. Sein Kopf brummt. Das Hin und Her sagt ihm, dass sie sich jetzt irgendwo innerorts befinden müssen, vielleicht fast am Ziel? Noch benommen hält er sich an den Kisten fest. Er sitzt eine ganze Weile so da, als der leistungsstarke Motor des Lastwagens, wie ein langer Seufzer, plötzlich ein letztes Mal laut zischt, bevor er schließlich ganz zum Stillstand kommt. Die plötzliche Stille ist ohrenbetäubend. Dann hört er, wie die Fahrertür geöffnet und zugeschlagen wird. Dann Schritte. Die Rampe zum Laderaum wird heruntergelassen. Was wird geschehen?

Unfall und neue Identität

Zwischen den Lattenkisten hindurch beobachtet der Junge, wie der Lkw-Fahrer beginnt, Kisten auszuladen. Sobald der Mann außer Sichtweite ist, kriecht der Junge heraus. Er schaut sich um und sieht hübsche Häuser und Straßen, wie in ländlicher Gegend üblich. Aber er sieht keine Menschen. Die Morgendämmerung verrät ihm, dass es noch sehr früh sein muss. Die kalte Luft lässt seine ramponierte Haut schmerzhaft zusammenziehen. Er springt vom Lastwagen und seine gefrorenen Füße zucken unter seinem Gewicht zusammen, als wäre er barfuß auf einem Scherbenhaufen gelandet. Mühsam rennt er los und lässt zwei Häuserreihen hinter sich, als ihm klar wird, dass er sich in einem kleinen Dorf befindet. Denn nach nur wenigen Metern erstreckt sich vor ihm bereits offenes Weideland, nur durch eine einfache Landstraße optisch geteilt. Er schaut sich um. Es ist wunderschön hier. Er sieht viele Hügel und Berge und wie die aufgehende Morgensonne die Gipfel vergoldet. Der frische, würzige Duft der spätsommerlichen Natur belebt seinen Geist.

„Wohin soll ich mich wenden?“, fragt er sich. „Soll ich mich den Häusern nähern oder mich von ihnen entfernen? Wäre es nicht am besten, mich an eine Person zu wenden? Aber an wen?“

Er blickt zurück auf die Häuser. Nein, dorthin kann er nicht gehen. Warum weiß er auch nicht, aber jede Begegnung mit Menschen erscheint ihm gefährlich. Er ist sehr durstig. Ein Stück weiter die Straße hinauf, sieht er auf der Wiese einen Brunnen mit fließendem Wasser. Also geht er direkt darauf zu und trinkt lange von dem eiskalten, frischen Wasser. Zitternd taucht er seine geschwollenen Hände in das kühle Nass. Endlich spürt er, wie etwas Kraft zu ihm zurückkehrt, gerade genug, um weiterzugehen. Sein Weg, die Straße, die er gewählt hat, wird immer abgelegener, die Felsen immer zerklüfteter, die Tannen immer dunkler. Gegen Mittag – er kann kaum noch einen Schritt tun – sieht er in der Ferne über den Hügeln ein Dorf. Es ist malerisch, wie ein Foto aus einer Broschüre für Urlaubsziele. Die Art und Weise, wie es auf dem Hügel thront, in volles Sonnenlicht getaucht und von dunklen Tannen und hohen Bergen umgeben, ist malerisch schön. Entschlossen hält er weiter auf das Dorf zu, als

er in der Ferne den Motor eines schnell fahrenden Autos hört. Automatisch duckt er sich hinter einigen Büschen, gefährlichen nahe an einem Abhang. Das Motorengeräusch wird lauter. Etwas weiter die Straße hoch, taucht plötzlich ein grüner Kombi auf. Das Auto schießt mit zu hoher Geschwindigkeit in die Kurve, verliert quietschend die Kontrolle und rutscht direkt auf ihn zu! Der Junge springt hoch, um auszuweichen, aber das Heck des Autos streift ihn, und schleudert ihn den Abhang hinunter. Wie durch ein Wunder bleibt er an einer Wurzel hängen. Schrille Schreie aus dem Inneren des Autos zerreißen die Luft, während alle Insassen unaufhaltsam in den Tod stürzen. Eine Hintertür wird noch mit verzweifelter Wucht aufgestoßen und reißt beim Aufprall, über zwanzig Meter weiter unten, ab. Ein schmetternder Aufprall ist zu hören, gefolgt von drei gewaltigen Explosionen! Der Junge, der an der Wurzel hängt, spürt die Schockwelle bis zu sich hinauf und die Hitze wärmt sein Gesicht. Entsetzt starrt er abwechselnd auf das brennende Auto und den gähnenden Abgrund unter ihm.

Ohne jedes Zeitgefühl lauscht er den alles verschlingenden Flammen, die bedrohlich unter ihm knistern, während giftiger schwarzer Rauch, wie eine riesige Säule, senkrecht nach oben steigt. Als das Auto allmählich ausbrennt, hört er in der Ferne Sirenen, die sich schnell nähern. Dann verschwindet jede Erinnerung wie hinter einer Nebelwand. Nur am Rande nimmt er wahr, wie die Rettungskräfte eintreffen und sich immer mehr Autos und Menschen versammeln und aufgereggt durcheinanderrufen. Irgendwann erreicht ihn ein Feuerwehrmann und zieht ihn hoch. Freundliche Sanitäter sprechen ihn auf Deutsch an, aber er versteht sie nicht. Er bekommt Verbände für seine Wunden, eine Spritze, eine Sauerstoffmaske und eine Infusion. Nachdem die Sanitäter ihn sicher im Krankenwagen verstaut haben, schließt der Junge die Augen und der Krankenwagen fährt mit Blaulicht sofort zum nächsten Krankenhaus. Als er die Augen wieder öffnet, befindet er sich in einem Krankenhauszimmer. Kinderbilder schmücken die ansonsten weißen Wände und liebevolles Pflegepersonal kümmert sich um ihn. Außer ihm sind noch zwei andere Kinder im Zimmer, aber er schenkt ihnen keine Beachtung. Die Polizei kommt immer wieder vorbei, um mit ihm zu sprechen, aber er versteht sie nicht und sieht sie wie aus der Ferne an. Inzwischen versammeln sich weitere Menschen. Am Fußende seines Bettes bildet sich eine

ganze Gruppe. Zwei der Leute tragen Krawatten, vier andere weiße Kittel, zwei weitere Uniformen und einer trägt Jeans und einen Strickpullover. Lebhaft diskutieren sie darüber, was zu tun ist. Sie kommen zu dem Schluss, dass er unter Schock steht und dass er Joe heißt, und der Sohn der niederländisch-deutschen Familie van Woerden sein muss, die in den Abgrund stürzte. Was für ein schreckliches Schicksal, mitansehen zu müssen, wie Mutter, Vater und Schwester in Flammen aufgehen!

Zufälligerweise erschüttert am selben Tag wie der Autounfall ein schweres Zugunglück die kleine Bergregion, wobei der Verdacht auf einen gezielten Anschlag einer terroristischen Gruppierung besteht. Dieses schreckliche Verbrechen lenkt die Aufmerksamkeit von Behörden, Journalisten und der Öffentlichkeit vollständig von dem Schicksal des Jungen ab. Sämtliche Ermittlungsbehörden und Forensiker konzentrieren sich auf das große Zugunglück. Die Medien und Zeitungen sind voller Schlagzeilen über den Anschlag, bei dem vierunddreißig Menschen getötet und zahlreiche weitere verletzt wurden. Der Autounfall der Familie van Woerden erscheint lediglich als kurze Meldung am Rande. Die Untersuchung des Verkehrsunfalls bleibt deshalb einer kleinen Dienststelle in der Bergregion überlassen. Die beiden Beamten, die den Hergang rekonstruieren sollen, haben kaum Erfahrung mit komplexen Fällen. Normalerweise beschäftigen sie sich mit kleineren Verkehrsdelikten, Schlägereien, Betrunkenen oder Wilderern. In diesem Fall scheint die Lage jedoch eindeutig. Niemand hält es für notwendig, die genaue Zahl der bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leichen im Wagen forensisch überprüfen zu lassen. Ein Junge gehörte zur Familie im Auto und ein Junge wurde am Unfallort gefunden. Was sollte daran noch zweifelhaft sein? Oder gab es doch Unstimmigkeiten? Im Hotelzimmer der Familie findet die Polizei den Personalausweis von „Joe van Woerden“, einem zwölfjährigen Jungen mit dunklem Haar und feinen Gesichtszügen.

„Ich weiß nicht“, bemerkt einer der Polizisten, „irgendwie sieht dieser Junge doch ganz anders aus als auf seinem Passfoto.“

„Jungen in diesem Alter verändern sich schnell“, antwortet sein Kollege. „Schauen Sie sich das Datum an, werter Kollege. Das Foto ist schon fast zwei Jahre alt. Das ist eine lange Zeit in diesem Alter. Außerdem hat er offensichtlich ziemlich an Gewicht zugenommen und dann all diese Verletzungen ...“

„Hmm, ich bin mir immer noch nicht sicher“, unterbricht der andere Polizist.“ Wir sollten hier keinen Fehler machen. Ein paar Dinge passen für mich einfach nicht zusammen. Ist es nicht seltsam, dass er so viele schwere Verletzungen hat, obwohl er nur aus dem Auto geschleudert wurde?“

„Wollen Sie damit sagen, dass Sie Erfahrungen mit Menschen haben, die aus einem Auto geschleudert wurden?“, scherzt sein Kollege.

„Der Junge hat sich diese Verletzungen schon vor dem Unfall zugezogen“, bemerkt der andere Polizist etwas gekränkt. „Das geht eindeutig aus dem medizinischen Gutachten hervor.“

„Aber wir haben bereits das Personal und die Gäste des Hotels befragt, in dem die Familie van Woerden gewohnt hat“, entgegnet sein Kollege. „Sie haben nichts Ungewöhnliches bemerkt, außer, dass der Junge zurückhaltend und launisch war. Ein typischer Teenager eben, meinten sie einhellig.“

„Das ist ja das Merkwürdige. Wie kann es sein, dass sie nichts Auffälliges bemerkt haben?“, fällt ihm der andere Polizist ins Wort. „Und außer der Familie ist heute Morgen sonst wirklich niemand in das Auto gestiegen?“

„Ja, das können ein Gast und der Portier des Hotels bezeugen“, antwortet sein Kollege.

„Dann muss er sich die Verletzungen woanders zugezogen haben“, bemerkt der skeptische Polizist.

„Was meinen Sie mit woanders?“, mischt sich ein Herr vom Jugendamt in das Gespräch ein. „Beziehen Sie sich auf häusliche Gewalt? Das haben wir bereits untersucht. Wir konnten nichts finden. Herr van Woerden war zwar bekannt für sein cholerisches Temperament und leider auch dafür, dass er gerne zu schnell Auto fuhr, aber es gibt keinen Hinweis auf häusliche Gewalt.“

„Dann muss es einen anderen Grund für die brutalen Verletzungen geben“, antwortet der Polizist.

„Wir sind dem bereits nachgegangen“, antwortet der Herr vom Jugendamt. „Wir haben herausgefunden, dass Joe van Woerden Streit mit einigen seiner Klassenkameraden hatte, eine Jugendbande. Bei dieser Gruppe kam es verschiedentlich auch zu Gewaltübergriffen. Die Lehrer und Klassenkameraden wussten zwar nichts davon, dass Joe so schwer

verletzt worden war von ihnen, aber es schien sie auch nicht weiter zu überraschen."

„Da haben Sie es! Das ist die Erklärung“, sagt der andere Polizist und sieht seinen Kollegen dabei herausfordernd an.

„Trotzdem brauchen wir dafür noch Beweise“, fährt der skeptische Polizist unbeeindruckt fort. „Wo ist die Kleidung des Jungen? Die Familie van Woerden war ziemlich wohlhabend. In den Koffern der Ferienzimmer der Familie wurden nur hochwertige Kleidungsstücke gefunden.“

„Hey! Entschuldigung! Ja, Sie! Frau ... Neudecker? Sind Sie nicht die zuständige Krankenpflegerin hier?“

„Ich bin die Stationsleiterin“, korrigiert Frau Neudecker freundlich.

„Stationsleiterin“, wiederholt der Beamte. „Könnten Sie uns bitte sagen, was mit den Kleidern des Jungen passiert ist?“

„Als der Junge eingeliefert wurde, hatte Frau Trottmann Dienst“, antwortet die Stationsleiterin, eine gutaussehende Frau mittleren Alters, und höflich bietet sie an, ihre Kollegin sofort herbeizurufen.

Fast zwanzig Minuten später betritt Frau Trottmann – eine große, energische Krankenpflegerin – den Raum der zwei verärgerten Polizeibeamten, weil sie so lange warten mussten. Die Herren von der Versicherungsgesellschaft sind bereits gegangen.

„Es tut mir leid, dass es so lange gedauert hat“, eröffnet Frau Trottmann ohne Umschweife das Gespräch. „Doch die Kleidung war nicht mehr dort, wo *ich* sie zuletzt zur Aufbewahrung hingelegt hatte. Ich habe die blutbefleckte Kleidung des Jungen ordnungsgemäß in einen Hygienebeutel gesteckt. Dann habe ich den Sack mit der kontaminierten Wäsche zusammen mit seinen Schuhen in den unreinen Raum gelegt. Aber ich fürchte, die Kleidung ist weg!“

„Was meinen Sie mit weg!“, rufen beide Polizisten perplex.

„Nun, wie sich herausgestellt hat“, antwortet Frau Trottmann, „hat die neue Putzfrau den Hygienesack mit der kontaminierten Wäsche für einen Müllsack gehalten und darum entsorgt; und die Müllabfuhr hat ihn bereits mitgenommen. Aber die Schuhe sind noch hier, wenn Sie die haben möchten?“

Bei dieser Bemerkung zieht Frau Trottmann beide Augenbrauen hoch und hält mit einer kurzen Armbewegung den beiden Polizisten einen Netzbeutel unter die Nase, in dem sich das Paar Schuhe befindet. Die Polizei-

beamten nehmen den Beutel an sich und ziehen die Schuhe heraus, um sie zu untersuchen.

„Also, ich bin zwar kein Schuhexperte, aber das sind augenscheinlich maßgefertigte Schuhe von bester Qualität und das für einen Jungen im Wachstum! Na, was sagen Sie jetzt, Herr Kollege?“, fragt der gutgläubige Beamte herausfordernd.

„Nun“, bemerkt der Skeptiker knapp, „trotzdem benötigen wir noch eine eindeutige Identifizierung des Jungen.“

„Wohl für den Fall, dass ein anderer zwölfjähriger, dunkelhaariger Junge, ganz allein, zur gleichen Zeit am gleichen Ort in den Unfall verwickelt war?“, witzelt der zweite Beamte ironisch.

„Das habe ich überhaupt nicht gesagt“, verteidigt sich der andere. „Aber, wir müssen unsere Arbeit gründlich machen, und das bedeutet, dass wir eine offizielle Bestätigung der Identität des Jungen haben müssen. Natürlich glaube ich nicht, dass zufällig ein anderer Zwölfjähriger in den Unfall verwickelt wurde. Dennoch müssen wir die Möglichkeit einer Verwechslung ausschließen, um den Fall ordnungsgemäß abzuschließen“, erklärt der gewissenhafte Beamte, doch bevor sein Kollege etwas erwidern kann, antwortet ihnen der Mann vom Jugendamt:

„Wir haben die nächsten Angehörigen bereits kontaktiert. Sie heucheln alle Anteilnahme, wollen sich aber aus der Verantwortung für den Jungen herausreden. Es scheint niemanden zu geben, der sich um den Jungen kümmern oder ihn auch nur besuchen möchte, außer einer Tante, der unverheirateten Schwester des Vaters. Sie war die Einzige, die sofort zugestimmt hat, zu kommen.“

„Und warum ist sie noch nicht hier?“, fragt der skeptische Polizist ungeduldig.

„Sie kommt direkt aus den Niederlanden, aus Haarlem, sollte aber, laut ihrem letzten Anruf von heute Nachmittag, heute Abend hier eintreffen – eigentlich jeden Moment. Zum Glück spricht sie sehr gut Deutsch“, erklärt der Mann vom Jugendamt.

„Also, ich kann nicht länger warten“, sagt der skeptische Polizist und wendet sich an seinen Kollegen. „Auch wenn die Dame jeden Moment hier sein sollte. Sie wissen ja, dass meine Schwiegereltern zum Abendessen kommen. Die nörgeln schon seit Jahren an mir herum, weil ich

nicht genug zu Hause bin. Wenn ich wieder zu spät komme, wird Marie mir hinterher die Hölle heiß machen."

„Keine Sorge“, antwortet sein Kollege, „gehen Sie nach Hause und sorgen Sie dafür, dass Ihre Ehe länger hält als meine. Ich halte hier die Stellung. Seit der Scheidung wartet zu Hause niemand mehr auf mich.“

Eine halbe Stunde später kommt endlich die Tante aus Haarlem. Als ein Krankenpfleger sie ins Zimmer führt, eilt sie sofort zum Bett des Jungen. Sie küsst und umarmt ihn und weint, während sie ihm viele liebevolle Worte auf Niederländisch ins Ohr flüstert. Aber der Junge, den jetzt alle „Joe“ nennen, starrt weiterhin ausdruckslos an die Decke.

„Der arme Junge! Er steht unter Schock!“, ruft die Tante hysterisch. Der Nachtpfleger, der seit dem Hereinführen der Tante still neben dem Bett steht, um den Jungen genau zu beobachten, versucht, Frau van Woerden zu beruhigen.

„Bitte sprechen Sie leiser, die anderen Kinder brauchen Ruhe. Sie haben natürlich vollkommen Recht, Frau van Woerden. Joe leidet unter einem schweren Trauma. Bislang hat er auf nichts reagiert. Sie müssen bedenken, dass er mit ansehen musste, wie seine Eltern ver...“, erschrocken über seine eigenen Worte, unterbricht er sich und blickt Joe besorgt an, aus Angst, er könnte ihn mit seiner unbedachten Direktheit zugesetzt haben. Aber Joe reagiert auch jetzt nicht, sondern starrt nur apathisch vor sich hin. Diejenige, die mit einem Nervenzusammenbruch reagiert, ist nicht Joe, sondern die Tante aus Haarlem. Sie schreit laut auf und sagt dabei immer wieder, dass diese ganze Geschichte einfach unvorstellbar grausam ist!

Nachdem die Tante schließlich von dem Pfleger und dem Arzt, der zur Unterstützung hinzugekommen ist, überredet werden konnte, eine Tasse Tee im Aufenthaltsraum der Station zu trinken, um sich zu beruhigen, nutzen der Herr vom Jugendamt und der Polizist die Gelegenheit, um mit ihr zu sprechen.

„Frau Corrie van Woerden, wir benötigen Ihre Daten für die Akte. Sie sind also ledig und wohnen in Haarlem? Gut. In der Barteljorisstraat? Gut. Ich bitte Sie, Ihre Angaben auf dem Formular zu überprüfen und dann das Dokument hier zu unterschreiben. So müssen Sie nicht extra zur Polizeiwache kommen. Vielen Dank. Was wir jetzt noch von Ihnen brauchen,

ist eine offizielle Bestätigung, dass der Junge im Zimmer wirklich Joe van Woerden, Ihr Neffe, ist."

Frau van Woerden schaut irritiert von einem zum anderen. Dann antwortet sie leicht hysterisch:

„Aber natürlich ist es Joe! Was ist das denn für eine Frage? Sie haben mich doch nicht extra aus Haarlem hierherkommen lassen, nur um ...“

„Nein, nein, natürlich nicht. Bitte beruhigen Sie sich“, antwortet der Polizist schnell beschwichtigend. „Wir sind uns sicher, sonst hätten wir Sie nicht hergebeten. Wir brauchen nur Ihre offizielle Bestätigung – eine reine Formalität, verstehen Sie? –, dass der Junge tatsächlich Ihr Neffe Joe ist, das ist alles.“

„Natürlich ist er das!“, antwortet die Tante energisch, als wolle man ihr auch noch ihren Neffen wegnehmen, nachdem sie gerade ihren Bruder und ihre geliebte Nichte verloren hat.

„Es gibt also keinen Zweifel?“, fährt der Polizist unbeeindruckt fort.

„Nun, wir haben uns seit über einem Jahr nicht mehr gesehen und er hat ein bisschen zugenommen – wie viele Kinder in seinem Alter“, verteidigt Tante Corrie ihren Neffen. „Aber abgesehen davon, gibt es keinen Zweifel, dass ... oh, mein armer, armer Junge“, bricht sie erneut in Tränen aus.

Der Polizist sieht den Herrn vom Jugendamt an. Dieser nickt zurück und signalisiert, dass er auch noch ein paar Fragen hat.

„Frau van Woerden,“ beginnt der Mann vom Jugendamt, „wir bedauern alle sehr, dass Sie diesen schrecklichen Verlust erlitten haben und dass wir Sie noch länger belästigen müssen, aber ich muss wissen, was jetzt mit Joe geschehen soll. Sie sind alleinstehend, und wenn Sie den Jungen zu sich nehmen, müssten wir Ihre finanzielle Situation und ein paar andere Dinge besprechen. Aber“, fügt er schnell hinzu, als er Wut in Frau van Woerdens Augen aufblitzen sieht, „wir können dieses Gespräch morgen fortsetzen, es muss nicht alles heute Abend geschehen.“

Frau van Woerden, die gerade noch bitterlich geweint hat, antwortet plötzlich mit viel sachlicherer Stimme:

„Meine finanzielle Situation und ein paar andere Dinge prüfen? Pah, das können Sie sich sparen. In meiner kleinen Wohnung wäre sowieso kein Platz für zwei Personen. Außerdem glaube ich nicht, dass ich mit

einem Teenager zurechtkommen würde. Das wird ja immer schwieriger mit den Kindern heutzutage. Aber sagen Sie, warum nimmt meine Schwägerin Rita Klaasen ihn nicht bei sich auf? Sie hat bereits eine Familie und dazu auch noch ein großes Haus.“

„Wir haben bereits mit Herrn und Frau Klaasen gesprochen“, antwortet der Mann vom Jugendamt, „aber sie haben abgelehnt. Sie hätten schon genug zu tun mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder.“

„Das ist doch lächerlich!“, bemerkt die Tante zynisch. „Aber das ist typisch für Rita, die kommt nur, wo es etwas zu holen gibt. Von sich aus würde sie niemals etwas geben. Das bedeutet also, dass Joe in ein Waisenhaus muss. Habe ich das richtig verstanden?“, fragt Corrie nun mit echter Besorgnis in der Stimme.

„Unter den gegebenen Umständen scheint ein Heim die einzige Möglichkeit zu sein“, bestätigt der Herr vom Jugendamt.

„Aber es gibt doch da sehr unterschiedliche Einrichtungen, oder? Ich möchte zumindest sicherstellen, dass Joe in das beste Waisenhaus kommt, das ihm zur Verfügung steht. Mein Bruder war wohlhabend, also sollte ein anständiger Ort für seinen Jungen in jedem Fall möglich sein. Schließlich hört man von allerhand schlimmen Dingen, die in solchen Einrichtungen vor sich gehen. Das darf Joe nicht passieren! Verstanden?“

„Wenn Sie ihren Neffen wirklich schützen wollen, Frau van Woerden, dann würde ich Ihnen raten, guten – ich meine regelmäßigen – Kontakt zu Joe aufrechtzuerhalten. Besuchen Sie ihn oft, auch wenn er vorgibt, ihre Besuche nicht zu wollen“, rät der Mann vom Jugendamt. „Auf diese Weise könnten Sie deutlich machen, dass Sie es bemerken würden, wenn ihm Unrecht getan wird. Damit könnten Sie Joe einen großen Dienst erweisen.“

„Das ist ein wertvoller Ratschlag!“, erklärt die Tante sofort, sichtlich erleichtert, dass sie etwas Gutes für ihren Neffen tun und ihr schlechtes Gewissen beruhigen kann.

Mit diesen Worten ist das Gespräch beendet, und der unbekannte Junge wird offiziell zu Joe van Woerden. Nach einigen Tagen kommt er so in das Kinderheim „Wendepunkt“, das im hohen Norden Deutschlands zwischen den Meeren liegt. Das Heim befindet sich genau an dem Punkt, wo die Gemarkungen der Dörfer Itern, Ian und Mid aufeinandertreffen.

Eine schlimme Zeit

Wortlos wird Joe durch die Tür in die große Eingangshalle des Waisenhauses „Wendepunkt“ geschoben.

In den letzten Tagen im Krankenhaus begann er zu spüren, wie seine Seele unter der Aufmerksamkeit des Pflegepersonals ein wenig auftaute. Aber der kleine Fortschritt sollte nicht von Dauer sein. Sobald er das Krankenhaus verlassen muss, wo er liebevoll behandelt wurde, wird ihm bewusst, welche Veränderung auf ihn zukommt. Er wird fest am Arm gepackt und ins Auto gesetzt, fast so, als hätte er sich dagegen gewehrt. Dabei hat er alles bereitwillig über sich ergehen lassen, unfähig, sich zu wehren. Die Leute vom Kinderheim, die Joe drei Tage nach dem Besuch seiner Tante aus dem Krankenhaus abholen, unterscheiden sich sehr vom Pflegepersonal der Traumastation des Kinderkrankenhauses.

Frau Hartman, die Sekretärin des Heimleiters, hat rote, sehr kurz geschnittene Haare und ist in eine wilde Mischung bunter Stoffe gekleidet. Ihr Begleiter, Herr Bauer, ist ein korpulenter, blonder Mann mit schütterem Haar, Bluejeans und einem weißen Hemd. Keiner von beiden scheint daran interessiert zu sein, mit Joe zu sprechen, geschweige denn ihm zu helfen, mit seiner neuen Situation zurechtzukommen. Im Gespräch mit dem Mitarbeiter des Jugendamts weisen sie darauf hin, dass Joe seine persönlichen Sachen aus seinem Zuhause bekommen müsse. Vor allem seine Kleidung. Der Mitarbeiter des Jugendamts hatte daher am Vortag versucht, Joe zu fragen, welche persönlichen Gegenstände er aus seinem Zimmer und dem Haus seiner Eltern behalten wolle. Wie üblich antwortete Joe jedoch nicht. Selbst als man ihm einige seiner Spielsachen und andere persönliche Gegenstände zeigte, die der echte Joe in seinem Zimmer aufbewahrt hatte, reagierte er nicht. Da er stumm und apathisch blieb, packten sie – abgesehen von seinen Kleidern – nur einen Schuhkarton mit persönlichen Gegenständen für ihn. Darin befand sich auch ein Familienfoto seiner vermeintlichen Eltern. Auf der langen Fahrt zum Waisenhaus, die einmal quer durch ganz Deutschland führte, hielt er diesen Schuhkarton in den Händen, ohne ein Wort zu sagen. Weder der

Fahrer, Herr Bauer, noch Frau Hartmann sprachen ein Wort mit ihm. Es schien ihnen gerade recht, dass er nichts sagte.

Jetzt steht er da, in der großen Eingangshalle seines neuen Zuhauses. Das Gebäude sieht aus wie ein Herrenhaus aus früheren Zeiten. Sein Herz pocht. Die alten Holzvertäfelungen, das Geräusch von Schritten! Plötzlich überkommt Joe eine Flut von Erinnerungen. Er riecht Lavendel, obwohl es hier keinen Lavendel gibt. Er hört Gelächter, obwohl niemand lacht. Er sieht ein prächtiges Anwesen, ein wunderschönes altes Herrenhaus, wie ein kleines Schloss. Bei diesem inneren Anblick schlägt Joes Herz so wild in seiner Brust, dass er den Heimleiter nicht hören kann, der mit ihm spricht. Ein großer Mann mit halb kahlem Kopf, grauen Haaren und Brille sieht ihn streng an und stößt ihm immer wieder mit seinem knorrigen Finger in die Schulter. Er hört erst auf, als Joe ihn endlich ansieht. Dann hört Joe einige sehr streng klingende Worte.

„Wenn ich mit dir spreche, schaust du mich gefälligst an!“, donnert die Stimme des Mannes mit dem halb kahlen Kopf. „Ich sehe, wir müssen dir einige Manieren beibringen. Glaube ja nicht, dass du mit deiner Verweigerungsnummer hier durchkommst. Wir haben hier strenge Regeln, und auch du musst dich daran halten. Verstanden? Es wäre besser für dich, wenn du bald zur Vernunft kommst.“

Joe schaut durch den Mann hindurch und dann wieder auf seine Lippen, die sich bewegen und Worte aussprechen, die er nicht versteht. Er merkt, dass der Mann immer wütender wird, und starrt umso ängstlicher mit großen Augen. Automatisch drückt er dabei den Schuhkarton, den er immer noch in den Händen hält, fester an seine Brust. Herr Bauer reißt ihm den Karton sofort grob aus den Armen.

„Du bekommst ihn zurück, wenn du dich benimmst und antwortest, wenn du angesprochen wirst! Dein Verhalten ist wirklich unmöglich. Kein einziges Wort auf der ganzen Fahrt bis hierher! Stimmt's, Frau Hartmann?“

„Das bringt bei dem nichts, Herr Dr. Baumgartner“, wendet sich Frau Hartmann direkt an ihren Chef mit der Halbglatze, statt an Herrn Bauer, der sie angesprochen hat. „Im Krankenhaus hat man mir erklärt, dass er offensichtlich kein einziges Wort sprechen kann. Das psychiatrische Gutachten ist irgendwo hier. Einen Moment bitte“, unbeholfen wuchtet sie einige Akten hin und her. „Oh ja, hier ist es: Bei dem Patienten

wurde traumatisch bedingter, akinetischer Mutismus diagnostiziert und ..."

„Er kann also nicht sprechen und sich kaum aus eigener Kraft bewegen“, wirft Herr Baumgartner ein. „Nun, das werden wir noch sehen. Wenn das wirklich der Fall ist und so bleibt, dann ist er kein Junge für unsere Einrichtung, dafür sind wir nicht ausgerüstet. Aber auf jeden Fall ist die Wahrnehmung bei Mutismus nicht beeinträchtigt“, wendet sich Dr. Baumgartner mit drohender Stimme wieder Joe zu. „Also gut, das reicht für heute Abend. Bringen Sie ihn weg, Herr Bauer. Lassen Sie ihn aber erst noch einen Teller Abendessen bei der Köchin Frau Giesberg zu sich nehmen. Dann bringen Sie ihn in den zweiten Stock zur Wohngruppe 3 und informieren Sie Herrn Jansen über den Neuzugang.“

„Komm schon, beeil dich, ich habe heute schon genug Zeit mit dir vertrödelt“, fährt Herr Bauer Joe an. Dann schiebt er den Jungen mit dem Schuhkarton unter dem Arm einen langen Korridor entlang, bis sie schließlich einen großen Speisesaal erreichen. In der Halbdunkelheit wirkt die Halle jetzt leer und feindselig. Am anderen Ende des großen Saals erreichen sie eine alte Schwingtür, die in die Küche führt. Eine verschwitzte Frau fegt große Kippffannen aus. Sie wischt sich den Schweiß von der Stirn und sieht die beiden „Eindringlinge“ schlecht gelaunt an.

„Guten Abend, Frau Giesberg, Dr. Baumgartner sagte, dass ...“, beginnt Herr Bauer das Gespräch, doch weiter kommt er nicht.

„Guten Abend, Herr Bauer. Ah, der Neue. Das wurde auch Zeit. Hier, ich habe das Essen für dich warmgehalten.“ Mit diesen Worten reicht sie Joe ein Tablett mit zwei abgedeckten Tellern und einem Glas gesüßtem Tee. „Was ist los? Sagst du nichts? Nicht einmal: ‚Vielen Dank, Frau Giesberg?‘ Ich sage dir gleich, für ungezogene Jungen gibt es hier kein Essen!“, faucht sie Joe herrisch an, der sie daraufhin erschrocken ansieht.

„Er kann nicht sprechen“, antwortet Herr Bauer an seiner Stelle.

„Ah – das ist etwas anderes“, erwidert die Köchin etwas versöhnlicher. Dann sagt sie: „Ist der Antrag jetzt durch?“, dabei wendet sie sich wieder dem Fahrer zu.

„Sie meinen den Antrag, alle Wohngruppen mit eigenen Küchen auszustatten? Ich glaube nicht. Anscheinend gibt es immer noch Bedenken von ganz oben. Man zögert, solch teure Umbauten zu finanzieren, solange es andere Optionen gibt. Es reicht aus, wenn die Wohngruppen ihre

Zwischenmahlzeiten und die Mahlzeiten am Wochenende auf ihren Stationen einnehmen. Es gibt eigentlich keinen ausreichenden Grund, der die teuren Umbauten rechtfertigen würde, aber Dr. Baumgartner macht trotzdem weiter Druck. Zumindest habe ich das gehört. Es soll schließlich langfristig zu Einsparungen führen. Ja, ich weiß, dass das genau der Punkt ist“, erklärt Herr Bauer und schaut in das düstere Gesicht von Frau Giesberg. Er sieht, dass sie ihm gleich noch mehr sagen will. Deshalb entschuldigt er sich kurz bei der Köchin, um sich um Joe zu kümmern. Er versichert ihr, dass er sofort zurückkommt, er wolle Joe nur schnell an einen Tisch setzen.

Herr Bauer schiebt Joe zurück ins Esszimmer, wo dieser gezwungen ist, allein an einem der langen Tische im großen, leeren Speisesaal zu sitzen. Nur eine surrende Neonröhre an der Decke neben dem Ausgang zum Flur ist eingeschaltet und die einzige Lichtquelle für den ganzen Raum. In ihrem fahlen Licht wirkt der Speisesaal noch gespenstischer. Joe starrt auf sein Tablett, denn er kann den Anblick dieses leeren Raumes nicht ertragen. Die Schwingtür zur Küche schließt sich wieder hinter Herrn Bauer, als er zurückgeht, um sich angeregt mit Frau Giesberg zu unterhalten. Ihre Gespräche und das Klappern von Töpfen und Pfannen sind durch die geschlossene Tür zu hören. Vom Flur her vernimmt Joe die entfernten Stimmen vieler Kinder. Dennoch ist es so still, dass er das gleichmäßige, keuchende Geräusch der Heizungsanlage hören kann. Ein gleichmäßiger Ton, der seine Einsamkeit noch zu unterstreichen scheint – wie das Signal eines medizinischen Monitors, der anzeigt, dass ein Herz aufgehört hat zu schlagen. Joe starrt weiter auf seinen Teller. Er ist sehr hungrig, aber wie soll er essen? Im Krankenhaus haben sie ihm geholfen. Sie haben seine Teller abgedeckt und ihm eine Gabel in die Hand gedrückt. So hat er es geschafft, langsam selbstständig zu essen. Aber ganz ohne Hilfe?

„Warum kann ich mich nicht bewegen?“, fragt Joe sich selbst. „Ich sollte mich doch bewegen können, ich ...? Ich hab so großen Durst!“

Verzweifelt starrt er auf seinen Teller und das Glas, während ihm langsam Tränen in die Augen steigen. Es ist, als hätte er sich in der Weite seines eigenen Körpers verloren, als würde seine Seele diesen nicht mehr ausfüllen. So wie ein Handschuh sich nicht von selbst bewegen kann, wenn keine Hand ihn füllt. Nur langsam gelingt es Joe schließlich, einen Arm

zu bewegen. Selbst der quälende Durst kann ihn nicht zu mehr Eile treiben. In dem Moment, als Joe das leere Teeglas langsam zurückstellt und seine Hand zur Gabel führt, öffnen sich die Schwingtüren erneut und Herr Bauer schaut herein.

„Was ist los, willst du nicht essen? Na gut, wenn du es nicht willst, ich schon.“

Entsetzt muss Joe zusehen, wie Herr Bauer ihm die Teller wegnimmt und die gesamte Mahlzeit in Windeseile verschlingt. Einige Minuten später packt Herr Bauer Joe wieder am Ärmel, schiebt ihn zurück auf den Flur und hinauf in den zweiten Stock zur Wohngruppe 3. Viele Kinderaugenpaare beobachten ihn neugierig. Joe wagt es nicht, den Blick zu heben. Stattdessen starrt er auf den Boden.

„Das ist der neue Junge, Herr Jansen“, stellt Herr Bauer Joe einem mittelgroßen Mann vor. „Joe van Woerden.“

Der Mann, der vor Joe steht, hat graumeliertes, sehr kurzes Haar und eine Brille mit runden Gläsern. Er trägt einen gestrickten, grau gemusterten Pullover und Jeans. Joe kann es nicht sehen, da sein Blick auf die grauen Stricksocken von Herrn Jansen fixiert ist, die in braune Sandalen stecken.

„Der Junge spricht kein Wort. Er hat Mitusm oder so etwas“, erklärt Herr Bauer.

„Sie meinen Mutismus, Herr Bauer? Du sprichst also nicht, hm?“, wendet sich Herr Jansen fragend an Joe. „Dann fürchte ich, wird es für dich nicht leicht bei uns.“

Herr Jansen wendet sich kurz ab und sagt dann zu einem Jungen, der in der Nähe steht:

„Yanik, das ist Joe. Er ist der neue Junge, der bei euch im Zimmer schläft. Er kann nicht sprechen, aber das ist kein Grund, ihn zu ärgern, okay? Ich will deswegen keinen Stress. Lasst ihn einfach in Ruhe.“

„Ich gehe jetzt. Sie brauchen mich nicht mehr, oder?“, sagt Herr Bauer und wendet sich zum Gehen, während Joe in ein Zimmer mit zwei Jungen in seinem Alter geführt wird.

Die folgende Woche wird für Joe zur Hölle. Mit den unterschiedlichsten „Maßnahmen“ versucht man, ihn zur Teilnahme am Alltag zu zwingen. Am ersten Tag versuchen sie es noch mit Empathie, aber scheinbar ohne jeden Erfolg. Die Betreuer kommen daher zu dem vorei-

ligen Schluss, dass Joe offensichtlich nicht mitmachen will und Freundschaft bei ihm zwecklos ist.

„Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir konsequent sein. Er steckt in einer schwierigen Situation und wird es ohne klare Strenge nicht schaffen. Wenn wir ihm nicht den nötigen Halt durch konsequentes Durchgreifen geben, verliert er sich nur weiter. Rücksicht und Liebe funktionieren in einer so großen Einrichtung einfach nicht, denn es sind zu viele Kinder, um auf jeden individuell eingehen zu können. Deshalb braucht es klare Regeln und auch eine dem Zweck angemessene Härte, damit überhaupt etwas vorangeht. Wenn durch unsere Strenge irgendwann wieder Ordnung in sein Leben kommt, wird er es uns am Ende vermutlich danken“, lautet die Einschätzung des Diplom-Pädagogen Jansen.

In der Zwischenzeit „spielen“ die anderen Kinder mit ihm, wie es ihnen beliebt, solange kein Erwachsener eingreift. Bald bekommt er den Spitznamen „der dumme Stumme“ und die Heimleitung beschließt, dass er für ein gewöhnliches Kinderheim nicht länger tragbar ist und stattdessen in eine psychiatrische Einrichtung geschickt werden sollte. Seine Tante ist jedoch entschieden dagegen. Ihre Proteste scheinen das Unvermeidliche jedoch nur um wenige Tage hinauszuzögern.

Über der Tür zum Gemeinschaftsraum im zweiten Stock stehen in großen Buchstaben die Worte des Psychiaters Karl Jaspers: „Alles, was wir sind, sind wir in Kommunikation.“

Angesichts von Joes Situation wirken diese Worte wie Hohn. Am eigenen Leib erfährt er, was es bedeutet, wenn ein Mensch nicht mehr kommunizieren kann – weder verbal noch nonverbal. Für seine Umwelt beginnt er zu verschwinden. Ohne jede Ausdrucksmöglichkeit verliert er seine soziale Präsenz, wird übersehen wie etwas, das kein Licht mehr reflektiert. Schritt für Schritt gerät Joe aus dem Blickfeld der anderen und wird schließlich vollständig ignoriert.

Selbst die Hänseleien und boshaften Streiche der anderen Kinder bleiben aus; seine anhaltende Apathie bietet keinen Anreiz mehr. Da er sich weder wehren noch auf sich aufmerksam machen kann, bleibt auch seine körperliche Not unbeachtet. Er leidet an Mangelernährung, verliert rapide an Gewicht, und seine anfangs noch eng sitzende Kleidung hängt schließlich schlaff an ihm herab.

Am folgenden Sonntagabend eskaliert die Situation schließlich. Joe gerät vollends in Vergessenheit und muss die gesamte Nacht im Aufenthaltsraum der Wohngruppe Nummer 3 verbringen. Er schließt daraufhin einfach die Augen. Das beständige Brennen seines leeren Magens nimmt er längst nicht mehr wahr. Er möchte nur noch einschlafen – und nie wieder aufwachen.

Der neue Betreuer

Am Montagmorgen, nachdem Joe die Nacht in einer Ecke des Aufenthaltsraums verbringen musste, kommt ein Sonderpädagoge ins Kinderheim: Walter Block. Er übernimmt die Betreuung der 14- bis 21-jährigen Jugendlichen in Wohngruppe 4 und 5 und erteilt Nachhilfe in Deutsch, Mathematik und Sachunterricht. Walter ist ein großer, rundlicher Mann mit einem offenen, freundlichen Gesicht und einer ruhigen, selbstverständlichen Autorität. Er liebt alle Kinder, begegnet ihnen mit echter Zuwendung und hat sich bewusst vorgenommen, gerade jene nicht aufzugeben, die als schwierig gelten. Diese innere Entschlossenheit strahlt der Neue auch aus. So wird er innerhalb weniger Stunden bei allen Kindern beliebt. Sie buhlen um seine Aufmerksamkeit, was ihm umgehend den Neid seiner Kollegen einbringt. Diese empören sich über sein vermeintlich unprofessionelles Verhalten, obwohl er nichts anderes tut, als sich bewusst dafür zu entscheiden, jedem Kind Wertschätzung entgegenzubringen. Wäre er nicht schon seit vielen Jahren in diesem Beruf tätig, hätten sie ihm eingeredet, dass „Liebe“ nicht funktioniert, da sie ausschließlich zu Enttäuschungen führt – insbesondere bei Heimkindern. Doch Walter Block ist ein Naturtalent. Er behält die Situation im Griff und versteht es, professionelle Nähe und Distanz auszubalancieren. So gelingt ihm, woran die anderen scheitern – weshalb sie ihm den Erfolg neiden.

Wenngleich Herr Block alle Kinder mag, hat er Joe doch ganz besonders in sein Herz geschlossen. Diese besondere Verbindung entsteht schon an seinem ersten Arbeitstag, als er extra früh anreist, um vor Arbeitsbeginn eine „Zeit der Stille“ zu halten, wie es seine Gewohnheit ist. Er setzt sich an einen Tisch, liest in der Bibel und betet still im besonders schönen Aufenthaltsraum der Wohngruppe 3 im zweiten Stock. Nachdem er sein Morgengebet beendet hat, bewundert er noch eine Weile die aufgehende Herbstsonne. Ihr warmes Licht überflutet langsam die Sportanlagen, die Nebengebäude und den großen Park des Kinderheims und taucht alles in ein Meer aus goldenen Farben. Der alte Häuserkomplex sieht wunderschön aus im reflektierenden Licht der bunten Herbstblätter.

Von einem tiefen Gefühl innerer Ruhe beseelt, lässt Walter daraufhin seinen Blick durch den Aufenthaltsraum schweifen. Da trifft es ihn plötzlich wie ein Blitz! Bestürzt blickt er auf ein Häufchen Elend in der Ecke. Sein Herz pocht heftig. Das darf nicht wahr sein! Da liegt tatsächlich ein Junge! In diesem Moment zerbricht etwas in Herrn Block. Das Elend des Jungen durchbohrt sein Herz wie ein Schwert. Er rennt zu Joe und nimmt ihn spontan in die Arme. Selbst Vater von Kindern in Joes Alter ist Walter bis ins Mark erschüttert. Er bemerkt, dass der Junge abgemagert und vor Kälte ganz steif gefroren ist. Offensichtlich hat er schon seit Stunden in der Ecke gelegen. Sofort trägt er Joe zur Krankenstation.

Der Skandal macht schnell die Runde, und der Heimleiter, Dr. Baumgartner, ist außer sich vor Wut. Nicht so sehr, weil ihm etwas an Joe liegt, als vielmehr, weil er um seinen und den Ruf des Kinderheims besorgt ist. Es muss unbedingt verhindert werden, dass davon etwas nach draußen dringt, entscheidet Dr. Baumgartner. Daraufhin werden in den folgenden Tagen zu diesem Thema ganze sechs außerordentliche Sitzungen veranschlagt, in denen auch Herr Jansen, Joes direkte Aufsichtsperson, arg in die Mangel genommen wird. Dr. Baumgartner setzt sich vehement dafür ein, dass der Junge nun umgehend in eine Psychiatrie verlegt wird, doch Herr Block setzt ihn unter Druck. Er macht Herrn Baumgartner deutlich, dass er unter diesen Umständen nicht dafür garantieren könne, seinen Mund über das Geschehene zu halten. Dr. Baumgartner, dem alles daran liegt, dass sein Kinderheim nicht in Misskredit kommt, willigt endlich ein, dem Jungen noch eine letzte Chance zu geben, indem er Herrn Block die volle Verantwortung für ihn überträgt. Allerdings mit der Bedingung, dass sich sehr bald eine Besserung seines Zustandes feststellen lassen muss. Ansonsten muss der Junge – selbstverständlich zu seinem eigenen Wohl, wie Dr. Baumgartner betont – in psychiatrische Betreuung übergeben werden. Von dem Moment an versucht Herr Block beständig, an den vollkommen apathischen Jungen heranzukommen. Er gibt sein Bestes, die anderen Kinder davon abzubringen, ihn erneut zu traktieren. Doch der Erfolg will sich nicht so schnell einstellen, wie verlangt. Daher gibt Herr Block alles, die Heimleitung zu überzeugen, ihm noch weitere Wochen zuzugestehen, ehe man Joe in eine psychiatrische Anstalt einliefert. Er ist davon überzeugt, dass der Junge nicht dumm ist, wofür er allgemein gehalten wird. In den folgenden Tagen stellt der Heim-

rat Herrn Block ein Ultimatum. Joe soll in vier Wochen lernen, sich wenigstens minimal am Unterricht, den Tagespflichten, wie auch an allen anderen Aktivitäten des Heimalltags zu beteiligen. Durch die Unmöglichkeit dieses Auftrags hofft das Fachkräfteteam insgeheim, Joe endlich loszuwerden und den übereifrigen Kollegen auf seinen Platz zu verweisen. Herr Block protestiert, dass dies ein viel zu kurzer Zeitrahmen sei, um so viel zu erreichen. Die Heimleitung erklärt ihm jedoch, dass weder die Zeit noch die Ressourcen vorhanden seien, um sich derart intensiv um einen einzelnen Jungen zu kümmern. Die Einrichtung sei darauf nicht ausgelegt. Unverkennbar bedürfte der Junge einer fachlichen Begleitung, die ihm auch zusteht. Dr. Baumgartner beharrt daher auf seinem strengen Zeitplan. Nur wenn sich binnen zwei Wochen ein messbarer Erfolg abzeichnet, bleibt eine Ausweitung des Aufenthalts auf insgesamt einen Monat als Option bestehen. In dieser Frist muss Joe den Beweis einer gelingenden Integration erbringen. Letztlich bemisst sich sein Verbleib an seiner Fähigkeit, die eigene Isolation zu durchbrechen und sich aktiv am Geschehen der Wohngruppe einzubringen. Andernfalls würde er in eine psychiatrische Einrichtung überwiesen.

Herr Block erkennt, was auf dem Spiel steht, und bittet Gott daher intensiv, den Jungen zu retten. Sein härtester Gegner bei seinem Vorhaben ist Torsten Jansen. Er kann Joe nicht verzeihen, dass er wegen ihm in solche Schwierigkeiten geraten ist. Sich selbst gegenüber will Herr Jansen keine Schuld eingestehen. Seit einundzwanzig Jahren ist er nun schon als erzieherische Fachkraft tätig und so etwas ist ihm noch nie widerfahren. Folglich ist der ganze Vorfall aus seiner Sicht ausschließlich Joes Schuld. Er ist überzeugt, dass der Junge in eine Nervenheilanstalt gehört, und setzt alles daran, Joes Entlassung aus dem Heim zu erwirken. Dahinter verbirgt sich vor allem die Sorge um den eigenen Ruf: Sollte es seinem Kollegen Block wider Erwarten gelingen, Joe zu helfen, wie stünde er dann da? Das darf nicht geschehen.

„Bis zum nächsten Mal lest bitte das Kapitel zu Ende und schreibt eine Zusammenfassung über ‚Griechenland unter osmanischer Herrschaft‘. Nächste Woche schreiben wir eine kleine Klassenarbeit darüber“, sagt Herr Block zu seinen Schülern, als der Unterricht um 16 Uhr zu Ende ist. Laut plaudernd verlässt eine Gruppe von zehn Jungen das Klassen-

zimmer, nur Joe bleibt zurück. Wie schon am Tag zuvor setzt sich Herr Block zu ihm und beginnt, freundlich mit ihm zu sprechen.

„Joe, sag mal, kennst du Jesus Christus? Glaubst du an Gott?“, fragt Herr Block vorsichtig. Dabei wirft er einen kurzen Blick zum offenen Flur hin, um sicherzugehen, dass keiner seiner Kollegen zuhört. Schließlich kommt es nicht gut an, wenn ein Lehrer mit seinen Schülern über Gott spricht, und er muss darauf achten, seinen Kollegen keinen weiteren Anlass zur Kritik zu geben. Wie üblich kommt keine Antwort von Joe, also fährt er fort: „Schau, ich habe hier eine Bibel. Ich würde dir gerne etwas daraus vorlesen, wenn du nichts dagegen hast.“

Als Joe die abgenutzte schwarze Bibel sieht, leuchtet plötzlich der Funke des Wiedererkennens in seinen Augen auf. Herrn Block entgeht nicht, dass für den Bruchteil einer Sekunde Interesse in Joes Augen aufblitzt. Ermutigt durch diese Reaktion öffnet er seine Bibel, die er immer bei sich trägt, und beginnt, Joe aus dem Matthäusevangelium vorzulesen.

„Lies mal hier, Kapitel 15, Verse 21 bis 31. Da geht es um verschiedene Heilungsgeschichten, darunter die Heilung eines Stummen. Siehst du? Gott kann helfen, Joe. Jesus Christus kam in die Welt, um Kindern wie dir zu helfen“, erklärt Herr Block ihm und liest die Passage dann laut vor.

Die Worte „Gott“ und „Jesus Christus“ lassen Joes Herz plötzlich höher schlagen. Gott – Dieu; Jesus Christus – Jésus-Christ! Plötzlich hört er eine ihm vertraute Stimme aus seiner Erinnerung, die aus der französischen Bibel vorliest und Andachten hält. Beim Klang dieser geliebten Stimme in seinem Inneren und beim Anblick des Gesichts eines älteren Mannes, das wie aus dem Dunkeln auftaucht, zieht sich Joes Herz vor Schmerz und Liebe zusammen. Etwas in ihm versucht mit aller Kraft, ihn davon abzuhalten, sich an dieses liebevolle Gesicht zu erinnern. Doch plötzlich erscheint dasselbe Gesicht erneut vor ihm und blickt streng auf ihn herab. Die Schmerzen, die diese Erinnerung auslöst, sind unerträglich und werden sofort wieder in den unendlichen Tiefen seines Unterbewusstseins versenkt. Jetzt hört Joe erneut die Stimme von Herrn Block.

„Verstehst du, Joe? Auch wenn wir keinen Ausweg sehen, weiß Christus doch immer einen Weg, um uns zu helfen.“

Als Herr Block sieht, dass Joe zum ersten Mal den Kopf hebt und zu ihm hochschaut, ermutigt ihn das, weiterzusprechen. Er sagt: „Gott kann auch

dir helfen, Joe. Er liebt dich, und ich bete jeden Tag für dich. Ich möchte alles tun, um dir zu helfen, aber du musst dich bemühen, mitzuarbeiten, wenn du willst, dass es funktioniert. Versprichst du mir das?" Ohne auf eine Antwort zu warten, fährt Herr Block fort: „Du wirst sehen. Bald wirst du wieder sprechen können. Gott hat einen ganz bestimmten Plan für dein Leben. Ich spüre das tief in meinem Inneren.“

Während er diese Worte spricht, streicht er Joe, der ihm nun direkt in die Augen schaut, reflexartig kurz über den Kopf und lächelt. Joe spürt, wie ihm die Tränen in die Augen steigen. Herr Block ist sehr bewegt davon, dass Joe zum ersten Mal so deutlich reagiert. Sein väterlicher Instinkt möchte Joe umarmen, aber er zwingt sich, professionell zu bleiben, und sagt daher nur: ,

„Weine ruhig, Joe. Tränen sind etwas Gutes. Ich bin sicher, du hast viele Gründe zu weinen. Aber wenn du es nicht zulässt, werden dich die vielen ungeweinten Tränen langsam im Inneren ertränken. Sie rauben dir die Stimme und lähmen letztlich deinen ganzen Körper und dann kannst du weder sprechen noch dich bewegen. Verstehst du?“

Seit diesem Ereignis verbringt Herr Block täglich Zeit mit Joe: Er liest ihm aus der Bibel vor und betet mit ihm – nachdem er Dr. Baumgartner davon überzeugen konnte, wie stark Joe darauf reagiert. Was er nicht wissen kann: Für Joe wird die Bibel zum Schlüssel, die deutsche Sprache zu erlernen. Die Verse sind ihm seit frühester Kindheit vertraut, und sein hochintelligentes, junges Gehirn vermag in Minuten Zusammenhänge zu erfassen und die passenden Übersetzungen herzustellen. Das eigentlich Überraschende ist jedoch, dass Joe mit jedem deutschen Wort, das er versteht, die Erinnerung an das französische Äquivalent verliert – so stark wirkt sein Verdrängungsmechanismus. Auf diese rätselhafte Weise verschwindet sein gesamter französischer Wortschatz nach und nach aus seinem Bewusstsein. Bis ihm schließlich nur die deutsche Sprache bleibt. Er lebt ausschließlich in der Gegenwart, ohne Erinnerung an die Vergangenheit und ohne Interesse an einer Zukunft. Die Bemühungen von Herrn Block, Joe zu helfen, zeigen auf einmal Wirkung. Wie durch ein Wunder lockert sich der eiserne Griff, der ihn gefangen gehalten hat. Tag für Tag gelingt es ihm mehr, sich aus eigener Kraft zu bewegen, seine Pflichten zu erfüllen und am täglichen Unterricht teilzunehmen. Nur eines tut er nicht: sprechen. Doch schließlich stuft die Heimleitung dies – nicht

ohne zusätzlichen Druck von Joes Tante – als „akzeptabel“ ein. Sehr zum Missfallen von Herrn Jansen, der von diesem Tag an kein gutes Wort mehr für Joe übrig hat.

Herr Block sollte Recht behalten. Schon nach wenigen Wochen wird deutlich, dass Joe ein außergewöhnlich guter Schüler ist. Er ist weit besser als alle anderen, obwohl er so viel vom Lehrplan verpasst hat und anfangs kein Deutsch verstehen konnte. Das weiß jedoch niemand. Seine Liebe zu Büchern ist eine zusätzliche Hilfe. Sobald er die Kraft findet, sich Bücher aus der hauseigenen Bibliothek auszuleihen, verschlingt er ein Buch nach dem anderen. Unter diesen befindet sich auch ein Bildband über Weinberge und Weinsorten in Deutschland. Er fühlt sich magisch davon angezogen, weiß aber nicht warum. Der Bildband gibt ihm ein wunderbares Gefühl von Heimat und Geborgenheit. Er liest den Band so oft, dass er ihn bald auswendig kann, zumal er vieles davon bereits weiß – aber woher?

In den folgenden Tagen richtet das Waisenhaus einen besonderen Empfang für das Weihnachtskomitee aus. Joe ist zufällig anwesend, als der Direktor, Dr. Baumgartner, die stellvertretende Direktorin, Frau Neumann, die Sekretärin, Frau Hartmann und Herr Block darüber beraten, welchen Wein sie für die Gäste wählen sollen. Der Weinhändler empfiehlt gerade einen Weißwein, insbesondere eine Scheurebe oder einen Riesling. Da öffnet Joe plötzlich den Mund – und spricht in akzentfreiem Deutsch:

„Wenn Sie sich zwischen den beiden Weinen entscheiden möchten, würde ich eher zur Scheurebe raten. Sie ist mit ihrem hocharomatischen Bukett nach Cassis und Grapefruit ein hervorragender Aperitif, der bei einem gemischten Publikum meist gut ankommt. Der Riesling ist zwar ein Klassiker, besitzt aber oft eine deutlich prägnantere Säure. Preislich liegen beide auf einem ähnlichen Niveau, wobei die Scheurebe meines Wissens das exzellentere Preis-Genuss-Verhältnis bietet.“

Alle schauen Joe verwirrt an. Der Weinhändler stimmt Joe zu, aber für die Heimleitung und Herrn Block ist es schwer zu entscheiden, was sie mehr schockiert: die Tatsache, dass Joe tatsächlich gesprochen hat, oder sein, für sein Alter, äußerst seltsames Wissen über Wein. Herr Block geht sofort auf Joe zu und versucht, ihn zum Weiterreden zu bewegen, und Joe

beginnt tatsächlich, ihm zu antworten. Er ist selbst überrascht. Warum kann er plötzlich sprechen? Und das auf Deutsch?

Joe kann es sich nicht erklären. Für ihn gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft, nur ein Jetzt, ein dunkles, schweres Heute. Er leidet an Albträumen und Flashbacks. Oft überkommt ihn eine Flut von Erinnerungsfragmenten, aber er ist nicht in der Lage, sie zusammenzufügen. Das Familienfoto mit seinen vermeintlichen Eltern löst keine Gefühle in ihm aus. Herr Block hat ihm erklärt, dass er unter einem schweren Trauma leidet, weil er mitansehen musste, wie seine Eltern und seine Schwester verbrannten. Joe erinnert sich tatsächlich an ein Auto, das eine Klippe hinunterstürzte, explodierte und ausbrannte. Feuer – genau wie in seinen Erinnerungen. Waren das also seine Eltern? Aber warum kann er nichts für sie empfinden? Auch seine liebe Tante Corrie, die ihn von Zeit zu Zeit besucht und ihn sogar einmal nach Haarlem mitgenommen hat, löst keine Erinnerungen in ihm aus. Trotzdem mag er sie. Er versteht inzwischen auch „wieder“ Niederländisch. Joes Mutter war Deutsche, sein Vater Niederländer aus der Region Kennemerland, und zu Hause wurde viel Niederländisch gesprochen. Joe, also „er“, beherrschte einst die Sprache, wie man ihm erzählte, aber das Trauma hatte wohl dazu geführt, dass er die Erinnerung an die Familiensprache verloren hatte. Aber Niederländisch ist nicht schwer, wie Joe feststellt, und so lernt er es sehr schnell, sehr zur Freude seiner Tante.

Nach Joes seltsamem Redeausbruch beginnen die Gerüchte über ihn und seine Einstufung erneut zu kursieren. Ist er autistisch? Hochintelligent? Oder einfach nur gestört: Schwierige familiäre Verhältnisse? Alkoholismus? Und was ihnen sonst noch alles einfällt. Wie üblich ist es Herr Jansen, der nicht zulässt, dass jemand positiv über Joe denkt. Er ist überzeugt, der Einzige zu sein, der Joe wirklich durchschaut hat. Im Laufe der Zeit entwickelt er ein regelrechtes Feindbild gegen ihn. Herr Block hingegen freut sich, dass sich seine Einschätzung bestätigt hat: Joe ist tatsächlich hochintelligent. Entsprechend unterstützt er ihn nach besten Kräften. Joe, der gegenüber Herrn Block zunehmend auftaut, lässt sich gut führen und unterrichten. Doch obwohl er überall tut, was von ihm verlangt wird, bleibt er unbeliebt. Es gelingt ihm nicht, Freundschaften zu knüpfen. Die meiste Zeit verbringt er daher mit Lesen und Lernen,

wodurch er endgültig zum einzelgängerischen Streber abgestempelt wird.

Seit sechs Monaten lebt Joe im Heim. Auf Drängen von Herrn Block wird er zur Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium zugelassen, die er ohne Mühe besteht. So kommt es, dass Joe wenige Monate später als Quereinsteiger ans Gymnasium wechselt. Auch dort bewältigt er den gesamten Schulstoff scheinbar mühelos mit Bestnoten. Nach einigen Monaten überspringt er eine weitere Klasse.

Dr. Baumgartner indes liebt es, beim Stadtrat, der dem übergeordneten Gremium des Heims angehört, Lorbeeren für Joes erstaunliche Leistungen und Entwicklung einzuheimsen. Wo immer er kann, spricht er über die Fortschritte, die der Junge in seiner Einrichtung gemacht hat. Dadurch wird sein Ruf als Pädagoge und Leiter des Waisenhauses erheblich gestärkt und es werden Mittel für längst überfällige Renovierungsarbeiten bewilligt. Als die Lokalzeitung einen kurzen Bericht über die außergewöhnlichen Leistungen von Dr. Baumgartner mit einer kurzen Erwähnung von Joe veröffentlicht, rennt dieser sofort zu Herrn Block, den er wie einen Vater liebt. Er findet es unfair, dass Herr Block in dem Artikel nicht einmal erwähnt wird, als ob die Fortschritte, die er in den letzten Monaten gemacht hat, ausgerechnet Dr. Baumgartner zu verdanken wären. Als Joe Herrn Block mit dem Zeitungsartikel konfrontiert, zuckt dieser nur mit den Schultern und lächelt gutmütig:

„Ach, mach dir nichts draus. Wenn das bedeutet, dass dringend notwendige Renovierungsarbeiten genehmigt werden, dann ist das doch gut.“

Name nicht einmal beiläufig erwähnt wird!“, erwidert Joe gekränkt. Walter Block schüttelt jedoch nur den Kopf und wird dann ernst:

„Joe, hör zu, es ist nicht so wichtig, ob andere Menschen anerkennen, was du tust. Allerdings ist es immens wichtig, dass das, was du tust, bei Gott Anerkennung findet. Er kennt dein Herz und deine Gedanken genau. Er kennt auch die Motive, die einen Menschen dazu bewegen, Gutes oder Böses zu tun. Verinnerliche das, denn letztendlich ist das das Einzige, was wirklich zählt.“

Solche Gespräche finden häufig zwischen Herrn Block und Joe statt. Sie beeinflussen Joes Gedanken und Gefühle. Er lernt, mit seiner inneren Verzweiflung und der daraus resultierenden Wut umzugehen. Da

das, was Herr Block ihm aus der Bibel vermittelt, funktioniert, beginnt Joe, sich immer mehr in die biblischen Erzählungen zu vertiefen. Dabei macht er eine eigenartige Entdeckung: Die alten Worte und die Weisheit, die er in den Schriften findet, bezeugen auch seine eigenen Erfahrungen.

„Es ist seltsam, dass meine Erfahrungen mit Gott so oft mit denen übereinstimmen, die auch die Menschen gemacht haben, die in der Bibel erwähnt werden. Aber warum überrascht mich das? Wenn dieser Gott wirklich existiert und sich nicht verändert hat, dann ist es nur natürlich, dass ich ihn auf ähnliche Weise erlebe wie alle anderen vor mir“, reflektiert er nachdenklich.

Aufgrund seiner schulischen Leistungen hätte Joe das Gymnasium problemlos in nur zwei Jahren abschließen können. In Absprache mit Dr. Baumgartner, der Schulleitung, Tante Corrie van Woerden und seinem Betreuer Walter Block entschied man sich jedoch, ihn mindestens drei Jahre dort zu belassen. Ausschlaggebend war, dass Joe noch sehr jung ist und in seinen sozialen Fähigkeiten hinter Gleichaltrigen zurückliegt. So soll er das Gymnasium erst mit fünfzehn Jahren abschließen. Ein Jahr mehr Zeit, das ihm helfen soll, auch emotional zu reifen.

Das gehörte zu den letzten Dingen, die Corrie in den drei Jahren noch für Joe tun konnte, denn kurz darauf wurde bei ihr fortgeschrittener Brustkrebs diagnostiziert. Der Krebs hatte bereits Metastasen im ganzen Körper gebildet. Entdeckt wurde die Erkrankung erst, als sie sich bei einem leichten Sturz auf der Treppe den Unterarm brach. Die Hausärztin überwies sie daraufhin mit dem Verdacht auf Osteoporose ins Krankenhaus. Dabei wurde der weit fortgeschrittene Krebs entdeckt. Sie wurde umgehend auf die Onkologiestation aufgenommen, wo sie nach nur 23 Tagen viel zu früh stirbt. Corrie hinterlässt kein Geld, und die wenigen wertvollen Möbel, die sie noch besaß, greift sich sofort Rita Klaasen. Joe bleiben nur ein paar Erinnerungsfotos, die er zusammen mit dem Bild seiner Eltern und seiner Schwester sowie dem Fotobuch, das Corrie ihm einst geschenkt hatte, in seinen Schuhkarton legt. Joe weiß nicht, wie er mit Corries Tod umgehen soll, also verdrängt er alles. Nur indem Herrn Block an Joes ausgeprägte rationale Seite appelliert, gelingt es ihm, ihn davon abzuhalten, auch die Erinnerung an seine Tante auszulöschen. Er rät ihm, nicht zu vergessen, was sie für ihn getan hat. Auch wenn er keine Schuld an ihrem frühen Tod trage, sei er es ihr doch schuldig, nicht auch

noch die Erinnerung an sie sterben zu lassen. Joe verspricht es ihm. Doch in seiner Weise der Trauerbewältigung vertieft er sich einmal mehr in sein Studium.

Nur wenige Wochen vor seinem sechzehnten Geburtstag darf Joe sein Abitur ablegen. Er hat in allen Fächern ausschließlich Einsen erzielt. Für seine herausragenden Leistungen in Mathematik, Englisch, Latein, Griechisch und Physik wird er zudem mit besonderen Auszeichnungen des Gymnasiums geehrt. Doch kurz vor seinem Abschluss wird eine wohlhabende und einflussreiche Familie auf ihn aufmerksam. Die Familie Gallacher aus Frankfurt am Main.

In Besitz genommen

Die Familie Gallacher ist in Deutschland und Brüssel bekannt. Elios Gallacher, Mitglied des Direktoriums der Europäischen Zentralbank in Frankfurt am Main, ist regelmäßig in den Nachrichten zu sehen und hat sich durch seine Verdienste um die Europäische Union einen Namen gemacht. Er ist mit Cassandra verheiratet, die eine Boutique besitzt, die sie eher als Zeitvertreib, denn als profitables Geschäft betreibt. Zusammen haben sie eine Tochter, Helena. Die Gallachers wünschen sich schon lange einen Sohn. Vor allem Cassandra fühlt sich in ihrem Freundeskreis minderwertig, solange sie keinen Sohn hat, mit dem sie auftrumpfen kann. Da sie aber keine weiteren Kinder bekommen wird, beschließt sie, einen Jungen zu adoptieren. Natürlich müsste es ein außergewöhnlich talentierter und schöner Junge sein, ein Junge, mit dem sie überall angeben könnte. Ihre Wunschliste ist so lang, dass Herr Gallacher überzeugt ist, dass sie niemals einen geeigneten Jungen finden werden. Dann geschieht es, dass Frau Neumann, die stellvertretende Leiterin des Waisenhauses, an einem sonnigen Frühlingstag im April in den Urlaub nach Frankfurt fährt, um ihre Schwester zu besuchen. Während dieser Zeit geht sie in die Boutique von Frau Gallacher. Die beiden kommen ins Gespräch und finden schnell einen gemeinsamen Nenner, nämlich Kinder. Frau Gallacher beklagt sich bei Frau Neumann über ihren lang gehegten Wunsch, einen begabten, schönen Jungen zu adoptieren. Frau Neumann, die Joe nie besonders mochte, wittert sofort ihre Chance, ihn loszuwerden. Dementsprechend lobt sie seine Leistungen in den höchsten Tönen und die Tatsache, dass er sehr gut aussieht und tut, was man ihm sagt. Frau Gallachers Augen beginnen vor Aufregung zu funkeln. Sie vereinbart schnell einen Termin mit Frau Neumann, um den Jungen zu begutachten.

Zwei Wochen später wartet Frau Gallacher im Flur des Wohnheims auf Joe und ist sofort von seiner Erscheinung eingenommen. Er ist gutaussehend, für sein Alter hochgewachsen, hat dichtes, dunkles, lockiges Haar und tiefbraune Augen. Er betritt den Raum mit eleganter Zurückhaltung und geht sofort manierlich auf sie zu. Er schüttelt ihr die Hand und stellt sich höflich vor. Cassandra ist begeistert. Genau der Junge, den sie

sich immer gewünscht hat. Er hat „die richtige Aura“, wie sie fachkundig bemerkt. Begeistert erzählt sie ihm von ihrem Haus, einer modernen Villa in einem Außenbezirk von Frankfurt, und davon, dass sie ihn dorthin mitnehmen würde, wenn er möchte. Neben einer richtigen Familie hätte er dort auch ein schönes, großes Zimmer ganz für sich allein. Zudem gäbe es Designerkleidung, einen Fitnessraum, eine Sauna und sogar einen Indoor-Swimmingpool.

„Na, was sagst du dazu? Das ist besser als alles, was du hier hast. Wir können dir viel mehr bieten, als du dir jemals erträumen kannst“, sagt Cassandra verführerisch.

Joe weiß nicht so recht, was er darauf antworten soll. In seiner gewohnt etwas schüchternen Art fragt er Frau Gallacher schließlich höflich:

„Könnte ich bei ihnen auch studieren gehen, Frau Gallacher?“

Daraufhin antwortet Cassandra sofort triumphierend:

„Wir können dich an die besten Universitäten des Landes vermitteln. Sie alle werden dich mit Handkuss aufnehmen, wenn mein Mann deine Bewerbungsunterlagen unterschreibt. Hör zu, Junge, wir können dir jede Tür öffnen. Wenn du Karriere machen willst, bist du bei uns goldrichtig.“

Glücklich blinzelt sie Joe an. Jetzt ist sie sich sicher, dass er zu ihnen kommen wird. Was für ein Prachtjunge! Von wegen, zu hohe Erwartungen!

„Ich bekomme immer, was ich will“, denkt sie sich. „Ich wollte den perfekten Jungen für mich, und hier ist er!“

Eine Stunde später fährt Cassandra sehr zufrieden mit sich selbst nach Frankfurt zurück. Ihr Mann sollte am Abend des nächsten Tages wieder zu Hause sein. Als Elios endlich ankommt, erzählt Cassandra ihm sofort, was passiert ist.

„Wir bekommen ihn!“, sagt sie ihm verschwörerisch und strahlt dabei über das ganze Gesicht.

„Aber was ist, wenn er sich nach ein paar Tagen als schwierig herausstellt? Wir wissen nichts über ihn. Die Tatsache, dass er im Waisenhaus keine Probleme macht, bedeutet nicht, dass er sich hier, wo wir ihm nicht die Strukturen einer Einrichtung bieten können, als ebenso pflegeleicht erweisen wird. Außerdem ...“, aber Elios kommt nicht weiter.

„Glaubst du, ich hätte das nicht bedacht? Das ist kein Problem. Wir können ihn erst einmal für ein paar Monate auf Probe nehmen. Wenn das nicht funktioniert, schicken wir ihn einfach zurück. Und selbst wenn er die Probezeit besteht, sind wir nicht verpflichtet, ihn sofort zu adoptieren. Wir behalten ihn einfach als Pflegekind und warten ab. Erst wenn wir sicher sind, dass nicht noch unwillkommene Überraschungen auftauchen, adoptieren wir ihn.“

„Hmm, das klingt besser“, murmelt Elios.

„Außerdem“, fährt Cassandra fort, „gibt es noch etwas anderes. Du hast kürzlich angefangen dich für Wein zu interessieren.“

„Ich möchte in Wein investieren“, antwortet Elios. „Deshalb möchte ich den Freizeitraum im Keller verkleinern. Wir nutzen ihn ohnehin kaum. Die Bedingungen hinsichtlich Luftfeuchtigkeit und Temperatur wären ideal und der Umbau würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Aber als ich dir das letzte Mal davon erzählt habe, warst du strikt dagegen.“

„Gut, aber hör mir jetzt zu“, unterbricht Cassandra ihren Mann ungeduldig. „Ich habe ja gar nichts mehr dagegen. Bau du nur den Keller um. Wenn du willst, nimm gleich noch die Hälfte des Fitnessraums mit dazu. Es ist mir egal.“

„Das sagst du mir jetzt?“, antwortet Elios mit hochgezogenen Augenbrauen, immer wieder erstaunt über die plötzlichen Sinneswandlungen seiner Frau. Dann sagt er nachdenklich mehr zu sich selbst: „Nun, wahrscheinlich müssen wir sowieso früher oder später umziehen.“

„Umziehen? Das höre ich zum ersten Mal!“, bemerkt Cassandra irritiert.

„Ja, ich wollte es dir schon früher sagen. Wir müssen vielleicht nach Brüssel umziehen“, bemerkt Elios.

Er legte die halb offene Faust vor den Mund und knetete mit Daumen und Zeigefinger unruhig seine Lippen. Er befürchtet, ein Ehegewitter ausgelöst zu haben. Zu seiner Überraschung scheint seine Frau im Moment jedoch so von Joe eingenommen zu sein, dass alles andere für sie zweit-rangig bleibt. Energisch fährt sie fort:

„Nach Brüssel? Hast du wieder ein Angebot bekommen? Hat Aton sich endlich entschieden? Und was ist mit meiner Boutique? Kannst du nicht pendeln? Das hast du doch bisher auch so gemacht. Nun, wir können später darüber reden, aber jetzt hör mir einmal zu. Joe – diesen Na-

men müssen wir noch ändern – ist zufällig außergewöhnlich gut über alles, was mit Wein zu tun hat, informiert. Das haben sie mir erzählt. Er ist offensichtlich hochintelligent und interessiert sich aus irgendeinem Grund besonders für Wein. Man kann ihm angeblich alle möglichen Fragen zu Wein stellen, und er gibt immer sofort die richtige Antwort. Also, was sagst du jetzt? Ist das nicht ein Zeichen?"

Elios zieht skeptisch die linke Augenbraue hoch und bemerkt:

„Nur weil die Betreuer im Heim von ihm beeindruckt sind und denken, dass er hochintelligent ist, bedeutet das noch lange nicht, dass er unseren Ansprüchen genügt. Du weißt genauso gut wie ich, dass die meisten Menschen leicht zu beeindrucken sind. In einem Waisenhaus sind sie wahrscheinlich nicht an besonders intelligente Kinder gewöhnt und daher überrascht, wenn eines von ihnen ein bisschen mehr weiß als die anderen. Aber wir werden sehen.“

„Du sagst es“, stimmt Cassandra zufrieden zu, „du wirst es bald selbst sehen. Ich bin überzeugt, dass er dir gefallen wird. Er hat wunderbare Manieren und sieht außergewöhnlich elegant aus. Wenn wir diesen Jungen in einen guten Anzug stecken, werden alle unsere Freunde vor Neid platzen, das verspreche ich dir. Vor allem Stephanie, diese eingebildete Gans. Ich freue mich schon darauf, ihr Joe unter die Nase zu reiben! Sie gibt immer mit ihren beiden angeblich hochbegabten Adoptivkindern an, aber jetzt wird sie eine große Überraschung erleben. Und wenn der Junge dich tatsächlich zu jedem Wein und jedem Jahrgang, der dich interessiert, sofort die richtigen Informationen liefern kann, wäre das nicht praktisch?“

„Im besten Fall wäre es nicht unpraktisch“, antwortet Elios, während er sich zweifelnd am Hinterkopf kratzt. „Ich bin allerdings nicht auf einen Laien angewiesen, außerdem gibt es dafür Apps“, fügt er hinzu. Doch seine Frau hört nicht hin. Sie ist offensichtlich völlig besessen von der Idee, diesen Joe in sein Haus zu holen. Ihr das auszureden, wäre nicht nur sinnlos, sondern auch höchst unklug. Es würde den schlimmsten Ehezwist provozieren, so viel ist klar. Aber was, wenn sie Recht hat? Was, wenn dieser Joe wirklich so etwas wie ein Wunderknabe ist? Elios beginnt, Gefallen an der Idee zu finden. Also geht er am zweiten „Besichtigungstag“ mit zum Waisenhaus, um Joe zu treffen.

„Guten Tag, Herr Gallacher“, begrüßt Joe ihn mit seiner zurückhaltenden, eleganten Art. Elios muss zugeben, dass Joe trotz seiner Jugend bereits eine bemerkenswerte Ausstrahlung besitzt. Die Gallachers, beide weltoffen, kultiviert und sehr wohlhabend, betrachten Joe aus einer anderen Perspektive als die Erzieher der Einrichtung: Sie erkennen sofort seine außergewöhnliche Wirkung auf ein Publikum – eine Begabung, die sich für öffentliche Auftritte geradezu anbietet.

„Hallo Joe, ich habe schon viel über Sie gehört. Angeblich kennen Sie sich mit Wein aus“, eröffnet Elios das Gespräch und zieht herausfordernd die Augenbrauen hoch.

Joe sieht ihn ruhig an. „Über welchen Wein möchten Sie etwas erfahren, Herr Gallacher?“

„Was wissen Sie über Château Troplong Mondot?“, schießt es aus Elios heraus.

„Troplong Mondot? Ich weiß viel über all ihre Weine“, antwortet Joe. „Die lange oder die kurze Version?“

„Geben Sie mir die lange Version“, fordert Elios ihn skeptisch heraus.

Joe nickt leicht.

„Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gehörte das Château der Familie Sèze, einer der großen Adelsfamilien von Bordeaux. Graf Raymond de Sèze, ein Anwalt und Politiker, verteidigte unter anderem Ludwig XVI. Erst im neunzehnten Jahrhundert wurde das Château ...“

„Stopp, so weit müssen wir nicht zurückgehen“, unterbricht Elios. „Mich interessiert das Hier und Jetzt. Der aktuelle Jahrgang.“

„Sind Sie daran interessiert, in Wein zu investieren?“, fragt Joe mit echtem Interesse.

„Das ist richtig“, antwortet Elios.

Joe holt kurz Luft, sortiert die Flut an Daten in Lichtgeschwindigkeit und bricht sie in prägnante Sätze auf:

„Also, Château Troplong Mondot, aktueller Jahrgang. Absolute Bordeaux-Elite. Edwin Rothschild gab ihm siebenundneunzig Punkte. Dunkle Waldbeeren, florale Dichte und ein massives Reifepotenzial durch die straffe Tanninstruktur. Vierzehneinhalb Prozent Alkohol. Das optimale Trink- und Wertfenster öffnet sich erst in fünfzehn Jahren, was die absolute Spitzenqualität nur unterstreicht. Also ideal als Anlage. Der Ein-

standspreis liegt aktuell bei zweihundert Euro pro Flasche. Die Wertsteigerung verläuft progressiv – vorausgesetzt natürlich, die Lagerbedingungen sind absolut perfekt. Ein künstlicher Weinklimaschrank ist für dieses Volumen unzureichend. Erforderlich ist eine passive Lagerung in einem natürlichen Kellergewölbe. Nur das lebendige Mikroklima eines nackten Steins oder der Erde lässt den Wein in Würde reifen. Die Natur formt hier seine Seele im Verborgenen – das gelingt keinem künstlich erzeugten Klima. Wenn Sie ernsthaft investieren wollen, Herr Gallacher, sollten Sie vielleicht über den Kauf eines entsprechenden Anwesens nachdenken – wenn Sie nicht bereits im Besitz eines sind.“

Elios sieht Joe einen Moment lang an. Mit den letzten Worten, die aus dem Mund eines Jungen unpassend altklug wirken, erweckt Joe den Eindruck, als besäße er eine tiefe, fast instinktive Erfahrung auf diesem Gebiet. Das kann jedoch nicht sein. Elios hat Joes Akte bereits gelesen. Er muss sich während seines tiefen Eintauchens in die Welt des Weins mit diesen Details vertraut gemacht haben und scheint wohl einen Hang zur Romantik zu haben – eine ehrfürchtige Faszination für das Lebendige, aus der einmal ein Purist werden könnte. Einige Sekunden später ist sich Herr Gallacher sicher, wie er Joes Wissen einschätzen muss. Er spürt die Blicke seiner Frau, die nach Zustimmung verlangen, und nickt Cassandra zu.

„Du scheinst nicht zu viel versprochen zu haben“, spricht er endlich aus, was seine Frau hören will.

„Na, habe ich es dir nicht gesagt?“

Kassandra wirft ihrem Mann einen vielsagenden Blick zu. Er versteht sofort, denn dieser Blick spiegelt weitgehend seine eigenen Gedanken wider. Ja, mit diesem Goldjungen haben sie den Jackpot geknackt. Es wäre schwer, einen würdigeren Kandidaten für eine Adoption zu finden. Elios nickt ihr daher erneut zu, um seine Zustimmung zu finalisieren. Triumphierend ergreift Cassandra daraufhin Joes Hände und verkündet:

„Also, damit ist es beschlossen, du kommst zu uns.“

Als sich Joe an diesem Freitagnachmittag Ende Juni in den eleganten weißen Aston Martin Vantage Roadster von Cassandra Gallacher setzt, besteht sein gesamtes Gepäck aus einem kleinen Koffer. Sie hatte ihm zwei Tage zuvor am Telefon erklärt, er solle nicht viel Kleidung mitbrin-

gen. Sie würden ihn mit einer komplett neuen Garderobe ausstatten. Deshalb hat Joe nur ein paar persönliche Dinge mitgebracht. Seine Papiere, seine Schulzeugnisse und ein paar Bücher, die ihm hauptsächlich Herr Block gegeben hat. Unter den Büchern befinden sich eine Enzyklopädie der Önologie und zwei Bildbände über Weinberge. Einen davon hat ihm der Direktor für seine Leistungen geschenkt, den anderen hat er von Walter Block erhalten. Außerdem besitzt er ein Fotobuch von Tante Corrie mit Souvenirs von ihren Reisen, einen USB-Stick mit Fotos, einen Becher mit seinem Namen darauf – ebenfalls ein Geschenk von Corrie – sowie ein T-Shirt des Fußballclubs Borussia Dortmund mit Schal und Unterschriften. Letzteres hat ihm Walter Block zur Abiturfeier geschenkt, nachdem er mit der ganzen Familie Block ein Spiel besuchen durfte. Zuletzt hat er noch den Schuhkarton bei sich, den er vor vier Jahren aus dem Krankenhaus mitgebracht hat. Er ist mit Fotos seiner Tante, einem Foto seiner vermeintlichen Eltern und seiner Schwester sowie ein paar wertlosen Kleinigkeiten, die ihm gefallen, wie Muscheln, eine Halskette und bunte Steine, die er gesammelt hat, gefüllt.

Das Wetter soll heute sonnig werden und es ist bereits recht warm – perfekt für eine Fahrt im Cabrio. Joe ist von der teuren Lederausstattung und den eleganten Details des Liebhaberautos beeindruckt. Kasandra ist gut gelaunt und begrüßt Joe überschwänglich.

„Ich bin sehr froh, dass du zu uns kommst. Von nun an bin ich Kasandra für dich“, sagt sie, und offensichtlich vor Freude leicht überdreht, plappert sie weiter wie ein Wasserfall.

Als der 700 PS starke Zwölfzylindermotor des Autos anspringt und sein unnachahmlich tiefes Grollen erzeugt, dreht Joe sich um und wirft einen letzten Blick auf das Waisenhaus. Er kann kaum glauben, dass er es wirklich für immer verlassen darf. Vier Jahre hat er hier verbracht, und keine Sekunde dieser Zeit wird er vermissen. Nur die große Ungewissheit über seine Zukunft bei den Gallachers und die schmerzhaft Trennung von Walter Block, der ihm wie ein Vater geworden ist, trüben den Moment der „Befreiung“. Aber ist das wirklich eine Befreiung? Wird er nicht zur Marionette einer einzigen Familie, ohne jede Möglichkeit auf Rückzug? Dieser Gedanke erschreckt ihn. Wieder einmal muss er sich in eine neue Welt aufmachen, ganz allein und der Gnade anderer ausgeliefert. Aufgrund seiner negativen Erfahrungen der letzten Jahre kann er

nicht anders, als sich Sorgen zu machen. Mit den anderen Jungen im Waisenhaus konnte sich Joe bis zuletzt nicht anfreunden. Es war immer schwierig mit ihnen. Er wird sicherlich keinen von ihnen vermissen. Auch zu den anderen Betreuern hat er keine Nähe aufgebaut, geschweige denn Vertrauen. Die meisten mochten ihn nicht einmal, vor allem, weil Herr Jansen immer intrigiert hat. Sie fanden ihn langweilig und zu intellektuell. Sie verstanden ihn nicht und wollten deshalb nichts mit ihm zu tun haben. Obwohl er sich während der gesamten Zeit, in der er mit ihnen zusammenlebte, nie einer Anweisung widersetzte, sondern stets das tat, was von ihm verlangt wurde, mochten sie ihn trotzdem nicht. Tatsächlich nahmen sie ihm sogar seinen Gehorsam übel. Vor allem Herr Jansen bemerkte wiederholt, dass es nicht richtig sei, dass Joe sich so konformistisch verhalte. Er interpretierte seine Bemühungen, sich anzupassen, stets negativ.

„Joe interessiert sich für nichts außer für seine Bücher. Er sieht auf uns alle herab, das sage ich euch. Ich kann sein widerstandsloses, arrogantes Verhalten wirklich kaum noch ertragen!“, schimpfte er regelmäßig über Joe und vergiftete damit die Stimmung unter seinen Kollegen und den anderen Kindern, um die er sich kümmerte.

Oft genug hatte Joe heimlich in seinem Bett Tränen vergossen. Was sollte er nur tun? Zweimal hatte er sogar versucht, ein wenig Widerstand zu leisten, um endlich akzeptiert zu werden, doch das hatte nur zu noch schlimmerer Kritik geführt. Er hatte nicht mit so starken Gegenreaktionen gerechnet und war danach ziemlich verzweifelt. Soweit er wusste, schimpften sie mit keinem der anderen Jungen jemals so heftig. Aber er wusste nicht, was er sonst tun sollte. Je mehr er sich bemühte, es allen recht zu machen, desto negativer reagierten sie. Nur Herr Block hatte immer zu ihm gehalten und es tat Joe in der Seele weh, sich jetzt von ihm trennen zu müssen. Als sie sich verabschiedeten, sagte Herr Block: „Ab jetzt bin ich der Walter für dich, okay?“

Dann drückte er Joe fest und versicherte ihm, dass sie auf jeden Fall in Kontakt bleiben würden. Joe solle ihm so bald wie möglich eine E-Mail schreiben oder anrufen, um ihm zu berichten, wie es ihm in seinem neuen Zuhause geht.

„*Mein neues Zuhause*“, sinniert Joe. Eigentlich hatte er sich schon darauf gefreut, an der örtlichen Universität zu studieren und endlich aus

dem Waisenhaus auszuziehen. Er hatte sich sogar nach möglichen Nebenjobs umgesehen, mit denen er seine Lebenshaltungskosten während des Studiums hätte finanzieren können. Auch ein passendes Studentenwohnheim hatte er ins Auge gefasst. Wenn alles geklappt hätte, wäre er endlich frei gewesen! Joe holt tief Luft. War es die richtige Entscheidung, zu den Gallachers zu gehen? Sie hatten ihm eine goldene Zukunft versprochen, und das hatte ihn zugegebenermaßen sehr gereizt. Allein die Aussicht, nicht mehr kämpfen zu müssen, sondern einmal im Leben zu den Privilegierten zu gehören, war fantastisch. Aber greift er damit nicht zu hoch nach den Sternen? Sicherlich stehen ihm wieder schwere Zeiten bevor.

„Macht nichts“, denkt er sich, um sich Mut zu machen. „Auch wenn ich noch minderjährig bin. Wenn es nicht klappt oder die Gallachers etwas Schlimmes von mir verlangen, kann ich weglaufen und ins Waisenhaus zurückgehen oder direkt zu Walter. Ich bin alt genug, um mich zu wehren. Außerdem hat Walter versprochen, dass seine Tür immer offensteht. Und wenn alles andere scheitert, kann ich einfach auf meinen ursprünglichen Plan zurückgreifen und auf eigene Faust studieren gehen. Diese Möglichkeit bleibt mir erhalten“, versucht Joe, seine angespannten Nerven zu beruhigen. Dennoch hat er ein seltsames Gefühl der Vorahnung, was seine Zukunft bei den Gallachers betrifft.

„Unsinn“, tadelt er sich selbst. „Ich denke nur so negativ, weil ich aus Gewohnheit immer das Schlimmste erwarte. Das bedeutet nichts und ist gewiss nur dumm von mir. Ich bin sicher, dass ich es schaffen werde. Die Gallachers machen einen netten Eindruck und halten viel von mir. Sie erkennen mein Potenzial. Ist das nicht gut? Es wird sicher nicht so schlimm sein wie im Waisenhaus. Ich werde mein eigenes Zimmer haben und außer einem kleinen Mädchen wird sonst kein Kind da sein, gegen das ich mich wehren muss. Alles wird gut. Endlich kann ich Karriere machen! Ich werde in Designerkleidung zur Schule gehen und an der besten Universität studieren! Vielleicht habe ich bald viel Taschengeld und meine Klassenkameraden werden mich alle beneiden! Nie wieder muss ich in einer Schlange hinten anstehen! Ich werde reich sein! Fortan werden sie alle meine Freunde sein wollen! Doch dann werde ich ihnen die kalte Schulter zeigen, so wie sie es mir gegenüber getan haben. Nur zu Walter werde ich gut sein. Ihm werde ich ein Sportcabrio schenken, genau wie

er es sich immer gewünscht hat. Ja, die anderen werden es bereuen, dass sie nicht netter zu mir waren. Alle Türen werden mir offenstehen! Niemand wird mich aufhalten können! Ich habe immer davon geträumt, Ruhm und Macht zu erlangen. Auch Walter ist der Meinung, dass ich zu Großem bestimmt bin. Oh ja! Gott persönlich muss diese Tür für mich geöffnet haben. Nur so lässt sich erklären, warum eine so einflussreiche und wohlhabende Familie aus der fernen Stadt Frankfurt auf mich aufmerksam geworden ist. Das ist doch ein Wunder und sicherlich kein Zufall. Ja, ich werde große Macht erlangen! Sie werden sich noch alle wundern! Diejenigen, die jetzt auf mich herabblicken, werden bald tief beschämt sein!"

Mit aller Kraft versucht Joe, seine Gefühle mit Fantasien über eine glorreiche Zukunft aufzupeitschen. Doch egal, wie sehr er sich bemüht, einen klaren Kopf zu bewahren und seine Ängste zu bekämpfen – es gelingt ihm nicht, seine düsteren Vorahnungen bezüglich seines Schicksals bei den Gallachers zu unterdrücken.

Ankunft bei Nacht

Ein plötzlicher Ruck reißt Joe aus seinen beunruhigenden Gedanken. Cassandra hat stark beschleunigt, sodass Joe sich an der Tür des offenen Wagens festhalten muss. Sofort schnallt er sich an. In einer weiten Kurve verlassen sie das Gelände des Waisenhauses, in dem er sein ganzes Leben verbracht hat, an das er sich erinnern kann. Mit gemischten Gefühlen und voller innerer Unruhe blickt er noch ein letztes Mal zurück, entschlossen, nie wieder hierher zurückzukehren. Ein Kapitel ist zu Ende gegangen, um einem neuen Platz zu machen.

Nach einer mehr als siebenstündigen Fahrt, die nur zweimal durch einen Stopp zum Essen und Tanken unterbrochen wurde, kommen sie endlich bei der Villa der Gallachers an. Cassandra fährt das Verdeck des Aston Martin hoch, um das Auto über Nacht geschützt abzustellen, da sie es nicht in die Garage fahren möchte. Joe ist von der Umgebung beeindruckt. Die Nacht ist hereingebrochen und ein kühler Wind weht. Die Villa der Gallachers thront auf einem Hügel, umgeben von anderen teuren Anwesen. Das Erste, das Joe eine längere Zeit ansehen muss, ist die wunderschöne Skyline von Frankfurt. Die unzähligen Lichter der Stadt lassen sie nachts wie ein Kohlefeuer leuchten. Auch das Villenviertel, in dem sich das Herrenhaus der Gallachers befindet, ist wunderbar nostalgisch beleuchtet. Die makellosen Straßen sind von den Mauern der umliegenden Anwesen gesäumt und werden vom warmen Licht alter Straßenlaternen beleuchtet. Alles riecht nach Geld und Prestige. Doch trotz des warmen Lichts der Straßenlaternen hat die Atmosphäre etwas Kühles und Distanziertes – oder liegt das nur an Joes Herz? Wie mag es wohl hinter den Mauern dieser streng bewachten Villen aussehen?

„Hey Joe, kommst du?“, ruft Cassandra. „Ich weiß, wir haben hier eine fantastische Aussicht. Na? Bist du beeindruckt?“

Mit diesen Worten tritt sie näher an Joe heran. Er dreht ihr sein Gesicht zu und nickt wortlos. Cassandra ist zufrieden.

„Komm jetzt ins Haus! Ich liebe es zwar zu fahren, aber jetzt bin ich von der endlosen Reise völlig erschöpft. Ich lasse das Auto für heute Nacht hier stehen, es kommt sowieso niemand mehr.“

Mit diesen Worten drückt sie auf den Knopf, der das große Eingangstor wie von Zauberhand schließt. Dann dreht sie sich um und geht zum Haus. Erst jetzt betrachtet Joe die moderne, weiße Villa im Stil des Minimalismus, die sich in der Nacht in einem perfekt ausgearbeiteten Spiel aus Licht und Schatten präsentiert und ihn an die Villen der Reichen und Schönen in Miami, wie er sie aus Filmen kennt, erinnert.

„Es fehlen nur noch die Palmen“, denkt er sich, „dann wäre das Bild einer Miami-Villa, wie ich sie aus dem Fernsehen kenne, perfekt. Vor allem jetzt, in dieser milden Fröhsommernacht, nach einem heißen Tag.“

Joe, der sich auch Bücher über Architektur aus der Bibliothek ausgeliehen hat, erkennt, dass die großen Fensterfronten der Villa dem ansonsten eher schwer wirkenden Gebäude eine gewisse Leichtigkeit verleihen sollen und einen spannungsvollen Austausch zwischen Innen- und Außenraum schaffen. Die schlichte Eleganz dieser modernen Klassiker ruft selbst bei ihren Kritikern Anerkennung hervor. Doch Joe findet, dass dieser sterile Klotz trotz aller Bemühungen, durch perfektes Design und raffinierte Lichtführung Verspieltheit anzudeuten, bei weitem nicht so schön ist wie die alten Klassiker des 18. und 19. Jahrhunderts. Er hat das Gefühl, dass diesen „zeitgenössischen Superdesign-Zeugen“ das Leben selbst fehlt. Seidig weiche Nachtluft streichelt sein Gesicht, während er Cassandra den Weg zum Haupteingang hinauf folgt, der über eine Art Brücke führt. Das Innere ist, wie erwartet, perfekt eingerichtet und folgt der schlichten Eleganz des Äußeren, jedoch mit kreativen Akzenten hier und da. Cassandra beginnt sofort, ihm zu erklären, welche renommierten Architekten, angesagten Raumgestalter und teuren Künstler hier am Werk waren – ganz im Sinne des Feng-Shui, ergänzt durch Buddha-Statuen, die innen wie außen für ein harmonisches Zusammenspiel aller Elemente sorgen sollen. Sie erläutert ihm ausführlich, wie er sich gerade fühlt und woher diese Gefühle von Kraft, Energie oder Ruhe rühren. Joe spürt nichts dergleichen, stimmt aber höflich allem zu, was sie sagt. Dann kommt die zehnjährige Helena die Treppe vom zweiten Stock herunter, um sich zu ihnen zu gesellen, und unterbricht damit kurz den endlosen Wortschwall ihrer Mutter.

„Ah, da bist du ja, mein Schatz“, ruft Cassandra ihr zu und fragt dann: „Wo ist Paulina? Paulina Kubincová ist unsere Nanny. Sie kommt aus der Slowakei“, erklärt Cassandra und wendet sich wieder Joe zu.

„Oh, Mama!“, seufzt Helena verärgert. Sie möchte nicht, dass Joe denkt, sie bräuchte noch ein Kindermädchen. Joe schüttelt ihr zur Begrüßung höflich die Hand, woraufhin Helenas Wangen erröten. Daher betont sie schnell: „Paulina ist eigentlich kein Kindermädchen, sondern eine Haushälterin. Sie putzt, kümmert sich um das Haus und macht die Einkäufe.“

Helena ärgert sich über sich selbst, weil sie es gewagt hat, im Pyjama aufzutauchen. Jetzt ist ihr das sehr peinlich. Sie hatte nicht bedacht, dass Joe schon so groß und vor allem so gutaussehend sein würde. Verlegen schaut sie nach unten, verschränkt die Arme und steckt sich schnell eine Haarsträhne hinter das Ohr.

„Also, mein Schatz, wo ist Paulina? Ist sie schon schlafen gegangen?“

„Ja, ich glaube, sie ist schon schlafen gegangen. Und warum auch nicht? Ich brauche sie nicht, um auf mich aufzupassen“, fügt Helena hinzu, um dem hübschen Jungen noch einmal klarzumachen, dass sie definitiv keine Babysitterin mehr braucht.

„Macht nichts. Ich habe heute sowieso keine Lust, lange wach zu bleiben. Ich bringe dich nur noch zu deinen Zimmern, Joe, okay?“

Mit diesen Worten wendet sie sich wieder an Joe. „Das hier ist das Wohnzimmer, und wie du sehen kannst, liegt der Essbereich direkt dahinter. Morgen frühstücken wir da drüben zwischen neun und zehn Uhr. Wenn du dann schon wach bist, kannst du dich zu uns gesellen. Ich habe mir den ganzen Tag frei genommen, um dir alles zu zeigen und mit dir einkaufen zu gehen.“

Ohne auf eine Antwort zu warten, geht sie am offenen Essbereich vorbei, der lediglich durch eine freistehende Wand vom Wohnzimmer getrennt ist. Als sie das andere Ende des Raumes erreichen, führt eine Treppe ins Untergeschoss, das gleichzeitig das eigentliche Erdgeschoss des Hauses ist.

„Der Haupteingang über die Brücke führt direkt in den ersten Stock“, fährt sie mit unnötigen Erklärungen fort. „Elios und ich haben darüber nachgedacht, dass du schon fast Erwachsen bist und daher sicher gerne deine eigenen Zimmer hättest. Deshalb haben wir die Einliegerwohnung hier unten nur für dich eingerichtet. Was hältst du davon?“

Bei diesen Worten öffnet Cassandra die Tür zu einem Wohnbereich mit einer dunkelgrauen Couch, einem weißen Regal und einem riesigen, in die Wand eingelassenen Flachbildschirm. Selbst eine Miniküche ist vorhanden. Cassandra zeigt Joe, dass auch hier unten alles elektronisch über einen Touchscreen gesteuert wird. Licht, Soundanlage, Fernseher, Klimaanlage, Spielkonsole und mehr lassen sich bequem per Touchscreen oder Sprachsteuerung bedienen. Zur rechten Hand beim Betreten des Wohnzimmers befindet sich eine Tür, die in ein Badezimmer führt. Dieses ist vollständig in Weiß und Dunkelgrau gehalten. Auf der gegenüberliegenden Seite, links vom Eingang, liegt eine weitere Tür, die ins Schlafzimmer führt. Die durchgehende Fensterfront erstreckt sich über alle Räume der Einliegerwohnung und reicht vom Boden bis zur Decke. Durch die Fenster sieht man den makellosen Garten, der nun im Dunkel der Nacht liegt. Joe sieht Cassandra verwundert an.

„Das soll alles mir allein gehören?“, fragt er ungläubig.

„Ja, das ist alles nur für dich. Da bist du platt, oder? Da bist du sprachlos. Ich habe dir nicht zu viel versprochen.“

Kassandra sieht Joe amüsiert an, der immer noch ungläubig dreinschaut. Genau die Reaktion, die sie sich erhofft hatte.

„Hast du deinen Koffer dabei? Dann mach es dir bequem. Paulina hat dir ein paar Sandwiches in den Kühlschrank gelegt – für den Fall, dass du noch Hunger hast. Morgen zeige ich dir alles andere. Dann gehen wir auch einkaufen, um eine passende Garderobe für dich zusammenzustellen.“

Bei diesen letzten Worten funkeln ihre Augen. Es ist offensichtlich, dass sie sich auf diesen letzten Teil der Einführung ganz besonders freut.

„Also, schlaf gut! Wir gehen jetzt auch ins Bett. Die lange Fahrt war schön, aber auch anstrengend.“

Mit diesen Worten dreht sie sich um und geht. Helena steht einen Moment lang unentschlossen in Joes Wohnzimmer. Sie ist überhaupt nicht müde und würde gerne bei Joe bleiben, den sie sehr interessant findet. Ein Blick auf ihren Pyjama reicht jedoch aus, um sich ihrer Mutter anzuschließen.

Die Tür der Gästezimmerwohnung fällt hinter Helena und Cassandra ins Schloss. Plötzlich ist Joe von völliger Stille umgeben. Reungslos steht er nun allein in seinem neuen Wohnzimmer. Er hört nur noch seinen eigenen Atem. Die große Fensterfront spiegelt seine Gestalt

undeutlich wider. Da der Garten dezent beleuchtet ist, sind die Glasscheiben nicht völlig dunkel. Er blickt auf den leeren Garten mit dem perfekten Rasen. Dann schaut er sich erneut im Wohnzimmer um. Alles wirkt wie ein Traum. Seine bis zum Äußersten angespannten Sinne nehmen alles überempfindlich wahr, sodass er selbst in dieser Stille und in dem minimalistisch eingerichteten Raum eine Art Reizüberflutung erlebt. Er atmet tief ein. Dann wendet er sich dem Schlafzimmer zu, das vollständig in Weiß mit wenigen schwarzen Akzenten im Art-déco-Stil eingerichtet ist. Hier riecht es neu, sogar die Bettwäsche auf dem großen Bett. Sie haben alles extra für ihn gekauft: wirklich großzügig. Es entspricht zwar nicht ganz seinem Geschmack, aber es ist zweifelsfrei äußerst stilvoll und perfekt aufeinander abgestimmt.

„*All das nur für mich*“, staunt Joe, während er seinen Koffer auf das Bett legt und ihn öffnet, als wäre er in einem Traum. Er zwingt sich, dankbar zu sein. Doch eine kleine Stimme in ihm sagt zynisch:

„*Das hat Cassandra mehr für sich selbst getan als für dich.*“

„*Das spielt keine Rolle*“, korrigiert er sich sofort. „*Warum sollte sie keine Freude daran haben, alles neu einzurichten? Sollte ihr Einsatz darum weniger wert sein, nur weil sie Spaß daran hatte?*“

Die Stille ist so allumfassend, dass Joe jede seiner Bewegungen hören kann. Seine Füße auf dem Teppich. Das leise Rascheln seiner Kleidung. Das Knistern des Koffers auf der Bettdecke. Das Öffnen des Reißverschlusses und sein eigener Atem. Keine Lampe surrt, nichts! Absolute Stille. Joe kann sich nicht erinnern, jemals eine solch erdrückende Stille erlebt zu haben. Im Kinderheim war es nie ganz still. Er versucht, sich mit Gedanken abzulenken, doch es fällt ihm nichts ein. Ratlos, was er mit sich anfangen soll, nachdem er seine wenigen Habseligkeiten ordentlich verstaut hat, geht er zum Fenster. Es muss doch möglich sein, eine Fenstertür zur Seite zu schieben? Ah ja! Endlich hat er den Mechanismus gefunden, mit dem sich das Schiebefenster öffnen lässt. Er atmet tief durch. Erfreut über die kühle, frische Abendluft tritt er einen Schritt nach draußen. Hier kann er zumindest das entfernte Pulsieren des nächtlichen Stadtverkehrs hören. Dieses Geräusch beruhigt seine angespannten Nerven ein wenig.

„Es wäre besser, wenn ich schnell schlafen ginge. Dann würde der Morgen bald kommen, und bei Tageslicht würde sicherlich alles ganz anders aussehen“, denkt er.

Entschlossen geht er daraufhin zurück in die Küche und öffnet den Kühlschrank. Darin stehen die versprochenen Sandwiches für ihn bereit: vier kleine, knusprige Brötchen, alle ordentlich verpackt und mit Lachs, knackigem Salat sowie würzigem Frischkäse belegt. Sofort verschlingt er zwei davon. Im Regal stehen außerdem verschiedene Sorten Sprudelwasser, Orangensaft und eine Glasflasche mit Milch. Er greift nach der Flasche und trinkt durstig einige Züge, ehe er einen seltsamen, nussigen Geschmack wahrnimmt.

„Was ist das für eine Milch? Ist sie etwa geronnen?“, fragt er sich und studiert das handbeschriebene Etikett, das an der Flasche angebracht ist.

Was? Frische Mandelmilch? Das ist eine Überraschung! An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. Er stellt sie zurück und sucht noch einmal nach. Doch es ist keine normale Milch vorhanden. Daraufhin gießt er sich ein Glas Sprudelwasser ein, um den ungewohnten Geschmack hinunterzuspülen. Anschließend sieht er sich die letzten beiden Sandwiches noch einmal an. Er ist hungrig und möchte am liebsten alle verzehren. Aber dann beschließt er, zwei für den nächsten Tag aufzuheben. Der kleine Vorrat könnte sich noch als nützlich erweisen. Er möchte nicht hungern müssen. Was, wenn sie ihm nicht genug zu essen geben? Oder wenn ihm das Essen hier nicht schmeckt? Unbewusst schiebt er die beiden übrigen Brötchen weiter nach hinten in den Kühlschrank, als müsste er sie vor anderen Kindern verstecken. Danach geht er ins Badezimmer, putzt sich die Zähne und mustert sich im Spiegel, um sicherzugehen, dass er wirklich da ist. Schließlich legt er sich in sein frisch duftendes Bett. Die neue Matratze ist noch kein bisschen durchgelegen, ganz anders als die im Waisenhaus. Er macht das Licht aus und liegt eine Weile auf dem Rücken. Er starrt an die Decke, auf die lange Schatten von der schwachen Gartenbeleuchtung fallen.

„Ich bin kein bisschen müde“, denkt Joe. *„Wie soll ich so einschlafen?“*

Er schließt dennoch die Augen. All die neuen Eindrücke des vergangenen Tages strömen auf ihn ein. Und während er noch darüber nach-

denkt, wie er so aufgewühlt jemals schlafen soll, befindet er sich bereits im Land unruhiger Träume.

Träume sollten Träume bleiben

Wie er es aus dem Waisenhaus gewohnt ist, wacht Joe am nächsten Morgen bereits um sechs Uhr auf. Unentschlossen bleibt er fast eine Stunde lang im Bett liegen. Er weiß nicht, was er mit sich anfangen soll, und grübelt deshalb lange über die Eindrücke des vergangenen Tages nach. Man hat ihm gesagt, dass das Frühstück erst um neun Uhr serviert wird. Was soll er bis dahin tun? Er traut sich nicht recht, den neuen Ort allein zu erkunden. Langsam richtet er sich auf und setzt sich für eine Weile auf die Bettkante. Cassandra wird ihm heute eine komplett neue Garderobe verpassen. Er fühlt sich wie ein Fremdkörper. Wird dieses schreckliche Gefühl jemals nachlassen?

„Natürlich wird es das“, zwingt er sich, rational zu bleiben.

Nach einer Dusche und einem Glas Orangensaft aus dem Kühlschrank fühlt er sich besser, und allmählich erwacht seine Neugier. Zunächst schaut er sich den Touchscreen an, mit dem sich alle elektronischen Geräte im Zimmer steuern lassen. Nach ein paar Versuchen hat er herausgefunden, wie das Gerät funktioniert. Die dimmbaren Fensterscheiben lassen sich auf Knopfdruck verdunkeln und bieten so Privatsphäre und Schutz vor der Sonne. Joe ist fasziniert. Sanft schaltet er das Radio ein, um niemanden zu stören. Das tut ihm gut. Die Klänge vertrauter Lieder, die sich im Raum ausbreiten, wärmen seine Seele auf. Für einen kurzen Moment fühlt er sich nicht mehr so allein.

„Oh, wie nutzlos Gefühle doch sind“, tadelt er sich selbst. „Sie täuschen uns nur. Man fühlt sich mal gut, mal schlecht – ohne realen Grund.“ Zunehmend unternehmungslustig öffnet er die Glasschiebetür zum Garten und tritt in die Morgensonne hinaus. Entschlossen schreitet er über den Rasen bis zur gegenüberliegenden Mauer des Grundstücks. Es ist ein wunderschöner Morgen und die würzige Luft belebt seinen Geist. Als er sich umdreht und zur Villa blickt, betrachtet er sie eine Weile.

„Schön ist anders. Dem Klotz fehlt jeglicher Charme. Aber Charme zu erzeugen, war wohl kaum die Absicht des Architekten“, denkt er, während er die Villa im Tageslicht betrachtet. Sie setzt sich aus hellgrauen und weißen Quadern zusammen, die unterschiedlich übereinander-ge-

stapelt sind. Im Abendlicht hatte das besser gewirkt; jetzt, bei Tag, erscheint ihm das Ganze einfach nur langweilig. Dieser Eindruck wird durch den rechteckigen, schmucklosen Garten noch verstärkt. In der linken vorderen Ecke, wo das auskragende Rechteck des ersten Stocks einen Durchgang zur anderen Seite und zum Eingangstor bildet, liegt ein kleiner japanischer Garten mit Wasserspiel. Er mildert die ansonsten monotone Strenge dieser Hausseite etwas ab. Joe findet das alles zu steril. Dennoch fühlt er sich wichtig, jetzt dazuzugehören. Er setzt seinen Rundgang fort und geht zur anderen Seite der Villa, wo Kassandras Aston Martin noch immer in der Einfahrt steht. Er kann den Eingang zur Garage sowie die Brücke sehen, die den Parkplatz direkt mit der Eingangstür zum ersten Stock verbindet. Bei Tag kann er jetzt auch seinen privaten Eingang im Parterre auf der unteren linken Seite erkennen. Wie am Vorabend geht er die Brücke zum Haupteingang hinauf, um einen Blick über das Eingangstor zu werfen – in der Hoffnung, die Stadt noch einmal sehen zu können. Doch bei geschlossenem Eingangstor kann er nur die Spitzen der Frankfurter Skyline erkennen. Stattdessen sieht er von hier die Villen, die auf beiden Seiten an das Grundstück der Gallachers grenzen. Joe ist noch immer in die Betrachtung seiner neuen Umgebung vertieft, als sich plötzlich ein Fenster über ihm öffnet. Helena schaut hinaus.

„Hallo Joel!“

„Guten Morgen, Helena“, antwortet Joe höflich. Dann, um Worte verlegen, fügt er schließlich hinzu: „Hast du gut geschlafen?“

„Ja, danke. Was machst du?“, fragt Helena.

„Nichts Besonderes“, antwortet Joe. „Ich wollte mir nur die Umgebung ansehen. Ich dachte, ich könnte von hier aus vielleicht die Stadt sehen.“

„Ah, wenn du die Aussicht genießen möchtest, solltest du auf das Dach gehen“, antwortet Helena.

„Auf das Dach?“, wiederholt Joe interessiert.

„Ja, wir haben eine große Dachterrasse. Es wird dir gefallen. Soll ich dir schnell die Tür öffnen? Dann kannst du gleich hereinkommen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwindet Helena wieder im Haus. Kurz darauf öffnet sich die Haustür mit einem Summton. Joe betritt die Villa und trifft Helena auf dem Treppenabsatz. Sie trägt ihr glattes, blon-

des, schulterlanges Haar offen. Die Ponyfrisur hat sie mit einer Spange zurückgesteckt. Lange konnte sie sich nicht entscheiden, ob sie ihren Pony offen oder zurückgesteckt tragen sollte. Schließlich entschied sie sich für die Spange, da sie der Meinung ist, mit zurückgestecktem Pony älter zu wirken. Das rosa T-Shirt und die Jeans, die sie trägt, sind teure Markenartikel, aber viel zu eng. Obwohl sie nicht dick ist, betonen die engen Kleidungsstücke ihren für ihr Alter typischen, etwas unförmigen Körper. Offensichtlich bemüht sie sich, wie ihre Mutter auszusehen, die immer wirkt, als wäre sie gerade einem Modemagazin entstieg. Helena hat sogar das gleiche Make-up aufgetragen, das ihr allerdings überhaupt nicht steht – vor allem, da ihr Gesicht dafür viel zu jung ist. Joe findet, Helena täte gut daran, nicht zu versuchen, wie ihre Mutter aussehen zu wollen, da diese ein ganz anderer Typ ist als Helena.

„So viel Make-up und das in ihrem Alter! Da sah sie gestern Abend im Pyjama besser aus“, kritisiert Joe sie innerlich.

Was er nicht ahnt, ist, dass Helena nur wegen ihm solche schlechten Entscheidungen getroffen hat. Helena ist glücklich, dass sie Joe wahrscheinlich noch eine Stunde für sich allein haben wird. Sie führt ihn auf das Dach. Die große Terrasse ist wie alles andere schlicht und vielleicht sogar noch farbloser als der Rest der Villa. Die Ausrede für das langweilige Dekor war wohl, dass hier oben nichts von der beeindruckenden Aussicht ablenken sollte.

„Hast du gut geschlafen?“, fragt Helena, während sie unbewusst mit ihren Haaren spielt und dabei beobachtet, wie Joe die Aussicht und die Morgensonne genießt.

„Er ist definitiv sehr attraktiv“, entscheidet Helena für sich, ohne genau zu wissen, ob ihr Gefühl der Schüchternheit oder das der Überlegenheit die Oberhand gewinnt. Denn ab jetzt wird er bis zu einem gewissen Grad „ihr Joe“ sein.

„Danke, ich habe wie ein Stein geschlafen“, antwortet Joe. Er weiß nicht so recht, ob er noch mehr sagen soll. Vermutlich sollte er sich darum bemühen, sich nett mit Helena zu unterhalten. Schließlich ist es möglich, dass sie bald „Geschwister“ sein werden, und Joe ist entschlossen, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Eine solche Chance würde er in seinem Leben kein zweites Mal bekommen. Aber worüber sollte er mit

ihr reden? Helena scheint ebenfalls unsicher zu sein, denn sie erwidert eine Weile lang nicht.

„Was isst du gerne zum Frühstück?“, fragt sie schließlich, um das Schweigen zu brechen.

„Ähm, keine Ahnung. Ich glaube, ich habe keine besonderen Wünsche. Einfach das, was hier als normal gilt, denke ich. Ich bin mir nicht sicher, was du meinst“, antwortet Joe.

„Magst du zum Beispiel Schinken und Eier?“, fragt Helena.

„Ja, natürlich“, betont Joe.

„Dann müssen wir das Paulina sagen. Paulina macht das Frühstück, und Mama isst immer nur die gesunden Sachen aus ihrer speziellen Diät. Keine Milch, keine Eier, kein Fleisch, schon gar keinen Speck“, erklärt Helena.

„Oh, ich muss nicht unbedingt Fleisch oder Eier haben. Das gab es im Kinderheim auch nicht immer“, beeilt sich Joe zu sagen.

„Aber am Wochenende erlaubt es mir Mama, ausnahmsweise Eier und Schinken zu essen, statt nur Äpfel und Orangen“, erklärt Helena eifrig. „Wenn du also auch etwas davon haben möchtest, sage ich Paulina Bescheid.“

Joe nickt ihr zu und fragt dann:

„Sag, habt ihr auch normale Milch, zumindest am Wochenende?“, erinnert sich Joe plötzlich an die Mandelmilch vom Vorabend.

„Ich bin mir nicht sicher“, antwortet Helena. „Ich mag Mandelmilch lieber als Kuhmilch, aber ich kann Paulina fragen. Oh, warte mal, ich glaube, sie verlässt gerade das Haus.“

In diesem Moment hört Joe, wie die Haustür zuschlägt. Helena beugt sich über das Geländer der Dachterrasse. Dann ruft sie Paulina zu, sie solle bitte normale Milch kaufen. Paulina dreht sich um und schaut erstaunt zum Dach hinauf. Als sie Joe hinter Helena entdeckt, winkt sie ihm zu, und er winkt zurück.

„Ich gehen Milch kaufen. Magst du noch anderes? Magst du Schoko-Nuss-Aufstrich?“, fragt Paulina in nicht ganz perfektem Deutsch. Beide Kinder nicken eifrig und Paulina wendet sich mit einem Lächeln dem Eingangstor zu.

„Sie geht jeden Samstag- und Sonntagmorgen zur Bäckerei die Straße runter. Dort gibt es alles, was man für ein gutes Frühstück

braucht. Warst du schon schwimmen?", wechselt Helena plötzlich das Thema.

„Schwimmen?" Joe sieht Helena erstaunt an. Dann erinnert er sich, dass Cassandra von einem Indoor-Pool gesprochen hat. Außerdem von einem Fitness- und Freizeitraum sowie einer Sauna. „Nein, ich habe das Haus noch nicht erkundet", gibt er zu.

„Komm, ich zeige dir alles", antwortet Helena, die allmählich auftaut.

Aufgeregt zeigt sie Joe alle Zimmer. Er traut seinen Augen kaum.

„*Es ist erstaunlich, wie manche Menschen leben und welchen Luxus sie besitzen*", denkt er beeindruckt.

„Der Pool darf jederzeit genutzt werden", erklärt Helena.

Joe nimmt sich vor, ihn bei nächster Gelegenheit auszuprobieren. Er versucht, sich einzureden, dass alles genauso ist, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen vorgestellt hat – nur dass es dieses Mal real ist. Zum ersten Mal wird ihm der große Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit bewusst. Jetzt, wo er hat, was er sich immer gewünscht hat, fühlt es sich nicht annähernd so gut an, wie er erwartet hatte. Aus einem Grund, den er sich noch nicht erklären kann, fällt es ihm schwer, sich mit seiner neuen Umgebung anzufreunden.

„*Vielleicht sollten Träume besser Träume bleiben, oder liegt es an mir?*", überlegt er desillusioniert.

Helena hingegen wird immer aufgedrehter und will endlich auch in Joes Zimmer gehen, um zu sehen, was er mitgebracht hat. Sie ist enttäuscht, als sie sieht, wie wenig es ist. Andererseits macht es Joe in ihren Augen noch mysteriöser. Genau wie in der Serie, die sie so gerne sieht. Dort ist der Held auch der ruhige, geheimnisvolle Typ, der nicht viel redet und nicht viel über sich preisgibt. Es sei denn, die Richtige kommt daher. Diese findet nach und nach alles über ihn heraus und gewinnt so sein Herz.

„*Genau wie im Film!*", seufzt Helena innerlich.

Zwei Dinge, die er mitgebracht hat, überraschen sie dann doch. Vor lauter Überschwang nimmt sie sofort alles in die Hand und kommentiert es. Auch jedes Buch, das er dabei hat. Die Bildbände über Weingüter überraschen sie nicht, da sie bereits von seiner Leidenschaft für dieses Thema erfahren hat. Aber sie lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihre ei-

gene Meinung zu äußern. In Joes Sachen zu stöbern und alles zu öffnen, ist für sie wie eine Schatzsuche. Außerdem ist sie sich auf diese Weise seiner ungeteilten Aufmerksamkeit sicher, denn er wird garantiert genau beobachten, was sie mit seinen wenigen „Schätzen“ macht. Als sie seine Bibel findet und in die Hand nimmt, bemerkt sie, dass die Seiten abgegriffen sind. Neugierig schaut sie auf die Innenseite des Einbands. Dort steht:

„Für Joe zu deinem 13. Geburtstag, von Walter Block.“

Sie schaut Joe fragend an.

„War die Bibel neu, als du sie geschenkt bekommen hast?“

„Ja“, antwortet Joe kurz, ohne zu wissen, worauf Helena hinauswill.

„Dann hast du sie also in den letzten drei Jahren so oft gelesen und das alles markiert?“, fragt Helena erstaunt. „Studierst du Theologie oder interessierst du dich für die Kraft dieses Buches?“

Das war keine dumme Frage. Joe ist nicht entgangen, dass sich Cassandra sehr für Esoterik interessiert. Daher ist es nicht verwunderlich, dass ihre Tochter eine ähnliche Neigung bei ihm vermutet.

„Ich bin Christ und glaube an das, was in diesem Buch steht“, lautet Joes kurze Antwort. Er sieht Helena an, unsicher, wie sie diese Erklärung aufnehmen wird. Helena betrachtet das Buch erneut.

„Glaubst du wirklich alles, was hier drinsteht?“, fragt sie.

„Ja“, lautet Joes knappe Antwort.

Helena runzelt die Stirn, blättert gedankenverloren weiter und legt die Bibel schließlich beiseite. Was sie dann entdeckt, haut sie fast um: Joe hat in fünf Fächern Bestnoten und Auszeichnungen erhalten. Kann einer allein so schlau sein? Ungläubig starrt sie auf die Urkunden und seufzt. Ihre eigenen Noten sind bestenfalls mittelmäßig, besonders in Mathe. Plötzlich fühlt sie sich ganz klein neben ihm. Doch sie schüttelt das unangenehme Gefühl tapfer ab – ebenso wie den Anflug von Eifersucht, der unerwartet in ihr aufkommt.

„Ist es überhaupt möglich, dass jemand in allen Fächern so gute Noten hat?“, fragt sie stattdessen mit aufrichtiger Bewunderung.

Joe freut sich über das Lob. Bisher hat ihm außerhalb des Gymnasiums nur Walter ehrlich gratuliert. Seine Tante hätte sich sicherlich auch gefreut, wenn sie es noch erlebt hätte. Aber alle anderen neideten ihm den

Erfolg. Einer von ihnen war sogar derart eifersüchtig, dass er Joes Zeugnisse verbrennen wollte. Er musste sie schnell verstecken, um nicht noch mehr Kinder und Erzieher mit seinen Erfolgen zu provozieren. Das hat ihn tiefer gekränkt, als er sich selbst eingestehen möchte.

Endlich gibt es Frühstück. Joe, der gestern kaum einen Bissen heruntergebracht hat, ist inzwischen am Verhungern. Er folgt Helena ins Wohnzimmer, wo der Tisch reich gedeckt ist. Alles schmeckt hervorragend, und er isst bis auf den letzten Krümel auf – mit Ausnahme der Bio-Früchte, die er „großzügig“ den Frauen überlässt. Allerdings nimmt er einen Apfel und einige Weintrauben, als Cassandra sie ihm anbietet. Er möchte schließlich keinen schlechten Eindruck hinterlassen. Nach dem Essen führt Cassandra Joe noch einmal durch das ganze Haus. Sie doziert ausgiebig über die Einrichtung, den Energiefluss und den tieferen Sinn hinter jedem esoterischen Kunstobjekt, jedem Designermöbel und der ausgeklügelten Feng-Shui-Beleuchtung. Helena wirft trotzig ein, dass sie Joe bereits alles gezeigt habe, doch Cassandra ignoriert ihre Tochter einfach. Sie besteht darauf, die Führung selbst zu übernehmen. Helena schluckt ihre Kränkung hinunter. Als die beiden schließlich in die Stadt fahren, um für Joe einzukaufen, kommt sie trotzdem mit. Auf keinen Fall will sie etwas verpassen – und zu Hause würde sie ohnehin nur vor Langeweile umkommen.

Pünktlich um elf Uhr hält ein schwarzer Mercedes der E-Klasse vor dem Tor der Villa. Wie Joe erfährt, lassen sie sich für Ausflüge in die Stadt grundsätzlich einen Fahrdienst kommen – alles andere wäre ihnen zu umständlich. Erst um zehn nach elf steigen die beiden Frauen schließlich ein, und Cassandra gibt das erste Ziel bekannt. Joe wünscht sich, Helena wäre zu Hause geblieben. Mutter und Tochter zusammen sind unerträglich, wie er bald feststellt. Unablässig streiten sie sich, während sie gleichzeitig um seine Aufmerksamkeit buhlen. Helena versucht, ihre Mutter zu übertrumpfen und mischt sich überall ein, während diese ihr aus Prinzip widerspricht. Er wird von einem teuren Herrenbekleidungsgeschäft zum nächsten geführt, und obwohl er im Mittelpunkt jeder Diskussion zu stehen scheint, hat er nichts zu sagen. Das Schweigen gewohnt, lässt alles still über sich ergehen. Höflich bedankt er sich für die Dinge, die sie für ihn kaufen. Nur zweimal wagt er zu protestieren, als sie Farben und Designs auswählen, für die er sich in Grund und Boden schämen

würde, wenn er sie tragen müsste. Mittags gehen sie ins „Lafleur“, ein erstklassiges Restaurant mit Palmengarten. Zum Abschluss steht noch ein neuer Haarschnitt inklusive Maniküre auf dem Programm. Zu Joes Erleichterung lässt der Hairstylist nicht zu, dass sich die beiden Frauen einmischen – er richtet sich ausschließlich nach Joes Wünschen. Schließlich lassen sich Cassandra und Helena, erschöpft von ihrem selbst verursachten Stress, ebenfalls mit einem Haarstyling verwöhnen. Als Krönung erhält Joe außerdem das neueste Smartphone, einen Laptop, eine sündhaft teure Uhr, fünf Paar Schuhe, eine Ledertasche, eine Geldbörse und teures Parfüm. Was für ein Tag!

Als er endlich wieder zu Hause ist, ist sein Zimmer mit nicht weniger als 45 Taschen und Schachteln gefüllt! Joe hatte immer davon geträumt, sich eines Tages so viele teure Dinge kaufen zu können. Doch irgendwie hatte er sich das anders vorgestellt. Anstatt glücklich zu sein, weiß er nicht, wie er sich fühlen soll. Das ist einfach alles zu viel auf einmal. Überwältigt von seinen Gefühlen setzt er sich auf sein Bett. Cassandra und Helena, die noch Zeit gefunden hatten, selbst ein paar Einkäufe zu tätigen, waren mit ihren neuesten Errungenschaften in ihren Zimmern verschwunden. Joe beginnt langsam, alles in seinem Kleiderschrank zu verstauen. Ordnung halten, hatte er im Waisenhaus gelernt. Gerade als er fast fertig ist, klopft Paulina an die Tür.

„Oh, meine Güte!“, ruft Paulina lachend aus, als sie das Schlafzimmer von Joe betritt. Es sieht wirklich aus, als wäre eine Bombe explodiert: Überall liegen Kartons, Taschen und Papier herum. „Ich gekommen, um aufzuräumen“, erklärt sie Joe.

Joe lächelt, als er sie sieht. Paulina hat nussbraunes, glänzendes, lockiges Haar. Sie ist gepflegt, und ihre schlanke Figur unterstreicht diesen Eindruck. Sie hat feine Gesichtszüge, allerdings sind ihre Nase, ihr Mund und ihre Augen ein wenig unausgewogen. Da ihre Gesichtszüge nicht ganz symmetrisch sind, gehört sie nicht zu den Frauen, die man automatisch als schön bezeichnet. Ihr gewinnendes Lächeln und ihre schönen, ehrlich strahlenden Augen machen sie jedoch attraktiv. Joe mag die fröhliche Slowakin sofort, und auch Paulina schließt den ruhigen Jungen gleich ins Herz. Schnell kommen die beiden ins Gespräch. Joe ist froh, mit ihr eine unkomplizierte Gesprächspartnerin zu haben. Zum ersten Mal spürt er einen deutlichen Unterschied. Paulina strahlt Wärme und

eine fröhliche Natürlichkeit aus. Es ist also nicht nur der Umzug in ein neues Zuhause, der Joe den Start hier so schwer macht. Unbeschwert plaudern, beginnen die beiden, die Kartonverpackungen der Einkäufe flach zusammenzulegen und die Taschen einzusammeln, um sie ordentlich in die große Altpapiertonne zu schichten. Sie ahnen nicht, dass sie dabei von einem eifersüchtigen Augenpaar beobachtet werden, das von einem Fenster aus zuschaut. Plötzlich ruft Cassandra Paulina mit schneidender Stimme zu sich. Sie solle sich beeilen, zu ihr zu kommen.

„Wir haben noch nicht alles weggemacht. Aber ich gleich komme“, antwortet Paulina immer noch gut gelaunt.

„Nein, ich habe dir gesagt, du sollst sofort kommen! Joe kann den Rest des Mülls allein wegbringen“, antwortet Cassandra scharf.

„Warum Frau Gallacher böse? Ich glaube nicht, dass ich etwas falsch gemacht“, sagt Paulina zu Joe. Dann verlässt sie ihn mit einem Achselzucken und geht ins Haus.

Joe hingegen spürt, wie in seinem Inneren ein unsichtbares Warnsignal anschlägt. Instinktiv erkennt er, woher der plötzliche Stimmungsumschwung bei Cassandra rührt. Er ist in seinem Leben schon so oft der Eifersucht begegnet, dass er ihre ersten Anzeichen sofort erkennt.

„Ich muss vorsichtiger sein“, mahnt er sich. Gleichzeitig spürt er, wie sehr ihn diese Erkenntnis verbittert. Abermals ist er wie gefangen: Wie ein Leibeigener der Gallachers, ständig auf der Hut, die Wünsche seiner neuen Herrin zu erfüllen. Niemals darf er einfach er selbst sein. Immer hat jemand Macht über ihn. Zurück in seinem Wohnzimmer öffnet er den Kühlschrank und stellt fest, dass die beiden Sandwiches verschwunden sind. Wird hier Essen so schnell entsorgt? Mit gerunzelter Stirn kratzt er sich am Hinterkopf. Wenn das der Fall ist, muss er die Dinge, die er behalten will, in Zukunft besser verstecken. Doch dann schüttelt er verärgerte den Kopf – wütend über sich selbst, weil er seine irrationalen Ängste und die tiefen Spuren aus der Zeit im Waisenhaus nicht einfach abschütteln kann.

Der Prinz und das hässliche Entlein

Es ist Samstagabend. Sein erster Tag bei den Gallachers kommt Joe wie eine Ewigkeit vor. So viele neue Eindrücke stürzen auf ihn ein, ganz zu schweigen von der Flut widerstreitender Gefühle. Er ist froh, dass der Tag bald vorbei ist und er sich zurückziehen kann. Das Bett war schon im Waisenhaus sein bester Freund gewesen. Ein Ort des Rückzugs und mit einem guten Buch auch eine Flucht aus der Realität. Doch der Abend zieht sich. Um sechs Uhr kommt Hannah Herzel, die Köchin. Energisch und mit vollen Einkaufstüten kämpft sie sich geräuschvoll durch die Küchentür. Man sieht ihr die jahrelange, harte Arbeit an. Cassandra nutzt den Auftritt sofort für einen ihrer ausführlichen Monologe. In einem Schwall aus Details und Klatsch erfährt Joe ungefragt Hannahs halbe Lebensgeschichte – dass sie achtundfünfzig ist und früher im renommiertesten Restaurant Frankfurts kochte.

„Obendrein hat sich ihr Mann von ihr scheiden lassen und ihr Sohn ist ein Taugenichts, der ihr nur faul auf der Tasche liegt. Da wir zu dieser Zeit ohnehin auf der Suche nach einer neuen Köchin waren, habe ich sie natürlich sofort gefragt, ob sie bei uns arbeiten möchte. Die Oppenheims, das Ehepaar, das in der gelben Villa am Ende der Straße wohnt, bedauern es bis heute, dass sie nicht schneller waren als ich“, sagt Cassandra triumphierend.

Joe hört nur zu und nickt matt. Ihre Stimme dröhnt wie ein endloses Hintergrundrauschen in seinen Ohren. Er beobachtet die Köchin, die sich an die Arbeit macht. Wie lange wird dieser Abend noch dauern? Joe sehnt sich nach Ruhe, doch die scheint in weite Ferne gerückt. Ausnahmsweise kommt Elios pünktlich aus Brüssel zurück und ist genau rechtzeitig zum Abendessen um acht Uhr da. Freundlich begrüßt er den Jungen:

„Hallo Joe, willkommen in unserem Haus! Ich hoffe, du hast dich schon ein wenig eingelebt?“

„Danke, Herr Gallacher, mir gefällt alles sehr gut. Ich kann mein Glück kaum fassen“, antwortet Joe höflich. Elios lächelt. Er mag Joes Manieren.

„Das freut mich sehr zu hören. Übrigens, ich bin Elios.“

„Elios“, wiederholt Joe mit einem Lächeln und einem angedeuteten Nicken. Weiter kommen sie nicht. Sofort fallen Cassandra und Helena über Elios her, um ihm von ihrem aufregenden Tag zu erzählen. Sie überbieten sich gegenseitig mit detaillierten Schilderungen jedes noch so unbedeutenden Ereignisses. Elios hört sich ihre Geschichten gelangweilt an und konzentriert sich zunehmend auf sein Abendessen. Hannah hat sich selbst übertroffen, denkt Joe fasziniert. Er ist erstaunt, wie abwechslungsreich und köstlich das rein vegetarische Essen ist. Sein einziger Kritikpunkt ist, dass es davon nicht mehr gibt. Er hätte gerne Nachschlag, doch da er alles richtig machen will, traut er sich nicht zu fragen. Als Vorspeise serviert Hannah weißen Spargel und eine glasierte Karotte auf einer feinen Kakaonote, begleitet von Kräuter-, Radieschen- und Hollandaise-Sauce. Eine wahre Geschmacksexplosion. Joe versteht nicht, warum niemand sonst ein Wort darüber verliert. Für ihn passt diese Art von Essen eher in ein erstklassiges Restaurant als zu einem privaten Dinner. Aber wahrscheinlich entspricht dieser Luxus dem Alltag der Gallachers. Als Hauptgericht folgen hausgemachte Gnocchi mit frischem Frühlingsgemüse, Steinpilzen, Rotweinzwiebeln, einer Erbsencreme mit Minze und knusprigen Zuckerschoten. Ein kleines Beeren-Gratin und Erdbeereis mit Waldmeister runden das Essen ab. Alles ist ihm völlig ungewohnt – und unglaublich köstlich.

Währenddessen redet Cassandra ununterbrochen über ihre Pläne für das Wochenende, welche Kleider sie gekauft hat und was ihre Freunde wohl von Joe halten werden. Erst als das Dessert serviert wird, lenkt Elios das Gespräch in eine andere Richtung. Er erklärt Joe, dass er sich bereits an der Universität Mannheim erkundigt hat, wie eine späte Einschreibung für Wirtschaftswissenschaften noch möglich wäre.

Elios schaut ihn an.

„Wir können uns gemeinsam die Wahlfächer ansehen. Du hast doch nichts gegen Wirtschaftswissenschaften, oder? Oder hast du dich schon für etwas anderes entschieden?“

Joe schluckt. Das kommt alles sehr plötzlich. Doch ihm wird schnell klar: Er hat zwar bisher nie über Wirtschaft nachgedacht, hätte aber nichts dagegen. Wenn ein Mann in Elios' Position glaubt, dass es gut für seine Zukunft ist, dann ist es vermutlich klug, diesem Rat zu folgen.

„Klar, warum nicht?“, fügt er schnell hinzu. „Wirtschaftswissenschaften ist eine interessante Richtung. Eigentlich wollte ich mich auf Mathematik spezialisieren, aber das lässt sich sicher gut verbinden.“

„Genau“, sagt Elios. „Gerade mit einem starken mathematischen Hintergrund bist du im Vorteil. Ich würde dir empfehlen, dort einen Schwerpunkt zu setzen.“

„Das würde ich gerne“, antwortet Joe. „Welche Wahlfächer würdest du empfehlen?“

„Psychologie und Chinesisch“, sagt Elios prompt. „Und vielleicht später ein oder zwei Semester im Ausland, etwa in China.“

„Nach China?“, fragt Joe. Er schluckt kurz, fängt sich aber sofort. „Das klingt spannend. Ich bin gut in Sprachen – vielleicht könnte ich zusätzlich noch ein paar weitere lernen.“

Jetzt ist Elios an der Reihe, überrascht zu sein.

„Eins nach dem anderen. Wenn du das ernsthaft verfolgst, kannst du es weit bringen. Aber Qualität geht vor Quantität.“ Er hält kurz inne, dann fügt er hinzu: „Wenn du später deinen Doktor machst, stehen dir viele Türen offen. Aber zuerst kümmern wir uns um deine Zulassung.“

„Ist es dafür nicht schon etwas spät?“, fragt Joe zweifelnd. „Die Studienplätze sind doch bestimmt schon alle weg.“

„Vermutlich ja“, sagt Elios gelassen. „Aber ich kenne den Rektor gut. Mit deinem Abschluss lässt sich da eine Ausnahme machen.“

„Er hat sogar zusätzliche Auszeichnungen in Mathe, Physik, Englisch, Griechisch und Latein!“, platzt Helena dazwischen. Sie strahlt, weil sie endlich etwas beisteuern kann, das ihre Eltern noch nicht wissen.

Elios horcht auf.

„Hast du die Unterlagen hier? Hol sie doch bitte kurz.“

Als Joe kurz darauf mit den Urkunden an den Tisch zurückkehrt, reißt Cassandra sie ihm fast aus den Händen. „Oh, das ist fantastisch! Wirklich perfekt!“, ruft sie begeistert, als wären es ihre eigenen Erfolge. „Die müssen gerahmt und aufgehängt werden! Stephanie, Gitta, Katja – die werden staunen und vor Neid platzen!“ In Gedanken sieht sie die Zertifikate schon an der Wand und die Gesichter ihrer Freundinnen vor sich. Sie wendet sich wieder an Joe.

„Ich bin mir sicher, dass du noch viele weitere Auszeichnungen nach Hause bringst, nicht wahr? Wir bezahlen dir gerne alles, was du

brauchst – aber du musst auch deinen Teil dazu beitragen“, sagt Cassandra. Ihr Blick lässt keinen Zweifel daran, dass ihre Zuneigung an Bedingungen geknüpft ist.

„Das werde ich auf jeden Fall“, antwortet Joe eifrig.

Er fühlt sich nicht unter Druck gesetzt. Im Gegenteil: Zum ersten Mal hat er das Gefühl, genau zu wissen, was von ihm erwartet wird. Die Angst, nicht zu genügen, die ihn so lange begleitet hat, könnte ihn endlich loslassen. Lernen fällt ihm überaus leicht. Ein Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus. Elios bemerkt das mit Zufriedenheit, ist sich jedoch nicht sicher, ob Joe die Tragweite wirklich versteht.

„Hör zu“, fährt Cassandra fort. „Ich möchte, dass du auch an der Universität der Beste bist. In allen Fächern. Wo du herkommst, mögen deine Leistungen beeindruckend gewesen sein. Aber in unseren Kreisen zählt allein der Beste der Besten. Verstehst du das?“

Joe erkennt, dass sie es todernst meint, und auch Elios nickt kaum merklich. Eine harte Forderung. Doch Joe ist absolut zuversichtlich. Bisher flogen ihm die Bestnoten ohne jede Anstrengung zu. Als linguistisches und mathematisches Genie für Strukturen und Vokabeln war es für ihn stets ein Leichtes. Warum sollte sich das ändern? Zum ersten Mal hat er das Gefühl, sein Potenzial unter idealen Bedingungen voll ausschöpfen zu können – als Schützling von Elios Gallacher. Sein Herz schlägt schneller. Er darf tun, was er liebt, und wird dafür gemocht? Besser geht es nicht.

Die Gallachers hatten erwartet, dass er sich von ihren hohen Erwartungen zumindest ein wenig einschüchtern lassen würde. Umso zufriedener sind sie, als sie stattdessen Siegesicherheit in seinem Gesicht erkennen. Elios nimmt die Zeugnisse und Auszeichnungen aus der Hand seiner Frau und prüft sie kritisch. „Hm, das ist wirklich gut. Und das alles in nur drei Jahren! Exzellent. Damit schiebe ich dich ohne Probleme an der Uni rein. Eine Sache ist allerdings seltsam: Wenn ich mir deine alten Zeugnisse ansehe, warst du früher nur ein mittelmäßiger bis schlechter Schüler. Du warst nur gut in Englisch und gerade noch ausreichend in Mathematik.“

Ungläubig schüttelt Elios den Kopf, während er die alten Schulunterlagen von „Joe van Woerden“ durchblättert.

„Vielleicht gibt es auch für dich noch Hoffnung, Helena“, sagt er. „Schau dir mal Joes alte Schulzeugnisse an. Kommen sie dir nicht bekannt vor? Ja, die sehen genauso aus wie deine. Und jetzt schau dir seine aktuellen Zeugnisse an. Da staunst du. Ich auch. Wenn ich bedenke, dass sich deine Leistungen *nach* dem schrecklichen Unfall deiner Eltern verbessert haben ...“ Elios wendet sich nun wieder Joe zu. Er unterbricht sich kurz. Er möchte dieses schmerzhaftes Kapitel in Joes Leben nicht so direkt ansprechen. Deshalb lässt er den Rest unausgesprochen und beendet das Gespräch mit den Worten: „Die Psychologie von Kindern ist eben unergründlich.“

Helena betrachtet Joes alte Zeugnisse. Sie sehen tatsächlich aus wie ihre eigenen. Wie hat Joe es nur geschafft, plötzlich solche Höchstleistungen zu erzielen?

„Na, was ist, Joe?“, wendet sich Elios wieder an ihn. „Willst du uns dein Geheimnis nicht verraten? Das könnte Helena vielleicht helfen. Wenn sie so weitermacht wie bisher, können wir froh sein, wenn sie das Gymnasium schafft.“

Es ist nicht das erste Mal, dass Joe nach seinem plötzlichen Leistungsanstieg gefragt wird. Deshalb gibt er die „einzig logische Antwort unter Berücksichtigung der Fakten“, wie Walter ihm einmal erklärt hat.

„Nachdem meine Eltern gestorben waren, hatte ich nichts mehr. Niemand mochte mich, außer einem Lehrer. Also blieben mir nur noch die Bücher. Sie wurden meine besten Freunde. Normalerweise lese ich ein bis zwei Bücher pro Woche. Da ich auch nicht mit den anderen spielen konnte, wurden Lernen und Lesen in den letzten Jahren meine einzigen Freuden. Das ist der Grund.“

„Wenn das der einzige Weg ist“, sagt Elios zu Helena, „dann wirst du niemals eine Musterschülerin sein. Wir können nicht sterben, nur damit du in der Schule besser wirst“, antwortet Elios lakonisch.

„Muss sie denn eine Musterschülerin sein?“, wagt Joe zu fragen. Helena sieht ihn dankbar an.

„Nein, das muss sie nicht, aber es wäre schön, wenn sie es wäre. Ich habe mein Abitur auch mit einer glatten Eins bestanden und Kasandra hat ihres immerhin mit einer Zwei minus abgeschlossen. Aber

wenn Helena so weitermacht, können wir froh sein, wenn sie eine Drei bekommt."

Joe sieht, wie Helena unter den Worten ihres Vaters dahinwelkt. Offensichtlich kann sie es weder ihrem Vater noch ihrer Mutter recht machen. Joe tut sie leid. Sie sitzt hier am Tisch in ihrer blauen Bluse – sie hat sich heute schon zum dritten Mal umgezogen – und mit ihrer neuen Frisur, die verdächtig ähnlich aussieht wie die ihrer Mutter. Nur steht sie Helena bei weitem nicht so gut. Sie erinnert Joe sehr an die Geschichte vom „hässlichen Entlein“. In diesem Moment wünscht Joe sich, dass auch sie sich in einen Schwan verwandeln darf. Vielleicht kann er ihr dabei sogar helfen? Er hat diesen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da befiehlt Elios:

„Vielleicht solltest du Helena helfen. Oder, damit wir uns richtig verstehen: Ich möchte, dass du ihr bis zum Beginn des neuen Semesters Nachhilfe gibst. Kann ich darauf zählen?"

„Ja, natürlich“, antwortet Joe. Er möchte hinzufügen, dass er selbst schon daran gedacht hat, beschließt dann aber, nichts zu sagen, was wie Prahlerei wirken könnte. Helena sieht ihn entsetzt an. Es ist offensichtlich, dass sie das Thema Schule nicht mag. Die Vorstellung, ihre gesamten Ferien wieder mit Lernen zu verbringen, ist für sie ein Albtraum. Doch sie sagt nichts. Elios ist nicht ohne Grund Mitglied des Direktoriums der Europäischen Zentralbank geworden. Er sitzt an der Spitze eines der wichtigsten Entscheidungsgremien Europas. Er verfügt über Genialität, Durchsetzungskraft und Charisma. Helena bewundert ihren Vater dafür von ganzem Herzen. Sie würde alles tun, um ihm zu gefallen und so zu sein, wie er sie haben will. Doch bisher ist ihr nichts gelungen, das seine Bewunderung – oder auch nur seine Zustimmung – geweckt hätte. Zu Hause ist Elios meist zu müde, um zu streiten. Sein Terminkalender ist übervoll, daher wirkt er hier oft zurückhaltend. Doch das kann sich schnell ändern, wenn er provoziert wird – wie Helena nur zu gut weiß.

„Ich bin nächsten Mittwoch wieder hier. Dann fahren wir zusammen nach Mannheim“, sagt Elios zu Joe. „Wir müssen auch ein Konto für dich eröffnen. Mach dir für diesen Tag also keine Pläne. Hast du auch zugehört, Cassandra? Ich bin nächsten Mittwoch den ganzen Tag mit Joe unterwegs.“

„Bleibst du anschließend zum Abendessen?“, fragt ihn seine Frau.

„Nein“, antwortet Elios.

„Aber morgen Nachmittag bist du doch da? Du weißt doch, dass wir bei Jochen und Stephanie eingeladen sind. Sie wollen Joe kennenlernen und ...“

„Nein, tut mir leid“, unterbricht Elios seine Frau, „der Rat hält morgen eine außerordentliche Sitzung ab. Da kann ich nicht wegbleiben.“

Nach dieser knappen Erklärung steht er auf, verlässt das Wohnzimmer und geht in sein Arbeitszimmer, das an das Wohn- und Esszimmer angrenzt. Joe wirft einen Blick hinein und ist sofort von den vielen Büchern begeistert. Elios dreht sich zu ihm um. Als er Joes Blick bemerkt und richtig interpretiert, lächelt er und erklärt, dass er sich gerne einige Bücher ausleihen könne, aber nicht mehr an diesem Abend. Die Tür schließt sich hinter Elios. Damit ist das Familienessen beendet.

Nach Elios' abruptem Abgang scheinen auch Cassandra und Helena nicht länger in Gesprächslaune zu sein. Beide gehen nach oben. Paulina räumt die Teller ab. Köchin Hannah hat sich ebenfalls längst verabschiedet. Joe, der nicht so recht weiß, was mit sich anfangen, überlegt kurz, ob er Paulina beim Abräumen helfen soll. Er sehnt sich nach einem freundlichen Gespräch, entscheidet sich dann aber dagegen. Die Eifersucht ist ein schreckliches Übel. Sie ist zu den schlimmsten Dingen fähig, wie er aus bitterer Erfahrung weiß. Es ist besser, sich zurückzuhalten und sie nicht zu provozieren. Seit dem Vorfall am Nachmittag hat auch Paulina nicht mehr mit ihm gesprochen. Vielleicht hat sie ebenfalls erkannt, dass es für sie beide besser ist, wenn sie nicht mehr als nötig miteinander reden. Und so zieht sich Joe schließlich in seine Zimmer zurück.

„Nun bin ich hier und habe alles, wovon ich jemals geträumt habe“, denkt Joe, während er in seinem Schlafzimmer steht und sich umsieht. Er betrachtet all seine neuen Sachen.

„Unglaublich! So viel auf einmal! Wie ist es möglich, dass ich nicht vor Freude in die Luft springe? Alles ist vom Feinsten und in diesen Klammotten sehe ich aus, wie eine Million in bar. Ist es möglich, dass ich so undankbar bin?“

Joe setzt sich an seinen neuen Laptop. In wenigen Minuten ist er eingerichtet. Er hat Walter versprochen, ihm so schnell wie möglich zu schreiben. Das sollte er jetzt tun. Aber was soll er schreiben? Er fühlt

sich seltsam fremd. Ein Teil von ihm ist geschmeichelt und glücklich aufgeregt wie jemand, der sich auf eine Abenteuerreise begibt, der er sich gewachsen fühlt. Andererseits spürt er eine Leere in sich und ein Gefühl böser Vorahnungen. Letztendlich ist er nur der neue „Besitz“ der Gallachers, denkt er bitter. Doch dann schiebt er die düsteren Gedanken beiseite und beschreibt Walter, wie er mit Geschenken überhäuft wurde. Wie er wahrscheinlich bald an der Universität Mannheim studieren wird. Wie die Gallachers ihn unterstützen wollen und dass er, abgesehen von einem guten Freund, einfach alles hat, was er sich jemals erträumen konnte. Joe ist sich sicher, dass er die Antwort auf seine E-Mail bereits kennt. Was sollte Walter ihm auch sonst auf eine solche E-Mail antworten? Er klappt seinen Laptop zu, will aufstehen und ins Wohnzimmer gehen, da klopft es an der Tür. Noch bevor er Einlass gewähren kann, öffnet sich die Tür und Cassandra tritt ein.

„Ich möchte dich nur noch einmal daran erinnern, dass wir morgen bei den Ziegler eingeladen sind. Ich habe dir heute Nachmittag bereits gesagt, was du anziehen sollst. Außerdem schlage ich vor, dass du dich nicht mehr Joe nennst. Dieser Name ist einfach zu vulgär und klingt viel zu amerikanisch, findest du nicht?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fährt sie fort: „Ich habe schon eine Weile darüber nachgedacht, und als ich heute deinen Namen auf dem Zeugnis gesehen habe, wurde mir plötzlich klar: Wir können ihn ganz einfach ändern, indem wir ihn ins Französische wandeln. Dazu brauchen wir nur einen Akzent über dem ‚é‘, et voilà! Aus Joe wird Joé¹. Merke dir deinen neuen Namen! Von nun an gibt es Joe nicht mehr. Also dann, gute Nacht, Joé!“

Mit diesen Worten dreht sie sich um und verlässt ohne weiteres den Raum. Joe hingegen ist wie vom Blitz getroffen.

„Joé, Joé, Joé!“, hört er es von allen Seiten in seinem Kopf widerhallen. Plötzlich ruft eine vertraute Kinderstimme:

« *Tu viens jouer avec moi, Joé ?* »¹

Joés Herz schlägt wie wild.

« *Benoît – Ben – mon frère !* »²

¹ Ausgesprochen: Scho-é, mit weichem „sch“ (wie in Journal) und Betonung auf dem „é“.

Erste Erinnerungen

Benommen setzt sich Joé auf das große Sofa in seinem Wohnzimmer. Er atmet schwer. Er hört Gelächter. Es ist das Lachen von Kindern. Ist es auch sein eigenes Lachen? Er sieht Weinreben und einen kleinen Jungen, der auf ihn zuläuft, und er rennt auf den Jungen zu.

« Ben! », hört er sich selbst rufen, und Ben antwortet:

« Joé, viens avec moi ! »³

Joés Herz rast! Er kann seinen Puls sogar an den Schläfen spüren. Die eiserne Hand, die seit Jahren sein Herz umklammert, drückt erneut fest zu. Plötzlich ist alles wieder weg, wie bei einem Filmriss. Was war das? Bislang hat er konsequent in der Gegenwart gelebt und seine Vergangenheit ignoriert. Doch jetzt, zum ersten Mal seit dem Unfall, möchte er mehr wissen.

„Ich habe einen Bruder!“, stößt er hervor, und seine Stimme klingt seltsam hohl und unwirklich in dem stillen Raum. Seine Lippen, die vor Aufregung zittern, öffnen und schließen sich, aber es kommt kein Ton heraus. Die Gedanken in seinem Kopf rasen.

„Woher kommen nur diese Gedanken über einen Bruder?“, fragt sich Joé. Und er grübelt darüber nach, woher er sich so sicher sein kann.

„Das ist seltsam. Wirklich unglaublich!“

Und doch, obwohl Joé nicht weiß warum, ist er sich absolut sicher, dass es wahr ist.

„Ich habe einen Bruder, einen kleinen Bruder – Ben. Und Joé? Hieß ich einmal Joé? Oder ist Joé jemand anderes? Aber wie kann es sein, dass mein Name tatsächlich Joé ist? Cassandra hat diesen doch gerade erst für mich erfunden. So ein Zufall kann doch unmöglich wahr sein!“

Aber seltsamerweise ist er sich auch hierin absolut sicher.

„Es ist wahr. Ich bin Joé und ich habe einen Bruder!“

Dann erinnert er sich an das Foto seiner Eltern, das man ihm im Krankenhaus gegeben hat. Sofort geht er in sein Schlafzimmer, öffnet seinen alten Schuhkarton, in dem er alle seine Fotos und Briefe durcheinander aufbewahrt, und holt das Familienfoto heraus. Er betrachtet es erneut.

Bis heute hat er nie etwas für die Menschen auf dem Bild empfinden können. Man sagte ihm immer, dies sei eine mögliche Reaktion auf das schwere Trauma und die Erinnerungen würden irgendwann zurückkehren. Doch das ist nie geschehen. Stattdessen kamen ihm diese beiden Menschen, die eigentlich seine Eltern sein sollten, immer vollkommen fremd vor. Selbst seine Tante, die er in den wenigen Jahren, in denen er sie kannte, liebgewonnen hatte, schien ihm zunächst völlig fremd. Dennoch zögert er jetzt. Er fühlt sich, als stünde er in einem verzauberten Schloss vor einer geheimen, streng verbotenen Tür. Wenn er sie öffnet, könnte sich sein Schicksal für immer ändern. Er atmet schwer, während sein Herz immer härter schlägt.

„Was, wenn es wahr ist? Was, wenn ich nicht Joe van Woerden bin? Was, wenn ich aus irgendeinem verrückten und unerfindlichen Grund tatsächlich Opfer einer Verwechslung bin? Wenn das der Fall ist, dann bin ich vielleicht ... Vielleicht bin ich doch kein Waisenkind! Vielleicht habe ich noch einen Vater!“

„Und warum keine Mutter?“, fragt er sich. Aber seltsamerweise ist er sich sicher, dass er keine Mutter mehr hat. Joés Brust hebt und senkt sich schnell. Er sitzt kerzengerade auf seinem Bett, die Fäuste auf den Knien. Sein Herz schlägt jetzt so stark, dass er es in den Schläfen spüren und in den Ohren pochen hören kann.

„Wenn all das wahr ist, ich Joé heiße und statt einer Schwester einen kleinen Bruder namens Ben oder Benoît habe, könnte es dann sein, dass ich aus einer französischsprachigen Region komme? Aber dann müsste ich doch Französisch sprechen, oder?“ Plötzlich überkommen ihn wellenartig Hitze und Kälte.

„Wenn das der Fall ist, wie kommt es, dass ich das nie bemerkt habe? Habe ich in den letzten Jahren wirklich keinen Kontakt mit Französisch gehabt?“, überlegt Joé.

Darauf durchfährt ihn eine Erinnerung, die sich wie ein Faustschlag in die Magengrube anfühlt.

„Anfangs konnte ich niemanden verstehen, weder im Krankenhaus noch später im Waisenhaus! Erst als Walter mir aus der Bibel vorgelesen hat!“

Plötzlich steht Joé entschlossen auf und öffnet seinen Laptop erneut. Er ruft YouTube auf, gibt in die Suchleiste „französische Lieder“ ein und klickt

auf eines der Videos in der Auswahl – und tatsächlich, er versteht jedes Wort! Plötzlich wird ihm schwindlig. Als er die vertraute Muttersprache hört, wird er von einer so mächtigen Flut von Erinnerungen überschwemmt, dass er ohnmächtig vom Stuhl fällt.

Joé weiß nicht, wie lange er schon auf dem Boden seines Zimmers liegt. Sekunden? Minuten? Als er wieder zu sich kommt, fühlt er sich benommen. Er ist völlig in kalten Schweiß gebadet und kann sich im ersten Moment nicht daran erinnern, was passiert ist. Langsam rappelt er sich zitternd auf. Immer noch benommen sitzt er auf dem Boden neben seinem Bürostuhl. Jetzt bemerkt er die Bewegung des Retro-Bildschirmschöners auf seinem Laptop. Er berührt das Touchpad. Sofort ist er wieder auf YouTube und sieht die Empfehlungen für weitere französische Lieder, die er anklicken kann. Sein Herz rast erneut. Das Atmen fällt ihm schwer. Er steht auf, öffnet die Glastür und geht hinaus in den Garten, um sich in der kühlen Abendluft zu beruhigen. Er erkennt, dass er eine Entscheidung treffen muss. Soll er weiter nach seinen wahren Wurzeln suchen? Soll er mit den Nachforschungen beginnen? Oder soll er alles wieder in seinem „inneren schwarzen Loch“ versenken?

„Es ist das erste Mal, dass ich mich an einige Dinge klarer erinnern kann. All die Bilder, die mich seit Jahren verfolgen. Die Geräusche, die Stimmen, das Feuer!“ Joé hält einen Moment inne. Bei der Erwähnung des Feuers beginnt sein Herz zu brennen, und er verspürt einen schrecklichen inneren Schmerz. Etwas Furchtbares muss passiert sein. Es ist nicht das Feuer aus dem Unfall der Familie van Woerden – es ist ein anderes Feuer! Dann ist er wirklich nicht Joe van Woerden. Auch wenn er sich das noch nicht erklären kann, muss es reiner Zufall gewesen sein, dass er genau in diesem Moment am Unfallort der Familie van Woerden war. Er erinnert sich an das brennende Auto ein paar Meter unter ihm. Er sieht den Autounfall. Plötzlich taucht in seiner Erinnerung der grüne Kombi auf, wie er mit viel zu hoher Geschwindigkeit aus der Kurve kommt und ... Wie er von dem Auto getroffen und den Abhang hinuntergeworfen wird! Ja! Er war dort, aber er saß nie in dem Auto! Und ...!

„Nein, nein, nein! Das ist zu viel. Ich halte das nicht aus!“

Sein ganzer Körper zittert, und kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Er atmet schwer, doch er ruft sich zur Ordnung. Der Unfall, das Kinderheim, die Gallachers, sein bevorstehendes Studium!

„Nein, nicht jetzt! Das ist zu viel für mich! Ich muss mich erst einmal einleben und mich auf mein neues Leben als Student konzentrieren. Das ist im Moment wichtiger. Wenn sich alles beruhigt hat, kann ich mich immer noch mit meiner Vergangenheit auseinandersetzen. Aber nicht jetzt, das übersteigt meine Kräfte“, beschließt Joé.

Er spürt viele innere Warnsignale in sich aufleuchten. In seiner Vergangenheit muss eine wirklich hässliche Leiche vergraben sein. So viel ist sicher. Vor seinem inneren Auge sieht er einen spiegelglatten Bergsee und eine kleine, runde Boje, die ruhig und scheinbar harmlos in der Mitte des Sees schaukelt. Plötzlich greift eine unsichtbare Hand nach der Boje und zieht sie aus dem Wasser. Doch was hängt daran? Am unteren Ende, von der Wasseroberfläche aus völlig unsichtbar, hängen unzählige Leichen! Das riesige Gebilde steigt immer höher, wird immer größer und wirft seinen grausigen Schatten auf ihn, der sein ganzes Leben mit eisiger Kälte verdunkelt.

„Neiiiiin!“, hört er sich innerlich vor Entsetzen schreien. Sofort sinkt alles unter großem Geblubber wieder in die Tiefen des Sees, bis schließlich nur noch die kleine, harmlos aussehende Boje zu sehen ist. Dann wird es rundum wieder gefährlich still. Joé ist schweißgebadet.

„Wer weiß, ob es am Ende nicht besser für mich ist, nicht zu wissen, was wirklich passiert ist? Vielleicht ist meine Vergangenheit, meine ‚Vor-Vergangenheit‘, die ich so radikal verdrängt habe, schlimmer als alles, was ich seitdem erlebt habe. Ist das überhaupt möglich? Nein, jetzt nicht! Ich werde nicht mehr darüber nachdenken.“

Joé atmet noch einmal tief durch. Einen Moment hält er inne und schließt die Augen. Mit leicht nach hinten geneigtem Kopf und den Händen an den Hüften steht er vor seinem Zimmer im Garten. Allmählich nimmt er den endlosen Lärm des Stadtverkehrs in der Ferne wieder wahr. Als er sich endlich beruhigt hat, geht er wieder hinein.

Ein Glücksfall

In den nächsten Tagen wird Joé ständig mit neuen Eindrücken überflutet. Fast ist er dankbar dafür. Selbst jetzt bricht ihm der Angstschweiß aus, wenn er an seine dunkle Vergangenheit denkt, die wie ein schwarzer Berg hinter ihm aufragt und sein Leben in ihrem eisigen Schatten einfrieren will.

Wie angekündigt, besuchten sie am Sonntag die Zieglers. Joé entging nicht, dass er für Cassandra eine Art Trophäe war, mit der sie nun überall angeben wollte. Bereitwillig ließ er alles über sich ergehen und staunte, als Cassandra und Stephanie sich mit samtener Zunge die giftigsten Beleidigungen an den Kopf warfen. Er konnte nicht verstehen, warum sie immer noch „Freundinnen“ waren. Offensichtlich gab es zwischen ihnen einen unaufhörlichen Wettstreit, und an diesem Sonntag hatte Cassandra wieder die Nase vorn. Selbst Joé fiel auf, dass Stephanies Gesicht vor Eifersucht leicht verfärbt war – genau die Reaktion, auf die Cassandra gehofft hatte. Nur die beiden Adoptivkinder von Stephanie und Jochen, Yulia und Yannik, taten ihm leid. Würden sie von nun an an seinen schulischen Leistungen gemessen? Welch ein Unsinn! Joé hoffte es nicht. Beide Kinder stammen ursprünglich aus Estland und sind sowohl sehr begabt als auch schön.

Um Stephanie zu besuchen, musste Joé das Outfit tragen, das Cassandra eigens für diesen Anlass ausgesucht hatte – fast die teuersten Kleider und Schuhe aus seiner Sammlung. Doch Joé musste zugeben, dass er sich in dem extrem eleganten, trendigen Anzug durchaus gefiel. Er bemerkte sogar, dass er darin mindestens drei Zentimeter aufrechter ging und einfach supercool aussah.

Allmählich lebt er sich in seiner neuen Umgebung ein und fühlt sich auch mit seiner neuen Rolle wohler. Am Montag und Dienstag hatte er Zeit, den Pool und den Fitnessraum ausgiebig zu testen. Schon im Waisenhaus hat er regelmäßig Ausdauersport betrieben, insbesondere Laufen. Nach dem ersten Training am Montag begann er, die nähere Umgebung zu erkunden. Am Dienstag wagte er sich schließlich sogar bis in die

Stadt. Mit dem Deutschland-Ticket auf seinem Handy, das Cassandra am Sonntag für ihn eingerichtet hat, kann er sich frei bewegen. Überall, wo er auftaucht, scheinen die Leute ihn zu bemerken und ihm wie selbstverständlich den Vortritt zu lassen. Mädchen und sogar einige Jungen werfen ihm auf der Straße vielsagende Blicke zu – eine Aufmerksamkeit, die ihn jedoch völlig überfordert. In wenigen Wochen wird er erst sechzehn, was man seinem noch kindlichen Gesicht auch ansieht. Einzig sein hoher Wuchs lässt ihn älter erscheinen.

Heute ist endlich Mittwochmorgen, und Elios kommt wie versprochen um acht Uhr an, um Joé abzuholen. Joé erfährt, dass Elios in den letzten Monaten viel in Luxemburg und Brüssel unterwegs war und sogar eine Zweitwohnung in Luxemburg besitzt. Er wundert sich, wie früh Elios dort aufgebrochen sein muss, um ihn pünktlich um acht Uhr zu Hause abholen zu können. Beeindruckt nimmt Joé neben Elios in der Luxuslimousine Platz, einem carbonfarbenen Bentley Mulsanne. Der Chauffeur schließt elegant die Tür und setzt sich ans Steuer. Joé kann indes kaum seinen Augen trauen. Was für eine Innenausstattung! Das Innere des Bentleys gleicht einem Büro auf Rädern. Elios, der erwartet hat, dass Joé beeindruckt sein würde, erklärt ihm die Möglichkeiten, die das Fahrzeug bietet. Joé saugt alles wie ein Schwamm auf, und die Fahrt nach Mannheim vergeht wie im Flug. Als der Bentley am imposanten Ehrenhof des riesigen Palasts vorbeifährt, in dem die Universität untergebracht ist, schlägt Joés Herz vor Aufregung. Was wäre, wenn die anderen Kinder aus dem Heim ihn jetzt sehen könnten! Dieser Gedanke wärmt seine Seele. Stolz, dazugehören, setzt er sich unbewusst ein wenig aufrechter hin.

„Hast du auch hier in Mannheim studiert?“, fragt Joé Elios.

„Ja, und auch Wirtschaftswissenschaften. Du musst dich also an meinen Leistungen messen“, antwortet Elios mit einem Grinsen und zwinkert Joé zu. Die beiden verstehen sich prächtig, und Joé empfindet schon nach kurzer Zeit tiefe Bewunderung und Sympathie für Elios. Er ist ein begabter Redner und verfügt über einen feinen Sinn für Humor. Joé ist beeindruckt davon, dass Elios ihm in vielerlei Hinsicht überlegen ist. Normalerweise er intelligenter als die Menschen um ihn herum. Daher ist er es gewohnt, selten wirklich verstanden zu werden, weil er über Dinge spricht, die andere entweder nicht begreifen oder die sie nicht in-

teressieren. Bei Elios ist das anders. Zum ersten Mal kann sich Joé mit jemandem austauschen, der ihn mühelos versteht – oft schneller, als er selbst seine Gedanken formulieren kann. Während der einstündigen Autofahrt gerät Joé zunehmend in den Bann von Elios' Charisma, bis er schließlich an dessen Lippen hängt. Elios wiederum mag Joé. Vieles an dem Jungen erinnert ihn an seine eigene Jugend. Er ist überzeugt, dass Joé, der jedes seiner Worte aufsaugt und sofort verarbeitet, ihn eines Tages übertreffen wird. Elios war selbst ein ausgezeichnete Schüler gewesen, doch ein derart außergewöhnliches Gedächtnis hatte er nie. Seine Bemerkung, Joé werde an seinen Leistungen als Student in Mannheim gemessen werden, war daher nur halb ernst gemeint. In Wahrheit ist Elios sicher, dass er sich schon bald an Joé wird messen müssen. Doch das stört ihn nicht. Seit vielen Jahren bewegt er sich in einer Welt, in der nur die Besten der Besten – oder zumindest die Einflussreichsten – miteinander verkehren. Der ständige Wettbewerb lehrt Demut: Es gibt immer jemanden, der besser ist. Entscheidend ist, diese Menschen auf die eigene Seite zu ziehen. Genau das hat Elios vor. Wenn er Joé richtig positioniert, werden dessen außergewöhnliche Fähigkeiten eines Tages für ihn arbeiten.

Nachdem sie vor dem Ostflügel des imposanten Barockpalasts ausgestiegen sind, gehen sie direkt durch den Eingang in die Räume des Rektors. Kurze Zeit später nehmen alle drei in bequemen Sesseln Platz. Offensichtlich kennen sich der Rektor, Prof. Dr. Max-Lennard Thomas, und Elios gut. Aus dem Gespräch schließt Joé, dass sie sich in Cambridge kennengelernt haben, als sie beide dort zwei Semester im Rahmen ihres MPhil-Studiums in Management verbrachten. Joé spürt, wie ihm vor Aufregung die Wangen warm werden. Er sitzt im Büro des Rektors – und genießt damit von Anfang an eine Sonderstellung unter den Studierenden. Der Rektor richtet zunächst ein paar freundliche Worte an ihn, kann dann jedoch nicht widerstehen, ihn ausführlich zu befragen. Was als Gespräch beginnt, entwickelt sich schnell zu einer Art Prüfung. Joé ist es gewohnt, Fragen mühelos zu beantworten. Doch diesmal gerät er ins Stocken. Er muss sich konzentrieren, um präzise zu antworten, und bei einigen Antworten ist er sich nicht einmal sicher, ob sie korrekt sind. Zuletzt stellt Prof. Thomas mehrere ontologisch-mathematische Fragen, auf die Joé keine Antwort mehr findet. Dann beendet er die Befragung. Joés Wangen

glühen nun vor Verlegenheit. Er denkt an seine selbstsicheren Worte vor wenigen Tagen, als er überzeugt war, die Erwartungen mühelos erfüllen zu können. Jetzt überkommt ihn eine Welle der Scham. Für einen Moment senkt er den Kopf, um den prüfenden Augen des Rektors auszuweichen.

Währenddessen tauschen Max-Lennard und Elios verschmitzte Blicke aus, die sie jedoch sofort verbergen, als Joé sich wieder aufrichtet. Prof. Thomas nimmt wieder eine strenge Miene an, und Elios überspielt ein Lachen mit einem leisen Husten. Tatsächlich hatte Max-Lennard das Niveau der Fragen rasch erhöht – bis hin zu Themen, die selbst für seine Fachkollegen anspruchsvoll sind. Auch Elios konnte nicht jede Antwort eindeutig beurteilen. Dennoch steht für beide fest, dass Joé noch begabter ist, als sie angenommen hatten. Sie sind sich aber unausgesprochen einig, ihm diese Einschätzung vorzuenthalten. Ein wenig Demut kann nicht schaden. Kurz darauf befinden sie sich im Sekretariat, wo Joé seine Immatrikulationsunterlagen einreicht. Anschließend lädt Prof. Thomas sie zum Mittagessen ein. Joé ist froh, dass er im Waisenhaus gute Tischmanieren gelernt hat. Das verleiht ihm jetzt in dieser gehobenen Umgebung ein Gefühl von Zugehörigkeit. Das Schloss, für das Mannheim berühmt ist, beeindruckt ihn tief. Für einen Moment verliert er sich in seiner ausgeprägten Hyperfantasie: Ritter, Kutschen, das Klirren von Hufeisen auf Pflastersteinen, der Geruch von Staub, Leder und Pferdemit – als wäre der Kurfürst der Pfalz eben erst eingetroffen. Welche Geschichten diese Mauern wohl erzählen könnten? Joé atmet bewusst die Gerüche der neuen Umgebung ein und versucht, sich alles einzuprägen. Noch ist ihm alles fremd, doch bald wird es vertraut sein. Er kann es kaum erwarten, hier zu studieren – auch wenn die mündliche Prüfung, sein Selbstvertrauen ins Wanken gebracht hat.

„Haben Sie schon eine Unterkunft gefunden? Werden Sie in Mannheim wohnen?“, fragt Professor Thomas ihn plötzlich. Joé sieht Elios an.

„Das wäre wahrscheinlich eine gute Idee, aber wir haben noch nicht nach einer Unterkunft gesucht“, antwortet Elios an seiner Stelle. Er hat sich darüber bereits Gedanken gemacht. Seine Frau scheint Joé komplett zu vereinnahmen. Er weiß, wie anstrengend Cassandra sein kann, und ist überzeugt, dass sie Joé nicht genug Zeit zum Lernen lassen wird. Insgeheim befürchtet er jedoch noch Schlimmeres. Elios neigt nicht zur Eifersucht. Seiner Meinung nach ist man in einer Ehe schon treu, wenn

man sich nicht scheiden lässt. Außerdem liebt er Cassandra auf seine Weise immer noch und fühlt sich ihr in gewisser Weise sogar verpflichtet. Joé hingegen ist sehr gutaussehend, genau die Art von Mann, der früher oder später jeder Frau den Kopf verdreht. Aber er ist auch noch sehr jung. Cassandra könnte ihn vollständig unter ihre Kontrolle bringen und von ihren üppigen Reizen abhängig machen. Nein, er kann nicht zulassen, dass Joé ständig in der Nähe seiner Frau ist – Joé gehört ihm!

„Heißt das, ich kann nach Mannheim ziehen? Für mein Studium wäre das wahrscheinlich besser“, sagt Joé und äußert damit vorsichtig seine Hoffnungen und Befürchtungen.

„Und was ist mit Ihren Vorlieben, Joé? Sind Sie lieber allein oder möchten Sie andere junge Leute um sich haben?“, fragt Professor Thomas.

„Wenn ich wirklich wählen dürfte, würde ich lieber allein leben, Professor Thomas“, antwortet Joé schüchtern. Er hat keine großen Erwartungen, dass sein Wunsch erfüllt wird. Noch immer ist er zu sehr von seinen Erfahrungen aus dem Waisenhaus geprägt, wo seine Bedürfnisse immer auf Kritik und Ablehnung gestoßen sind. Stattdessen hört er die freundliche Stimme des Direktors der sagt:

„In diesem Fall könnte Ihnen die Jugendherberge im Garten hinter dem Schloss gefallen. Es ist wirklich ein Glücksfall, dass ich gerade gestern mit der Leiterin der Jugendherberge, Elisabeth Kretz, gesprochen habe. Sie streichen die Praktikantenstelle. Ab Ende August werden sie keine Praktikanten mehr aufnehmen. Sie erwägen nun, das Praktikanten-Studio ab Mitte September zu vermieten, möglicherweise an einen Studenten. Sie hat mich gefragt, ob ich einen vertrauenswürdigen Studenten kenne, der keine Partys feiert, keine Probleme mit Gästen verursacht und solvent ist. Ich war mir bis jetzt nicht sicher, aber ich werde sie anrufen und ihr Bescheid geben, wenn Sie sich das Zimmer sofort ansehen möchten. Haben Sie noch Zeit?

„Ja, wir haben noch etwas Zeit. Meinst du wirklich die Jugendherberge im Schlosspark, die direkt hinter der Universität liegt? Das wäre ein unglaublicher Glücksfall! Natürlich gehen wir gleich hin. Ein Zimmer an solcher Lage wird sofort vermietet. Du bist wirklich ein Glückspilz“, antwortet Elios und wendet sich bei seinen letzten Worten an Joé.

Das Telefonat mit Frau Kretz ist schnell beendet. Eigentlich hatte sie bereits zwei Kandidaten ins Auge gefasst, doch auf Empfehlung des Direktors hin ist sie bereit, Elios und Joé sofort das Zimmer zu zeigen. Die beiden spazieren daraufhin zu Fuß durch den Schlosspark zur Jugendherberge, die am Rhein liegt. Joé traut seinen Augen nicht. Wird er bald so nah an der Universität wohnen, in diesem schönen Park direkt am Flussufer? Oh Gott, lass das bitte wahr sein!

Frau Kretz wartet bereits am Eingang der Jugendherberge auf sie. Elios merkt sofort, dass sie von ihm und Joé beeindruckt ist. Dennoch will sie sich ein gutes Geschäft nicht entgehen lassen. Sie geht den beiden voraus zum Nebengebäude, in dem sich das Studio befindet. Die Außentür führt direkt in ein geräumiges, schönes Zimmer mit einem kleinen, alten Badezimmer. Frau Kretz entschuldigt sich für die Unordnung der Praktikantin und erklärt, dass sie das gesamte Zimmer nach deren Auszug renovieren und in ein Atelier mit Miniküche umbauen werden. Dann wendet sie sich an Elios und bemerkt, ohne einen Moment daran zu zweifeln, dass Joé sein Sohn ist:

„Wir berechnen 1.000 Euro pro Monat für das komplett renovierte Studio. Darin enthalten ist die Reinigung der Bettwäsche, sofern unsere hauseigene Bettwäsche benutzt wird. Zudem wird eine Kautions von zweitausend Euro fällig. Wenn Joé das Angebot annimmt, mit uns im Speisesaal zu essen, könnten wir zusätzlich eine Pauschale von zweihundert Euro vereinbaren. Wie ich Ihnen jedoch bereits zu Beginn gesagt habe, habe ich noch zwei andere Kandidaten im Auge. Einer von ihnen hat sogar angeboten, 1.200 Euro pro Monat für die Miete zu zahlen.“

Mit ihrem letzten Satz blickt Frau Kretz fragend zu Herrn Gallacher. Sie muss nicht lange auf eine Antwort warten.

„Ich zahle Ihnen jeden Monat 1.500 Euro Miete, alles inklusive. Die Renovierungskosten für das Zimmer übernehme ich ebenfalls. Die Kautions kann ich sofort überweisen – und zusätzlich 3.000 Euro für zwei Mieten im Voraus.“

Während er die Worte ruhig und bestimmt spricht, zieht Elios gleichzeitig das Bargeld aus seiner Brieftasche und hält Frau Kretz die Banknoten hin. Es wirkt, als hätte er genau darauf abgezielt, in dem Wissen, dass kaum jemand Bargeld ablehnen kann. Joé beobachtet, wie Frau

Kretz nach dem Geld greift. Damit ist klar: er hat das Studio. Dann wirft sie Joé einen letzten kritischen Blick zu und bemerkt:

„Sie müssten einen Vertrag unterschreiben, in dem Sie sich verpflichten, unsere Hausordnung einzuhalten. Keine unerlaubten Partys, keine Untermieter und ...“ Frau Kretz unterbricht sich kurz. Ihr Blick wandert zu Herrn Gallacher. Sie möchte ihn keinesfalls verärgern. Aber Joé beeilt sich zu antworten.

„Ich kann Ihnen, Frau Kretz, versichern, dass ich sowohl ordentlich als auch zurückhaltend bin. Ich habe noch nie wilde Partys gefeiert. Ganz im Gegenteil. Ich bin dafür bekannt, langweilig zu sein, und dafür, dass ich meine Nase nur in Bücher stecke“, versichert er ihr ehrlich und mit einem schüchternen Lächeln. Mehr muss Frau Kretz nicht hören.

„Bitte folgen Sie mir! Ich werde dafür sorgen, dass Sie den Vertrag sofort unterzeichnen können. Bitte nehmen Sie Platz“, sagt sie im Vorzimmer zu den Büros und deutet auf drei Stühle um einen runden Tisch. Dann fügt sie mit einem Lächeln hinzu: „Möchten Sie etwas trinken? Wir könnten Ihnen auch ein Stück frisch gebackenen Kuchen anbieten!“

„Danke, aber leider haben wir nur wenig Zeit“, antwortet Elios. „Wir haben noch andere Dinge zu erledigen, und ich muss heute noch nach Brüssel zurück.“

„Nach Brüssel? Das ist interessant!“, bemerkt Frau Kretz. „Darf ich fragen, was Sie beruflich machen, Herr Gallacher?“

„Ich bin Mitglied des Direktoriums der Europäischen Zentralbank in Frankfurt. Zahlreiche Sitzungen halten mich aber derzeit in Brüssel“, sagt Herr Gallacher. Frau Kretz ist sekundlich mehr beeindruckt und erinnert sich plötzlich: „Sind Sie derselbe Herr Gallacher, der letzte Woche in den Nachrichten über die Lage in der Ukraine gesprochen hat?“

„Ja“, lautet die knappe Antwort.

Frau Kretz kann kaum glauben, dass diese wichtige Person und sein Sohn bei ihr sind. Sie eilt davon, um die Unterlagen zur Unterzeichnung fertigzustellen. Als sie zurückkommt, wird sie von Herrn Joachim Hein begleitet, der sich als ihr Stellvertreter vorstellt. Während Elios die Unterlagen durchsieht, fragt Frau Kretz Joé, ob er besondere Wünsche bezüglich der Einrichtung seines Zimmers hat. Joé antwortet hoffnungsvoll, dass er sich freuen würde, wenn möglichst viele Bücherregale aufgestellt werden könnten. Frau Kretz ist begeistert. So reich und doch so bescheiden! Un-

bewusst reibt sie sich vor Freude die Hände. Ein paar Minuten später verabschiedet sie sich von Herrn Gallacher und Joé. Sie sind gerade im Begriff in den Bentley einzusteigen, der auf einen Anruf von Elios hergekommen ist.

„Jetzt werden wir für dich noch ein Bankkonto in Frankfurt eröffnen. Danach muss ich leider schon wieder zurück nach Brüssel“, sagt Elios.

Joé fühlt sich wie in einem Traum. Er wirft einen letzten Blick auf den schönen Park am großen Fluss. Kann das alles wahr sein? Er sieht Elios mit einem tief dankbaren Lächeln an. Elios lächelt zurück. Er ist glücklich, genau am richtigen Tag nach Mannheim gekommen zu sein. Joé scheint das gewisse Quäntchen Glück zu haben, das alle wirklich erfolgreichen Menschen auszeichnet. Zufrieden klopft Elios Joé väterlich auf das Knie.

Helenas Test

Joé hält sein Versprechen und unterrichtet Helena bis zum Ende seiner Semesterferien. Täglich nimmt er sich mehrere Stunden Zeit, um den Stoff vorzubereiten und anschließend mit ihr durchzugehen, während Cassandra in ihrer Boutique arbeitet. Zunächst ist Helena alles andere als begeistert. Die Vorstellung, einen Großteil ihrer Ferien wieder mit Lernen zu verbringen – und sich dabei womöglich zu blamieren –, frustriert sie. Widerwillig setzt sie sich zu ihm an den Tisch. Dennoch gibt sie sich Mühe, denn sie möchte ihm gefallen. Er besitzt viele Eigenschaften ihres Vaters, den sie so bewundert. Zu ihrer Überraschung ist er jedoch ganz anders als Elios: geduldig, ruhig und ermutigend. Er hebt ihre Fortschritte hervor und setzt sie nicht unter Druck, wenn sie eine Antwort nicht sofort weiß.

Joé überlegt sich genau, wie er ihr das Lernen näherbringen kann. Er sucht nach Wegen, ihre Neugier zu wecken, und findet immer wieder Anlässe, sie ehrlich zu loben. Nach und nach verändert sich etwas in Helena. Was ihr zuvor trocken und einschüchternd erschien, beginnt, sie zu interessieren. Die Mathematik wirkt nicht mehr wie ein unüberschaubarer Berg, sondern zunehmend wie eine Entdeckungsreise – eine Abfolge von Rätseln, deren Lösungen neue Zusammenhänge sichtbar machen. Joé spricht mit solcher Begeisterung darüber, dass sie sich davon anstecken lässt. Seine Augen leuchten, wenn er ihr etwas erklärt, und er begegnet selbst schwierigen Aufgaben mit spielerischer Freude. Für ihn ist Mathematik mehr als ein Schulfach – sie ist ein Abenteuer. Die trockenen Rechenübungen hingegen bezeichnet er als notwendige Grundlage, vergleichbar mit den Fingerübungen eines Pianisten. Der Preis für den Zugang zu einer weit größeren Welt. Er ermutigt Helena, sich nicht entmutigen zu lassen, wenn ihr das Kopfrechnen schwerfällt. Auch ohne darin besonders stark zu sein, kann man Mathematik verstehen – und sogar lieben. Um sie zusätzlich zu motivieren, wählt Joé Themen aus, die Helena interessieren, und zeigt ihr deren mathematische Seite. Sobald er merkt, dass sie für diese Art des Unterrichts empfänglich ist, entwickelt er eine Reihe von Rätseln, die sie lösen soll. Er entwirft Knobelaufgaben

aus Mathematik, Chemie, Deutsch und Englisch, die sich an ihren Interessen orientieren, und ergänzt sie nach und nach durch Elemente aus Informatik, Geschichte, Geografie, Biologie und Physik. So entsteht ein abwechslungsreicher, interdisziplinärer Unterricht. Wie bei einer Schnitzeljagd kann Helena das nächste Rätsel erst lösen, wenn sie das vorherige gemeistert hat. Am Ende jedes Tages bearbeitet sie einen kurzen Test, in dem sie zeigt, was sie behalten hat. Das Ergebnis überrascht sie selbst: Durch die alltagsnahen Bezüge und die spielerische Anwendung kann sie sich deutlich mehr merken als zuvor. Ihr Selbstvertrauen wächst. Als zusätzliche Motivation versteckt Joé kleine Belohnungen, sobald sie ein neues Level erreicht. Gleichzeitig überlegt er, womit er sie am Ende dieses intensiven Trainings überraschen könnte. Was wünscht sie sich am meisten? Die Antwort liegt für ihn auf der Hand – doch die Umsetzung wird Fingerspitzengefühl erfordern.

Am nächsten Tag bittet er sein ehemaliges Gymnasium um eine alte Abiturprüfung. Nach einigem Überreden erhält er eine gekürzte, zensierte Version. Auf dieser Grundlage bereitet er Helena jetzt gezielt vor. Helena ist zwar durchschnittlich begabt, aber hoch motiviert – und lernt entsprechend schnell. Joé weiß jedoch, dass das allein nicht ausreichen wird, um die Erwartungen ihres Vaters zu erfüllen. Sein Ziel ist zunächst ein anderes: ihr Selbstvertrauen zu stärken und ihr die Freude am Lernen zu vermitteln. Vielleicht entwickelt sich daraus der Ehrgeiz, den sie bisher vermissen ließ. Um seine Erfolgsaussichten zu erhöhen, spricht er mit Elios. Er erklärt ihm seinen Plan und hofft, ihn überzeugen zu können, Helena diese Chance zu geben. Elios lächelt, bleibt jedoch skeptisch. Helena müsse lernen, sich selbst durchzusetzen – auch ohne Unterstützung. Nur so könne echter Wettbewerbsgeist entwickelt werden, mit dem man im Leben vorankommt. Joé widerspricht vorsichtig. Er räumt ein, dass Elios gewiss recht hat, gibt jedoch zu bedenken, dass Helena zunächst Erfolgserlebnisse brauche, um überhaupt Ehrgeiz zu entwickeln. Solange sie glaube, nie gut genug zu sein, werde sie es bald ganz aufgeben. Schließlich lenkt Elios ein.

Zwei Tage vor Schulbeginn ist es so weit. Joé hat Helena nichts von der geplanten Prüfung erzählt. Wie vereinbart kommt Elios an diesem Morgen früh nach Hause, begrüßt seine überraschte Tochter und verschwindet direkt in seinem Arbeitszimmer. Kurz darauf kehrt er mit ei-

nem mehrseitigen Aufgabenbogen zurück und legt ihn vor sie. Es sind Auszüge aus der echten Abiturprüfung.

„Helena, hier ist ein Test, den du für mich schreiben sollst. Ich werde ihn anschließend korrigieren. Also setz dich hin und gib dein Bestes“, sagt ihr Vater freundlich, aber mit jener festen Stimme, die keinen Widerspruch duldet.

Helenas Herz beginnt zu rasen. Sie ist so aufgeregt, dass sie sich sofort hinsetzen muss. Ihr Vater hatte in der Vergangenheit schon mündliche Prüfungen mit ihr durchgeführt, bei denen sie ausnahmslos durchgefallen war. Daraufhin verdonnerte er sie regelmäßig zu Privatunterricht bei langweiligen Lehrern und behandelte sie mit Verachtung. Für Helena war das das Schlimmste, was sie sich vorstellen konnte. Sie spürt, wie ihr kalter Schweiß ausbricht. Ihre Hände sind bereits feucht, als sie die Papiere in die Hand nimmt. Ihr Vater räuspert sich. Er hat Joés fordernden Blick bemerkt, der ihn an jedes Detail der geheimen Vereinbarung erinnert. Also beugt sich Elios zu seiner Tochter hinunter, die zitternd am Wohnzimmertisch sitzt. Um sie zu ermutigen, legt er kurz den Arm um ihre Schultern und sagt:

„Keine Sorge, mein Schatz. Ich habe mit Joé gesprochen. Er hat mir erzählt, was ihr alles gemeinsam gemacht habt und wie hart du gearbeitet hast. Er hat mir auch deine Tests gezeigt, und ich muss sagen, ich bin wirklich beeindruckt. Er hat es dir nicht leicht gemacht, aber du hast seine anspruchsvollen Aufgaben trotzdem alle selbstständig gelöst. Das hast du gut gemacht. Mach dir also keine Sorgen wegen dieser kleinen Prüfung. Ich bin sicher, dass du sie mit Bravour bestehen wirst. Wenn du eine Aufgabe nicht lösen kannst, mach einfach mit der nächsten weiter. Ich will sehen, was du kannst, nicht, was du nicht kannst! Okay? Versprochen? Gib einfach dein Bestes.“

Helena sieht ihren Vater mit großen Augen an. Soweit sie sich erinnern kann, hat er noch nie so mit ihr gesprochen. Die plötzliche Hoffnung, dass sie ihm gefallen und ihn beeindrucken könnte, lässt ihr ganzes Gesicht strahlen. Unglaublich! Sie muss sich zusammenreißen, um ihre Freudentränen zurückzuhalten. Natürlich verspricht sie ihm hoch und heilig, ihr Bestes zu geben. Hoffnungsvoll lächelt sie ihren Vater an, und er lächelt zurück. Auf das Äußerste motiviert macht sie sich sofort an die Arbeit. Als sie die Aufgaben auf der ersten Seite überfliegt, wächst ihr

Selbstvertrauen. Sie erkennt, dass sie tatsächlich alle diese Fragen beantworten kann. Ihr Herz pocht vor Zuversicht. Ihr Vater ist in sein Büro gegangen, und auch Joé verlässt das Wohnzimmer, um ihr die Ruhe zu geben, die sie braucht. Glücklicherweise ist Cassandra bereits in ihre Boutique aufgebrochen – fest entschlossen, danach noch einkaufen zu gehen. Erfahrungsgemäß wird sie den ganzen Vormittag unterwegs sein. Joé wusste das im Voraus; es war Teil seines Plans.

Bevor er geht, wirft Helena ihm den dankbarsten Blick zu, den er je gesehen hat. Eine Träne der Freude rollt über ihre Wange, doch sie wischt sie schnell verlegen weg.

„*Joé hat mir schwierige Aufgaben gestellt*“, denkt sie immer wieder und erinnert sich an die Worte ihres Vaters. Das war ihr vorher nicht bewusst gewesen. Sie hatte geglaubt, einfach zu dumm zu sein, um Dinge schnell zu verstehen. Doch offenbar lag es daran, dass Joé mehr von ihr verlangt hatte als alle anderen zuvor. Die bisherigen Nachhilfelehrer hatten immer wieder bei den Grundlagen angesetzt und versucht, ihr die Einmaleinsreihen einzutrichtern. Für sie war das ein Zeichen gewesen, dass man ihr nicht mehr zutraute. Joé hingegen ging einen anderen Weg. Statt sie zu unterschätzen, forderte er sie von Anfang an – allerdings mit Themen, die sie interessierten, und auf eine so motivierende, fast spielerische Weise, dass selbst anspruchsvolle Aufgaben lösbar erschienen. Ihr Herz pocht vor Liebe und Dankbarkeit, die sie in diesem Moment für ihn empfindet. Schnell beugt sie sich über die Testseiten und erledigt eine Aufgabe nach der anderen. Tatsächlich schafft sie es, alle Fragen zu beantworten, da Joé sie ganz gezielt darauf trainiert hatte. Nach mehr als zwei Stunden ist der „kleine“ Test endlich vorbei. Sie steht auf und bringt die Prüfung ihrem Vater. Er überfliegt kurz die Seiten, dann zieht er erstaunt die Augenbrauen hoch.

„Du hast ja alle Aufgaben gelöst! Nun bin ich neugierig.“

Helena muss kichern. Strahlend vor Glück sieht sie ihren Vater an. Doch als sie sein Büro verlässt, wird sie wieder nervös.

„*Hoffentlich habe ich nicht zu viele Fehler gemacht*“, denkt sie unsicher. Aber jetzt ist es vorbei und sie kann nichts mehr daran ändern.

Kurz vor dem Mittagessen kommt Cassandra zurück. Wie immer ist sie nicht zu überhören. Paulina hilft ihr sofort mit den Taschen. Da sich alle

zum Mittagessen versammeln sollen, kommt auch Joé wieder nach oben. Elios kommt aus seinem Büro. Helena hält den Atem an. Sie versucht verzweifelt, den Gesichtsausdruck ihres Vaters zu deuten, aber er hat sein Pokerface aufgesetzt, das für sie vollkommen undurchschaubar ist.

„Hör zu, Cassandra“, unterbricht Elios den Wortschwall seiner Frau. „Ich habe unsere Tochter heute Morgen diesen Test schreiben lassen. Es ist eine gekürzte Version einer alten Abiturprüfung in Mathematik, Chemie, Geografie, Deutsch, Geschichte und Englisch.“

Kassandra schaut ihren Mann überrascht an. Helena vergräbt derweil ihre Finger tief in einem Sofakissen, das sie nervös umklammert hält, und wagt nicht zu atmen.

„Du lässt sie eine Hochschulreifeprüfung ablegen? Aber warum, was ist in dich gefahren? Wir können schon froh sein, wenn sie die nächsten Semesterprüfungen besteht.“

„Nein, jetzt nicht mehr. Dank Joés Nachhilfe hat unsere Tochter diese Prüfung mit der Note 1,7 bestanden. Komm her, Helena. Ich bin wirklich stolz auf dich, das hast du toll gemacht.“

Elios geht ein paar Schritte auf seine Tochter zu, die kaum fassen kann, was gerade geschieht. Dann tätschelt er kurz ihren Kopf und nickt ihr anerkennend zu.

„Aber Helena! Hast du diese Prüfung wirklich ganz allein geschrieben? Das ist ja unglaublich!“ Aufgeregt geht Cassandra auf ihre Tochter zu und nimmt sie in die Arme.

„Das ist ja phänomenal – aber ich verstehe nicht ganz“, sagt sie und wendet sich wieder an ihren Mann. „Willst du damit sagen, dass unsere Tochter bereits die Hochschulreife hat?“

„Nein, natürlich nicht“, lacht Elios. „Joé hat sie gezielt auf genau diese Aufgaben vorbereitet. Helena muss noch viel lernen. Aber was sie in nur wenigen Wochen geschafft hat, zeigt, dass sie die Hochschulreife auf jeden Fall erreichen kann. Sie wird ihr Abitur machen – und ich bin inzwischen überzeugt, dass sie es sogar besser bestehen wird als du, Cassandra.“

Ein verschmitztes Lächeln huscht über sein Gesicht. Seine Frau lacht zurück. Sie verzeiht ihm den Seitenhieb. Dann tätschelt er seiner strahlenden Tochter die Wange und sagt:

„Du kommst eben doch mehr nach mir als nach deiner Mutter, nicht wahr?“

Dabei zwinkert er Helena zu, die vor Stolz und Freude fast platzt und nichts erwidern kann, außer ihm voller Eifer zuzunicken.

„Ha, besser als ich, das werden wir noch sehen!“, sagt Cassandra und tut so, als wäre sie beleidigt. Doch selbst sie ist zu gut gelaunt, um jetzt ernsthaft mit ihrer Tochter zu konkurrieren. Denn was werden ihre Freunde sagen, wenn Helena plötzlich den Durchbruch in der Schule schafft? Zufrieden lacht sie vor sich hin.

Joé ist sich sicher, dass Helena, sofern er sie richtig eingeschätzt hat, ab jetzt so fleißig für die Schule lernen wird, dass sich ihre Noten in allen Fächern deutlich verbessern werden – und er sollte Recht behalten. Helena macht sich bald hervorragend und gehört seither immer zu den drei Besten ihrer Klasse.

Seit Joé eingezogen ist, hat sich Helenas Leben zum Besseren gewendet. Deshalb interessiert sie sich zunehmend für alles, was ihn interessiert. So kauft sie heimlich die gleiche Bibel wie er eine hat und beginnt, darin zu lesen. Sie freut sich, dass ihr die vielen Fragen dazu einen weiteren Vorwand liefern, mit Joé zu sprechen. Joé fühlt sich jedoch sowohl von Helena als auch von Cassandra zunehmend bedrängt. Die Situation wird für ihn unerträglich. Er verlässt bei jeder Gelegenheit das Haus, um joggen zu gehen, und verbringt so viel Zeit wie möglich in der Stadtbücherei.

Flucht nach Mannheim

Eine Woche vor Semesterbeginn steht Joé vor der Tür von Elios' Arbeitszimmer. Er ist so schamrot im Gesicht, dass er sich erst einmal beruhigen muss, bevor er sich traut, anzuklopfen.

„Ja, bitte?“, ruft Elios und öffnet gleich darauf selbst die Tür, weil Joé nicht sofort eintritt.

„Darf ich dich kurz stören?“, fragt Joé mit heiserer Stimme. Dann räuspert er sich kurz, um seine Stimme wieder normal klingen zu lassen.

„Was kann ich für dich tun?“, fragt Elios zurück.

„Ich wollte fragen, ob ich die Schlüssel für meine Wohnung bekommen könnte.“

Joé bemüht sich, so ruhig wie möglich zu wirken, um den wahren Grund für seine Bitte zu verbergen, der ihn mit schrecklicher Scham erfüllt.

„Natürlich“, antwortet Elios verwundert. Seine aufmerksamen Augen bemerken, dass Joé nicht wie sonst ist. Er steht auf, geht zum Büroschrank, öffnet ihn und sieht die Schlüssel für die Eingangstüren der Einliegerwohnung. Es ist der komplette Satz Ersatzschlüssel. Elios hatte erwartet, dass Cassandra Joé mindestens einen Schlüssel für seine Wohnung gegeben hatte. Warum hatte sie das nicht getan? Und warum bittet Joé ihn plötzlich so nervös darum? Er selbst ist kaum zu Hause, also gäbe es keinen Grund, etwas vor ihm zu verbergen. Wenn Joé seine Frau ungestört treffen wollte, hätten sie hierfür einen Schlüssel nehmen können – denselben, den Cassandra ihm offensichtlich nicht gegeben hat. Aber was, wenn Joé stattdessen lieber mit Helena allein sein wollte? Nein, das kann nicht sein. Zum einen ist Elios nicht entgangen, dass Joé kein Interesse an Helena hat – schließlich ist sie noch ein kleines Mädchen. Zum anderen würde er ihn dann niemals wie einen Idioten um die Schlüssel bitten, zumal die beiden Kinder die vielen Gelegenheiten nutzen könnten, wenn sie allein zu Hause sind. Oder möchte er mit Paulina allein sein? Aber dann könnte er mit ihr irgendwo hingehen. Nein. Es kann eigentlich nur bedeuten, dass Joé allein sein will. Vielleicht zu seinem eigenen Schutz? Aber warum ist er deswegen so nervös? Liegt es daran, dass

Kassandra ungefragt sein Zimmer betritt? Plötzlich dreht sich Elios um und wirft Joé einen durchdringenden Blick zu.

„Warum willst du plötzlich die Schlüssel zu deiner Wohnung?“

Elios kneift die Augen zusammen und starrt Joé an, der noch röter wird. Jetzt ist genau das eingetreten, was er befürchtet hat. Elios hat einen Verdacht. Joés Herz pocht. Er versucht, so beiläufig wie möglich zu antworten.

„In letzter Zeit kommt Helena öfter mal runter, auch wenn ich meine Ruhe haben will“, antwortet er. Das ist zwar keine Lüge, aber auch nicht der eigentliche Grund für seine Bitte. Er fährt fort: „Grundsätzlich habe ich nichts dagegen, aber ich hätte gerne etwas mehr Privatsphäre. Das ist doch in Ordnung, oder?“

Joé sieht Elios direkt in die Augen. Obwohl er versucht, ruhig zu wirken, liegt etwas Flehendes in seinem Blick. Elios sagt zunächst nichts. Er sieht Joé nur an und zwingt ihn damit, den Blick abzuwenden. Schließlich gibt Elios Joé den Schlüssel. Als Joé danach greift, packt Elios seine Hand. Joé fährt erschrocken zusammen. Elios tritt noch einen Schritt näher, stellt sich direkt vor Joé und richtet seinen durchdringenden Blick auf sein Gesicht.

„Wenn du den Schlüssel im Türschloss stecken lässt, während du drinnen bist, kann niemand die Tür öffnen“, erklärt Elios.

Joé muss schlucken. Es scheint, als könne Elios all seine Gedanken lesen. Es ist schrecklich! Er fühlt sich elend. Dann lässt Elios ihn endlich los. Joé stammelt ein „Danke“ für die Schlüssel, dreht sich unsicher um und verlässt das Büro. Kurz bevor er die Tür erreicht, fragt Elios ihn plötzlich direkt: „Ist meine Frau zu dir ins Bett gekommen?“

Joés Herz bleibt vor Schreck für einen Moment stehen und er starrt Elios mit großen Augen an.

„N-nein, das ist nicht passiert“, stammelt er.

Das ist alles, was Joé mit hochroten Wangen sagt. Elios wirft ihm einen letzten stechenden Blick zu und lässt ihn dann endlich gehen. Mit gesenktem Kopf betritt Joé seine Wohnung. Kaum ist er drinnen, dreht er sofort den Schlüssel im Schloss um. Ein Schauer läuft ihm über den Rücken. Er hört das Klicken, als der Riegel vorgeschoben wird, und atmet erleichtert auf. Dann lehnt er sich gegen die Tür, seufzt tief. Den Schlüssel lässt er stecken, wie Elios es vorgeschlagen hat. Er hat ihm die Wahrheit gesagt.

Kassandra ist noch nie in sein Bett gekommen – jedenfalls noch nicht. Allerdings ist er sich jetzt sicher, dass Elios vermutet, dass da etwas vor sich geht, das nicht sein darf und was Joé auch gar nicht möchte. Mit einem Schaudern wandern seine Gedanken zurück zu dem Vorfall, der zu dieser demütigenden Situation geführt hat.

Vor zwei Tagen, als er im Hallenbad seine Bahnen schwamm, geschah es. Kassandra war zwei Stunden früher nach Hause gekommen. Offensichtlich hatte sie gesehen, dass er im Schwimmbad war. Sie zog schnell ihren knappen Bikini an und sprang zu ihm ins Wasser. Joé hatte sofort ein ungutes Gefühl. Es gab einen Grund, warum er immer dann schwimmen ging, wenn niemand zu Hause war. Er spürte die unsichtbaren Signale, die Kassandra aussandte. Er war zu jung und nicht interessiert genug, um alles zu verstehen. Aber er spürte instinktiv, dass da mehr war, als da sein sollte. Kassandra war zweifellos eine sehr schöne Frau, aber sie hatte nie Joés Interesse geweckt. Sie war viel zu alt für ihn, ganz zu schweigen davon, dass sie vergeben war. Sie gehörte Elios, einem Mann, den Joé bewunderte und respektierte, und in Joés Welt war die Ehe heilig. Seit einiger Zeit fühlte er sich in Kassandras Gegenwart zunehmend unwohl. Je mehr sie ihn mit verwirrenden Signalen bedrängte, desto größer wurde seine Abneigung. Aufgrund seiner Unerfahrenheit war er sich jedoch nicht sicher, ob er ihre Signale richtig interpretierte. Deshalb fühlte er sich gleichzeitig schuldig, weil er solche Verachtung für sie empfand. Kassandra schien von seiner Ablehnung jedoch unbeeindruckt zu sein. Was konnte er also noch tun? Als sie an diesem Tag zu ihm in den Pool sprang, wollte er sofort wieder heraus. Zunächst schien es jedoch, als wolle sie auch nur ein paar Bahnen schwimmen. Erleichtert schwamm er weiter, bis er seine fünfzig Bahnen geschafft hatte. Gerade als er aus dem Pool steigen wollte, tauchte sie plötzlich neben ihm auf und schlang die Arme um ihn. Vor Schreck wie versteinert blieb Joé am Poolrand stehen. Sie flüsterte ihm Komplimente ins Ohr, doch in diesem Moment kamen sie ihm schlimmer vor als Beleidigungen. Dann drückte sie ihren Körper näher an seinen und lachte sichtlich amüsiert. Als sie begann, an seinem Ohr zu knabbern, riss er sich mit Gewalt von ihr los und eilte

tropfnass zurück in seine Wohnung. Dort stemmte er sich gegen die Tür, aus Angst, sie könnte ihm folgen. Aber das tat sie nicht. An die Tür gelehnt stand er fast eine halbe Stunde lang da. Sein ganzer Körper zitterte vor Angst und schließlich auch vor Kälte. Dann rannte er in sein Schlafzimmer, öffnete den Schrank und holte die Kleidung heraus, die er brauchte. Dann rannte er zurück zur Tür. Er zog sich direkt dahinter um, für den Fall, dass er jemanden daran hindern müsste, die Wohnung zu betreten. Erst als er vollständig angezogen war, beruhigte er sich langsam. Trotz seiner Angst, Elios könnte Verdacht schöpfen, beschloss er, ihn bei der ersten Gelegenheit nach dem Schlüssel zu fragen. Es war schrecklich!

Joé lehnt immer noch an der nun verschlossenen Tür und erinnert sich an dieses unheilvolle Ereignis. Langsam beruhigt er sich ein wenig. Nur noch drei Tage, dann kann er endlich nach Mannheim fliehen. Er kann es kaum noch abwarten.

Endlich Freiheit!

Endlich! Joé steht mit zwei Koffern vor der Jugendherberge im Schlosspark. Es kommt ihm wie ein Traum vor! Der Himmel ist bewölkt, aber es regnet nicht, und es ist angenehm warm und windig. Die elektrisch geladene, spätsommerliche Gewitterwolkendecke sorgt dafür, dass der Rasen und die großen, schönen Bäume noch intensiver grün leuchten. Einige starke Windböen lassen lose Gegenstände über den Rasen hüpfen, und eine Blechdose scheppert hörbar über den Gehweg. Leise, vom Wind bewegt, raunen ihm die Blätter ein „Herzlich willkommen!“ zu.

Er atmet die würzige Luft voller neuer Gerüche tief ein. Jetzt ist er also endlich ganz allein in Mannheim. Vor Nervosität und Freude muss er einmal kurz in die Luft springen. Er hatte sich entschlossen, mit dem Zug anzureisen, in der Hoffnung, dass Helena sich so davon abbringen ließe, ihn zu begleiten. Tatsächlich ist sie zu Hause geblieben. Cassandra hatte sich in den letzten Tagen von ihm zurückgezogen. Das war ihm nur recht. Trotzdem spürt er, dass dies noch nicht das Ende der Geschichte sein kann. Schon im Heim musste er erleben, wie böses Blut schließlich zu Intrigen führt. Was, wenn Cassandra damit anfängt, Ränke gegen ihn zu schmieden? Bei diesem Gedanken läuft ihm ein eiskalter Schauer über den Rücken.

„Bitte nicht! Lass es jetzt vorbei sein, Herr. Lass Cassandra ein anderes Objekt der Begierde finden. Halte sie von mir fern“, betet Joé vor sich hin. Als er die Augen öffnet, sieht er erneut den wunderschönen Schlossgarten vor sich. Sofort spürt er, wie die freudige Nervosität zurückkehrt. Jetzt ist er hier, weit weg von Cassandra, Helena und den anderen. Hier ist er endlich allein! Niemand, der in sein Leben eingreift und darin herumpfuscht. Schnell geht er auf die Rezeption der Jugendherberge zu. Dort lächelt ihm Lovina Verma, die junge, sympathische Rezeptionistin mit den dunklen Locken, freundlich zu und überreicht ihm den Schlüssel zu seinem Zimmer. Dazu drückt sie ihm die Hausordnung, einen Infozettel mit den Öffnungszeiten des Speisesaals, den internen Telefonnummern und dem Code für den Internetzugang in die Hand. Wenige Augenblicke später öffnet Joé freudig erregt die Tür zu seinem Studio und

betritt sein neues kleines Reich. Zum ersten Mal allein wohnen! Es ist märchenhaft! Nachdem er seine Koffer hingestellt und die Tür geschlossen hat, springt er dreimal im Kreis durch die Wohnung. Zuerst springt er auf das Sofa, dann auf den Sessel und schließlich auf sein Bett. Dann springt er wieder herunter und wiederholt den Vorgang.

„Yeahhh!“, ruft er laut. Dann fällt er rückwärts auf sein Bett. Soweit er sich zurückerinnern kann, hat er sich noch nie so albern benommen. Aber er kann sich auch nicht daran erinnern, sich jemals so befreit und glücklich gefühlt zu haben. Oh, wie wunderbar! Endlich Freiheit! Auch die neuen Möbel gefallen ihm. Sie haben ihm außerdem viele Bücherregale aufgebaut, genau wie gewünscht. Er öffnet schnell seine Koffer, von denen einer extrem schwer ist und fast nur Bücher enthält. Er holt seine „Schätze“ heraus und ordnet sie thematisch in die Regale ein.

„Das sieht noch etwas kahl aus, aber das macht nichts. Es wird sich schnell füllen – mit den Büchern, die ich für mein Studium und für mich selbst kaufen werde. E-Books sind cool, besonders im Studium. Es ist genial, eine ganze Bibliothek in einer Hand mitführen zu können. Aber ein wirklich tolles Buch lässt sich durch ein E-Book nicht ersetzen. Schon das Gefühl in den Händen. Der einzigartige Geruch der Seiten. Das Geräusch beim Umläutern. Darauf verzichten? Niemals. Die lohnenswerten Bücher werde ich mir in jedem Fall analog anschaffen“, denkt Joé zufrieden.

Er atmet noch einmal durch. Der Raum riecht nach der frischen Farbe. Dann zieht er sich um. Er schlüpft in seinen Jogginganzug und läuft zum Flussufer. Dort, dem schönen Rheinufer entlang, rennt er über eine Stunde seine nervöse Energie ab. Zurück in seinem Studio duscht er, zieht seine Alltagskleidung an und macht sich bereit, die Stadt zu erkunden. Zunächst will er schauen, ob er den kleinen Supermarkt findet, der laut seiner App nur ein paar Straßen entfernt ist. Dort angekommen kauft er, worauf er gerade Lust hat. Getränke und ein paar Snacks reichen ihm jedoch, da er in der Jugendherberge, in der Mensa oder sogar in einem Restaurant essen kann, wann immer er möchte. Um Geld muss er sich keine Sorgen machen. Er ist jetzt reich! Elios bezahlt alles und hat ihm gleich zu Beginn 5.000 Euro auf sein neu eröffnetes Konto überwiesen. Darüber hinaus erhält er jeden Monat tausend Euro Taschengeld, das er nach Belieben ausgeben darf. Das ist ein Vermögen für Joé!

Zurück in seiner Wohnung stellt er die Getränke in den kleinen Kühlschrank. Es ist jetzt später Nachmittag. Nach den Windböen bei seiner Ankunft ist es nun völlig windstill geworden. Die Temperatur draußen ist genau die gleiche wie drinnen. Es fühlt sich an, als wäre er auch draußen noch in einem großen Raum. Die Luft scheint elektrisch geladen zu sein – oder ist das sein eigenes Herz? Als Nächstes inspiziert er das Universitätsgelände und die Innenstadt. Mannheim ist wunderschön, wie er findet. Von der imposanten Schlossuniversität ganz zu schweigen. Mit erhabenen Gefühlen geht er über den gewaltigen Ehrenhof auf das Haupttor zu. Kurz vor Schließung möchte er sich noch das Museum des Barockschlosses ansehen. Auch alles andere besieht er sich ganz genau. Es gibt so viel zu entdecken. Dabei spürt er nichts von seiner sonst üblichen Schüchternheit. Langsam wird es dunkel, und die Lichter gehen an. Eine ganz eigene Stimmung legt sich über die Stadt, den Park und die Uferpromenade. Es erklingen fröhliche Unterhaltungen und Musik. Joé fühlt sich wie in einer anderen Welt. Er verweilt noch einige Zeit am Ufer des Rheins und beobachtet das Treiben der Leute. Dann fängt es an zu regnen. Hektisch und in großer Eile verlassen alle den Park. Joé sieht sich das lachend an. Es ist ihm gleichgültig, nass zu werden. Doch als die meisten Leute den Park verlassen haben, geht auch er in sein Studio zurück. Im Bett lauscht er dem wilden Geprassel der Regentropfen gegen die Fenster. Tief erfüllt von vielen neuen Eindrücken schläft er ein.

In der ersten Woche fühlt sich Joé, als sei er im Paradies angekommen. Alles fällt ihm leicht, und er ist so glücklich wie nie zuvor. Zwar bereitet ihm das Lernen keine Schwierigkeiten, doch zum ersten Mal muss er sich wirklich anstrengen, um in allen Fächern zur Spitze zu gehören.

Er erinnert sich an seine hochmütigen Worte, dass er es auf jeden Fall schaffen werde, in jedem Modul die Bestnote zu erreichen.

Nach der dritten Woche bereut er diesen Hochmut. Zum ersten Mal erlebt er, was es heißt, echte Konkurrenz zu haben. Er ist nicht länger der einzige kluge Kopf mit ehrgeizigen Zielen.

Nachdem er sich überreden lässt, an einer „Schlumpfparty“ für Erstsemestler teilzunehmen, lernt er einige seiner Konkurrenten näher kennen. Sie sind genauso unfreundlich wie die beliebten Jungen aus dem

Waisenhaus, die ihn früher schikaniert haben – nur sind sie diesmal auch intelligent. Das schüchtert ihn ein. Der Gedanke, dass er selbst auf andere einschüchternd wirken könnte, kommt ihm dabei nicht. Entschlossen, solche Veranstaltungen künftig zu meiden, verlässt er die Party frühzeitig. Der Wettbewerb ist hart. Je mehr er sich anstrengt, desto mehr steigern auch seine ehrgeizigsten Rivalen ihre Leistung. Es gelingt ihm nicht, den Abstand zu vergrößern. Ständig hat er das Gefühl, ihren Atem im Nacken zu spüren. Er kann es sich nicht länger leisten, sich treiben zu lassen – nicht mit all den Wahlfächern und zusätzlichen Abendkursen in Spanisch und Italienisch, für die er sich in einem Anfall von beispielloser Selbstüberschätzung angemeldet hat. Einmal muss er sogar die ganze Nacht durcharbeiten, um eine Arbeit rechtzeitig fertigzustellen. Zum ersten Mal erlebt Joé das, worüber sich andere Studenten so oft beschwert haben: dass Studium anstrengend sein kann. Früher hat er darüber gelacht – jetzt versteht er es. Doch nach und nach gewöhnt er sich an das Tempo, das Arbeitspensum, die Eigenverantwortung und die Sprache der Professoren. Dann startet er durch – und ist bald nicht mehr zu bremsen.

Je näher das Ende des ersten Semesters rückt, desto unruhiger wird Joé. Er möchte nicht zurück. In den letzten drei Monaten, die viel zu schnell vergangen sind, hat er es jeden Tag genossen, sein eigener Herr zu sein. Er musste keine Zeit mit Menschen verbringen, die er nicht mochte, und konnte kommen und gehen, wie es ihm gefiel. Es war beinahe wie ein Paradies. Dennoch bleibt er zurückhaltend, wenn es darum geht, neue Freundschaften zu schließen. Er meidet seine Kommilitonen. Warum eigentlich? Er versteht sich durchaus mit anderen, und sein Aussehen, sein Geld und seine Intelligenz öffnen ihm viele Türen. Und doch bleibt ein unterschwelliges Misstrauen, das er nicht abschütteln kann – vermutlich eine Folge seiner Zeit im Waisenhaus. Wird sich das jemals ändern? Trotz dieser inneren Distanz waren die vergangenen Monate die besten seines Lebens. Umso schwerer fällt ihm der Gedanke, nach Frankfurt zurückzukehren und wieder bei Cassandra und Helena zu wohnen. In der letzten Kurswoche erhält er jedoch einen Anruf von Elios. Dieser bietet ihm an, in den Semesterferien ein Praktikum bei ihm zu machen. Er könne Unterstützung gebrauchen, ein Assistent käme ihm gerade recht. Joé ist erleichtert und zugleich begeistert. Er mag Elios – und müsste so nicht nach Frankfurt zurück. Zugleich eröffnet sich ihm eine

einmalige Chance: Bereits im ersten Studienjahr Einblicke in die Welt der Hochfinanz zu gewinnen. Und so kommt es. Dank seines Wissens, seines Sprachgefühls und seiner ruhigen Art wird Joé schnell zu einem wertvollen Begleiter für Elios. Dieser beginnt, sich auf ihn zu verlassen – mehr, als er sich selbst eingestehen würde. Es scheint, als öffneten sich für Joé die Türen wie von selbst. Entsprechend erfolgreich verläuft diese Zeit auch für Elios. Dennoch liegt es nicht in seiner Natur, offen Anerkennung zu zeigen. Zwar begegnet er Joé mit wachsender Wertschätzung, doch er spricht sie nicht aus. Er will verhindern, dass Joé überheblich wird. Elios ist überzeugt, dass dies seinen Charakter verderben und einen Großteil seines Talents und seiner Erfolge untergraben würde.

Auch wenn Elios Joé gegenüber zurückhaltend bleibt, merken seine Frau und seine engsten Vertrauten schnell, wie sehr er von ihm beeindruckt ist. So verkauft er beispielsweise seine Wohnung in Luxemburg und erwirbt stattdessen ein herrschaftliches Anwesen aus dem späten 19. Jahrhundert mit dem Namen Eden. Neben dem Haupthaus umfasst das Grundstück ein weiteres Gebäude, das er Joé in einem spontanen Anflug von Großzügigkeit sogar schenkt. Zum Anwesen gehören außerdem fünf Hektar Land sowie ein eigener See. Mit „nur“ acht Millionen Euro gilt es als echtes Schnäppchen. Ein zusätzlicher Vorteil ist die Nähe zum Finanzzentrum Luxemburgs, das in nur fünfzehn Minuten erreichbar ist und zudem strategisch günstig zwischen Brüssel und Frankfurt liegt. Ausschlaggebend für den Kauf ist nicht zuletzt Joés Einschätzung, dass der große Weinkeller ideale Bedingungen für die Lagerung hochwertiger Weine bietet. Nach und nach überträgt Elios ihm immer mehr Verantwortung: die Aufsicht über seine Anwesen, private Geschäfte, den Weinkeller und schließlich auch die Organisation der zunehmend häufigen Treffen mit Geschäftspartnern in Eden. Unter Joés Leitung entwickeln sich diese Zusammenkünfte rasch zu einem Geheimtipp in Brüssel. Immer mehr Geschäftsleute schätzen die besondere Atmosphäre und die exklusive Lage. Es scheint, als würde unter Joés Einfluss alles aufblühen – und Elios genießt sein Leben mehr denn je.

Kassandra ist jedoch bald von Eifersucht zerfressen. In Eden hat sie nichts zu sagen, denn das Anwesen steht vollständig unter Joés Aufsicht. Zudem hat Elios ihr verboten, dorthin zu ziehen, obwohl sie inzwischen sogar bereit wäre, Frankfurt und ihre Boutique aufzugeben. Es

kommt zu zahlreichen hitzigen Auseinandersetzungen, doch gegen das eingespielte Duo aus Elios und Joé kommt sie nicht an. Schließlich greift sie zu Intrigen und versucht, ihrem Mann „Joés wahre Absichten“ vor Augen zu führen. Doch Elios weist alle ihre Einwände kühl zurück. Er will nichts Negatives über Joé hören. Als sie schließlich behauptet, Joé habe versucht, sie zu verführen, lacht er nur spöttisch und geht nicht weiter darauf ein. Diese Reaktion trifft Cassandra unerwartet hart. Sie weiß, dass Elios in Fragen der Treue eigene Maßstäbe hat und ihr gewisse Freiheiten zugesteht. Ihre Anschuldigung war also von Anfang an wenig aussichtsreich. Doch in seinem abfälligen Lachen erkennt sie noch etwas anderes: Er weiß, dass Joé niemals Interesse an ihr hatte. Das verletzt sie zutiefst. Schlagartig wird ihr bewusst, dass Elios Joés Urteil mehr Gewicht beimisst als allem anderen. Plötzlich fühlt sie sich wertlos und verworfen. Ihre Ehe war nie besonders glücklich – doch sie ist überzeugt, dass Joé ihr nun endgültig den Todesstoß versetzt hat.

Blind für die Warnung

Indes setzt Joé, beflügelt von seinen Erfahrungen an der Seite von Elios, seine herausragenden Leistungen an der Universität Mannheim fort. Er verfasst parallel zwei Bachelorarbeiten und schließt sein Studium mit Auszeichnung ab – eine in Wirtschaftswissenschaften, die andere in Mathematik. Aufgrund seines wachsenden Rufs in der Geschäftswelt werden seine Leistungen von den Professoren besonders hoch bewertet. Wie vereinbart verbringt er das fünfte Semester seines Bachelorstudiums in Shanghai. Seitdem spricht und schreibt er nahezu fließend Mandarin. Seine zunehmende Anerkennung und sein voller Terminkalender lassen seine dunkle Vergangenheit immer weiter in den Hintergrund treten. Er beschäftigt sich kaum noch damit. Seit Wochen hat er auch seine Bibel nicht mehr gelesen. Stattdessen lebt er in einem Zustand anhaltender Euphorie. Die Villa in Frankfurt erscheint ihm längst klein und unbedeutend. Fast schämt er sich, als er mit Elios für zwei Tage dorthin zurückkehrt und in dem Zimmer übernachtet, das ihm inzwischen wie ein Kinderzimmer vorkommt. Obwohl Helena große Fortschritte gemacht hat und deutlich attraktiver geworden ist, langweilt sie ihn mehr denn je. In seinen Augen bleibt sie ein einfältiges Mädchen, das sich inzwischen zu einer verwöhnten jungen Frau entwickelt hat. Er hingegen hat bereits mit einigen der mächtigsten Menschen der Welt an einem Tisch gesessen.

Der Grund für die Rückkehr nach Frankfurt ist Helenas Geburtstag. Nachdem sie ihrem Vater vor Jahren versichert hatte, dass es für sie kein größeres Geschenk gäbe als seine Anwesenheit, hat er immer versucht, an ihren Geburtstagen zu Hause zu sein. Am nächsten Tag ist das Haus der Gallachers daher voller Gäste. Die meisten von ihnen sind Helenas Klassenkameraden, aber auch einige Eltern sind eingeladen, da sie mit Cassandra befreundet sind. Joé zieht sich so oft wie möglich zurück und bleibt im Hintergrund. Er hört zu, wie Helena vor ihren Freundinnen angibt. Jedes Geschenk wird von ihr genau geprüft – und sogar kritisiert.

„Ist das ein Geschenk von dir, Mia? Was ist das? Ah, ein T-Shirt. Aber das ist ja von Fesch Fashion! So etwas trage ich nicht“, sagt Helena, nachdem sie die Schachtel geöffnet hat.

„Nein, das würde ich auch nicht tragen“, stimmt Ella, eine ihrer Freundinnen, ihr sofort zu. Joé erkennt schnell, dass Ella das Starlet der Gruppe ist. Alle Mädchen suchen ihre Nähe. Und obwohl er ahnt, dass Helena sich nur unter Ellas Einfluss so überheblich verhält, ärgert er sich dennoch über sie. Wie kann sie sich nur so benehmen? Den Höhepunkt erreicht Helenas Arroganz in seinen Augen, als sie es wagt, Paulina vor allen Gästen zurechtzuweisen. Paulina tritt heran, um Helena zu bitten, an den Tisch zu kommen. Doch Helena entgegnet kühl, dass sie selbst entscheide, wann und ob sie etwas tue. Zu allem Überfluss drückt sie Paulina einen Knäuel zerknülltes Geschenkpapier in die Arme und befiehlt ihr, den Müll wegzubringen, statt ihr Anweisungen zu geben. Joé kocht vor Wut. Mit gerötetem Gesicht verlässt er das Wohnzimmer und geht in den Garten, um frische Luft zu schnappen. Im Vorbeigehen wirft er Paulina einen vielsagenden Blick zu. Doch sie zuckt nur mit den Schultern und lächelt, als würde es ihr nichts ausmachen. Für Joé ist das unverständlich. Wütend lässt er seinen Gedanken freien Lauf. Er würde Helena am liebsten zwingen, einmal im Leben wirklich hart zu arbeiten. Ja, dieser Gedanke gefällt ihm. Vielleicht ließe sich das sogar arrangieren. Ein Jahr in einem armen Land: harte Arbeit, einfache Verhältnisse, keine Privilegien. Das würde sie lehren, zu schätzen, was sie hat. Das würde sie erden. Dankbarkeit. Demut. Vielleicht würde sie dann endlich begreifen, wie privilegiert ihr Leben ist, und aufhören, den ganzen Tag belangloses Zeug zu reden, das nur Leute interessiert, die genauso Oberflächliche sind.

Joé findet die Idee, Helena eine Lektion zu erteilen, so gut, dass er kurz darüber nachdenkt, wie er das am besten umsetzen könnte. Ein Programm wie „Die strengsten Eltern der Welt“? Oder ein sechsmonatiger Aufenthalt in einem rumänischen Kinderheim oder bei Familien, die auf Müllhalden leben und arbeiten? Solches schießt ihm spontan durch den Kopf. Doch bevor er seine Gedankengänge zu Ende bringen kann, ruft Elios ihn zu sich, um ein paar Dinge zu besprechen. Joé ist dankbar für die legitime Ausrede, der Party fernzubleiben, und zieht sich mit Elios in dessen Arbeitszimmer zurück.

Joés zweiter Tag in Frankfurt beginnt aus Gewohnheit sehr früh. Wie jeden Tag geht er zuerst joggen, obwohl es draußen noch dunkel ist. Nach dem Duschen bemerkt er, dass kein Orangensaft mehr in seinem

kleinen Kühlschrank ist. Darauf geht er in die große Küche im Obergeschoss. Dort findet sich eine Flasche gepressten Orangensaft. Mit dem Glas in der Hand setzt er sich auf das Sofa im Wohnzimmer. Er genießt die Stille im Haus. Als die ersten Sonnenstrahlen den Tau berühren, der die spätsommerliche Natur über Nacht in ein glitzerndes Wunderland verwandelt hat, bemerkt er ein offenes Buch auf dem Sofa. Es ist seine Bibel. Zumindest sieht sie genau wie seine Bibel aus. Aber wie kann das sein? Die sollte doch in seinem Koffer sein. Obwohl Joé seine Bibel schon seit längerer Zeit nicht mehr gelesen hat, nimmt er sie überall hin mit. Das liegt zum einen an der Gewohnheit und zum anderen daran, dass es ihm ein gutes Gefühl gibt, sie bei sich zu haben – als würde ihre bloße Anwesenheit ihn zu einem besseren Menschen machen. Er greift nach dem Buch und legt es auf seine Knie. Sein Blick fällt auf eine Passage, die auf ungewöhnliche Weise markiert ist. Es kommt ihm seltsam vor, denn er kann sich nicht daran erinnern, jemals etwas auf diese Weise markiert zu haben. Die Passage stammt aus Sprüche 16,11–12:

„Waage und rechte Waagschalen sind vom HERRN; und alle Gewichte im Beutel sind sein Werk. Den Königen ist Unrecht tun ein Gräuel; denn nur durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt.“

Diese köstlichen Worte der Weisheit rieseln wie die Tropfen einer erfrischenden Dusche durch sein Gehirn. Nie hat er besser verstanden, was sie bedeuten, als jetzt, wo er in den „Palästen der Könige“ ein- und ausgeht. Im Glanz dieser reinen Wahrheit empfindet er plötzlich den Kontrast zu dem Unrat, der sich in letzter Zeit in seinem Kopf angehäuft hat. In den letzten Monaten wurde er oft Zeuge davon, wie sehr „das Recht“ zu einem flexiblen Interpretationsgegenstand wurde. Ja, wie es sich in einen Gegenstand der freien Interpretation verwandelte – unter Berücksichtigung der gegebenen Umstände. Er weiß, dass das Thema hochkomplex ist. So komplex, dass ein tief denkendes Gehirn wie seines sich schnell verführen lässt, sich in der unendlichen Welt möglicher Interpretationen, fernab jeder Realität, zu verlieren. Joé liest weiter ab Vers 13:

„Rechte Worte gefallen den Königen; und wer aufrichtig redet, wird geliebt.“

War das einer der Gründe für seinen Erfolg und seine Beliebtheit? Aber ehrliche Menschen werden auch gerne verlacht und als nicht intelligent genug angesehen, um „klug zu betrügen“. Dabei sind Wortzusammenset-

zungen wie „intelligenter Verbrecher“, „kluger Betrüger“ oder „cleverer Lügner“ im Grunde nicht vereinbar. Denn wer wirklich intelligent ist, hat es nicht nötig, zu lügen und zu betrügen, um zu bekommen, was er oder sie will. Joé weiß das, und doch er merkt, dass sich in den vielen Monaten, in denen er täglich stundenlang einem ganz anderen Denken ausgesetzt war, sich die Konturen zwischen Recht und Unrecht sowie zwischen wahr und unwahr bereits deutlich verwischt haben und die „Grauzone“ immer größer geworden ist. So liest er weiter:

„Des Königs Zorn ist ein Bote des Todes; aber ein weiser Mann wird ihn versöhnen.“

Oh ja, auch das hat er schon eindrücklich erfahren. Dazu passt der nächste Satz:

„Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben, und seine Gnade ist wie ein Spätregen.“

Joé kann es kaum glauben. Es ist, als würden diese Verse direkt in sein aktuelles Leben hineinsprechen. Doch warum verwundert ihn das? Das Buch der Sprüche wurde schließlich von einem absoluten Experten geschrieben: einem Mann, der sich in der Finanzwelt und der Politik seiner Zeit bestens auskannte. Auch wenn sich Salomons Alltag damals stark von Joés Alltag heute unterschieden haben dürfte, ist doch offensichtlich, dass gewisse Grundprinzipien in den Wohnzimmern der Macht immer die gleichen bleiben. Letztlich gibt es nichts wirklich Neues unter der Sonne.

„Weisheit erwerben ist besser als Gold, und Einsicht erwerben ist edler als Silber“, heißt es weiter in Vers 16.

Ja, genauso ist es! Joé ist zufrieden mit sich. Er hat sich der Weisheit verschrieben, und das ist letztlich mehr wert als alles Geld der Welt. Deshalb jagt die Weisheit nie dem Geld hinterher, sondern wensschon das Geld der Weisheit!

„Der Frommen Weg meidet das Arge, und wer auf seinen Weg achtet, bewahrt sein Leben“, geht es mahnend weiter.

Dieser Satz springt Joé ins Herz. Er erscheint ihm wie eine große Warnung in dicken Buchstaben, obwohl er nicht unterstrichen ist. Joé runzelt die Stirn. Warum beißt ihn dieser Satz? Er liest ihn noch einmal, doch er versteht immer noch nicht, was ihn daran reizt. In ihm gehen alle Alarmglocken an. Merkwürdig. Er liest den Satz ein drittes Mal, dieses Mal langsam. Joé kennt die Bibel fast auswendig. Er weiß, dass der Kontext jedes

Wortes in der Bibel die ganze Bibel ist. Es wäre doch gelacht, wenn er nicht herausfinden würde, warum sein Unterbewusstsein plötzlich Alarm schlägt.

„Okay, ‚Der Frommen Weg‘. Wer ist fromm? Fromm ist, wer gottesfürchtig ist. Die Furcht Gottes ist, wie unter anderem in Psalm 111 und Sprüche 9 steht, der Weisheit Anfang. Echte Weisheit ist also auf Gottesfurcht begründet. Klar, denn nur wer Gott fürchtet, braucht keine Angst vor ihm zu haben. In dieser Welt fürchten wir alles, was unsere ‚Schätze‘ bedroht. Wo unser Herz ist, da ist auch unser Schatz. Und wo unser Schatz ist, da ist auch unsere Furcht. Als Mensch muss man sich vor vielem fürchten. Wenn ich mich aber als Kind Gottes auf meinen himmlischen Vater ausrichte, also auf den Einzigen, den ich damit nicht fürchten muss, werde ich von all den Ängsten dieser Welt weitestgehend befreit. Ja, Gottesfurcht ist in der Tat der Anfang der Weisheit. Doch hat das noch etwas mit dem zu tun, was ich in letzter Zeit unter Weisheit verstehe?“, fragt sich Joé plötzlich selbstkritisch.

„Habe ich mich wirklich dieser echten Weisheit aus Gott verschrieben? Nein, ich habe mich anderen Schätzen zugewendet und mich meiner eigenen Weisheit verschrieben. Ich halte mich für klug, weil ich ohne Mühe auswendig lernen kann und alles glaube, was man mir beibringt.“

„Das hat mit Weisheit überhaupt nichts zu tun“, spottet plötzlich eine andere Stimme in ihm. „Wissen und Weisheit sind nicht dasselbe, wenn auch zu echter Weisheit Wissen dazugehört, so ist Wissen selbst nicht automatisch in Begleitung von Weisheit.“

Joé runzelt die Stirn. Etwas in ihm wehrt sich gegen diese Einsicht. Er will sie nicht hören. Er liest weiter:

„Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall.“

„Wieso fühle ich mich angeklagt? Ist es denn auch Hochmut, wenn man recht hat?“, kontert eine trotzig innere Stimme.

„Besser niedrig sein mit den Demütigen, als Beute austeilen mit den Hoffärtigen“, steht es weiter im Text.

„Diesem Wort kann ich schwer ausweichen“, muss Joé vor sich selbst eingestehen, „obwohl ich auch der Meinung bin, dass ein wirklich Demütiger nicht niedrig ist, im Gegenteil. Tja, schon habe ich dem Wort wieder recht gegeben“, seufzt Joé.

Etwas in ihm versucht, sich zu rechtfertigen, doch er spürt, wie sein Geist erwacht. Langsam erhebt sich das Ganze zu einem Kampf in seiner Seele. Es scheint, als sei irgendeine neue dunkle Kraft in ihn hineingekommen. Diese lehnt sich jetzt heftig gegen die reinigenden Worte auf.

„Soll ich überhaupt noch weiterlesen?“

Doch noch während er sich diese Frage stellt, erfassen seine Augen bereits den Vers 20.

„Wer auf das Wort achtet, der findet Glück, und wohl dem, der sich auf den alleinigen Herrn verlässt!“

„Nicht auf Geld, nicht auf Titel, nicht auf Beziehungen, sondern auf den Herrn allein“, hört er eine Stimme in sich rufen. Darüber schüttelt Joé den Kopf.

„Das klingt alles schön und fromm, aber es ist auch realitätsfern, oder etwa nicht? Und ist es nicht auch ‚sich auf den Herrn verlassen‘, wenn ich mich auf das verlasse, was er mir an Gaben gegeben hat?“

„Wie? Sollte ich mich etwa auf den Krug mit Wasser verlassen, anstatt auf die Quelle, aus der das Wasser stammt?“, widerspricht ihm sein Inneres.

Joés Ego fühlt sich in die Defensive getrieben, was ihm nicht gefällt. Ein ihm bislang verborgen gebliebener Geist der Rebellion lehnt sich gegen die Worte der Weisheit und die darin enthaltene Korrektur auf. Trotzdem liest er weiter:

„Ein Verständiger wird als weiser Mann gerühmt, und liebliche Rede mehrt die Erkenntnis. Klugheit ist ein Brunnen des Lebens für den, der sie hat; die Toren aber werden für ihre Torheit bestraft.“

„Ich bin kein Tor!“, verteidigt sich Joé daraufhin, ohne genau zu wissen, in welche Richtung er die Pfeile seiner Worte abschießen soll, und liest weiter:

„Des Weisen Herz redet klug und mehrt auf seinen Lippen die Lehre. Freundliche Reden sind wie Honigseim, sie trösten die Seele und erfrischen die Gebeine.“

„Gut, ich werde es mir zu Herzen nehmen. Aber du musst zugeben, es klingt wie eine Anleitung zum Heucheln“, antwortet Joé den Worten der Weisheit grinsend. Doch da ist es wieder, das mahnende Gefühl.

„Was habe ich denn jetzt wieder übersehen?“, fragt er sich genervt davon, dass all seine eigenen Einsichten im Angesicht echter Weisheit

zerfallen. Noch vor wenigen Stunden hat er sich über die Prahlerei von Helena geärgert, doch seine eigene Prahlerei erkennt er nicht.

„Du hältst dich für intelligent? Dann löse mein Rätsel und beantworte meine Frage. Mit Wissen allein kommst du jetzt nicht weiter. Du musst es verstehen. Zwischen Wissen und Verstehen besteht ein großer Unterschied, wie du weißt.“

„Na gut“, setzt Joé diesen seltsamen inneren Dialog fort, „also wieder zurück zur Weisheit, die ich angeblich nicht besitze und weshalb sich die Lehre nicht mehrt auf meinen Lippen‘. Also, Stichwort Weisheit. Ihre Herkunft ist Gott, ihr Fundament im Herzen eines Menschen ist die Gottesfurcht, ihr Dach ist die Liebe und in der Mitte ist sie gefüllt mit: Wissen, Verstehen, Demut und viel Geduld – was darauf hindeutet, dass dafür wohl ein gewisses Alter nötig ist. Und jetzt sage du mir, ob das nicht ausgesprochen viel Erkenntnis für einen knapp neunzehnjährigen Jungen ist.“

„Ja, ich sehe, was geschrieben steht: ‚Erkenntnis bläst auf‘, 1. Korinther 8“, erwidert die innere Stimme.

„Moment, so schnell gebe ich mich nicht geschlagen.“

Joé überlegt weiter. Er liest die Worte zur „freundlichen Rede“ noch einmal, dieses Mal unter der Berücksichtigung, dass hier nicht von Heuchelei die Rede ist – und warum eigentlich nicht? Plötzlich fällt ihm ein weiterer Satz aus der Bibel ein:

„Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein böser bringt Böses hervor aus dem Bösen. Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Lukas 6, Vers 45.“

„Hm, Jesus hat das gesagt“, erinnert sich Joé. „Und da ist noch etwas, das er sagte: ‚Die Königin von Saba wird beim Jüngsten Gericht mit den Leuten dieses Geschlechts auftreten und sie verdammen; denn sie kam vom Ende der Welt, um die Weisheit Salomos zu hören.‘ Und siehe, hier ist mehr als Salomo. Lukas 11, Vers 31.“

„Hier ist mehr als Salomo“, wiederholt Joé. „Jesus ist mehr als Salomo. Also, Stichwort Jesus: Jesus ist nicht nur ein Lehrer des Wortes Gottes, sondern er ist selbst Gottes Wort. Er vermittelt nicht, weil er an der Quelle sitzt, sondern weil er selbst die Quelle ist. In ihm hat sich Gott – Wissen, Verstehen, Demut, Geduld, Liebe, also das ganze Paket der Weisheit – personifiziert. Jesus also, der die echte Weisheit ist, erklärt

nun, dass ich nicht wirklich fähig bin, freundliche Reden zu schenken, die echten Trost für die Seele bedeuten und die Gebeine erfrischen, weil das nur geht, wenn es von Herzen kommt. Das heißt, ich muss mit Gottes Hilfe erst mein Herz reinigen und von ihm füllen lassen, bis wirklich Gutes darin ist, damit dann auch ungeheuchelt Gutes daraus hervorgeht. Das ist doch richtig?"

„Ja.“

„Dann habe ich also bestanden und ich bin doch weise“, lächelt Joé in sich hinein. Er hat bereits vollkommen vergessen, dass er immer noch auf dem Sofa im Wohnzimmer der Frankfurter Villa sitzt.

„Nein, du bist ein Narr.“

„Das darf doch nicht wahr sein! Das stimmt nicht! Alle Beweise sprechen dagegen. Da fällt mir etwas ein.“

Joé blättert ein paar Seiten zurück bis zum Kapitel 4 im Buch der Sprüche.

„Ah ja, hier haben wir es ja, in den Versen 7 und 8: ‚Achte die Weisheit hoch, so wird sie dich erhöhen und wird dich zu Ehren bringen, wenn du sie herzeest.‘ Nun, ich achte die Weisheit sehr hoch, also erfüllt sich auch ihre Zusage – und hat sich schon erfüllt, wie ich bemerken möchte.“

„Wie ehrst du sie denn?“

„Indem ich sie liebe.“

„Wie sieht deine Liebe aus?“

„Was soll das für eine Frage sein?“

„Liebe handelt. Ohne Handlung gibt es keine Liebe. Oder glaubst du etwa, dass Liebe aus sich selbst existiert? Liebe manifestiert sich im Austausch. Dieser Austausch geschieht über die Handlung.“

„Gut, ‚Liebe‘ ist vielleicht das falsche Wort“, räumt Joé ein. *„Es steht schließlich geschrieben, ich soll Weisheit ‚hochachten‘ und ‚herzen.‘“* Oh je, das sind ja auch Handlungen. Ist Handeln also das Schlüsselwort?

Joé atmet tief durch.

„Stichwort Handeln also. Was sagt uns die Weisheit, die in Christus ist, dazu? Da haben wir das Gleichnis vom Hausbau: ein Haus auf Felsen oder ein Haus auf Sand. Jesus sagt: ‚Wer meine Worte hört und sie tut, der baut auf Felsen.‘ Wer aber meine Worte hört und sie nicht tut, der baut auf Sand, ist also ein Narr. Und da ist noch mehr. Jesus lehrte ständig: Wenn ihr's wisst – selig seid ihr erst, wenn ihr's tut! Natürlich! Ich wäre

ein Narr, wenn ich alle Weisheit besäße, aber nicht danach handeln würde. Damit würde ich der Weisheit, die mich lehrt, keine Ehre erweisen, sondern das genaue Gegenteil wäre der Fall. Durch mein Versäumnis, mich danach zu richten und entsprechend zu handeln, würde meine Weisheit zur Torheit werden. Ein Mensch, der aufgrund von Unwissenheit versäumt, das Rechte zu tun, ist unschuldig. Wer aber weiß, was zu tun ist, und tut es dennoch nicht, ist wahrhaftig ein Narr.“ Joé schluckt.

„Nun gut“, sagt er nach einem Moment, „dann weiß ich ja, was ich ab jetzt zu tun habe. Ich werde meinen Weg weitergehen, aber von nun an werde ich gemäß dem, was ich als richtig erkenne, auch handeln. So, dann habe ich es jetzt wohl endlich begriffen.“

Joé schlägt noch einmal Kapitel 16 der Bibel auf, wo er den Finger drin behalten hat. Sein Blick fällt dabei direkt auf Vers 25:

„Manch einem scheint ein Weg recht; aber zuletzt bringt er ihn zum Tode.“

„Das darf doch nicht wahr sein! Werde ich etwa immer noch belehrt? Ja, ja, ich weiß, nur ein Narr hasst Zurechtweisung. Also gut, ich bin ein Narr, ich bin auf dem falschen Weg. Ich habe in letzter Zeit vieles, was nicht gut für mich ist, in mich aufgenommen und genährt. Ist es das, was ich einsehen muss?“

Verärgert schließt Joé die Bibel. Als er aufsieht, bemerkt er, dass die Sonne inzwischen aufgegangen ist und Helena vor ihm steht. Sie sieht ihn direkt an.

„Was will die denn schon wieder von mir?“, fragt sich Joé ärgerlich. Sie zeigt auf die Bibel, als hätte sie seine Gedanken lesen können.

„Das ist meine Bibel“, fügt sie erklärend hinzu, obwohl er sie überhaupt nicht danach gefragt hat. Es ist ihr ein Bedürfnis, ihm mitzuteilen, dass sie sich die gleiche Bibel gekauft hat und ihr sogar den gleichen Umschlag verpasst hat, wie er seiner. Langsam begreift Joé, was sie ihm da gesagt hat.

„Dann hast du die Stelle in Sprüche angestrichen?“, fragt Joé.

„Ja, ich habe die ganze Bibel bereits zweimal durchgelesen“, verkündet sie ihm strahlend. Doch Joé ist nicht in Stimmung, ihr ein Kompliment zu machen, geschweige denn, mit ihr über die Bibel zu reden. Er steht auf, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

„Hast du mir auch ein Geschenk mitgebracht?“, fragt Helena und wippt dabei leicht auf den Fußballen.

Joé sieht sie einen Moment lang prüfend an. Das ist die Gelegenheit, ihr zu zeigen, was er von ihrem Verhalten hält. Mit kühler Ironie antwortet er:

„Ja, ich hatte eines für dich. Aber nach dem, was ich gestern gesehen habe, dachte ich, ich erspare mir deine Kritik. Wenn du es trotzdem haben willst, kannst du im Müll danach suchen.“ Ich habe es weggeworfen. Ich wünsche dir noch einen schönen Tag.“

Die letzten Worte spricht er betont freundlich aus, was seinem Spott noch mehr Schärfe verleiht. Helena blickt ihm mit weit aufgerissenen Augen nach. Seine Worte treffen sie mit voller Wucht. Der Stich sitzt tief, und sie spürt, wie ihr die Tränen in die Augen steigen.

„Tja, wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Und manch einem erscheint ein Weg recht, doch zuletzt bringt er ihn zum Tode“, ertönt es mahnend in Joés Kopf und Herzen. Doch er will davon nichts hören und ignoriert sein schlechtes Gewissen.

Die Erinnerung kommt

Für das übernächste Wochenende ist eine große Feier zu Joés Ehren in Eden geplant. Im vergangenen September hat er seine Bachelorabschlüsse in Wirtschaftswissenschaften und Mathematik erhalten. Inzwischen absolviert er seinen Master und arbeitet bereits an seiner Promotion. Es läuft hervorragend für ihn. Erst letzte Woche hat er die offizielle Zusage für eine Stelle als Elios' persönlicher Sekretär in Brüssel erhalten. Nach seiner Promotion soll er direkt in Elios' Kabinett wechseln. Vor zwei Tagen erhielt er zudem den Marschbefehl zur Musterung. Der Wehrdienst ist seit einigen Jahren wieder verpflichtend, und die Bundeswehr hat ein besonderes Interesse an Kandidaten wie ihm. Sie setzt ihn entsprechend unter Druck – lockt zugleich aber auch mit exklusiven Karriereperspektiven. Für jemanden mit seinem Profil, so betont man ihm gegenüber mehrfach, könne der Dienst ein entscheidender Vorteil sein. Joé nimmt solche Angebote inzwischen selbstverständlich. Das gilt erst recht für die Aussicht, direkt nach dem Studium an einem der zentralen Entscheidungstische der EU zu arbeiten. In den letzten Jahren sind er und Elios zu einem eingespielten Team geworden. Dennoch weiß Joé, dass er außergewöhnliches Glück hat. Die meisten Hochbegabten in Brüssel beginnen ganz unten und arbeiten sich mühsam nach oben – oft als überqualifizierte und schlecht bezahlte Praktikanten. Er hingegen steht kurz davor, direkt an der Spitze einzusteigen. Beziehungen sind entscheidend – das weiß er. Und doch redet er sich ein, dass nicht diese Beziehungen, sondern allein sein Talent und seine Leistung ihn so weit gebracht haben.

„Andere mögen sich auf Beziehungen verlassen. Ich nicht. Ich gehöre zu den Menschen, die so brillant sind, dass sich die richtigen Kontakte von selbst ergeben. Wer würde nicht gern jemanden mit meinen Fähigkeiten kennenlernen?“

Solche Gedanken gefallen ihm. Und jetzt, so findet er, ist der richtige Zeitpunkt gekommen, seinen Erfolg zu feiern. Wenn das kein Grund ist, die Nase ein wenig höher zu tragen – was dann?

„Lass dich nicht zur Torheit hinreißen!“, warnt ihn seine innere Stimme. „Ohne Elios hätten sich dir diese Türen nie geöffnet. Du hättest keine Gelegenheit gehabt, deine gottgegebenen Talente zu entfalten und der Welt zu zeigen, wozu du fähig bist. Im Waisenhaus hat sich niemand dafür interessiert – und das hätte sich auch nicht geändert, wenn Gott dir nicht den Weg zu den Gallachers geebnet hätte. Sie sind die Einzigen, die dein Potenzial erkannt und gefördert haben. Vergiss das nicht. Hochmut kommt vor dem Fall.“

„Danke“, antwortet Joé sich selbst. „Das habe ich mir lange genug gesagt. Und ich bin dankbar für diese Lektionen in Moral und Ethik – sie waren nützlich. Aber ich war zu nachgiebig, zu bescheiden. Man kann es mit Demut auch übertreiben. Falsche Bescheidenheit ist am Ende nichts anderes als eine Form von Stolz.“

„Du sprichst gerade genug Wahrheit aus, um die Lüge dahinter zu übersehen“, entgegnet die Stimme spöttisch.

Doch Joé beschließt, nicht auf sie zu hören. In den letzten Monaten hat er sich daran gewöhnt, ihre Mahnungen zu verdrängen. Er will seine gute Erziehung, seine Zurückhaltung und das „Wandeln auf Gottes Wegen“ für eine Weile hinter sich lassen – und seinen Erfolg endlich ungehemmt genießen.

„Ich habe mehr erreicht als alle, die ich kenne. Ich bin anderen in jeder Hinsicht überlegen. Das ist keine Arroganz, sondern eine Tatsache. Zugegeben, vielleicht macht mich das ein bisschen überheblich, aber wen interessiert das schon? Nur Verlierer nehmen Anstoß an Arroganz. Ich will frei sein! Frei, zu tun, was mir gefällt! Ich habe es mir verdient. Ich bin es leid, immer auf der Hut zu sein und auf alles zu achten, was ich tue und sage. Steht nicht geschrieben, dass alles seine Zeit hat? Und jetzt ist ‚meine Zeit‘ gekommen!“, verteidigt Joé seine Position.

„Bei dir ist es wie bei Pinocchio“, antwortet seine innere Stimme zynisch. „Deine vermeintliche Freiheit führt zu einem Dasein als Esel. Du willst Freiheit und wählst dabei den Weg, der in die Knechtschaft führt. So weit ist es schon mit dir gekommen. Wer sich so weit aus dem Fenster lehnt, muss zusehen, dass er nicht fällt. Alles hat seine Zeit unter dem Himmel, doch es gibt einiges, was davon ausgenommen ist. Das war auch dem Autor bewusst. Dazu zählen beispielsweise die Gebote zum Schutz vor den Folgen der Sünden, das Wandeln im Gebot der Liebe Gottes und

selbstverständlich die Beziehung zu deinem Erlöser, die ebenfalls nicht an Zeit gebunden ist. Du beleidigst dich selbst, wenn du versuchst, die Wahrheit der Zeit unterzuordnen. Du weißt genau, dass Wahrnehmung und Wahrheit nicht dasselbe sind. Das eine geht von uns aus, das andere ist das übergeordnete ‚Sein‘, das ‚Ich bin‘ und somit unveränderbar. Ich sage dir: Kehre um, bevor es zu spät ist! ‚Manch einem dünkt ein Weg recht‘ – das ist Wahrnehmung. ‚Doch zuletzt führt er ihn zum Tod‘ – das ist die Wahrheit“, mahnt Joés innere Stimme. Doch er hört nicht auf sie, sondern stürzt sich in die Arbeit, um keine Zeit mehr zu haben, sich mit seinem schmerzenden Gewissen zu befassen. Er hat den vielen Geistern von Halbwahrheiten und Lügen zu viel Raum gegeben. Die Wege der Welt, in der er sich bewegt, sind damit gepflastert und er möchte unbedingt dazugehören.

Indes laufen die Vorbereitungen für die Party auf Hochtouren. Elios hat zahlreiche Geschäftspartner, ausgewählte Bekannte aus der Universität sowie Cassandra und Helena eingeladen. Besonders Helena freut sich darauf, das Anwesen Eden endlich kennenzulernen – sie darf bereits einen Tag früher anreisen und die ganze Woche bleiben. Die Feier wird sich über vier Tage erstrecken; dafür hat sich Joé eigens von einigen Vorlesungen abgemeldet. Ziel der Veranstaltung ist es, Geschäftliches mit Vergnügen zu verbinden und vor allem neue, einflussreiche Kontakte zu knüpfen. Entsprechend viel Sorgfalt hat Elios in die Zusammenstellung der Gästeliste investiert. Gemeinsam mit Joé plant er mehrere Programmpunkte, um die Attraktivität der Einladung zu erhöhen und hochrangige Gäste zu gewinnen. Joé ist bereits nach Luxemburg zurückgekehrt, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Es bleibt noch viel zu tun. Am Abend trifft auch Elios ein – im Gepäck zwei Kisten mit jeweils drei Flaschen Wein, die er Joé mit sichtlichem Stolz präsentiert.

„Das ist – ohne Übertreibung – der außergewöhnlichste Wein, der derzeit überhaupt erhältlich ist. Ich hatte das seltene Glück, sechs Flaschen zu ergattern. Auf dem freien Markt existiert er praktisch nicht mehr. Wir sprechen von einem Château de Lorr! Im Jahr der Lese hat es auf Lorr gebrannt. Teile der besten Lagen sollen dabei beschädigt worden sein. Die Feuerwehr war zwar rechtzeitig vor Ort und konnte Schlimmeres verhindern, doch genau diese Ausnahmesituation hat etwas Einzigartiges hervorgebracht. Renommierter Kritiker wie Edwin Rothschild

sprechen davon, dass sich der feine Rauch tatsächlich im Bouquet wiederfindet. Und genau das ist das Faszinierende: Dieser Einfluss hat den ohnehin schon nahezu perfekten Wein nicht beeinträchtigt – im Gegenteil, er hat ihm eine zusätzliche Dimension verliehen. Eine Tiefe, eine Signatur, die ihn unverwechselbar macht. Das ist kein großer Wein mehr. Das ist ein Ereignis! Hinzu kommt die extreme Knappheit. Es existieren nur noch wenige Flaschen. Der Marktwert liegt jetzt schon bei mindestens zweitausend Euro pro Flasche – und ernstzunehmende Kenner gehen davon aus, dass sich dieser Wert in den kommenden Jahren mühelos verzehnfachen wird. Du verstehst also, was das bedeutet.“ Er lächelt kurz. „Aber wem sage ich das? Wenn jemand die Tragweite begreift und das alles schon weiß, dann du Joé. Also, diese Flaschen bekommen einen Ehrenplatz. Ich überlasse sie dir.“ Dann atmet er hörbar aus. „Mann, ich bin seit über zwanzig Stunden auf den Beinen. Ich muss mich jetzt hinlegen. Wir sprechen morgen.“

Mit diesen Worten lässt Elios Joé allein im Weinkeller zurück und geht zu Bett.

Joé blickt wie erstarrt auf die Weinkisten, die ihm Elios gegeben hat. Ihm wird schwindlig. Schnell stellt er die Kisten mit dem sagenhaft teuren Wein ab, denn er spürt, wie alle Kraft aus ihm weicht. Schwer atmend sackt er auf die Knie. Obwohl er den Keller gerade erst betreten hat und eine dicke Jacke trägt, beginnt er zu zittern. Er muss sich für einen Moment hinlegen. Château de Lorr! Feuer! Feuerwehr! Weinreben! Alarm! Laute Schreie! Zum ersten Mal seit Jahren wird er wieder von einer Flut von Erinnerungsbruchstücken übermannt. Doch plötzlich fällt der Vorhang und alles fügt sich wie von Zauberhand aneinander.

Le Château de Lorr!

Wie ein versunkenes Monument, das nach Jahren der Finsternis aus den unendlichen Tiefen seines Unterbewusstseins emporsteigt, bricht das Château de Lorr plötzlich in Joés Bewusstsein. Der Nebel der Amnesie zerreißt. Seine Sinne explodieren.

Joés Herz hämmert stark, als das prächtige, alte Anwesen vor seinem inneren Auge Gestalt annimmt. Majestätisch thront es auf einem Hügel, umgeben von dichten Wäldern, sanften Feldern und Weinbergen, so weit das Auge reicht. Im Südwesten öffnet sich der Blick über die gesamte Region Lorr bis hin zu den fernen Dächern der malerischen Kleinstadt Le Chevalis. Trotz seines stolzen Titels „Château“ wirkt das Anwesen im Vergleich zu anderen französischen Schlössern intim und vertraut. Das sonnengelbe Hauptgebäude aus dem 19. Jahrhundert, erbaut in einer unregelmäßigen U-Form, strahlt ihm entgegen. Weißer Stuck verziert die Fassaden aller drei Stockwerke, während die vier markanten Türme in den Himmel ragen. Sorgfältig restaurierte Nebengebäude umschließen den Hof und fügen sich zu einem perfekten Gesamtbild. Umgeben ist das kleine Schloss von romantischen, verspielten Gärten, die schon Generationen von Malern inspiriert haben. Üppige Rosensträucher, sprudelnde Springbrunnen und altmodische Wegeleuchten säumen die Pfade. Und dann ist da der Duft: Intensiv und überwältigend schneidet der Geruch von Lavendel plötzlich durch Joés Atemwege. Ein kunstvoll integrierter Bach plätschert fröhlich, gespeist aus einer Quelle, die inmitten des Patis entspringt. Eingebettet in eine flache, naturbelassene Steinfassung, bildet sie das lebendige Zentrum des Hofes. Hinter dem Haus führen efeubewachsene Mauern zu den Stallungen. Im selben Moment bricht eine längst vergessene Akustik über ihn herein: das vertraute, hohle Klappern von Pferdehufen auf den Pflastersteinen, als die Tiere aus ihren Boxen geführt werden. Alles ist sauber und gepflegt. Arbeiter sind emsig auf dem Gelände unterwegs. Plötzlich steht Joé mitten im Innenhof und Benoît, der kleine Ben, kommt auf ihn zugerannt. Er hat etwas entdeckt und möchte es Joé unbedingt zeigen. Die kleinen Patschhände seines Bruders greifen nach den seinen und ziehen ihn mit sich, die Ostseite des

Hangs hinauf, mitten zwischen die Reben. Nachdem Joé eine Weile vergeblich gesucht hat und gerade umkehren will, entdeckt er endlich den Welpen, von dem Ben gesprochen hat. Das kleine Tier nähert sich ihnen langsam – halb vertrauensvoll, halb eingeschüchtert. Er winselt leise und wedelt unterwürfig mit dem Schwanz. Überglücklich schließen die beiden Jungen ihn sofort in die Arme. Es ist ein kleiner Epagneul Breton. Joé hebt ihn behutsam hoch und läuft fröhlich zurück zum Haus. Sein kleiner Bruder drängt sich dabei so dicht an ihn, dass Joé mit dem Hund im Arm zweimal fast stolpert. Sie bringen den Welpen ins Haupthaus. Joé sieht wieder den langen Teppichläufer vor sich, der vom Eingangsbereich durch den großen Flur direkt zum Arbeitszimmer des Vaters führt. Ben bleibt weiterhin ganz nah an seiner Seite. Der Flur wirkt lang und hoch, dominiert von freiliegenden, dunklen Deckenbalken. Einzelne Stücke wertvoller, antiker Möbel und Gemälde unterstreichen die imposante Wirkung auf geschmackvolle Weise. Ungeduldig klopft der kleine Ben an die schwere Holztür, öffnet sie jedoch, ohne eine Antwort abzuwarten, und stürmt hinein. Und da sitzt er – ihr Vater. Jacques-Isaac, oder auch „Jacques le Grand“, wie ihn seine Mitarbeiter respektvoll nennen. Mit über die Papiere gebeugtem Kopf blickt er auf, runzelt die Stirn und versucht zu erkennen, wer es gewagt hat, ohne Erlaubnis einzutreten. Als er seine beiden jüngsten Kinder sieht, erhellt sich sein Gesicht augenblicklich. Er steht auf und fragt schmunzelnd, was sie ihm da bringen, während er dem Hund sanft über den Kopf streichelt. Joé erinnert sich genau daran, wie aufgeregt sie damals durcheinanderredeten, um ihm zu berichten, dass sie das Tier am Osthang gefunden hatten – wahrscheinlich war der kleine Kerl einfach ausgesetzt worden.

« Nous pouvons garder le chien, n'est-ce pas, papa ? »⁴, hört Joé sich selbst bitten.

« Bien sûr mon fils »⁵, antwortet sein Vater mit seiner tiefen, sanften Stimme, die Joé so sehr liebt. Dann streichelt er Ben und ihm über den Kopf.

Joé liegt immer noch auf dem kalten Boden des Weinkellers. Heiße Tränen laufen ihm über die Wangen, als all diese Bilder vor ihm lebendig werden. Plötzlich springt er entschlossen auf und rennt die Treppe hinauf zur Eingangshalle des Hauptgebäudes von Eden. Niemand ist zu sehen.

Alles ist still. Joé zittert am ganzen Körper, als er im geräumigen Eingangsbereich nach dem Hörer des antiken Gabeltelefons greift. Das Vintage-Telefon wurde bewusst ausgewählt, um das barocke Ambiente des luxemburgischen Anwesens zu unterstreichen. Sein Herz schlägt so heftig, als würde es jeden Moment zerspringen. Er muss unbedingt seinen Vater anrufen! Er muss ihm sagen, dass er noch lebt!

Mit zitternden Fingern hebt er den Hörer ab und wählt: 0033 7 77 55 11. Gerade als er die letzte Ziffer auf der Wählscheibe drehen will, hält er inne. Ist das wirklich die richtige Nummer? Wie kann er sich nach all den Jahren der Amnesie noch so fehlerfrei daran erinnern? Was ist, wenn der Anschluss im Nachbarland gar nicht mehr existiert? Nun, in ein paar Sekunden werde ich es wissen, denkt Joé, während sein ganzer Körper vor Aufregung bebt. Als das erste Freizeichen ertönt und die Leitung nach Frankreich durchschaltet, hält er den Atem an. Nur zwei Sekunden später meldet sich plötzlich eine tiefe Männerstimme:

« Château de Lorr, Siméon de Lorr, bonsoir. Comment puis-je vous aider ? Allô ? Allô ? »⁶

Mit Wucht rammt Joé den Hörer zurück auf die Gabel. Siméon! Siméon! Die ungeheure Gewalt, die diese Stimme in ihm entfesselt, lässt seine Knie zu Wasser zerfließen. Augenblicklich sackt er in sich zusammen. Ein heftiger Krampf schüttelt seinen Magen, und er beginnt zu würgen, als müsste er sich auf der Stelle übergeben. Der Seelenschmerz überrollt ihn mit einer unglaublichen Wucht. Wie ein Blitzschlag bricht die Verzweiflung über ihn herein und schlägt sofort in kochende Wut um. Alles geschieht so schnell, dass sein Verstand kaum hinterher kommt. Doch im nächsten Sekundenbruchteil zerreißt die Barriere in seinem Kopf endgültig. Er ist zurück auf Lorr. Er sieht sich selbst: blutend, zusammengekauert in einem engen Käfig. Er fleht seine Brüder an, ihn zu retten. Doch statt Hilfe schlägt ihm nur Siméons unbarmherzige Stimme entgegen:

„Schweig gefälligst! Immerhin ist das alles deine Schuld!“

„Meine Schuld?“, hallt es in Joé wider.

In rasendem, unkontrollierbarem Zorn brüllt sein Innerstes auf:

„Dieser Bastard! Wie konnte irgendetwas davon meine Schuld sein? Ich war ein Kind! Ein kleiner Junge! Meine eigenen Brüder haben mich verraten. Sie haben mich grausamen Männern ausgeliefert und zu Jahren der schwärzesten Pein verdammt!“

Noch ehe die Bruchstücke der Vergangenheit sich komplett zusammensetzen, bricht ein so bodenloser Hass aus ihm hervor, dass er nach Halt tastet. Er klammert sich am antiken Tisch fest, der daraufhin beinahe umkippt. Wieder knickt er ein, als hätte ihm jemand eine Faust tief in die Magengrube gerammt. Eine mörderische Hitze schießt ihm in die Glieder; er reißt sich die Jacke vom Leib. In diesem Moment verändert sich etwas in ihm. Der Ausdruck seiner Augen bricht – das warme Braun weicht einem raubtierhaften Gelb, in dem ein gefährliches Feuer aufflammt. Es ist, als würde sich eine finstere, unsichtbare Wolke aus dem Gefängnis seines Unterbewusstseins befreien und sich wie ein düsterer Mantel um seine Schultern legen. Die geballten Fäuste gegen die Stirn gepresst, nach Luft ringend und beinahe blind vor rasender Wut, entfährt Joé ein mühsam unterdrückter Zorneschrei. Plötzlich sieht er sie alle vor sich. Seine vier Halbbrüder, Liza-Zilpas Söhne, seines Vaters erste Frau. Dem Alter nach: Rouven-Gad, Siméon-Asser, Levin-Issar und Juda-Zebulon! Und ja, da ist auch noch eine Schwester. Dina-Michal. Dina war in Ordnung, Joé mochte sie. Beim Gedanken an sie beruhigt sich Joé ein wenig. Kurzenschlossen rennt er aus dem Haus und in die Nacht hinein. Er muss unbedingt frische Luft schnappen.

Die fünf Hektar Land, die das Anwesen Eden umgeben, bieten ihm den nötigen Raum. Er stürzt ins Freie, rennt blindlings auf die mächtigen Bäume zu, die das rechte Ufer des kleinen Sees säumen. Dort schlägt er mit seinen Fäusten gegen den Stamm einer großen Rotbuche, bis der körperliche Schmerz unerträglich wird und den inneren in den Hintergrund drängt. Erst dann hält er inne. Mit dem Rücken an das glatte Holz gelehnt, die Beine zum Wasser hin ausgestreckt, lässt er sich langsam zu Boden sinken. Der See liegt in dieser klaren Nacht wie ein riesiger, schwarzer Spiegel regungslos vor ihm. In der dunklen Fläche reflektiert sich das kalte Licht der Sterne. Ein plötzlicher Windstoß kräuselt das Wasser; die langen, feinen Äste einer Trauerweide direkt neben ihm wiegen sich geisterhaft hin und her. Das sanfte, stetige Rauschen der Blätter und die kühle Nachtluft, die seine überhitzten Wangen streichelt, holen ihn langsam zurück. Zurück nach Lorr. Zurück zu grausam schmerzenden Erinnerungen.

Grausame Wahrheit

Liah-Zilpah Laban war die erste Frau seines Vaters. Joé hat sie nie kennengelernt. Sie starb, bevor er geboren wurde und bevor sein Vater ihre Schwester Raquel heiratete. Das Anwesen der Familie de Lorr befand sich damals in finanziellen Schwierigkeiten, weshalb Jacques Liah Laban heiratete, die wohlhabende Tochter des berühmten Téraque Laban. Doch Jacques drehte den Knebelvertrag seines Schwiegervaters zu seinem Vorteil um, sanierte damit nicht nur sein Weingut, sondern brachte Laban gleichzeitig um einen Großteil seines Vermögens. Seitdem wurde er in der Geschäftswelt noch mehr gefürchtet als sein Schwiegervater, was ihm den Ehrentitel „Jacques Le Grand“ einbrachte. Liahs jüngere Schwester Raquel-Bilah besuchte ein Internat in der Schweiz, als Liah und Jacques sich kennenlernten und heirateten. Jacques lernte Raquel erst Jahre später persönlich kennen und verliebte sich sofort unsterblich in sie – und sie in ihn. Als Dina, Liahs jüngstes Kind, ein Jahr alt wurde, stellte Jacques Raquel als Sekretärin auf seinem Anwesen ein – sehr zum Missfallen von Liah. Nur vier Jahre später starb Liah an aggressivem Knochenkrebs. Jacques blieb Liah physisch treu. Das hatte er immer gesagt, und er war dafür bekannt, dass er offen tat, was er wollte. Seine unverschämte Ehrlichkeit war sein Markenzeichen. Wäre er eine physische Beziehung mit Raquel eingegangen, hätte er kein Geheimnis daraus gemacht; das wussten alle. Genauso, wie er seine tiefe Liebe zu Raquel nie verheimlicht hatte. Dennoch wurde Jacques vorgeworfen, Liah aufgrund seines dominanten Charakters und seiner offenen Zuneigung zu ihrer Schwester vorzeitig ins Grab gebracht zu haben. Vor allem seine älteren Söhne waren davon überzeugt. Erst recht, weil er Raquel nur drei Monate nach Liahs Tod heiratete. Und schon neun Monate später wurde Joseph-Naphtal geboren.

Wie alle erwartet hatten, wurde Joseph – der erste Sohn seiner großen Liebe Raquel – Jacques' erklärter Liebling. Sein Spitzname war „Joé“, doch nur seine Eltern und sein jüngerer Bruder Benoît-Daniel, genannt Ben, nannten ihn so. Joseph bekam alles, was er wollte. Er war der Mittelpunkt der Freude seines Vaters. Er konnte sich nicht daran erin-

nern, in den ersten Jahren seines Lebens jemals etwas Negatives erlebt zu haben. Alles Schlechte wurde konsequent von ihm ferngehalten, weshalb er die Anzeichen des nahenden Unheils nicht erkennen konnte. Die Jahre vollkommenen Glücks wurden durch einen schrecklichen Unfall eingeläutet. Genau einen Monat nach seinem achten Geburtstag kam seine Mutter bei einem Autounfall ums Leben. Damit begann die dunkle Ära. Ein betrunkenen Lkw-Fahrer kam von der Straße ab und raste direkt auf ihn zu. Mit unfassbarer Reaktionsgeschwindigkeit stürzte Raquel zu ihrem jüngsten Sohn und stieß ihn in letzter Sekunde aus der Gefahrenzone. Damit schenkte sie ihm das Leben ein zweites Mal, bezahlte jedoch mit ihrem eigenen. Der Lastwagen traf Raquel frontal. Kurz darauf erlag sie im Krankenhaus von Le Chevalis ihren schweren Verletzungen.

Nach diesem Verlust zog sich Jacques, den bis dahin absolut nichts aus der Bahn werfen konnte, wie ein verwundetes Tier in seine Zimmer zurück und war nicht mehr zu trösten. Seine Kinder, die ihren Vater noch nie zuvor so verletzlich erlebt hatten, reagierten unterschiedlich. Joé und Ben, die Jüngsten, hatten Angst, nach dem Verlust ihrer Mutter nun auch ihren Vater zu verlieren. Ben wünschte sich, er wäre anstelle seiner Mutter gestorben. Dina hingegen entwickelte plötzlich eine tiefe Zuneigung zu ihrem Vater, zu dem sie zuvor ein distanziertes Verhältnis gehabt hatte. Judah, dessen psychische Stabilität vollkommen von der unerschütterlichen Kraft seines Vaters abhing, reagierte mit großer Unsicherheit und suchte fortan Trost im üppigen Essen. Levin, der seinen Vater schon immer abgelehnt hatte, freute sich insgeheim über dessen Unglück sowie über Raquels Tod. Er sah darin die Rache für seine Mutter. Siméon, der das cholerische Temperament seines Vaters geerbt hatte, wusste anfangs nicht, wie er damit umgehen sollte. Dann aber empfand er vor allem Verachtung dafür, dass sein Vater sich so lange hatte gehen lassen. Schwäche konnte Siméon nicht ausstehen, er verachtete sie. Er und sein Vater kämpften oft miteinander und Siméon war zu der Überzeugung gelangt, dass sein Vater genauso wie er auf alles Schwache herabblickte. Entsprechend konnte er es ihm nun nicht verzeihen, dass er monatelang jammernd und trauernd verbrachte. Rouven, der Älteste, hatte derweil ganz andere Sorgen. Er trug die schwerste Last. Mit neunzehn Jahren war er elf Jahre älter als Joé und wurde durch das emotionale Abtauchen des Vaters über Nacht allein für das Familienun-

ternehmen verantwortlich. Als Erstgeborener hatte er gemäß der Tradition die Pflicht, das Weingut zu übernehmen, und die gesamte Familie erwartete nun, dass er sich ermannte. Da Jacques die Zügel seit Monaten schleifen ließ, richteten die Arbeiter und Kunden ihren Fokus bald ausschließlich auf den jungen Nachfolger. Erdrückt von der gewaltigen Verantwortung, litt Rouven fortan unter Schlafstörungen und flehte den Vater immer wieder vergeblich an, sein Trauerbett zu verlassen. Die Konkurrenz witterte bereits ihre Chance: Jetzt, da der alte Fuchs seinen Bau nicht mehr verließ, wollten sie Lorr zu Fall bringen. Rouven besaß zwar die Intelligenz und Stärke aller Kinder von Jacques, doch ihm fehlte die abgebrühte Erfahrung. Er hatte immer davon geträumt, endlich der Herr von Lorr zu sein – doch so hatte er sich das nicht vorgestellt.

Rouven war froh, in dieser Krise wenigstens Judah an seiner Seite zu wissen. Der vier Jahre jüngere Bruder besaß seit seiner frühen Kindheit eine außergewöhnliche Gabe. Er war der Ruhigste unter den sieben Geschwistern, gesegnet mit einem ausgeglichenen, einnehmenden und allseits beliebten Temperament. Da alle de Lorr's charakterstarke Dickköpfe waren, gerieten sie im Alltag häufig aneinander – doch Judah war derjenige, dem es fast immer gelang, die erhitzten Gemüter wieder zu beruhigen. Zwar genossen alle Kinder eine tadellose Erziehung, doch Judah bestach durch formvollendete Umgangsformen. Dazu bewies er schon sehr früh ein so hohes Maß an Diplomatie, dass der Vater ihn bereits im Alter von zwölf Jahren für Verhandlungen einsetzte. In Judahs Gegenwart entspannten sich selbst die misstrauischsten Geschäftspartner. Sie fühlten sich in seiner Nähe so wohl, dass sie am Ende überraschend bereitwillig Verträge unterzeichneten. Diese komplementären Fähigkeiten machten aus Rouven und Judah ein unschlagbares Team. Rouven hatte sich daher zwei Jahre zuvor – mit dem Segen seines Vaters – ganz offiziell mit Judah verbündet, um das Gut später einmal gemeinsam zu führen. Testamentarisch wurde aber festgehalten, dass allein die direkte Linie von Rouven das Erbrecht über Lorr behalten würde. Judah, der von Natur aus kein Ehrgeiz besaß, stimmte der Vereinbarung ohne Zögern zu. Sein einziger Wunsch war es, zeitlebens auf Lorr bleiben zu dürfen. Es dauerte über ein Jahr, bis Jacques seine Trauer um Raquel so weit überwunden hatte, dass er wieder begann, die Zügel des Lebens in die Hand zu nehmen. In dieser Zeit duldete er kaum jemanden in seiner

Nähe. Nur Dina, Ben und vor allem Joé durften ihn uneingeschränkt besuchen. Wobei Joé wie immer sein besonderer Sonnenschein war.

Seit dieser Zeit war nichts mehr wie zuvor. Joé schmerzte es unerträglich. Vorher hatte sein Vater das Weingut wie ein alter Patriarch geführt. Jeder Tag folgte einer festen Ordnung, jede Woche denselben Abläufen, jedes Jahr denselben Traditionen. Die Mahlzeiten waren geregelt, die Arbeiten klar verteilt. Zu den großen Festen wurde musiziert, getanzt und ausgiebig gegessen. Jacques lud nicht nur Freunde und Bekannte dazu ein, sondern bewusst auch arme, alte und einsame Menschen aus der Umgebung. An jedem Morgen hielt der alte Herr Andachten, denen seine Kinder und einige Angestellten beiwohnten. Jacques hat oft die Geschichte seiner Bekehrung erzählt, die all seine Kinder auswendig konnten.

Jacques' Großvater Avram hatte im Jahr 1955 das Weingut Lorr übernommen, doch er hatte es schwer. Die Konkurrenz war groß. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs in Frankreich wollte ihm der geschäftliche Durchbruch lange nicht gelingen. Jacques Vater, Isaac, machte dem Château de Lorr erstmals einen Namen. Eigentlich sollte sein Ältester Esau das Gut übernehmen, doch er verlor sich im Alkohol, in Affären und fragwürdigen Geschäften. Schließlich enterbte Isaac ihn. Damit fiel die Verantwortung für das Weingut auf Jacques. Direkt nach dem Schulabschluss absolvierte Jacques daraufhin seine Ausbildung zum Winzermeister und arbeitete fortan verbissen daran, den angeschlagenen Betrieb seines Vaters und Großvaters zu sanieren. Die ersten Jahre waren hart. Den ersten Wendepunkt markierte seine Heirat mit der wohlhabenden Lia. Deren Vater glaubte, sich durch diese Ehe die Kontrolle über das Weingut sichern zu können, doch Jacques durchschaute das falsche Spiel. Mit einer für sein Alter erstaunlichen Gerissenheit gelang es ihm, seinen listigen Schwiegervater auszumanövrieren und ihn im Zuge der Verhandlungen beinahe, um sein eigenes Vermögen zu bringen. Als Reaktion darauf entbrannte ein erbitterter Rechtsstreit, geprägt von ständig neuen Klagen und existenziellen Drohungen.

Mitten in dieser nervenaufreibenden Phase starben zuerst Jacques' Vater und kurz darauf auch seine Mutter. Von einem Tag auf den anderen lastete das gesamte Gewicht auf seinen Schultern – das Erbe, die Familie und der brutale Kampf um die reine Existenz. Schließlich

wurde der Druck unerträglich. Als er drohte, in einem Berg von Klagen und Anwaltskosten zu ertrinken, und er nicht mehr weiter wusste, rief er in seiner Not Gott an. Er erklärte seinen Kindern später, dass zunächst nichts geschah. Keine Antwort. Es war, als gäbe es keinen Gott. Doch plötzlich und ohne Ankündigung, als er eines Abends vollkommen erschöpft und verzweifelt, seines Lebens müde einschlief, da begegnete ihm ausgerechnet Christus im Traum, in großer Macht als König aller Völker und Gott der ganzen Schöpfung. Jacques konnte es nicht fassen! Ausgerechnet von Christus träumte ihm? Doch so träumte es ihm auch die zweite Nacht. Danach sah und hörte er Stimmen vieler Engel um einen Thron und tausende weise Männer, die laut riefen:

„Der Herr, der geopfert ist, ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob.“

Als Jacques diese Worte hörte, sah er die Welt vor sich ausgerollt. Alle Geschöpfe im Himmel, auf Erden und im Meer riefen alsbald:

„Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm sei Lob und Ehre und Herrlichkeit und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Er träumte diesen Traum ganze sieben Mal! Völlig verwirrt ging er daraufhin in die Kirche von Le Chevalis. Unsicher, was er dem Pfarrer sagen sollte, fragte er schließlich, einer inneren Eingebung folgend:

„Herr Pfarrer, wenn ich die folgenden Worte in Verbindung mit Ihrem Gott Jesus sage, haben Sie dann eine Antwort für mich? Also Folgendes: Stimmen von Tausenden von Engeln um einen Thron herum. Dann rufen sie gemeinsam mit vielen Ältesten laut: ‚Das Lamm, das geopfert wurde, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!‘ Und dann rufen auch alle Geschöpfe im Himmel, auf der Erde und im Meer: ‚Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!‘“

Nach dieser Einleitung beobachtete Jacques den Pfarrer misstrauisch und wartete darauf, wie er reagieren würde. Zu seiner Überraschung schien dieser nicht beeindruckt zu sein. Stattdessen antwortete er fast gelangweilt:

„Was interessiert Sie denn an dieser Bibelstelle, Herr Bar Avram? Sie sind doch Jude, nicht wahr?“

Jacques hob daraufhin erstaunt die Augenbrauen. Er ignorierte die diskriminierende Andeutung des Pfarrers und fragte stattdessen aufgeregt:

„Wollen Sie damit sagen, dass das eine tatsächliche Passage aus der Bibel ist? Wo in der Bibel steht das geschrieben?“

Der Pastor wandte sich einem Regal zu und holte eine schwarz gebundene Bibel hervor. Während er noch darin blätterte, sagte er:

„Es steht in der Offenbarung geschrieben. Ah, ja, hier in Kapitel 5, ab Vers 11.“

Jacques nahm dem Pfarrer die Bibel aus der Hand. Noch nie zuvor hatte er eine in den Händen gehalten, nicht einmal den Tanach, also die hebräische Bibel. Bislang hatte ihn Gott nur insofern interessiert, als es seine Identität als Jude und die Traditionen seiner Familie betraf. Als er nun die Zeilen las, die Wort für Wort mit dem übereinstimmten, was er selbst gesehen und gehört hatte, schlug sein Herz bis zum Hals. Der Pfarrer, der nicht wusste, was Bar Avram so sehr an diesen Zeilen faszinierte, erkannte jedoch, dass sie ihm offensichtlich wichtig waren. Also schenkte er Jacques kurzerhand die Bibel. Als Antwort auf das Geschenk hob Jacques kurz die Augenbrauen und murmelte ein unverständliches „Merci“ (Danke), ohne den Blick von den Zeilen zu lösen. Der Pfarrer wollte nicht länger warten, verabschiedete sich und ließ Jacques in der Kirche stehen.

Jacques war so in Gedanken versunken, dass er nicht bemerkte, wie er plötzlich allein in dem großen, stillen Gebäude war. Schließlich blickte er auf und ging entschlossen zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um und betrachtete mit gemischten Gefühlen das gotische Kirchenschiff mit seinen weiß getünchten Wänden, den kunstvollen Buntglasfenstern, dem beeindruckenden Portikus mit Kreuzbögen, der prächtigen Orgel und dem schlichten Kreuz hinter dem Altar. Er hielt einen Moment inne, die Stirn gerunzelt, tief in Gedanken. Dann wandte er sich zur Tür und verließ das historische Gebäude.

Zu Hause angekommen, las Jacques die gesamte Bibel und gleich darauf noch einmal. Tief bewegt gab er schließlich sein Leben Christus hin. Er bekannte seine Fehler und windigen Geschäfte und bat Gott um Vergebung. Einer seiner Angestellten, der die Veränderung bei Jacques als Erster bemerkt hatte, umarmte ihn freudig als „Bruder“ und taufte ihn am 5. Oktober 1997 in dem Bach, der durch das Anwesen Lorr fließt. Von

diesem Moment an widmete Jacques sein Leben Gott. Er erzählte jedem, der es hören wollte, wie der Herr ihm zu Lorr erschienen war.

Seit dieser Wende hatte es den Anschein, als stünden Jacques plötzlich zahlreiche unsichtbare Beschützer zur Seite. Jeder, der sich ihm in den Weg stellte, wurde vernichtet, ohne dass er viel dafür tun musste. Es war, als würde das Schicksal selbst für ihn kämpfen. Jacques lobte Gott dafür, und sein beeindruckender Erfolg sowie der Segen, der seitdem auf Lorr ruhte, gaben ihm Recht. Am 9. Mai 2007 wurde Jacques für seine Verdienste die französische Ehrenlegion verliehen, was ihm in der Region den Ehrentitel „Baron von Lorr“ einbrachte. Zwei Jahre später gelang es ihm nach langem Rechtsstreit, den historischen Status der Ländereien als einstige Grafschaft offiziell anerkennen zu lassen. Von da an trugen einige seiner neusten Spitzenweine stolz den geschützten Namen „Comté de Lorr“ auf ihren Etiketten. Anschließend unternahm er rechtliche Schritte, um den Namen seiner gesamten Familie von „Bar Avram“ in „de Lorr“ zu ändern. Dies trat am 2. Februar 2013 in Kraft.

Das Erste, was der Baron nach seiner viermonatigen Trauerzeit um Raquel wieder aufnahm, waren die Andachten. Es dauerte jedoch fast ein Jahr, bis er ihren Tod so weit verarbeitet hatte, dass er all seinen Pflichten wieder nachkommen konnte. Allerdings war es nicht sein Verantwortungsbewusstsein, das ihn zur Rückkehr veranlasste – er wurde dazu provoziert. Es war Rouven, der Erstgeborene, der seinen Vater unwillkürlich aus der Lethargie riss. Unter dem unerträglichen Druck der Erwartungen unterzeichnete Rouven einen fatalen Vertrag, mit dem sein Vater niemals einverstanden gewesen wäre. Jamor Siquem, ein langjähriger Freund und Geschäftspartner von Jacques, steckte diesem den vermeintlichen Wortbruch. Da erhob sich Jacques von seinem Trauerbett, und sein Zorn auf den Erstgeborenen war riesig. In wilder Raserei warf er Rouven Hochverrat vor. Dieser habe hinter seinem Rücken sein Lager beschmutzt, tobte der Patriarch, denn das Weingut Lorr sei immer noch Jacques' rechtmäßige „Braut“.

Tief verletzt und gedemütigt brauchte Rouven danach dringend Abstand. Er verließ das Gut und nutzte die folgenden Jahre, um seinen Master in Önologie an der renommierten Universität Bordeaux zu absolvieren. Nach diesen Ereignissen drückte Jacques seine Liebe zu Joé mehr denn je aus. Joé, der vielleicht sogar intelligenter war als all seine Brüder

zusammen, hatte sich bereits im Alter von sechs Jahren alles gemerkt, was es über die berühmten Weine und Weingüter der Welt zu wissen gab. Das war eine Quelle großen Stolzes für Jacques, der keine Gelegenheit ausließ, Joés Fähigkeiten vor Gästen und Kunden vorzuführen. Siméon hatte das nie ertragen können. Doch das Schlimmste kam erst noch: Judah hörte zufällig, wie sein Vater seinem Freund Jamor im Arbeitszimmer erzählte, dass er schon seit einiger Zeit davon überzeugt war, dass Rachel die Auserwählte gewesen sei, um ihm den rechtmäßigen Erben von Lorr zu schenken, und dass er in Joseph bereits den perfekten Nachfolger gefunden habe. Nur Joseph konnte man vollkommen vertrauen. Deshalb sollte er eines Tages das Anwesen und das Familienunternehmen übernehmen. Judah erzählte es sofort seinen Brüdern, deren Gesichter zunächst vor Entsetzen blass wurden. Doch als der erste Schock nachließ, wurden sie von Wut überwältigt. Siméon konnte es keinen Moment länger ertragen. Getreu seiner hitzköpfigen Natur drohte er sofort, Joseph zu töten.

„Wir müssen ihn töten. Ich will es nicht tun, aber es gibt einfach keinen anderen Weg!“, platzte es hasserfüllt aus ihm heraus.

Levin, der Joseph nie gemocht hatte und ihn ebenso wie seinen Vater für den frühen Tod seiner Mutter verantwortlich machte, stimmte Siméon sofort zu. Judah hingegen wollte nichts damit zu tun haben. Auch er war durch Joés Bevorzugung tief verletzt, aber es lag nicht in seiner Natur, nachtragend zu sein oder Groll zu hegen. Außerdem war er überzeugt, dass es einen besseren Weg geben musste, um dieses Problem zu lösen. Als Rouven in den Semesterferien nach Hause kam, erfuhr auch er, dass sein Vater ernsthaft darüber nachdachte, ihn zugunsten von Joé als nächsten Baron von Lorr zu enterben. Diese Nachricht war ein Schock für den Ältesten, der so viel Zeit und Energie in den erfolgreichen Betrieb des Weinguts investiert hatte. Die Ablehnung seines Vaters traf ihn hart. So konnte es wirklich nicht weitergehen! Joés ständige Bevorzugung und seine immer größer werdende Arroganz wurden langsam unerträglich.

Dina war das einzige Kind von Liah, das keinen Hass gegenüber Joé entwickelte. Zwar ärgerte sie sich auch oft über ihren kleinen, wohlgenährten und sehr gebildeten Bruder, doch als einziges Mädchen genoss sie selbst einen besonderen Status unter ihren Brüdern. Sie empfand Joé daher lediglich als lästig, aber nicht als Bedrohung. Ben hinge-

gen verehrte seinen jüngsten Bruder und fand alles, was dieser tat, beeindruckend. Joé liebte Ben ebenfalls, und so spielten die beiden viel zusammen. Liahs Söhne hatten jedoch genug.

Eines Abends zu Beginn des Sommers, zu Beginn von Rouvens Semesterferien, versammelten sie sich, um die Dinge zu klären. Es musste etwas geschehen, aber was? Siméon schlug erneut vor, Joé heimlich zu töten und es wie einen Unfall aussehen zu lassen. Rouven lehnte dies jedoch entschieden ab und Judah war erleichtert, dass er sich nicht allein gegen Siméon stellen musste. Schnell begannen Rouven und Siméon zu streiten. Beide hatten das hitzige Temperament ihres Vaters geerbt. Doch Levin sagte ihnen, sie sollten sich beruhigen und sich keine Sorgen machen, denn er würde sich um alles kümmern. Darauf hielten die beiden Streithähne einen Moment inne. Sie kannten ihren Bruder gut genug, um zu wissen, dass, wenn jemand Joé elegant beseitigen konnte, dann war es Levin, der hinterlistigste von ihnen allen. Er kam ganz nach ihrem Großvater mütterlicherseits, Téraque Laban. Da ihm das Geburtsrecht des Erstgeborenen und Siméons Stärke fehlten, lernte Levin schnell, sich mit List gegen seine älteren Brüder durchzusetzen. An diesem Abend kamen sie daher unter Levins Führung überein, dass der beste Weg, mit Joé umzugehen, darin bestand, ihn „in seine Schranken zu weisen“. Dies würde jedoch nur funktionieren, wenn sie ihren Vater davon überzeugen könnten, dass Joé nicht so perfekt war, wie er dachte. Juda war sehr für diesen Plan, da er eine friedliche Lösung den brutalen Alternativen eindeutig vorzog. Auch Rouven gefiel die Idee, „seinem Vater die Augen zu öffnen“. Trotz all seiner Abneigung und Eifersucht gegenüber Joseph hatte er genügend Gottesfurcht, um nicht so schwer gegen seinen eigenen Bruder zu sündigen, dass er ihn töten lassen würde. Also begann Levin zu intrigieren. Er streute überall Andeutungen und brachte geschickt Verleumdungen in Umlauf. Tatsächlich begann der Vater allmählich, sich über Joseph zu ärgern, doch seine Liebe zu ihm blieb unerschütterlich. Selbst als seine Söhne ihm von einem Traum erzählten, den Joseph tatsächlich gehabt hatte, in dem sich alle ihre Reben vor ihm verneigten, blieb Jacques unbeeindruckt und sagte nur:

„Wenn es so kommen muss, dann ist es eben so.“

Die Brüder wurden immer wütender und Levin sah sich gezwungen, zu extremen Maßnahmen zu greifen. Unter dem Gewicht dieser anhaltenden Beschuldigungen erlebte Joseph zum ersten Mal in seinem Leben, dass sein Vater hart mit ihm sprach. Darüber war er tief erschüttert. Als Joé eines Abends weinte, weil er von einem Mitarbeiter streng zurückgewiesen worden war, suchte er Trost bei seinem Vater. Doch Levin, der Joé keinen Moment aus den Augen ließ, sorgte dafür, dass sein Vater an diesem Abend keine Zeit für ihn hatte. Das machte Joé noch unsicherer. Dennoch hatte er in der folgenden Nacht wieder einen intensiven Traum. Dieses Mal waren die Eindrücke so eindringlich, dass er kaum atmen konnte, als er aufwachte. Am nächsten Morgen war Levin wieder der Erste, der seinem Vater half. Ganz beiläufig brachte er Joseph zur Sprache. Natürlich sagte er nur positive Dinge zu dessen „Verteidigung“ unter Berücksichtigung seines Alters. Alles war so geschickt verdreht, dass Joés Ansehen in den Augen seines Vaters sinken musste. Trotzdem fragte ihn sein Vater beim Frühstück in seiner üblichen freundlichen Art, wie er geschlafen habe. Joé, der nichts Böses ahnte, erzählte ihm darauf von seinem zweiten Traum, in dem ihm nun sogar die Sonne, der Mond und die Sterne huldigten. Dieser Traum passte auf tragische Weise wunderbar zu den Bemerkungen, die Levin wenige Minuten zuvor gegenüber seinem Vater gemacht hatte und die voll von heimlichem Gift waren. Und so kam es, dass Jacques, sehr zu Joés Entsetzen, mit harten Vorwürfen auf seinen Traum reagierte.

„Was ist das für ein Traum? Willst du damit sagen, dass wir alle – deine Schwester, deine Brüder und sogar ich – uns vor dir verneigen sollen?“

Auf die unerwartete Zurechtweisung seines Vaters reagierte Joseph mit der Überzeugung, gänzlich die Zuneigung seines Vaters verloren zu haben. Das war so schwer für sein kleines Kinderherz, dass er sich wünschte, tot und bei seiner Mutter zu sein.

Das Trauma

Der Mond steht hoch am Himmel und gießt sein silbernes Licht über die sanft bewegte, schwarze Oberfläche des Sees, doch Joé nimmt es nicht wahr. Der schwindende Herbst in Luxemburg war mild, und die kühle, klare Nachtluft liegt vollkommen still über dem Wasser. Joé bleibt davon unberührt. Er ist vollständig absorbiert von seinen quälenden Erinnerungen, die plötzlich so messerscharf und präsent vor ihm auftauchen, als hätten sie sich nicht sieben lange Jahre vor ihm verborgen. Bis zu diesem Moment hatte eine unsichtbare Instanz seine Vergangenheit rigoros kontrolliert. Alles, was in Joés Sinne eindrang und Fragmente seiner Herkunft hätte wecken können, wurde augenblicklich abgefangen und in den Tiefen seines Unterbewusstseins weggeschlossen. Selbst in all den Jahren, in denen er sich leidenschaftlich für Wein und Weingüter interessierte, ließ sein innerer Kerkermeister keinerlei Informationen über Lorr in sein Bewusstsein dringen. Das traumatische Entsetzen, das wie Säure an seiner Seele nagte, und die Ohnmacht, die er wehrlos ertragen musste, hielten das Vergessene unter eisernem Verschluss. Doch der wachsende Erfolg und das Selbstvertrauen, das Joé in den letzten dreieinhalb Jahren gewonnen hat, schwächten allmählich die Macht dieser lähmenden Angst.

Ein paar Fledermäuse, die auf der Jagd lautlos durch die Dunkelheit jagen, sind die einzigen Zeugen des schmerzhaften Kampfes, den Joé in dieser sternenklaren Nacht mit sich selbst ausficht. Heiße Tränen rollen über seine Wangen. Seine Augen sind weit geöffnet, doch er ist blind und taub für alles, was um ihn herum geschieht. Allmählich jedoch verdunstet die Quelle seiner Tränen aufgrund einer enormen Hitze, die plötzlich in ihm aufsteigt – ausgelöst durch wild lodern-den Hass. Joé spürt deutlich, wie sich etwas Grundlegendes in seinem Wesen verschiebt. Seine ehemals sanftmütige, introvertierte Natur verwandelt sich in eine unkontrollierbare Feuersbrunst. Als seine Brüder ihn verkauften und ihm unaussprechliche Qualen zufügten, sperrten sie seine Seele gleichsam in einen Bottich voller ätzender Säure. All die Jahre hat er diesen unerträglichen inneren Schmerz stumm ertragen. Doch die chemische Reaktion

der explosionsartig zurückkehrenden Erinnerungen hat die gefährlichen Dämpfe dieser Säure nun entzündet. An Pein gewöhnt, fasziniert Joé die rohe Kraft, die dieses dunkle Feuer entfesselt. Er ignoriert die Warnsignale, die tief in seinem Verstand aufblitzen. Er ist überzeugt, dass er jedes Recht besitzt, seine Brüder zu hassen – und zum ersten Mal in seinem Leben will er dieses Recht einfordern. Dass er in den Flammen seines eigenen Hasses verbrennen könnte, blendet er aus. Der Hass täuscht ihn mit der Illusion, dass kein Preis zu hoch für die Vergeltung sei. Joé gefällt die Lüge. Jahrelang hat er an Seelenqualen gelitten. Sollte er das etwa ungestraft hinnehmen.

„Nein!“, verspricht er sich selbst. „Dieses Mal werde ich es nicht länger hinnehmen. Dieses Mal werde ich mein Recht einfordern!“

Mit neuer Kraft wandern seine Gedanken zurück in seine Kindheit. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er davor zurückgeschreckt, sich an alle Details seiner dunklen Vergangenheit zu erinnern. Doch nun ist er begierig, sich an jede Einzelheit zu erinnern. Je schmerzhafter die Erinnerung, desto mehr schürt sie seinen Hass – und genau das will er jetzt. Er schüttelt alle Melancholie und Depression ab und verwandelt seinen Schmerz in puren Hass. Innerhalb von Sekunden verdunkelt sich sein gesamtes Wesen so sehr, dass selbst die Insekten und Fledermäuse in seiner Umgebung erschrocken von ihm zurückweichen. Joé ist nun hellwach und hoch konzentriert. Voller finsterner Energie steht er auf. Seine Pupillen sind erweitert und sein Blut pumpt so stark, dass seine Augen komplett schwarz werden. Er starrt in die Nacht. Mit zusammengekauerten Zähnen und geballten Fäusten denkt er über seine letzten Erlebnisse auf Lorr nach.

Er erinnert sich daran, wie Siméon plötzlich begann, sich um ihn zu „kümmern“. Der schamlose Betrüger erklärte ihm, dass er nicht länger tatenlos zusehen könne, wie sehr er leidet. Auf Levins Rat hin spielte Siméon sich in den folgenden Tagen als Josephs Verteidiger auf. Er schien der einzige ältere Bruder zu sein, der Joseph noch unterstützte. Joé war überrascht, aber auch zutiefst dankbar. Siméon, der Stärkste seiner Brüder, war auf seiner Seite. Jetzt konnte ihm nichts mehr passieren, dachte er. Dass all das nur ein böses Spiel war, konnte er nicht durchschauen. Der Plan, den seine älteren Brüder ausgeheckt hatten, war viel zu finster und gerissen. Als Levin seinen Brüdern jedoch den grausamen Höhe-

punkt seines Plans offenbarte, lehnte Rouven diesen kategorisch ab. Er weigerte sich, seinen eigenen Bruder an Menschenhändler zu verkaufen. Siméon und Levin versuchten daraufhin alles, um ihn zu überreden, aber ohne Erfolg. Rouven warnte sie, dass Gott ihnen eine so schwere Sünde, noch dazu gegen das eigene Fleisch und Blut, niemals vergeben würde. Siméon widersprach wütend und sagte, es gebe keinen anderen Weg, Joseph loszuwerden, als durch Blutvergießen oder mithilfe von Menschenhändlern. Rouven jedoch trug bereits viel Verantwortung und hatte die Last der Konsequenzen eigener Handlungen erfahren. Deshalb ließ er sich nicht in Versuchung führen.

Levin und Siméon wussten, dass ihr gesamter Plan scheitern würde, wenn Rouven nicht mitmachte. Judah hätte nichts dagegen gehabt, aber Levin hatte bereits so viel in die Vorbereitungen investiert, dass er eine Niederlage nicht hinnehmen wollte. Vor allem nicht gegenüber seinem ältesten Bruder. Nach allem, was geschehen war, war auch Siméon entschlossen, Joé nicht davonkommen zu lassen, und unterstützte Levin daher nach besten Kräften. Also unternahm Levin einen letzten Versuch, Rouven zu beeinflussen. Doch dieser war nicht länger bereit, ihm auch nur zuzuhören. Listig fragte Levin daher, ob Rouven seine Meinung ändern würde, wenn Gott dem Plan persönlich zustimmen würde. Das weckte Rouvens Aufmerksamkeit. Deshalb fuhr Levin fort und erklärte, dass er ein Element des „Zufalls“ in seinen Plan einbauen würde, sofern Rouven weiterhin kooperieren würde. Ein Zufall so groß, dass ein Eingreifen Gottes erforderlich wäre, damit der Plan funktionieren könnte. Wenn nun Gott selbst Joseph diesen Weg einschlagen ließe, welches Recht hätten sie dann, sich seinem Rat zu widersetzen? Würde Gott dies hingegen verhindern, müssten sie sich geschlagen geben, sich dem Willen des Allmächtigen unterwerfen und sich der zukünftigen Herrschaft ihres kleinen Bruders fügen. Gott sei jedoch ein Gott der Ordnung, argumentierte Levin geschickt gegenüber Rouven. Wie könnte es ihm also gefallen, wenn die rechtmäßige Reihenfolge der Geburt durch Joseph zerstört würde? Wie ein Spion, der einen rechtschaffenen Staatsmann davon überzeugen kann, sein eigenes Land zu verraten – in dem Glauben, dies würde seine Heimat schützen –, überredete Levin Rouven, an seinem eigenen Bruder Hochverrat zu begehen. Er erklärte Rouven, dass die Falle nur zuschnappe, wenn Joseph versehentlich auf einen kleinen, dünnen

Draht trete, der auf dem weiten Hügel gespannt sei. Andernfalls würde er unversehrt zurückkehren. Rouven hob die Augenbrauen und machte damit deutlich, dass ihm diese Idee schon besser gefiel. Er bestand jedoch darauf, dass nur ein kleiner Draht an einer Stelle auf dem Hügel gespannt werden sollte, an der Joseph niemals entlanglaufen würde. Er glaubte, dass dies garantieren würde, dass Gott selbst eingreifen müsste, sollte sein kleiner Bruder dennoch in die Falle tappen. Levin stimmte zu, was Juda erleichterte, Siméon jedoch erstaunte und missfiel. Doch sobald Rouven und Juda außer Hörweite waren, nahm Levin Siméon beiseite und erklärte ihm den Trick mit dem kleinen Draht. Er versicherte Siméon, dass er dafür sorgen werde, dass Joseph sicher in den Draht treten würde. Siméon blieb skeptisch, bewunderte aber die Gerissenheit seines Bruders. Dennoch missfiel ihm die Möglichkeit, dass Joseph wieder sicher nach Hause kommen könnte. Er beschloss jedoch, Levin zu vertrauen, und spielte weiterhin Josephs Verbündeten, um ihn auf Kurs zu halten.

Am Morgen jenes schicksalhaften Tages hörte Joseph aufmerksam zu, als Siméon ihm erzählte, dass ihr Vater kurz vor dem größten Geschäftsabschluss seit der Übernahme von Rousseau stand. Die Situation war jedoch heikel. Alle befürchteten, dass die Konkurrenz versuchen könnte, das Geschäft um jeden Preis zu torpedieren.

„Da kommst du ins Spiel, kleiner Bruder“, erklärte Siméon verschwörerisch. „Du möchtest doch, dass Vater wieder stolz auf dich ist, oder? Dann hör mir zu. Ich werde dir helfen, die Sicherheit des Vertrags zu gewährleisten. Stell dir vor, wie stolz unser Vater sein wird, wenn er herausfindet, dass er alles dir zu verdanken hat! Stell dir vor, wie er wieder überall mit dir angeben würde!“

Siméon bemerkte mit Befriedigung, dass Josephs Gesicht bei diesem Gedanken aufleuchtete. Er hatte ihn in der Hand. Also erklärte er seinem aufmerksamen Zuhörer die Situation. An diesem Abend würden skrupellose Männer versuchen, die diesjährige Weinernte zu zerstören. Aber wie? Das war für sie ein Rätsel. Doch sie mussten es rechtzeitig herausfinden. In Anwesenheit von Judah, der immer Vertrauen ausstrahlte, begann Siméon mit Joseph über die Möglichkeiten eines Angriffs auf Lorr zu diskutieren. Joseph war so eifrig bei der Sache, dass er nicht bemerkte, wie geschickt seine beiden Brüder ihn manipulierten. Infolge-

dessen glaubte der Elfjährige, dass er die Verschwörung dieser bösen Männer ganz allein aufgedeckt hatte. Siméon und Juda lobten ihn daraufhin in den höchsten Tönen. Das erfüllte Joés Herz mit Mut und Stolz. Die Idee der Brüder – den Plan, den sie Joé einimpften – war, dass einige Männer versuchen könnten, den besten Weinhang ihres Vaters in Brand zu setzen. Es hatte seit drei Wochen nicht geregnet, sodass alles extrem trocken war. Es bedurfte nur eines Funkens, um den ganzen Hügel in Flammen aufgehen zu lassen. Unterdessen überließen die Brüder dem kleinen Joé großzügig die Aufgabe, diese Verschwörung nicht nur aufzudecken, sondern auch ganz allein zu verhindern. Er musste die Männer auf frischer Tat ertappen. Sie hatten gewiss etwas zur Zündung vorbereitet, das er aus Sicherheitsgründen und als Beweismittel entfernen und nach Hause bringen musste. Sollte er Erfolg haben, wäre er ein Held und für immer rehabilitiert. Sein Vater würde ihn dann wieder so bewundern wie zuvor. Aber sie machten ihm auch klar, dass es sein Untergang wäre, wenn er es vermässelte. Siméon seufzte und Judah fragte sich, ob man einem elfjährigen Jungen wirklich eine solche Verantwortung auferlegen konnte. Das wäre nicht fair. Das Risiko war viel zu hoch. Was, wenn Joseph den Angriff nicht verhindern könnte? Er könnte sich zu Hause nie wieder blicken lassen – das wäre undenkbar. Wohin sollte er gehen? Sie könnten ihm dann auch nicht mehr helfen. Siméon nickte heuchlerisch. Daran hätte er nicht gedacht.

In diesem Moment kamen Rouven und Levin zurück. Siméon und Judah erklärten ihnen die Situation. Rouven antwortete mit ernsthafter Miene, dass es nicht richtig wäre, Joseph mit dieser Aufgabe zu betrauen. Er müsse sie selbst übernehmen. Schließlich sei er der Älteste. Allerdings würde er in seinem Bericht erwähnen, dass sie den Plan nur dank Josephs Schlussfolgerungen aufdecken konnten. Rouven überlegte ernsthaft, wie er die gesamte Verschwörung noch verhindern könnte. Zum Schrecken seiner Brüder wies er Joseph sogar darauf hin, dass er auf dünne Drähte achten solle, wenn er nach draußen ginge. Die Verbrecher könnten mit Drähten arbeiten und er wäre verloren, wenn er auf einen treten würde. Er solle daher große Vorsicht walten lassen. Joseph versprach, vorsichtig zu sein, was Siméon vor unterdrückter Wut rot anlaufen ließ. Als er jedoch Levins unverschämte ruhiges Gesicht sah, beruhigte er sich ein wenig. Plötzlich stimmte Levin seinem Bruder Rouven

zu. Er sagte, dass es vielleicht tatsächlich besser wäre, wenn Joseph sich aus der ganzen Angelegenheit heraushalten würde. Während Levin noch sprach, wurde Joseph immer eifriger, sich zu beweisen. Er würde immerhin bald zwölf Jahre alt werden, was ihn doch alt genug machen würde. Doch Rouven wies seine Argumente zurück, und Judah und Levin schlossen sich dem Anschein nach Rouven an. Auf Joés flehenden Blick hin begann jedoch Siméon, Joé zu unterstützen. Er sagte – nicht ohne auch Rouven ins Visier zu nehmen, in der Hoffnung, dessen Wunsch, seinem kleinen Bruder zu helfen, zu dämpfen – dass ein Mann, der davon träumte, dass sich eines Tages alle vor ihm verneigen würden, und der alle seine Prüfungen mit noch besseren Noten als seine Brüder bestanden hatte, offensichtlich zum Herrschen geboren sei und daher sicherlich fähig sei, ein paar Spitzbuben zu überführen. Joseph bestätigte jedes Wort eifrig und die Falle schnappte lautlos zu.

☞ *„Hinweis: Der folgende Abschnitt beschreibt brutale Gewalt. Wer dies überspringen möchte, liest ab der nächsten Markierung weiter.“*

Noch in derselben Nacht machte Joseph sich auf, um seinem Schicksal entgegenzugehen. Er wusste, dass er diese Aufgabe nicht vermasseln durfte. Er hatte nur eine Chance, es richtig zu machen. Sein Herz schlug so laut, dass er kaum etwas anderes hören konnte als das Pochen seines Pulses in den Ohren. Das war besonders unglücklich, da er aufmerksam in die Stille der Nacht horchen wollte. Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen und war bereit, es durchzuziehen. Als sein Herzschlag sich etwas beruhigt hatte, hörte er plötzlich etwas Verdächtiges. Er schlich näher heran und sah zwei finstere Gestalten, die sich durch den Weinberg schlichen. Einer von ihnen schien etwas fallen gelassen zu haben. Also rückte er in sicherer Entfernung weiter vor. Er kam an der Stelle an, an der einer der Männer etwas hatte fallen lassen. Leise schlich er hin, um nachzusehen. Was er nicht sah – und woran er in diesem Moment auch gar nicht dachte –, war der nur zehn Zentimeter über dem Boden gespannte Draht im Gras. Was der Mann fallen gelassen hatte, war lediglich ein Stein in einem Stoffbeutel, dessen einziger Zweck darin bestand, Joé an die richtige Stelle zu locken. Sobald Joé den Draht berührte, wurde der Flammenwerfer aktiviert, den Levin Stunden zuvor dort platziert

hatte. Mit einem gefährlichen Zischen schoss eine Feuerfontäne in den wenige Meter entfernten Weinberg und setzte sofort die ersten Reben in Brand. Oh nein! Rouven hatte ihn vor Drähten gewarnt! Jetzt hatte er wegen seiner Unachtsamkeit selbst das Feuer ausgelöst! Joseph war vor Entsetzen wie versteinert. Das Feuer war jedoch Levins vereinbartes Signal an die Männer. Sobald sie es sahen, sollten sie sofort umkehren und zu Joé eilen. Doch Joé konnte nur an eines denken: Die bösen Männer hatten ihn entdeckt – und nicht umgekehrt! Noch schlimmer war, dass er den Weinberg in Brand gesetzt hatte, statt ihn vor dem Abbrennen zu retten. Er hatte kläglich versagt! Unmittelbar danach erinnerte er sich daran, die Sirenen der Feuerwehr von Le Chevalis gehört zu haben, obwohl die Stadt vier Kilometer entfernt lag und der Weinberg über ein eigenes Feuerlöschsystem verfügte. Wie konnten sie so schnell zur Stelle sein? Doch Joé hatte keine Zeit, darüber oder über irgendetwas anderes nachzudenken, denn die Männer überwältigten ihn, zerrten ihn an den Haaren den Hang hinunter und schlugen ihn brutal zusammen. Er versuchte nicht einmal, sich zu wehren, weil er so verängstigt war. Dennoch begannen sie, ihn heftig zu schlagen, und verletzten ihn schwer. Einer von ihnen hatte einen Schlagring mit einer Dolchspitze und fügte Joé mehrere tiefe Schnitte zu. Auch das war Teil von Levins grausamem Plan. Er brauchte das Blut, die Haut und die Haare seines Bruders, um einen tödlichen Angriff zu inszenieren. Außerdem wollten die finsternen Männer ihm von Anfang an klarmachen, wer künftig das Sagen hatte. Schließlich hörten die Männer auf, ihn zu schlagen, und sperrten ihn in einen Hundetransportkäfig.

Joé weinte und schluchzte unaufhörlich vor Schmerzen. Er wusste nicht, was schlimmer war: die inneren oder die äußeren Qualen. Nach allem, was er getan hatte, verdiente er die äußeren Schmerzen wahrscheinlich. Aber was wollten diese Männer von ihm? Wer waren sie? Warum hatten sie ihn so übel zugerichtet und in einen Käfig gesperrt? Joé war vollkommen verwirrt. Plötzlich sah er, wie sich Hilfe näherte. Seine Brüder! Siméon, Levin und Judah standen nicht weit von ihm entfernt. Zunächst sah er, wie Siméon einem der Männer, die ihn geschlagen hatten, einen Umschlag abnahm. Dann sah er, wie Levin und Judah auf ihn zukamen. Sofort gerieten Siméon und Judah in einen heftigen Streit, doch Joé konnte nicht verstehen, worum es ging. Wie Rouven und Siméon hatte

auch Judah die gesamte Planung Levin überlassen. Plötzlich wurde ihm mit Entsetzen klar, wie weit Levin gegangen war, um das Schicksal von Joseph zu besiegeln. Judah wollte da nicht mehr mitmachen. Er suchte Rouven, um dessen Unterstützung im Kampf gegen seine Brüder zu erhalten. Doch Rouven war noch immer mit der Brandbekämpfung beschäftigt. Er machte sich große Sorgen um den Weinberg. Nachdem die Feuerwehr das Feuer unter Kontrolle gebracht hatte, überlegte Rouven, wie er Joseph am besten helfen könnte. Dieser hatte sicherlich große Angst und wusste nicht, was er tun sollte.

In der Zwischenzeit versuchte Judah weiterhin, Levin umzustimmen, doch ohne Rouvens Hilfe kam er nicht weit. Vor allem, da sich auch Siméon auf Levins Seite stellte. Judah, der sich noch nie gegen seine älteren Brüder behaupten konnte, gab schließlich auf, als Levin ihm versicherte, dass die Männer Joseph ja nicht töten, sondern nur weit wegbringen würden. Juda wollte fragen, wohin sie ihn bringen und was sie mit ihm vorhatten. Er entschied jedoch, dass es wahrscheinlich besser war, es nicht zu wissen. Sein Gewissen quälte ihn auch so bereits unerträglich. Die Situation verschlimmerte sich noch, als Joé seine Brüder sah und anfang, sie um Hilfe anzuflehen und zu schreien. Unter Tränen rief er ihnen verzweifelt zu. Die Situation eskalierte kurz, als die Männer, die ihn gefangen hielten, heranstürmten, um ihn zum Schweigen zu bringen. Dieser Vorfall war nicht geplant. Der Käfig wurde abgedeckt und die Türen des Kleinbusses zugeschlagen. Aber nicht, bevor die Männer ihm mit Stangen durch die Gitterstäbe weitere Qualen zufügten. Joé sah, wie Juda weglief. Dann hörte er nur noch, wie Siméon ihn anschrie.

„Halt die Klappe! Das ist alles deine Schuld!“

„*Es ist deine Schuld! Deine Schuld! Deine Schuld!*“ Diese Worte hallten in Joés Kopf wider, während er das Bewusstsein verlor.

☞ „*Ab hier weiterlesen ...*“

Als er das erste Mal aufwachte, überwältigten ihn starke Schmerzen. Er versuchte, sich zu bewegen, doch es gelang ihm nicht. Langsam öffnete er seine geschwollenen Augen. Im schwachen Licht konnte er kaum etwas erkennen. Was war passiert und woher kam dieser stechende

Schmerz in seiner Seele? Es war, als hätte man ihm einen Speer tief in die Brust gestoßen, der ihm den Atem raubte. Er hörte Stimmen und Sirenen in seinem Kopf, wie von Feuerwehr und Polizei. Wieder sah er Flammen und verschwommene Gesichter, doch er konnte sie nicht zuordnen. Seine Erinnerung war wie ausgelöscht.

Sieben Jahre lang blieb das alles wie ausradiert – bis zu dieser Nacht.

Endlich Rache

Joés Herz rast. Wellenartig brechen Wut und Verzweiflung über ihn herein. Ihm wird heiß und kalt, als die Erinnerungen an das, was er in den letzten Jahren erlitten hat, mit voller Wucht zurückkehren. Und doch weiß er, dass er noch Glück gehabt hat – unvorstellbar viel mehr als jene Kinder, die tatsächlich im Menschenhandel verschwunden sind. Es fehlen die Worte, um das, was ihnen angetan wird, zu beschreiben. Und seine eigenen Brüder hatten ihm ein solches Schicksal zgedacht? Ein dumpfes Gefühl ohnmächtiger Trauer steigt in ihm auf. Für einen Moment droht es, ihn zu überwältigen, dann kippt etwas in ihm. Der Schmerz verhärtet sich und verdichtet sich zu etwas anderem. Der Hass gewinnt die Oberhand. Plötzlich wird es still in ihm. Eine trügerische Ruhe legt sich über seine Gedanken. Mit erhobenem Kopf und unbewegter Miene geht er über die Wiese. Das vom Morgentau feuchte Gras quietscht leise unter seinen Schuhen. Er fühlt sich seltsam leicht fast entrückt, während ihn gleichzeitig ein Gefühl der Kontrolle durchströmt.

„Ich werde mich an meinen Brüdern rächen“, sagt er und verzieht dabei den Mund zu einem grausamen Lächeln. Er stellt sich vor, wie sein Bruder Siméon vor ihm auf dem Boden liegt, geschlagen und verletzt. Siméon soll unaufhörlich geschlagen werden, bis er um Gnade fleht – doch ohne Erfolg. Nun zu Levin. Levin wird er anders behandeln. Er wird ihn in einen Käfig sperren, die Tür verschließen und den Schlüssel wegwerfen.

„Tut mir leid, lieber Bruder, aber du bist es nicht wert, dass ich auch nur einen weiteren Gedanken an dich verschwende. Viel Spaß beim Sterben, hahaha“, lacht er, während er sich seinen dunklen Gedanken hingibt. Sein Plan für Rouven ist es, ihn nach Pakistan zu verkaufen – oder noch besser, seine Kinder, die er wahrscheinlich schon hat. Er soll auf der Straße verrecken, geplagt von endlosen Sorgen um seine Kinder – Sorgen, die er sich um seinen Bruder nie gemacht hat.

„Rouven, du Bastard! Du hast zugelassen, dass ich verkauft wurde, nur damit du deinen Thron nicht aufgeben musstest! Was hast du unse-

rem Vater angetan? Jetzt wirst du es am eigenen Leib erfahren!“, schreit Joé seinen Bruder innerlich an.

„Jetzt zu dir, Juda, du feiges Schwein!“ Joés Geist ist erfüllt von der gnadenlosen Freude der Rache. Er schließt die Augen und genießt jeden Gedanken, bis sich ein glückseliges, entspanntes Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitet. Niemand, der ihn jetzt sähe, würde vermuten, dass sein Geist von solch dunkler, schrecklicher Grausamkeit erfüllt ist. Schlimmer als alle seine Brüder zusammen. Ja, Judah würde er als Letzten bestrafen. Zunächst müsste er zusehen, was Joé seinen Brüdern antut. Dann würde Judah sicher um Gnade flehen und behaupten, dass er nicht wie seine Brüder sei und nichts damit zu tun habe. Joé würde ihm zustimmen, bestätigen, dass er wisse, dass er anders sei, und ihn in einem Anflug gnadenloser Großzügigkeit am Leben lassen. Er würde ihm erlauben, als sein Sklave für ihn zu arbeiten.

„Juda, du erbärmliche Ausrede von einem Mann! Du jammerst, dass du das alles nicht wolltest und unschuldig bist? Ha! Du warst schon immer ein Feigling ohne jeglichen Charakter. Du mit deiner glatten Zunge. Wenn du so unschuldig bist, kannst du genauso gut für mich arbeiten. Du kannst mit den anderen Schweinen im Stall schlafen. Aber keine Sorge, ich werde dich besser behandeln als den verlorenen Sohn. Ich werde dir erlauben das Schweinefutter zu essen!“

Bei diesen letzten Worten zieht sich Joés Herz zusammen. Sein Gewissen schreit auf. Es wird von seinen schmutzigen Gedanken gequält. Doch die dunkle Macht, die von ihm Besitz ergriffen hat, lässt ihn nicht los. Er kann nicht mehr an Schlaf denken. Er ist hellwach. Kühl beschließt er, seine täglichen Pflichten wie immer zu erfüllen und nebenbei mehr über die Grafschaft Lorr und jeden Einzelnen de Lorr herauszufinden.

„Ich werde einen Racheplan aushecken, der den Grafen von Monte Cristo im Vergleich dazu wie Albert Schweitzer aussehen lässt!“, verspricht er sich selbst.

Mit diesen Gedanken im Kopf geht er zum Haupthaus. Er merkt nicht, dass es bereits halb vier Uhr morgens ist. Als ihm einfällt, dass er die Flaschen „Château de Lorr“ noch nicht eingelagert und registriert hat, kehrt er um. Zurück im Weinkeller öffnet er die Kiste. Auf dem Etikett erkennt er die ihm vertraute Silhouette des Château de Lorr. Das lässt sein Herz wieder schneller schlagen. Aber er diszipliniert sich. Nachdem

er die neue Lieferung registriert hat, beginnt er mit den Vorbereitungen für die Party, die emotional plötzlich ganz in den Hintergrund getreten ist. Sobald er eine freie Minute hat, nimmt er sein Handy und gibt „Château de Lorr“ in die Suchmaschine ein. Obwohl er sich nicht von seinen Emotionen überwältigen lassen will, schlägt sein Herz sofort heftig und seine Augen wagen es nicht, die Bilder, die sogleich auf dem Bildschirm aufleuchten, scharfzustellen. Mit verschwommenem Blick sieht er zu Boden. Nur mit Mühe gelingt es ihm, seine Gefühle in den Griff zu bekommen. Dann nimmt er all seine Wut zusammen, hält den Atem an und presst die Lippen aufeinander, während er auf das Anwesen von Lorr blickt. Es erscheint zwischen Fotos von verschiedenen Château-de-Lorr-Weinflaschen unter den ersten Bildern, die die Suchmaschine gefunden hat. Auch ein Foto der Familie de Lorr ist zu sehen. Obwohl das Foto sehr klein und unscharf ist, sodass Joé die Gesichter kaum erkennen kann, schlägt sein Herz sofort so wild, als tobten in ihm die explosiven Feuerkräfte der Sonne. Er drückt schnell die Standby-Taste und steckt das Smartphone wieder in seine Hosentasche. Erst muss er sich um die Vorbereitungen für die Party kümmern. Die Konzentration auf die Arbeit beruhigt Joé für den Moment.

Unterdessen bemerkt Elios, dass sich etwas bei Joé verändert hat. Er kann nicht genau benennen, was es ist, aber es gefällt ihm ganz und gar nicht.

„Joé wirkt plötzlich ... wie soll ich es beschreiben? Distanziert? Arrogant? Überheblich? Liegt in seinen knappen, scharfen Antworten nicht sogar ein Hauch von Aggression? Aber Joé aggressiv? Niemals! Dennoch stimmt etwas nicht. Wie kann das sein? Habe ich etwas Falsches getan oder gesagt? Nein, Joé verhält sich jetzt allen gegenüber so“, denkt Elios, während er Joé dabei beobachtet, wie er die Mitarbeiter einweist.

„Ist es möglich, dass Joé der Ruhm zu Kopf gestiegen ist, weil diese Party für ihn veranstaltet wird? Wenn das der Fall ist, werde ich mir etwas einfallen lassen, um ihm Demut beizubringen. Ich hätte nie gedacht, dass er so ein Dummkopf sein könnte. Seine Jugend zeigt sich eben doch“, denkt Elios und reibt sich das glatt rasierte Kinn.

Joé hat alle Hände voll zu tun. Trotzdem kann er kaum an etwas anderes denken als an Lorr, seine Brüder, den brennenden Weinberg, wie er gequält und verkauft wurde und was sich ihm alles enthüllen wird,

wenn er demnächst Zeit hat, die Ereignisse von damals im Internet zu recherchieren. Um neun Uhr abends zieht er sich zurück und gibt sogleich die Anweisung, ihn für heute nicht mehr zu stören. Er schließt die Tür seines Schlafzimmers hinter sich und setzt sich vor seinen Dreiturm-Hologramm-Rechner mit Lasertastatur. Er war damals sehr stolz darauf, diesen Computer, der auf dem neuesten Stand der Technik war, zu erwerben. Doch all diese Dinge, die ihm zuvor Freude bereitet haben, sind auf einmal unwichtig geworden. Dieses Mal verzichtet er auf die Spracherkennung seines Rechners. Er möchte lieber kein Wort sagen. Nervös und bis zum Äußersten angespannt beginnt er mit den Recherchen. Er beginnt mit den Zeitungsartikeln von besagtem unheilvollem Jahr, als Mitte September auf dem Osthang in Lorr ein Feuer ausgebrochen ist. „Offensichtlich ein Anschlag“, liest Joé in dem Zeitungsbericht. „Man fand noch die Zündvorrichtung, die den Flammenwerfer fernzündete“, steht dort weiter. Darüber wurde in allen lokalen Nachrichten viel geschrieben. Das war natürlich eine Sensation für die kleine Region. Joé liest die ganze Nacht durch, jeden noch so kleinen Artikel. Um fünf Uhr morgens hat er genug gesehen. Die Lücken sind geschlossen. Erschöpft und doch hellwach legt er sich auf sein Bett. Er schließt die Augen und sieht sofort wieder alles vor sich. Alle Berichte, die er gelesen hat, und alle Fotos, die er gesehen hat. Es ist, als wäre er selbst dabei gewesen. Immer und immer wieder fasst er die Fakten für sich zusammen. Er fühlt, dass er, je mehr er sich damit auseinandersetzt, die gefühlte Oberhand über seine Vergangenheit und sämtliche Ereignisse gewinnt.

„Also“, erinnert sich Joé an das, was er gelesen hat, „auf dem Osthang brach ein großes Feuer aus. Doch die Feuerwehr aus Le Chevalis traf fast augenblicklich am Brandort ein, sogar schneller als die Mitarbeiter aus Lorr. Das schürte zunächst die Gerüchteküche, aber der Feuerwehrchef von Le Chevalis erklärte, dass sie auf dem Weg zu einer Übung gewesen seien, als sie das Feuer sahen. Glücklicherweise konnte der Osthang schnell gerettet werden. Die Aufregung darüber war groß, verblasste jedoch im Vergleich zu dem, was folgte. In derselben Nacht verschwand auch der zweitjüngste Sohn des alten Patriarchen Jacques Le Grand, des Barons von Lorr. Einen ganzen Tage lang wurde nach dem Jungen gesucht, dann endlich wurde eine Spur gefunden. Durch das Anwesen von Lorr fließt der gleichnamige Bach, der im Hof des Châteaus

entspringt. Weiter unten, in der Talsohle der Ländereien, wird er immer größer und mündet schließlich in einen Hügel. Die Stelle ist mit großen Eisenstangen abgesichert, doch kürzlich hatte jemand zwei dieser alten Eisenstangen herausgesägt. Dazu fand man an der Stelle am Fuße der Böschung eine nicht geringe Menge Blut sowie ein paar ausgerissene Haare. Eine Gegenprobe von Haaren aus der Haarbürste des Jungen ergab eindeutig, dass das Blut und die Haare von Joseph stammten, dem vermissten Jungen. Josephs Brüder sagten übereinstimmend aus, dass ihr Bruder an jenem Abend noch nach draußen gegangen war. Die Polizei vermutete daraufhin, dass der Junge den Saboteuren direkt in die Arme lief. Weiter oben am Hang wurden auch Blutspuren gefunden, was den Verdacht erhärtete, dass die Verbrecher den Jungen gepackt und geschlagen hatten. Der Junge muss seinen Angreifern jedoch noch einmal entkommen sein, denn er rannte wohl den Abhang hinunter, statt nach Hause zu laufen. Er muss so erschrocken gewesen sein, dass er nicht mehr klar denken konnte. Die Schurken holten ihn ein und schlugen ihn zu Tode oder halbtot – man wusste es nicht. Danach sägten sie zwei Stäbe aus dem alten Sicherheitsgitter des Baches und ließen den Leichnam des Jungen auf diese Weise im Hügel verschwinden. Vielleicht, um sicherzustellen, dass er nicht doch noch irgendwann lebend auftauchte und einen von ihnen identifizieren konnte. Das war ihnen auch gelungen, denn die Mörder wurden bis heute nicht gefasst. Man suchte noch sechs Kilometer weiter nach dem Leichnam. An der Stelle, an der, wie man vermutete, derselbe Bach wieder aus der Hügelkette herauskam. Jedoch ohne Ergebnis. Die Polizei wunderte das nicht. Es hätte sie eher überrascht, wenn doch noch eine Leiche aufgetaucht wäre. Schließlich hat sich der Bach bis zu seinem Ausgang auf der anderen Seite des Höhenzugs bereits in einen ansehnlichen Fluss verwandelt. Im Berg mussten sich weitere Zuflüsse befinden, sicherlich auch unterirdische Wasserfälle, Schluchten und Strudel. Es wäre jedenfalls absolut tödlich, dort hineinzugeraten. Somit stand fest, dass der Junge in jedem Fall tot war. Dies hat ‚Jacques le Grand‘, dem Baron von Lorr, bis heute schwer zugesetzt.“

Joé muss mit aller Kraft gegen seine Tränen ankämpfen, wenn er sich die Trauer seines Vaters vorstellt. Welche Qualen musste dieser durchleiden? Wie unmenschlich und selbstsüchtig mussten seine älteren Söhne gewesen sein, um ihm solches Leid zuzufügen? Dabei wandern

Joés Gedanken zurück zu den weiteren Artikeln, die er gelesen hat. Darin stand Folgendes geschrieben:

„Seit jenen tragischen Ereignissen hat man nicht mehr viel vom Baron vernommen. Er hat sich zurückgezogen. Er ist zwar noch auf Lorr, aber die Geschäfte führt jetzt Juda de Lorr, weil Rouven bei seinem alten Herrn in Ungnade gefallen war. Rouven, der Önologie studiert hat, arbeitet aber noch auf Lorr. Zusammen mit Juda. Siméon studierte drei Jahre lang Betriebswirtschaft und wechselte dann zu ‚Finance and Banking‘. Levin studierte direkt ‚Finance and Banking‘ und machte seinen Master im Bereich Investment Banking. Die beiden eröffneten daraufhin gemeinsam eine Bank, die sie ‚Simon et Levin de Lorr‘ bzw. auf Englisch kurz: ‚Simon & Levin‘ nannten.“

Joé sieht das Logo von S&L vor seinen inneren Augen und auch das Firmenfoto der beiden Brüder, die Joé mehr hasst als alles andere auf der Welt. Sofort glühen ihm wieder die Wangen, wenn er an Siméon und Levin denkt. Im Dunkeln greift er nach seinem Smartphone, das neben ihm auf der Nachtkonsole liegt. Er tippt „Simon & Levin“ ein. Wieder dauert es einen Moment, bis er deutlich erkennen kann, was auf dem Touchscreen angezeigt wird. Mit angehaltenem Atem und zusammengepressten Lippen starrt er voller Hass auf die beiden Männer.

„Siméon ist noch größer und kräftiger geworden. Seine ganze Erscheinung demonstriert Kraft und Autorität. Er wirkt beinahe etwas übergewichtig, ist es aber nicht. Er ist nur sehr stämmig gebaut und muskulös, dem Vater ähnlich. Levin ist scheinbar immer noch der Dünnscheu unter seinen Brüdern, eher mir ähnlich“, denkt Joé bei sich.

Schnell legt er das Handy wieder weg. Er spürt, wie ihn ein Gefühl der Unterlegenheit gegenüber Siméon und Levin überfällt. Verärgert über sich selbst und in einem verzweifelten Versuch, sich einzureden, dass seine Brüder sich heute vor ihm fürchten müssten, wandern seine Gedanken schließlich zu Juda, vor dem er als einzigem von seinen älteren Brüdern keine Angst hat. In Gedanken fasst Joé noch einmal alles zusammen, was er über seine Geschwister erfahren hat.

„Juda studierte Gastronomiemanagement und baute auf Lorr noch ein Hotel, um zusätzlich Profit aus der Grafschaft zu schlagen. Offenbar mit Erfolg. Dina studierte Mode und Design und heiratete Jamor Siquem Junior. Dessen Vater, ebenfalls Jamor Siquem, war ein alter Freund von

Jacques de Lorr und auch ein wichtiger Geschäftspartner des alten Barons. Er führte die einst bekannte Luxuswarenhaukette ‚Siquem‘, die mit ihrem großen Sortiment an besten Weinen und Niederlassungen in Paris, Orléans und Le Havre landesweit bekannt war. Doch schon ein Jahr nach der Hochzeit trennte sich Jamor von Dina und ging zu einer anderen Frau. Die Brüder waren darüber sehr verärgert. In nur wenigen Monaten bewiesen ‚Simon & Levin‘ daraufhin – formal natürlich die Bank, doch es bestand selbstverständlich kein Zweifel, wer und was wirklich dahintersteckte – wozu sie fähig waren. Sie ruinierten ‚Siquem‘ in kürzester Zeit und übernahmen dessen Geschäfte. Das Warenhaus ‚Siquem‘ gibt es seitdem nicht mehr, sondern es nennt sich nun ‚d’Or de Lorr‘ und ist noch erfolgreicher als ‚Siquem‘. Ihr Vater, der Baron, war mit dieser Aktion allerdings überhaupt nicht einverstanden. Er hielt fest an seiner Freundschaft zu Jamor Senior. Jedenfalls entschied er, dass weder Rouven, Siméon noch Levin jemals Anteile an Lorr erben sollten. Er änderte sein Testament und übergab Lorr in die Hände von Juda. Juda entschied jedoch, dass er nur mit Rouven zusammenarbeiten wolle, und es scheint, als sei das Team Juda und Rouven sehr erfolgreich. Jedenfalls steht es heute finanziell gut um die Grafschaft Lorr.“

Joé liegt immer noch rücklings auf dem Bett, die Stirn gerunzelt und mit einem Ellenbogen über den Augen. Plötzlich deutet sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ab. Seine Gedanken wandern wieder zu seiner Schwester und der Tatsache, dass ihm gefällt, was sie getan hat. Er erinnert sich an das, was er über Dina gelesen hat:

„Dina wurde interviewt, nachdem ihre Brüder sie gerächt hatten. Man fragte sie, ob sie sich jetzt besser fühle. Darauf hatte sie geantwortet: ‚Ich war mit den Racheplänen meiner Brüder, die hauptsächlich meinen Schwiegervater trafen, nie einverstanden gewesen. Glaubt ihr etwa wirklich, ich würde diesem jämmerlichen Waschlappen eine Träne nachweinen? Jamor ist es nicht wert, dass ich mich auch nur einen Moment länger mit ihm befasse. Nein, mein Leben und das meiner Tochter geht auch wunderbar ohne ihn weiter. Ich bin eine de Lorr. Ich bin intelligent, habe studiert und bin reich. Was brauche ich mehr? Ganz bestimmt brauche ich keinen Mann, der mir Händchen hält. Ich kann mich allein um mich und meine Tochter kümmern. Außerdem habe ich gerade mein eigenes Label ‚Dina‘ und mein eigenes Modehaus in Paris gegründet. Es läuft aus-

gezeichnet und ich denke bereits darüber nach, zu expandieren.' Das gab Dina ein Jahr nach ihrer Scheidung bekannt. Sie ist eine starke Frau und ihr Label ‚Dina‘ ist tatsächlich bereits ein bekannter Name. Neben Paris und Lyon gibt es jetzt auch Geschäfte in London, Madrid, Zürich und sogar New York. Es scheint gut für sie zu laufen. Dina selbst hat zwar ganz gleichmäßige Gesichtszüge, ist aber nicht schön im eigentlichen Sinne. Auf Fotos wirkt sie mit ihrem ausgeprägten Kinn, ihrer hohen Stirn und ihrem großen Kopf etwas zu männlich, um in die Kategorie ‚schöne Frau‘ zu fallen. Man sieht ihr aber deutlich den Unternehmergeist der de Lorr an. Sie hätte auch in die Politik gehen können. Sie gehört zu den wenigen Frauen, die sich in jeder Männerdomäne mühelos zu behaupten wissen. Kein Wunder, dass sie mit ihrem Label so erfolgreich ist“, denkt Joé zufrieden.

Seine positiven Gedanken halten nicht lange an. Plötzlich erscheint sein kleiner Bruder Ben vor seinen Augen. Ben ist der einzige, der noch nicht volljährig ist. Joé erinnert sich deutlich an das Familienfoto, auf dem Ben mit seinen Brüdern zu sehen ist. Wenn er daran denkt, schmerzt sein Herz sofort. Wie alle de Lorr ist Ben für sein Alter hochgewachsen. Allerdings ist er zudem auch extrem übergewichtig. Er studiert Jura und seine Körperhaltung spricht Bände. Auf dem Foto lacht er zwar, und seine wachen Augen lassen vermuten, dass er wahrscheinlich ein ausgezeichnete(r) Anwalt werden wird – was für einen de Lorr nicht überraschend ist. Trotzdem sieht er aus, als würde er ständig die Schultern hochziehen oder den Kopf einziehen. Er wirkt, wie von einer enormen Last bedrückt und sehr unglücklich.

„Ben ist heute 17 Jahre alt und studiert Jura“, denkt Joé über seinen Bruder. Er wohnt immer noch auf Lorr und ist wohl so etwas wie der Compagnon unseres Vaters geworden. Klar, er ist nun Vaters Liebling. Angeblich geht das Gerücht um, Vater hätte genau drei Leben. Das erste Leben hätte er mit unserer Mutter, seiner großen Liebe, verloren, als sie starb. Das zweite Leben verlor er angeblich, als ich gestorben bin, nur drei Jahre nach dem Tod unserer Mutter. Und nun, so wird gespottet, hätte er noch ein Leben übrig. Seinen letzten Sohn von Raquel – Benoît.“

Obwohl Joé über die Verspottung seines Vaters verärgert ist, enthält sie wahrscheinlich einen wahren Kern. Sein Vater ist definitiv nicht mehr der Mann, der er einmal war. Das schmerzt Joé. Gleichzeitig flammt seine

Wut gegen seine grausamen Brüder wieder auf. Er versucht, nicht zu viel über die schmerzhaften Erinnerungen an seinen geliebten Vater nachzudenken. Dennoch kann er nicht verhindern, dass ihn einige Dinge, die er über ihn gelesen hat, beschäftigen.

„Vater hat sein Zepter noch nicht ganz abgegeben, aber er besitzt nicht mehr die Kraft, die ihn berühmt und berüchtigt gemacht hat. Sein jüngster Sohn Ben weicht offenbar keinen Moment von seiner Seite. In gewisser Weise ist Ben nun voll verantwortlich für das Wohlergehen seines Vaters. Was für eine Last. Oh, mein kleiner Bruder Ben“, denkt Joé bei sich. *„Ich bin sicher, du wirst ein sehr fähiger Strafverteidiger werden. Und was gab es noch? Ach ja, die Kinder. Levin ist verlobt, und Rouven, Judah und Siméon bereits verheiratet. Rouven hat einen Sohn, Siméon hat zwei Söhne und Judah hat eine Tochter.“*

Joés Augen schmerzen vor Müdigkeit. Er weiß, dass er bald aufstehen muss, denn sein Terminkalender ist randvoll. Dennoch greift er noch einmal nach seinem Smartphone. Mit trockenen, schmerzenden Augenhöhlen blickt er ein letztes Mal auf das leuchtende Display. Besonders ein Foto, auf dem Rouven und Judah sich umarmen und ihre Verbindung offiziell feiern, betrachtet er. Wie Siméon und sein Vater ist Rouven groß und stämmig. Er ist ein Mann, der sofort Respekt einflößt. Judah ist ebenfalls groß, aber übergewichtig mit weichen Gesichtszügen.

„Das passt zu ihm“, denkt Joé.

Joé wirft einen letzten Blick auf den Touchscreen und stellt fest, dass er in weniger als zehn Minuten aufstehen muss. Stöhnend vergräbt er das Gesicht im Kissen. Er weiß, dass er handeln muss – aber wie? Was könnte er schon gegen seine mächtigen Brüder ausrichten? Dann erinnert er sich daran, dass er nicht mehr „at the receiving end“ steht. Ein kalter Entschluss formt sich in ihm. Er schwört sich, dass seine Brüder den Tag ihrer Geburt noch verfluchen werden. Seinen Vater, Ben, und Dina hingegen will er segnen. Dabei verdrängt Joé, dass er mit seinen Racheplänen – wie einst seine Brüder – auch seinem Vater schaden wird. Die Versuchung, Gott zu spielen, ist zu groß. Glücklicherweise besitzen Siméon und Levin – die Brüder, die er am meisten hasst – eine Bank. Das spielt ihm in die Hände. In seiner Position in der Finanzwelt dürfte es ihm leichtfallen, ihnen das Leben zur Hölle zu machen. Von Brüssel aus wird er sie sabotieren. Sie werden sich noch wundern, wie plötzlich nichts mehr

funktioniert. Joé atmet tief durch. Während er seine Pläne ordnet, spürt er, wie er langsam die Kontrolle über seine aufgewühlten Nerven zurückgewinnt. Geschickt wandelt er Verzweiflung in Hass – und Hass in Energie, die nun für ihn arbeiten soll. Doch dieser Hass ist giftig. Er greift vor allem den an, der ihn in sich trägt. Ohne es zu begreifen, entwirft Joé damit seinen eigenen Untergang. Seine innere Stimme meldet ihm darauf:

„Nicht die Liebe macht blind – sie kann es nicht, denn echte Liebe existiert nur im Kontext der Wahrheit. Blind macht das Böse, vor allem der Hass, den du in dein Herz gelassen hast. Er ist wie Schmutz auf den Fenstern der Erkenntnis: Je mehr davon, desto weniger siehst du.“

Joé weist den Gedanken zurück.

„Die Konsequenzen sind mir gleichgültig. Hauptsache, ich bekomme meine Rache“, antwortet er sich selbst.

Da lacht sein Innerstes spöttisch auf:

„Und du hältst dich für überragend intelligent? Du willst alle Konsequenzen tragen? Dann scheint deine Blindheit bereits weit fortgeschritten zu sein.“

Verärgert darüber, dass seine eigene Vernunft ihn verspottet, steht Joé auf und macht sich bereit für den langen Tag, der vor ihm liegt.

Vertreibung aus Eden

Seit Joé seine Kindheitserinnerungen zurückerlangt hat, ist er von einer gewaltigen Wut erfüllt. Sie treibt ihn an, lässt ihn innerlich anschwellen und verleiht ihm ein trügerisches Gefühl von Größe und Macht. Unter diesem Einfluss beginnt er, sich plötzlich wie der Herrscher von Eden zu benehmen. Als Helena am Tag vor dem Fest gemeinsam mit ihrer Mutter in Eden eintrifft – fest entschlossen, alles zu tun, um Joé zu gefallen und die Fehler ihres letzten Geburtstags wiedergutzumachen –, empfindet er zum ersten Mal so etwas wie Genugtuung darüber, dass sie sich ihm auf diese Weise unterordnet.

„Sie hat absolut Recht“, sagt er zu sich selbst. „Bald werden mich alle fürchten und um meine Gunst buhlen. Wehe dem, der es wagt, sich mir zu widersetzen! Der wird es bereuen! Wer sich mir von nun an in den Weg stellt, tut dies auf eigene Gefahr!“

Joé lächelt zufrieden vor sich hin. Überwältigt von innerer Spannung verspürt er plötzlich den Drang, sich Helena zu Willen zu machen. Allerdings sind seine Gedanken zu diesem Thema noch unklar und diese ihm unbekannten Fantasien verwirren ihn. Etwas Neues erwacht in ihm und er weiß noch nicht, wie er damit umgehen soll. Elios, dem nichts entgeht, beobachtet aufmerksam, wie Joé beginnt, anders mit seiner Tochter zu sprechen. Er sieht, wie Joé Helenas Gesicht mit seiner Hand greift und zu seinem hindreht. Es ist eine sehr dominante Geste, und der Blick, den Joé Helena in diesem Moment zuwirft, ist unmissverständlich. Elios, ein Mann von Welt, muss nicht raten. Er weiß genau, was das bedeutet. Einen Moment hält er inne, um darüber nachzudenken, was er davon halten soll. Er betrachtet Sex als einen natürlichen Appetit, nicht mehr und nicht weniger. Selbst wenn Joé etwas spät erwacht ist, ist daran an sich nichts Ungewöhnliches. Allerdings kommen ihm seine Gefühle als Vater in die Quere, denn schließlich ist Helena gerade erst vierzehn geworden! Doch dann denkt er egoistisch, dass er die Entscheidung vielleicht seiner Tochter überlassen sollte, wenn sie Joé so sehr begehrt. Elios würde Joé gerne mit seiner Tochter verheiraten, um beide Kinder für den Rest ihres Lebens an sich zu binden. Er hatte schon früher dar-

über nachgedacht. Das war auch der Grund, warum er gezögert hatte, Joé zu adoptieren. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Joé jedoch so wenig Interesse an Helena gezeigt, dass er die Idee einer Heirat verworfen hatte. Doch jetzt, da Helena langsam weibliche Kurven und Gefühle entwickelte, warum nicht? Allerdings ist Joé bereits volljährig, während Helena noch immer sein kleines Mädchen ist. Überdies gefällt Elios die arrogante Haltung nicht, die Joé in letzter Zeit an den Tag legt. Nichtsdestotrotz erinnert er sich daran, dass Joé sich bisher immer tadellos verhalten hat und ihm stets gehorsam war. Er erinnert sich auch daran, dass Joé wie jeder andere Junge das Recht hat, auch mal einen Fehler zu machen. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist Elios wieder versöhnlicher gestimmt. Allerdings muss er Joé helfen, wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzukommen. Zunächst sollte Joé jedoch seinen Erfolg genießen dürfen. Auf der Party wird es genug Frauen geben, mit denen er sich vergnügen kann. Seine kleine Helena soll erst noch etwas älter werden. Elios grinst bei diesem Gedanken. Er erinnert sich daran, dass Joé erst neunzehn geworden ist und im Grunde immer noch ein halbes Kind ist. Das hatte er beinahe vergessen, weil Joé sich in allen anderen Bereichen stets überreif für sein Alter verhalten hatte. Offensichtlich durfte er nie einfach nur Kind sein. Das war in einem Waisenhaus, in dem der Schutz einer Familie fehlte, wohl kaum möglich. Elios möchte jedoch nicht zu streng mit seinem potenziellen Schwiegersohn sein. Der Gedanke daran erfüllt ihn mit Stolz, und er kann es seiner Tochter nicht vorwerfen, dass sie sich Hals über Kopf in Joé verliebt hat.

Endlich treffen die ersten Gäste ein. Joé begrüßt jeden einzelnen von ihnen formvollendet. Die ersten beiden Tage haben aufgrund der Geschäftsveranstaltungen und Konferenzen einen eher formellen Charakter. Vom dritten bis zum vierten Tag sind jedoch alle eingeladen, in den beiden Häusern zu übernachten – jetzt kann die Party beginnen! Joé ist in Hochform. Viele wichtige Gäste beschließen, über Nacht zu bleiben. Joé weiß, dass dies ein gutes Zeichen ist. Er hat den Durchbruch tatsächlich geschafft! Cassandra steht die ganze Zeit wie eine unbedeutende, graue Maus herum. Joé findet, dass sie in den letzten Monaten deutlich gealtert ist. Tatsächlich fühlt sie sich so unattraktiv wie nie zuvor und angesichts all der jüngeren Frauen plötzlich auch sehr alt. Genau so wird sie auch von anderen wahrgenommen. Doch nicht ihr schöner Körper oder ihr üb-

piges Haar sind daran schuld, sondern ihre eigene Selbstwahrnehmung. Da sie sich selbst nicht mehr attraktiv findet, mindert sie damit ihren eigenen Wert und ihre unbewusste Körpersprache unterstreicht dies. Missgünstig beobachtet sie Joé. Sie würde alles tun, um sich an ihm zu rächen und ihn von seinem Thron zu stoßen. Keine seiner Bewegungen entgeht ihr, natürlich bemerkt sie auch die neue Art der Interaktion zwischen Helena und Joé. Dabei denkt jedoch nicht an Helenas Gefühle. Viel zu sehr ist sie mit ihren Rachegelüsten beschäftigt, um Mitgefühl für Helena zu empfinden. Wie eine Katze auf der Jagd beobachtet sie jede seiner Bewegungen. Sie spürt, dass sich eine Gelegenheit zur Rache nähert, auch wenn sie noch nicht weiß, wie. Ihr ist bewusst, dass ihr Mann hinter Joé steht. Es würde ihm nichts ausmachen, wenn er etwas mit Helena anfangen würde – im Gegenteil, er würde es sogar fördern. Er würde Joé alles geben, was er will, und alles vertuschen, was er tut. Allein der Gedanke daran macht sie krank vor Wut. Sie muss unbedingt einen Keil zwischen die beiden treiben. Und dann endlich. Der Moment ist gekommen. Cassandra kann ihr dunkles Glück kaum fassen. Die Sterne müssen ihr gewogen sein.

☞ *„Hinweis: Der folgende Abschnitt schildert einen Gewaltübergriff. Wer dies überspringen möchte, liest ab der nächsten Markierung weiter.“*

Helena blüht unter Joés plötzlicher Aufmerksamkeit auf. Allerdings verspürt sie auch eine intensive Eifersucht, wie sie sie noch nie zuvor empfunden hat. Joé ist sehr erfolgreich, sieht gut aus und ist ständig von Frauen umgeben, die ihm schöne Augen machen. Das kann Helena kaum ertragen. Besonders, weil Joé beginnt, diese Aufmerksamkeit zu genießen. Unter dem Einfluss des Alkohols verspürt er plötzlich eine zunehmende Welle der Erregung. Das Einzige, was ihn davon abhält, seine Situation voll auszunutzen, ist die Tatsache, dass er noch Jungfrau ist und keine Ahnung hat, wie er vorgehen soll. Dass alle Frauen gleichzeitig um seine Aufmerksamkeit buhlen, ist zusätzlich überwältigend. Cassandra sorgt dafür, dass reichlich Alkohol fließt, sodass Joé bald jede Kontrolle verliert. Schließlich, um vier Uhr morgens, verlässt eine Gruppe von vierzehn jungen Frauen und Männern die Tanzfläche und begibt sich zu den

Schlafzimmern. Joé und Helena sind unter ihnen. Helena lässt sich mitreißen, obwohl sie ein ungutes Gefühl dabei hat. Dennoch will sie um jeden Preis bei Joé bleiben. Joé weiß derweil nicht länger, wo oben und unten ist. Er ist sturzbetrunken und kann kaum noch einen vernünftigen Satz herausbringen. Unter lautem Gelächter und Jubel verteilt sich die Gruppe auf die jeweiligen Schlafzimmer. Plötzlich wird Joé in ein Zimmer gedrängt, Helena an seiner Seite. Die Tür fällt hinter ihnen zu, der Schlüssel dreht sich im Schloss. Alles geschieht so schnell, dass die anderen Frauen, die zu Joé wollen, ihn plötzlich aus den Augen verlieren. Schließlich ziehen sie mit den anderen Männern weiter. Nun befindet sich Joé mit Helena in einem der Gästezimmer – und das mit einem Mann, den niemand kennt. Das ist nicht überraschend, denn in den letzten Tagen sind mehr als 550 Menschen in Eden angekommen. Dazu gehören alle geladenen Gäste, ihre Begleitpersonen und die Mitarbeiter. Helena schätzt den Fremden auf etwa vierzig Jahre. Er war es, der die beiden in den Raum geschoben hat. Ihr anfängliches Unbehagen verwandelt sich nun in Angst. Sie spürt deutlich die drohende Gefahr. Sofort versucht sie, den Raum zu verlassen, doch der Fremde versperrt ihr den Weg.

„Joé! Hilf mir!“, schreit Helena verzweifelt, während sie versucht, Joé zu erreichen. Er sitzt auf der Kante des großen Bettes. Er lacht ohne ersichtlichen Grund und schwankt dabei hin und her.

„Hif mi, hif mi, haha!“, versucht Joé, Helenas Worte zu wiederholen. Dabei lacht er und lallt, ohne auch nur in ihre Richtung zu schauen, während er versucht, seine Weste und seine Schuhe auszuziehen. Er blinzelt und versucht, die Augen offen zu halten, während neben ihm auf dem Bett ein Kampf stattfindet.

In den letzten Tagen hat er jeden Witz gerissen und sich an jedem Spaß beteiligt, um seine Gäste zu unterhalten und seine Beliebtheit zu steigern. Jetzt, in seinem betrunkenen Zustand, findet er nicht mehr aus seiner Rolle als Party-Clown heraus. Er ist auch nicht in der Lage, die Situation einzuschätzen. Er runzelt die Stirn und bittet scherzhaft um mehr Ruhe. Dann schwankt er und schaut sich nach der Quelle des Lärms um. Er kann kaum erkennen, was vor sich geht. Er reibt sich die Augen, um besser sehen zu können, doch er kann immer noch keinen Sinn in dem erkennen, was er sieht. Da er Scherz und Realität nicht länger auseinanderhalten kann, kichert er vor sich hin und fällt schließlich wie er-

schlagen in einen sehr tiefen Schlaf. Die Party unten ist noch in vollem Gange, daher hört niemand den Kampf, der in dem Zimmer neben ihm stattfindet.

Sobald der Fremde bekommen hat, was er wollte, lässt er Helena und Joé allein. Nun liegt sie da, leise schluchzend und zitternd, unfähig, sich zu bewegen. Es ist ein Albtraum, aus dem es kein Erwachen gibt. Schließlich dreht sie langsam den Kopf und sieht, dass Joé wie ein Murmeltier schläft. Dicke Tränen laufen ihr über die Wangen. Niemand weiß, was ihr zugestoßen ist – und Joé ist direkt daneben eingeschlafen! Sie schluchzt erneut, und dieses Mal fließen die Tränen unkontrollierbar.

Helena irrt sich jedoch, wenn sie glaubt, dass niemand etwas bemerkt hat. Cassandra, die sich hinter einer Tür im Flur versteckt hatte, war Zeuge der gesamten Situation. Einen Moment lang wollte sie Helena helfen. Doch sie hielt sich zurück. Ihr Wunsch nach Rache war stärker. Dies war ihre einzige Chance, Joé endgültig zu vernichten.

Als der Fremde den Raum verlässt, wickelt er ein Kondom in ein Taschentuch. Cassandra wartet noch einen Moment, ehe sie den Flur betritt. Langsam geht sie zur Tür und überlegt fieberhaft, was sie tun soll. In diesem Moment kommt eine Mitarbeiterin auf sie zu. Sie ist Studentin und hat sich für den Job als Helferin beim Event-Catering beworben, um sich etwas dazuzuverdienen. Sie sieht müde aus, weil sie seit über vierzehn Stunden ohne richtige Pause arbeitet. Cassandra nutzt ihre Chance. Aufgeregt geht sie auf die Studentin zu und fragt nach Helena.

„Hallo, Sie dort! Wie war noch gleich Ihr Name? Eva? Hören Sie, Eva. Haben Sie meine Tochter Helena gesehen?“

„Helena Gallacher? Das ist interessant. Herr Gallacher hat gerade nach ihr gefragt. Deshalb dachte ich, ich schaue hier nach, denn sie ist Herrn van Woerden den ganzen Abend nicht von der Seite gewichen.“

„Ja, das stimmt!“, antwortet Cassandra und fährt fort: „Ich bin auf der Suche nach ihr. Langsam mache ich mir Sorgen.“

Gemeinsam suchen sie die Zimmer ab, bis Cassandra schließlich „zufällig“ die richtige Tür öffnet. Helena liegt weinend im Bett neben einem bewusstlosen Joé.

Daraufhin befiehlt Cassandra Eva, Helena ins Musikzimmer zu bringen. Sie selbst würde den Vater holen gehen. Kaum sind Eva und Helena außer Sichtweite, schleicht Cassandra jedoch ins Zimmer zurück

und beginnt, die Szene vorzubereiten. Joé hat sich ins Koma gesoffen. Sie kann sich daher frei im Zimmer bewegen und alles tun, was nötig ist, um falsche Spuren zu hinterlassen. Da er und Helena die ganze Nacht eng beieinander waren, befinden sich überall an ihm Spuren von ihr. Der Fremde hat ein Kondom benutzt. Das macht es zusätzlich einfach. Nachdem sie fertig ist, muss sie nur noch das neue belastende Beweisstück – ein von Joé benutztes Kondom – neben das Bett fallen lassen. Perfekt! Bevor sie den Raum verlässt, um ihren Mann zu suchen, schaut sie sich noch einmal um. Insgeheim klopft sie sich selbst auf die Schulter. Das war äußerst clever arrangiert. Ab heute ist Joé Geschichte. Er wird sich niemals aus diesem Netz perfekter Indizien befreien können, solange Helena den Mund hält.

☞ „Ab hier weiterlesen ...“

Unterdessen versucht Eva im Musikzimmer, die weinende Helena zu beruhigen – doch ohne Erfolg. Nach einer gefühlten Ewigkeit stürmt Herr Gallacher durch die Tür. Mitten im Zimmer bleibt er wie erstarrt stehen. Dann rauft er sich mit beiden Händen die Haare. Ist das, was seine Frau ihm erzählt hat, tatsächlich wahr? Nein, bitte nicht! Nicht jetzt, nicht Joel! Während er seine weinende Tochter ansieht, spürt er, wie Wut, Hilflosigkeit und Verzweiflung in ihm kämpfen. Langsam kniet er sich vor sie hin, nimmt ihre Hand und streichelt sie liebevoll. Helena, die solche Aufmerksamkeit von ihrem Vater nicht gewohnt ist, fällt ihm sofort in die Arme. Sie weint noch heftiger, wenn auch nicht mehr so verzweifelt wie zuvor. In den starken Armen ihres Vaters fühlt sie sich wieder sicher. Sie spürt, dass sie diese schreckliche Erfahrung mit seiner Liebe und Zuwendung vielleicht überwinden kann. Elios, der von der Umarmung seiner Tochter überrumpelt wird, drückt sie fest an seine Brust. Tränen steigen ihm in die Augen, als er daran denkt, dass er das Geschehene hätte vorhersehen und verhindern können, wenn er nicht willentlich so blind gewesen wäre.

„Es ist alles meine Schuld! Aber ausgerechnet Joé!“, denkt Elios und wird erneut von Wut und Verzweiflung überwältigt. Dann löst er sich plötzlich aus der Umarmung seiner Tochter, streicht ihr aber ein letztes

Mal über den Kopf. Er will den Raum gerade verlassen, um dieses Unheil irgendwie aus der Welt zu schaffen, doch Cassandra hat diese Reaktion vorausgesehen und dafür gesorgt, dass zuerst die Polizei eintrifft. Elios hat keine Wahl. Er muss mit der Polizei sprechen, die bereits über den Vorfall informiert wurde. Eine Vertuschung des Skandals ist somit nicht mehr möglich.

Joé wacht indes erschöpft auf. Er hat pochende Kopfschmerzen und eine pelzige Zunge. Er muss dringend auf die Toilette. Schläfrig taumelt er ins Badezimmer. Auf dem Rückweg bemerkt er ein lautes Vibrieren in seiner Hosentasche. Er bemerkt, dass er noch fast vollständig angezogen ist, wenn auch unordentlich. Das Summen kam von seinem Smartphone, das eine Textnachricht anzeigt. Er öffnet die Nachricht mechanisch und wirft einen Blick darauf. Augenblicklich ist er hellwach. Die Nachricht lautet:

„sl: veto steht. lässt deal platzen, wenn angebot stimmt. antwort?“

Die Aufregung, den ersten Schlag gegen seine Brüder ausführen zu können, hat seine Sinne geschärft. Er geht zur Minibar und trinkt eine halbe Literflasche Wasser in einem Zug leer. Er ist unglaublich durstig. Jetzt fühlt er sich besser. Seine Gedanken schweifen zu seinen Brüdern und seinen ausgeklügelten Racheplänen zurück. Als er auf sein Smartphone schaut, kann er kaum glauben, dass er mit nur einer Textnachricht so viel verändern kann. Er spürt die Last der Verantwortung, die sich auf sein gut trainiertes Gewissen legt.

„Nein, ich darf jetzt keine Schwäche zeigen. Ich bin erwachsen. Ich weiß, dass bestimmte Entscheidungen hart sind, aber notwendig. Ich darf jetzt nicht einknicken. Sollte ich all die Jahre umsonst gelitten haben? Sollte ich ihnen etwa vergeben? Das wäre nicht richtig.“

„Vergebung muss sich nicht richtig anfühlen“, hört er seine innere Stimme sagen.

„Na bitte! Es ist doch die reinste Ungerechtigkeit. Deshalb will ich auch nichts mit Vergebung zu tun haben!“, antwortet Joé wütend.

„Christus hat alle Ungerechtigkeit still ertragen und bereits voll dafür bezahlt. Bist du sicher, dass du ausgerechnet ihm eine Lektion über

Gerechtigkeit halten willst?“, antwortet die innere Stimme ebenso wütend.

„Ich will davon nichts hören!“, donnert Joé rebellisch zurück. Schnell tippt er in sein Smartphone:

„Angebot machen. Deal muss platzen!“

Joé ist nicht im Geringsten bereit, seinen Wunsch nach Rache aufzugeben. Wütend schüttelt er den Kopf über sich und denkt:

„Manchmal glaube ich echt, ich werde verrückt. Aber nichts wird mich von meinen Plänen abbringen. Wer sich nicht wehrt, wird immer ein Opfer bleiben. Die Welt gehört den Raubtieren. Entweder man jagt, oder man wird gejagt. Ich habe meine Wahl getroffen.“

„Ich werde es mir merken“, antwortet seine innere Stimme bedrohlich.

Stur verschränkt Joé die Arme. Seine Gedanken wandern zurück zu Siméon und Levin. Die werden eine Überraschung erleben! Sie wissen es noch nicht, aber ihre Bank ist am Ende. Und das ist erst der Anfang! Joé lächelt düster. Dann wendet er sich zur Tür, um nach unten zu gehen. Er schließt kurz die Augen. Zufrieden sieht er Siméons Gesicht vor sich, voller Wunden von unzähligen Schlägen. Doch im Moment als er die Tür öffnet und in den Flur tritt, packen ihn zwei Polizisten. Joé reißt die Augen auf. Was ist los? Er ist so überrascht, dass er kein Wort herausbringt. Er wird grob gepackt, vorüber gebeugt und auf die Knie gezwungen. Seine Hände werden hinter seinem Rücken mit Handschellen gefesselt. Dann schleudert ihn einer der Beamten unsanft gegen die Wand. Hart stößt er gegen die Mauer und sieht dem Beamten schockiert ins Gesicht. Schnell überlegt er, ob das vielleicht ein Scherz sein könnte. Eine Art „Greenhorn-Einweihung“. Wenn es sich bei den Polizisten jedoch um Schauspieler handelt, dann sind sie perfekt: Sie stehen in voller Einsatzausrüstung vor ihm. Außerdem weist die Ausstattung Gebrauchsspuren auf, wie man sie nur bei echten Polizisten erwarten würde. Ist das möglich? Ja, schließlich sitzt er jetzt mit mächtigen Männern und Frauen an einem Tisch. Vielleicht haben sie ihre Beziehungen spielen lassen, um echte Polizisten für eine Art „Feuertaufe für Neulinge“ herbeizurufen. Bestimmte Leute wären dazu fähig. Das ist die einzige logische Erklärung. Joé beruhigt sich ein wenig. Es müssen echte Polizisten sein. Ihr schmuckloses Aussehen und

ihr entschlossenes, autoritäres Auftreten machen das deutlich, und jede Bewegung sitzt perfekt.

Während er noch darüber nachdenkt, kommt ein Team von Forensikern und untersucht sofort das Schlafzimmer.

„Was ist hier los? Was wollen Sie von mir? Ist das immer noch Teil der Debüt-Party? Muss ich jetzt eine Art ‚Initiationszeremonie‘ durchlaufen?“, fragt Joé und zwingt sich zu einem Grinsen, was ihm jedoch nicht ganz gelingt.

Die Beamten werfen sich einen kurzen Blick zu. Eine Sekunde wirken sie irritiert. Dann blicken sie Joé streng an.

„Sieht so aus, als hätte er seinen Rausch ausgeschlafen. Er ist jetzt definitiv vernehmungsfähig“, entscheiden sie.

Dann packen die Beamten Joé an den Armen und zerren ihn den Flur entlang zur Treppe.

Im Musikzimmer schluchzt Helena immer noch. Allerdings wird ihr Weinen allmählich leiser. Die Aufregung, die Erschöpfung und die emotionale Anspannung haben sie blass werden lassen. Cassandra hingegen ist entschlossen, ihre Empörung darüber, was ihrem Kind noch weiter zugemutet wird, zum Ausdruck zu bringen. Helena braucht jetzt Ruhe. Genug ist genug. Ihr schlechtes Gewissen gegenüber ihrer Tochter bringt sie dazu, ihre eigene Schuld auf Joé zu projizieren. Dadurch gewinnen ihre Worte jene Glaubwürdigkeit, die Polizeibeamte von einer echten Aussage erwarten.

„Mein armes Mädchen hat genug gelitten! Wie lange wollen Sie sie noch quälen?“, ruft sie.

„Was? Sie wollen sie zu dem befragen, was ihr widerfahren ist? Das geht zu weit! Elios, das werde ich nicht zulassen. Wenn du ein rechter Vater bist, musst du dich jetzt für sie einsetzen. Helena muss so schnell wie möglich von hier weg. Weg von diesem Ort des Grauens! Sie braucht Ruhe, Frieden und Fürsorge – und ganz sicher keine Vernehmung durch die Polizei!“

„Was sind Sie denn für eine Mutter? Wollen Sie nicht, dass Ihrem Kind geholfen und der Täter bestraft wird?“

„Indem man sie noch länger quält?“, entgegnet Cassandra heftig. „Es ist ja nicht so, als gäbe es noch Unklarheiten!“

„Das ist gesetzlich vorgeschrieben, wenn der Fall wasserdicht sein soll“, erklärt Kommissarin Müller. Doch Cassandra gibt nicht nach. Obwohl Kommissarin Müller weiß, dass sie professionelle Distanz bewahren sollte, fühlt sie doch mit dem Mädchen und sogar mit der Mutter mit. Schließlich lenkt sie ein:

„Na gut, Frau Gallacher, Sie können Ihre Tochter in ein Krankenhaus Ihres Vertrauens bringen. Unsere Gerichtsmedizinerin wird direkt dorthin kommen, um Helena zu untersuchen und Spuren zu sichern.“

„Dann bringe ich sie jetzt gleich in die Privatklinik Arkadia. Mein armes Mädchen!“, wehklagt Cassandra hysterisch, um die Situation weiter unter Kontrolle zu behalten.

Als Cassandra mit Helena und einer Polizistin gerade den Raum verlassen will, stoppt Elios seine Tochter kurz. Er kann immer noch nicht fassen, was geschehen ist. Es war alles seine Schuld. Er hatte genug Charakter, um sich das einzugestehen. Er nimmt die blassen Hände seiner Tochter in seine und fragt sie leise und ängstlich:

„Mein Kind ...“ weiter kommt er nicht. Seine Stimme bricht. Dann stammelt er: „Ich ... ich ... Warum ...? Was hat Joé ...?“

Als er Joés Namen erwähnt, fängt Helena wieder laut an zu weinen.

„Das reicht! Ich werde Anzeige erstatten, wenn das noch eine Sekunde länger so weitergeht!“, schreit Cassandra hysterisch, aus Angst, dass die Wahrheit ans Licht kommen könnte. „Ich bringe Helena jetzt in die Klinik! Wenn Sie Fragen haben, können Sie mich fragen. Ich weiß alles. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

Sie schreit die Polizisten und ihren Mann beinahe an. Elios stimmt zu, dass es jetzt genug ist. Er ordnet an, dass seine Frau und seine Tochter umgehend in die Klinik gebracht werden.

„*Es ist also alles wahr!*“ Elios zittert vor verzweifelter Wut. In diesem Moment bringen die Polizisten Joé herein. Als es Joé dämmert, dass die Polizisten es ernst meinen, versucht er zu erklären, dass es sich um eine Verwechslung handeln muss, obwohl er immer noch keine Ahnung hat, worum es überhaupt geht. Elios geht sofort mit großen Schritten auf

ihn zu und schlägt ihm mit solcher Wucht und Geschwindigkeit die Faust ins Gesicht, dass die Polizisten ihn nicht daran hindern können – und auch nicht wollen. Joé ist geschockt. Was um alles in der Welt war geschehen?

„Du elender Mistker!“, schreit Elios ihm entgegen. Ein Polizist tritt zwischen sie, um Joé vorschriftsmäßig zu schützen. „Du hättest alles von mir haben können, du undankbarer Bastard! Wenn du mit meiner Frau geschlafen hättest, hätte ich dir vergeben. Wenn du eine Million oder zehn Millionen veruntreut hättest, hätte ich dir selbst das noch verziehen. Ich habe dir jede Tür geöffnet! Du hättest es bis ganz nach oben schaffen können. Ich hätte dir nicht einmal meine eigene Tochter verweigert, aber das war dir nicht genug. Alles hätte geregelt werden können, aber nein! Du elender Idiot! Du unmenschliche Kreatur! Du musstest sofort deine Macht ausüben. Jetzt bist du auf eine Weise erwischt worden, dass nichts mehr rückgängig gemacht werden kann. Nicht einmal ich kann dir noch helfen!“

Bei diesen letzten Worten füllen sich Elios' Augen mit Tränen. Seine Stimme bricht. Zum ersten Mal wird ihm klar, dass er Joé wie seinen eigenen Sohn liebt. Er hatte so viele Pläne für ihre gemeinsame Zukunft geschmiedet. Doch jetzt ist alles vorbei. Beschämt über seine Gefühle und völlig verzweifelt verlässt Elios den Raum so schnell er kann.

Joé spürt deutlich, wie sein Puls bis zu den Schläfen pocht. Eine große Menge Blut versorgt sein Gehirn mit Sauerstoff, während er versucht, das Geschehen zu begreifen. Etwas Schreckliches muss vorgefallen sein. So viel war klar. Aber was? Völlig verstört sieht er Elios nach. Ein Polizist bemerkt, dass Joé ganz verwirrt wirkt. Der Polizist erinnert sich, dass sie Joé schlafen ließen, als sie ankamen, weil er beinahe bewusstlos war und keine Fragen beantworten konnte. Sie hielten daher Wache, um Joé sofort verhaften zu können, sobald er aufwachte. Als der Hauptkommissar nach dem Jungen fragte und kurz mit ihnen sprechen wollte, verließen sie für ein paar Minuten das Schlafzimmer, um sich im Flur zu unterhalten. Gerade als sie fertig waren, öffnete Joé plötzlich die Tür und trat in den Flur. Er hatte offensichtlich nichts bemerkt. Vielleicht erinnerte er sich nicht einmal daran, was er getan hatte. Zumindest vermittelt er diesen Eindruck, es sei denn, er ist der weltbeste Schauspieler.

„Herr van Woerden“, sagt der Polizist, während Joé ihn mit großen, verängstigten Augen ansieht und verzweifelt versucht, endlich zu begrei-

fen, was passiert ist. „Sie haben diese Nacht die vierzehnjährige Helena Gallacher brutal vergewaltigt.“

Joé bleibt der Mund offen stehen.

„Bitte was? Nein! Das ist unmöglich!“

Joé atmet schwer, schaut auf den Boden und versucht, sich zu erinnern, was vor ein paar Stunden passiert ist. Dann wird ihm klar, dass er einen Blackout hatte. Die entscheidenden Stunden sind aus seinem Gedächtnis gelöscht. Entsetzt schaut er den Polizisten an, der ihn angesprochen hat.

„Nun, erinnern Sie sich jetzt?“, fragt der Beamte.

„Nein, ich ... Ich kann mich an nichts erinnern, was ich getan habe, nachdem ich die Party offensichtlich verlassen habe. Ich erinnere mich nur an das Schlafzimmer heute Morgen. Als sie mich ...“, stammelt Joé. Worauf der Polizist antwortet:

„Herr van Woerden, Sie sind wegen des Verdachts der Vergewaltigung einer Minderjährigen festgenommen. Sie haben das Recht zu schweigen, einen Anwalt zu konsultieren und eine Person Ihrer Wahl zu benachrichtigen. Alle Aussagen, die Sie während oder nach Ihrer Festnahme machen, werden aufgezeichnet und können als Beweismittel gegen Sie verwendet werden.“

Erbarungslose Realität

Joés Herz pocht. Die Neonlichter auf der luxemburgischen Wache blenden ihn und brennen in seinen Augen. Er ist seit fünf Stunden hier, die Nerven liegen blank – das alles kann unmöglich wahr sein. Die luxemburgischen Beamten, die ihn eben noch routinemäßig vernommen haben, straffen sich plötzlich. Die Tür fliegt auf. Die „Kollegen“ aus Deutschland treten ein und besetzen den Raum. Ein massiger Mann im grauen Anzug, das Gesicht aus Stein, fixiert den luxemburgischen Inspektor.

„Das Bundeskriminalamt und das LKA Hessen übernehmen per sofort die Koordination“, sagt der Erste Kriminalhauptkommissar aus Frankfurt ohne jede Begrüßung. Die Antwort der Luxemburger wartet er gar nicht erst ab. „Die Bewilligung zum Europäischen Haftbefehl liegt vor. Die Generalstaatsanwaltschaft Luxemburg hat der Überstellung bereits zugestimmt.“

Ein ungläubiges Schnauben geht durch den Raum, doch der Frankfurter lässt die beiden lokalen Beamten nicht zu Wort kommen.

„Der Status von Herrn van Woerden sowie die besondere öffentliche Bedeutung der Familie Gallacher dulden keine weiteren Verzögerungen durch Zuständigkeitsdebatten. Wir übernehmen den Beschuldigten unverzüglich.“

Er knallt eine Mappe auf den Tisch – eine stille Machtdemonstration gegen die luxemburgische Souveränität.

„Wir benötigen sämtliche Dokumente, Asservatenlisten, Aufzeichnungen sowie alle bisherigen Vernehmungsprotokolle. Stellen Sie alles zusammen. Für die Übergabe bleiben fünfzehn Minuten.“

Zwischen den Beamten breitet sich eisige Stille aus. Die Luxemburger treten nur widerwillig zurück; in ihren Blicken liegt unverhohlene Wut über die Arroganz der Frankfurter. Joé nimmt alles, was geschieht, aus Distanz wahr. Es muss ein Albtraum sein. Er hofft inständig, bald schweißgebadet, aber erleichtert aufzuwachen. Doch stattdessen wird er in den Schubbus gesetzt und nach Frankfurt überführt.

Nach der dreistündigen Fahrt wird Joé sofort durch die Ermittlungstruppe in Frankfurt vernommen. Sie gönnen ihm keine Pause. Aber er antwortet nicht mehr. Er starrt nur vor sich hin und bemerkt nicht einmal, dass sie ihn allmählich wütend anschreien. Vor lauter Erschöpfung schließen sich langsam seine Augen, doch er wird jäh geweckt, als man ihm grob den Stuhl unter dem Hintern wegzieht. Er landet hart auf dem kalten Betonboden. Entsetzt über den gewaltsamen Übergriff blickt er zu seinen Peinigern auf. Sein ganzer Körper zittert vor Angst und Schwäche. Was werden sie jetzt mit ihm machen? Werden sie anfangen, ihn zu schlagen? Um Himmels willen! Der Schrecken lässt Adrenalin durch seinen Körper strömen. Zu seiner großen Erleichterung überschreiten die Kriminalbeamten jedoch nicht ihre Befugnisse, indem sie ihn schlagen. Stattdessen machen sie für heute Schluss. Gleich darauf wird er in eine kahle Untersuchungszelle gebracht. Dort stellt man ihm ein Tablett mit Essen und ein Glas kalten Tee hin. Es ist das erste Essen, das er seit der Party zu sich nimmt. Sein niedriger Blutzucker lässt seinen Körper wieder vor Schwäche zittern. Dennoch ist sein Magen wie zugeschnürt. Mechanisch nimmt er zwei Gabeln Spätzle mit Geschnetzeltem. Doch dann legt er das Besteck beiseite. Sein Körper weigert sich, unter diesen Umständen Nahrung zu verdauen. Er trinkt das Glas gesüßten Tee. Er schmeckt fast genau wie der Tee im Kinderheim. Ein Schauer läuft Joé über den Rücken, als der Geschmack unwillkürlich Erinnerungen an seine schreckliche Zeit im Waisenhaus wachruft. Dann überkommt ihn der Gedanke, dass das, was noch vor ihm liegt, schlimmer sein wird als alles, was er bisher erlebt hat.

„Bitte, Herr ...“, flüstert Joé und schließt die Augen. Er ist nicht in der Lage, sein Gebet zu beenden. Völlig erschöpft sinkt er auf die harte Pritsche in dem kahlen Raum und schläft aus Erschöpfung sofort ein.

Als er am nächsten Morgen aufwacht, fühlt er sich so zerschlagen, dass er nicht einmal die Augen öffnen kann. Durstig bleibt er regungslos auf dem unbequemen Bett liegen. Er fragt sich, wo er ist. Das Bett fühlt sich nicht wie seines an. Nur mit Mühe gelingt es ihm, ein Auge einen Spalt weit zu öffnen. Er sieht kahle, graue Wände. Er schließt das Auge sofort wieder, da er nicht die Kraft aufbringen kann, es länger offen zu halten. Wieder liegt er einfach nur da, mit geschlossenen Augen, und versucht, sich zu erinnern. Warum fühlt er sich so elend, dass er nicht einmal

fähig ist, sich zu bewegen? Wo ist er? Gibt es in Eden einen Raum, der so grau aussieht? Die Party ...! Joé lächelt.

„Das war heftig“, denkt er. Und dann ... Plötzlich erinnert er sich! Elios schlägt ihn! Polizei! Gefängnis! Sein Herz rast, als er wie von einer Tarantel gebissen hochfährt. Adrenalin schießt durch seine Adern. Innerhalb von Sekunden ist er hellwach. Er setzt sich aufrecht hin und blickt mit weit aufgerissenen Augen entsetzt um sich. Es war kein Albtraum! Sein Magen verkrampft sich, und er wird in Sekunden von übermäßiger Magensäure geplagt. Seine Eingeweide beginnen sich schmerzhaft zusammenzuziehen. Innerhalb von Sekunden überkommt ihn massive Übelkeit und ein dringender Brechreiz, dem er nachgibt, sobald er das Waschbecken erreicht. Er zittert am ganzen Körper, als er in der Ecke des Bettes sitzt, in die Decke gewickelt, die Beine fest an den Körper gezogen. Zusammengekauert sitzt er da und wünscht sich, er könnte sich in Luft auflösen. Das darf doch nicht wahr sein! Womit hat er das verdient? Wird er wirklich beschuldigt, Helena Gewalt angetan zu haben? Auf keinen Fall! So etwas würde er niemals tun.

„Wenn ich mich nur erinnern könnte! Aber was, wenn ich es wirklich getan habe? Auf keinen Fall! Das bin nicht ich!“

Verzweifelt vergräbt er den Kopf zwischen den Knien. Er erinnert sich wieder an die Party. Er hatte viel zu viel getrunken und sich schrecklich albern benommen. Nur um seine dekadenten Gäste zu unterhalten, hatte er viele derbe Witze gerissen. Scham überflutet sein Gesicht, als er daran denkt, und er verschränkt die Arme über seinem gesenkten Kopf. Er hatte sich entsetzlich benommen.

„Ich werde in meinem Leben nie wieder einen Tropfen Alkohol anrühren!“, schwört er. Er erinnert sich daran, wie er mit allen Frauen geflirtet hat und wie Helena nie von seiner Seite gewichen ist, obwohl er sich wie der größte Idiot der Welt benommen hat. Helena taucht wieder vor ihm auf und er erinnert sich daran, wie sie alle zusammen nach oben gegangen sind.

„Helena ist mit mir gegangen. Sie hat mich nicht verlassen. Wir sind alle zusammen nach oben gegangen. Alle haben gelacht und gejubelt, auch ich. Einer der Gäste hat mich zusammen mit Helena in ein Zimmer geschoben und dann ...!“ Plötzlich erinnert er sich: *„Um Himmels wil-*

len, ich war dabei! Sie hat mich um Hilfe angefleht. Ich habe zugesehen ... und gelacht! Und dann bin ich einfach eingeschlafen!"

Joé kann sich nicht mehr zurückhalten. Er weint laut und krampfhaft, während er seine Finger so tief in die muffige Decke krallt, dass sie ganz weiß werden. Als wenige Minuten später ein Polizist die Zellentür öffnet, blickt er einen Moment lang auf den Haufen Elend in der Ecke des Bettes. Joé weint und zittert. Unsicher, wie er reagieren soll, nähert sich der Beamte ihm schließlich und fordert ihn auf, ihm zu folgen. Joé reibt sich die Augen. Unterwegs bittet er darum, auf die Toilette gehen zu dürfen, was ihm gewährt wird. Dann ist er wieder im Verhörraum. Joé hat immer noch Tränen in den Augen, sein Gesicht rot vor Scham und Schuldgefühlen.

„Na, es scheint, als hätten Sie Ihr Gedächtnis wiedererlangt. Liege ich richtig mit meiner Vermutung?“, fragt der Verhörleiter.

„Ja“, bringt Joé erstickt hervor.

„Gut, dann können wir das endlich hinter uns bringen. Sie geben also zu, dass Sie Helena Gallacher, geboren am 23. September in Frankfurt, letzte Nacht vergewaltigt haben?“

„Nein, das habe ich nicht. Es war jemand anderes, aber ich war im selben Raum“, erklärt Joé und wischt sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Oh, und wer war es?“

„Ich weiß es nicht. Es waren so viele Gäste auf der Party, fast die Hälfte davon habe ich noch nie gesehen. Aber ich glaube, er war mit der Gruppe aus Luxemburg angekommen.“

„Oh, ich verstehe. In diesem Fall wissen wir jetzt Bescheid. Hey Stefan, es war wieder einmal der große Unbekannte. Im Ernst? Nach unseren Informationen sollen Sie ein kluges Bürschchen sein. Ich bin enttäuscht. Sie werden uns diesen Mist nicht auftischen! Ich habe genug von Ihnen! Ich kann Ihr selbstgefälliges, arrogantes Gesicht nicht mehr sehen. Sie halten sich für etwas Besonderes, aber das sind Sie nicht. Sie sind nur ein verwöhnter kleiner Bastard! Sie haben nicht einmal die Eier, zu Ihrer Tat zu stehen. Als Sie vorhin hereinkamen und geweint haben, dachte ich schon, ich hätte Sie falsch eingeschätzt. Offensichtlich haben Sie doch ein Gewissen und Sie sind noch nicht völlig verdorben. Aber ich hätte es besser wissen müssen. Meine Menschenkenntnis trügt mich nie. Sie jammen nur rum, weil Ihnen klar geworden ist, dass Sie zum ersten

Mal die Konsequenzen für Ihren Mist voll ausbaden müssen. Sehen Sie mich nicht so an, Junge, und wischen Sie sich endlich Ihre Krokodilstränen aus dem Gesicht! Wenn Sie glauben, Sie könnten hier jemanden mit der Mitleidsnummer beeindrucken, dann irren Sie sich gewaltig! Ich sage Ihnen eins: Sie kommen hier nicht raus, dafür Sorge ich! Und ich verspreche Ihnen noch etwas anderes. Wenn Sie nicht sofort geständig werden, werde ich es mir zur persönlichen Aufgabe machen, Ihnen die Höchststrafe zu verpassen. Glauben Sie bloß nicht, dass ich dazu nicht in der Lage bin. Denn das bin ich!"

Der Verhörleiter beugt sich weit über den Tisch, bringt sein Gesicht ganz nah an das von Joé und schreit ihn an. Joé ist entsetzt und empört. Aber was kann er tun? Wütend und eingeschüchtert wiederholt er seine Aussage, woraufhin er erneut angeschrien wird – dieses Mal noch heftiger. Also verlangt Joé einen Anwalt.

„Oh, der Herr Prinz will einen Anwalt. Das ist ja mal was Neues.“

„Lass gut sein“, sagt sein Kollege. „Wenn er einen Strafverteidiger will, bekommt er einen.“

Der leitende Polizeibeamte schlägt wütend mit der Faust auf den Tisch. Dann dreht er sich um, verlässt den Raum, dicht gefolgt von seinem Kollegen.

„Ich hatte ihn fast so weit. Noch ein bisschen, dann hätte er geredet. Aber dann musstest du dich einmischen und ihm helfen!“, hört Joé den Verhörleiter noch schnauben. Endlich sind die Ermittler weg. Kurz darauf begleitet eine Polizistin Joé zu einem Telefon.

„Wen kann ich anrufen?“, fragt sich Joé.

Kennt er in Frankfurt irgendwelche Strafverteidiger? Nein, außer den Star-Anwälten der Familie Gallacher. Aber diesen Gedanken verwirft er sofort. Was ist mit Markus? Er kennt Markus aus der Uni. Allerdings haben sie sich nie besonders gut verstanden und es wäre äußerst peinlich, ihm unter diesen Umständen zu begegnen. Joé fragt, ob er eine Liste mit Strafverteidigern bekommen könne. Man gibt ihm eine und er beginnt zu telefonieren. Die ersten beiden lehnen sofort ab und behaupten, sie seien ausgebucht. Der dritte scheint vielversprechend, fragt aber plötzlich erneut nach seinem Namen. Als Joé seinen Namen wiederholt, entschuldigt sich der Anwalt und sagt, er habe keine Zeit, seinen Fall zu übernehmen. Dann legt er einfach auf. Joé schaut verwirrt auf den Hörer. Hier stimmt

etwas nicht. Er versucht es weiter. Nachdem er eine weitere Kanzlei angerufen hat, fragt er schnell, was eigentlich los ist, bevor die Anwältin am anderen Ende der Leitung auch auflegt. Nach kurzem Zögern sagt sie, der Name van Woerden sei derzeit kein gutes Omen. Dann beendet auch sie das Gespräch abrupt.

Die Gallachers haben lange Arme, besonders hier in Frankfurt, wie Joé nur zu gut weiß. Langsam dämmert ihm, dass er vielleicht nicht mehr aus dieser Sache herauskommt. Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn, sein Atem wird flacher. Was kann er tun? Er muss hier raus! Er ist unschuldig! Das können sie ihm nicht antun! Wenn er bloß noch einmal mit Elios sprechen könnte! Aber würde Elios seinen vollen Terminkalender freimachen, nur um ihm zuzuhören? Joé erinnert sich an die letzten Worte, die Elios zu ihm gesagt hat. Elios war überzeugt, dass er schuldig war.

„Wie kann er nur glauben, dass ich zu einer so grausamen Tat fähig wäre? Hat denn niemand mit Helena gesprochen?“

Voll neuer Hoffnung fragt er daraufhin die Polizistin neben ihm, ob er noch einmal mit Kommissar Richter sprechen könne. Richter war der ruhigere der beiden Verhörbeamten. Oder spielten sie das alte Spiel mit ihm, „guter Cop, böser Cop“? Richter kommt zu ihm und Joé fragt ihn, ob denn niemand mit Helena gesprochen habe. Sie könne seine Aussage bestätigen. Kommissar Richter sieht ihn einen Moment lang nachdenklich an. Dann antwortet er, dass seine Kollegen in Luxemburg natürlich mit Helena Gallacher gesprochen hätten. Laut Bericht habe sie ihn jedoch eindeutig beschuldigt. Joé springt auf, doch die Polizistin neben ihm drückt ihn entschlossen auf seinen Stuhl zurück.

„Warum sollte Helena mich beschuldigen? Das ist unmöglich!“

Joé schwirrt der Kopf. Kommissar Richter fragt ihn, ob er noch etwas zu sagen habe. Aber Joé schweigt. Mit einem Blick auf die Uhr, die Mittag anzeigt, verlässt Richter den Raum. Die Polizistin will Joé daraufhin zurück in seine Zelle bringen. Joé fragt jedoch, ob er noch einen letzten Anruf versuchen dürfe. Mit klopfendem Herzen hält er den Hörer in seinen gefesselten Händen. Er zögert. Soll er Walter anrufen? Walter ist ein bisschen wie ein Pfarrer. Er erinnert ihn ohne Worte an seine heilige Christenpflicht. Er ist immer aufrichtig, korrekt und voller Liebe. Ange-

sichts der neuen Welt, in der Joé seit einigen Jahren lebt, erschienen ihm diese edlen Tugenden zunehmend als Schwächen. Aber er hat sich getäuscht. Joé spürt jetzt deutlich die undefinierbare Überlegenheit, die Walter ausstrahlt, obwohl sich Walter überhaupt nicht verändert hat. Genau das ärgert Joé insgeheim. Das ist vermutlich auch der Grund, warum er seine Freundschaft zu Walter in den letzten Monaten vernachlässigt hat. Walters Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit passten nicht mehr zu der immer größer werdenden Dunkelheit in Joés Seele. Allein der Gedanke an das Licht, das von seinem Freund ausgeht, gibt Joé das Gefühl, nicht mehr dazugehören und sich vor ihm schuldig gemacht zu haben. Dieses nagende Schuldgefühl, gepaart mit einem Gefühl der Unwürdigkeit, missfällt ihm zutiefst. Unwürdig? Ausgerechnet er – der Überflieger! Er ist Joé van Woerden! Er ist das Opfer, nicht der Täter. Nein, in diesem Zustand will er Walter nicht begegnen. Außerdem, was könnte Walter schon gegen die mächtigen Gallachers ausrichten? Doch was, wenn er stattdessen seinen Vater anruft? Sicherlich könnte sein Vater ihm helfen. Aber wie soll er aus dem Gefängnis heraus anrufen? Nun, er muss es versuchen. Er kann nicht jahrelang unschuldig im Gefängnis sitzen und wer weiß welche Qualen dort erleiden, nur weil er zu stolz oder zu feige ist, seinen Vater zu enttäuschen. Egal, wie demütigend es ist, er muss ihn anrufen. Aber was, wenn sein Vater ihm auch nicht glaubt?

„Hey, hallo Papa! Hier ist dein Sohn Joseph. Nein, ich bin nicht tot, kannst du das glauben? Wo ich bin? Ich bin derzeit in Frankfurt in Untersuchungshaft, ja, in Deutschland. Das ist eine echt lange Geschichte, aber es wäre toll, wenn du mir helfen könntest, hier rauszukommen. Ich erkläre dir später alles. Warum ich in Haft bin? Ich soll eine Minderjährige vergewaltigt haben, aber das habe ich natürlich nicht getan! Ich schwöre es! Ja, es tut mir leid. Ich hätte mir auch ein schöneres erstes Wiedersehen gewünscht, aber was soll ich machen?“

Joé schüttelt den Kopf. Nein, es ist unmöglich, beim ersten Mal aus dem Gefängnis heraus anzurufen. Das kann er seinem Vater nicht antun, überlegt er zunehmend verzweifelt weiter.

„Aber was wäre, wenn ich stattdessen meinen Vater anrufe und ihn einfach bitte, mich zu besuchen? Er würde sich sicher freuen zu erfahren, dass ich noch lebe, und sofort herkommen. Sobald er hier ist, kann ich ihm alles erklären. Ja, das könnte funktionieren!“

Joé hebt erneut den Hörer des alten Kabeltelefons hoch. Doch wie sollte er seinen Vater nach all den Jahren davon überzeugen, dass er wirklich Joseph ist, sein totgeglaubter Sohn? Sicherlich würde sein Vater ihn ausführlich zu allem befragen. Er würde wissen wollen, was geschehen ist und warum er sich erst jetzt meldet. Er müsste seinem Vater erklären, dass er so viele Jahre lang sein Gedächtnis verloren hatte. Würde sein Vater ihm das glauben? Und würde er glauben, dass er sein Gedächtnis ausgerechnet jetzt wiedererlangt hat, wo er ihn plötzlich dringend braucht, um aus dem Gefängnis herauszukommen? Dabei stimmte das nicht einmal. Er hatte sein Gedächtnis tatsächlich vor knapp zwei Wochen wiedererlangt. Das würde bedeuten, dass sein Vater ihn zurecht fragen würde, warum er nicht früher angerufen hat. Die Wahrheit ist: Er wollte das damals nicht. Oh nein! Was ist aus dem Vertrag der Bank „Simon & Levin“ geworden? Was, wenn herauskäme, dass er gegen seine eigene Familie intrigiert hatte? Das würde seinem Vater sicherlich nicht gefallen. Und das war nur die Spitze des Eisbergs! Wenn er seinen Vater anruft und ihm sagt, dass er Joseph ist, wird dieser die Nachricht sicherlich sofort verbreiten. Dann wüssten seine Brüder, dass er noch lebt! Und selbst wenn er seinen Vater bitten würde, nichts zu sagen, würden seine Brüder sich über die Veränderung ihres Vaters wundern und darüber, warum er es so eilig hatte, nach Frankfurt zu fahren. Sie würden ihre Verbindungen nutzen, um herauszufinden, was los war – und dann wäre er geliefert!

„Ich wäre in noch größerer Gefahr als jetzt. Wie sollte ich mich gegen meine mächtigen Brüder verteidigen? Ich bin in Haft! Was, wenn sie kommen, um sicherzustellen, dass ich für immer schweige? Sie können es sich doch nicht leisten, mich am Leben zu lassen! Sie sind reich und haben viel Einfluss. Es wäre ein Leichtes für sie, jemanden zu finden, der mich ein für alle Mal aus dem Weg räumt. Im Gefängnis wäre das sogar noch einfacher als draußen. Sie könnten einen unterbezahlten Wachmann bestechen oder einen lebenslänglich Verurteilten anheuern. Selbst wenn ich hier lebend herauskäme, könnten sie mich überall auf der Welt aufspüren. Ich wäre meines Lebens nie wieder sicher!“

Erschrocken über seine eigenen Gedanken und voller Angst vor seinen mächtigen Brüdern legt Joé schließlich den Hörer auf. Die Polizistin, die langsam die Geduld verliert, beginnt, an seinem Arm zu zerren. Er lässt sich bereitwillig von ihr zurück in die Zelle führen. Dort isst er ohne Appetit zu Mittag und legt sich dann mit gerunzelter Stirn hin. Helena hat ihn des Verbrechens beschuldigt. Kann er ihr das wirklich übelnehmen? Nachdem er ihr nicht geholfen hatte? Er war einfach neben ihr eingeschlafen, während sie grausam gedemütigt wurde. Seine Wangen glühen rot und heiß. In seinem ganzen Leben hätte er nie gedacht, dass es möglich ist, sich so zutiefst zu schämen. Diese Scham ist tatsächlich noch unerträglicher als jedes Leid, das er je erfahren hat. Er dreht sich auf den Bauch und vergräbt sein Gesicht in der stinkenden Matratze. Die Scham brennt so intensiv, dass er sich fragt, warum sie nicht ein Loch in die Matratze frisst. Er wünscht sich, er könnte im Boden versinken. Obwohl er Helena keine Gewalt angetan hat, ist sein Versagen als Freund fast noch schlimmer. Man kann vielleicht nachvollziehen, dass sich jemand, der psychisch krank ist, an einem vergreift. Aber dass ein Freund, jemand, dem man vertraut, einfach nur dasitzt und nichts tut? Das ist auf einer ganz anderen Ebene abscheulich. Es ist eine Art Verrat. Joé denkt an die Bibel. Sagt Gott nicht, dass er viele sogenannte „unschuldige Gläubige“ für ihre Unterlassungssünden verdammen wird? Jesus verwendet dafür im Matthäusevangelium, Kapitel 25 und Kapitel 7, äußerst klare Worte:

„Herr, Herr“, rufen sie ihm zu, aber er antwortet: „Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das für den Teufel und seine Engel vorbereitet ist! Denn ich war hungrig, und ihr habt mir nichts zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir nichts zu trinken gegeben; ich war fremd, und ihr habt mich nicht aufgenommen; ich brauchte Kleidung, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war krank und im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht – und ich habe in meiner Not zu dir gerufen, aber du hast dich nur umgedreht und weitergeschlafen und mir nicht geholfen“, fügt Joé den letzten Satz zu den Worten Jesu hinzu.

„Darum wird nicht jeder, der zu mir sagt: ‚Herr, Herr‘, in das Himmelreich kommen, sondern nur der, der den Willen meines Vaters im Himmel tut. An jenem Tag werden viele zu mir sagen: ‚Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt und in deinem Namen Dämonen

ausgetrieben und in deinem Namen viele Wunder vollbracht?' Dann werde ich ihnen klar sagen: ‚Ich habe euch nie gekannt. Geht weg von mir, ihr Übeltäter!‘ Und weiter: ‚Wer diese meine Worte hört, und sie tut, ist wie ein kluger Mann.‘“

„Weisheit handelt nach ihrer Weisheit“, erinnert ihn die innere Stimme an den Dialog, den er vor wenigen Tagen mit sich selbst geführt hat.

„Aber ich bitte dich! Ich war doch völlig betrunken. Unter normalen Umständen hätte ich so etwas doch niemals zugelassen!“, versucht Joé verzweifelt sich zu rechtfertigen.

„Und was, bitte schön, sind ‚normale Umstände?‘“, fragt seine innere Stimme. „Sag mir, wie hast du dich überhaupt in diese Situation gebracht? Wie konntest du so betrunken und albern werden? Du weißt genau, warum! Die vielen kleinen Entscheidungen, die wir treffen, sind in ihrer Gesamtheit gewichtiger als die wenigen großen. Du hast beispielsweise beschlossen, gar nicht mehr auf gute Ratschläge oder Warnungen zu hören. Jeder Handlung geht eine Entscheidung voraus. Von diesen Entscheidungen treffen wir jeden Tag unzählige, allerdings fast zu hundert Prozent unbewusst, da wir sie zu Gewohnheiten machen. Das bedeutet, dass wir beispielsweise nicht mehr darüber nachdenken, ob wir den Wecker frühzeitig stellen oder nicht. Aber genau diese zigtausend kleinen Entscheidungen führen uns letztlich in Situationen, in denen wir kaum eine andere Wahl haben, als früher oder später die Konsequenzen zu tragen und den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Du hast in den letzten Monaten und Jahren viele kleine falsche Entscheidungen getroffen. Es geschah ganz natürlich, angefangen mit dem Kreis von Menschen, mit denen du dich umgeben hast. So kam es langsam, Schritt für Schritt, und zunächst hast du es gar nicht bemerkt. Du hast nachgegeben und angefangen, kleine Kompromisse einzugehen, die niemandem schaden würden. Du wolltest nicht vom richtigen Weg abweichen, sondern ihn nur ein wenig erweitern. Obwohl du dir dessen bewusst warst, hast du doch entschieden, in diesem Schlummerzustand zu verharren. Wie ich dir schon gesagt habe: ‚Manch einem dünkt ein Weg recht, aber am Ende führt er in zum Tode.‘“

Joé erinnert sich daran, wie er diese große Warnung vor wenigen Tagen ignoriert hat. Er war tatsächlich ein gigantischer Narr, der mit seinem Boot auf eine Klippe zusteuerte, obwohl alle Alarmglocken läuteten!

„Hätte ich doch nur auf die Warnungen gehört! Ja, „die Entscheidungen, die wir treffen, diktieren das Leben, das wir führen““, erinnert sich Joé an ein bekanntes Zitat von Jim Burnstein⁷.

„Was kann ich jetzt tun? Gibt es noch Hoffnung? Zu wissen, was richtig ist, und es nicht zu tun, ist Torheit. Herr, du hattest absolut Recht. Ich bin wirklich der größte Narr, genau wie du gesagt hast. Bitte vergib mir! Bitte hilf mir!“

„Du bittest um Vergebung? Bist du nicht derselbe, der vor ein paar Tagen gesagt hat, dass er nichts damit zu tun haben will?“

Joé ist entsetzt. Er erinnert sich genau daran. Aber soll er seinen Brüdern deshalb vergeben? Wenn sie nicht so grausam gewesen wären, wäre das alles gar nicht erst passiert! Die dunkle Flamme des Hasses lodert erneut in ihm auf und trübt sein Urteilsvermögen. Dann sieht er Helena vor sich erscheinen und sofort windet er sich erneut unter einer Welle der Scham.

Die nächsten drei Tage ziehen sich wie eine Ewigkeit hin. Man weist ihm einen Pflichtverteidiger zu, der mit Sicherheit der unfähigste ist, der je dieses Amt bekleidet hat. Er erklärt Joé, dass er noch studiere und einen Strafverteidigungsfall übernehmen müsse, um voranzukommen. Eine Spezialisierung auf dieses Gebiet strebe er jedoch nicht an. Joé vergräbt den Kopf zwischen den Armen. Das hat doch alles keinen Sinn mehr. Dennoch weist er seinen Anwalt an, Helenas Aussage zu überprüfen und die Ergebnisse der forensischen Untersuchung herauszufinden. Es muss doch Beweise für seine Unschuld geben. Doch sein Anwalt sieht und hört nur, dass alle Beweise auf Joé hindeuten. Der Fall ist hieb- und stichfest. Was Helenas Aussage angeht, so hat ihr Vater sie unmittelbar nach dem Vorfall dazu befragt. In Anwesenheit von sieben Zeugen – darunter fünf Polizeibeamte – hat sie bestätigt, dass Joé der Täter war. Die Tatsache, dass es sich dabei lediglich um eine indirekte Anschuldigung handelte, die nur unter den besonderen Umständen so eindeutig interpretiert werden konnte, wurde nicht zu Protokoll gegeben. Da alle Beteiligten den Fall für eindeutig hielten, hielt niemand weitere Ermittlungen für notwendig. Hätte dennoch ein Beamter zu viel Ehrgeiz gezeigt, hätte er er-

lebt, wie weit der Einfluss des Namens Gallacher reichte. Cassandra setzte sich umgehend mit den Polizeichefs von Luxemburg und Frankfurt zusammen, um ihre Position klarzumachen. Joé saß in der Falle. Sein Anwalt drängte ihn zu einem Geständnis, da er sonst keine mildernden Umstände geltend machen könne und keine Hoffnung auf Bewährung bestehe. Er solle außerdem bedenken, dass die Strafmündigkeit aufgrund der vielen von Kindern und Jugendlichen verübten Verbrechen allgemein herabgesetzt wurde und somit neu auch in Deutschland der Erwachsenenvollzug schon ab 18 gilt. Aber Joé gesteht nicht. Vor Gericht erklärte er, dass er das Helena zuliebe nicht tun könne. Er könne es nicht rechtfertigen, dass der wahre Täter noch auf freiem Fuß sei und er durch eine falsche Aussage dazu beitrüge, dass dieses Monster weiter ungestraft bliebe und anderen Mädchen schade.

„Dieser Mann wird mit Sicherheit weitere junge Frauen angreifen, jetzt, da er weiß, dass er ungestraft davonkommt. Mein Gewissen schmerzt schon genug. Ich kann nicht auch noch den wahren Schuldigen mit einem falschen Geständnis decken“, sagt Joé zu seiner Verteidigung.

Das Gericht ist von Joés Aussage unbeeindruckt. Cassandra tritt als einzige Zeugin auf. Doch sie beschuldigt ihn so schwerwiegend, dass keine Zweifel an seiner Schuld bleiben. Im Gerichtssaal sind keine Zuschauer anwesend. Es gibt keine Reporter – keinen einzigen. Das ist die Macht der Gallachers. Innerhalb weniger Tage wird das Urteil gegen Joé verkündet. Da er kein Geständnis abgelegt hat und die Vergewaltigung besonders brutal war, wird er zu zehn Jahren Freiheitsstrafe verurteilt.

„Zehn Jahre! Das kann nicht wahr sein! Das ist viel zu viel! Ich bin unschuldig! Ich habe es nicht getan!“, ruft Joé verzweifelt, doch es hilft alles nichts.

JVA Frankfurt

Polizeihauptmeister Hoffmann, der für die Verschiebung des Häftlings zuständige Beamte, ist sofort von Joés Unschuld überzeugt. Er ist ein aufrichtiger Polizist mit gesundem Urteilsvermögen und verlässlicher Intuition. Es ist reiner Zufall, dass er an diesem Tag Dienst hat und den Gefangenen in die Justizvollzugsanstalt überführt. Eigentlich hat er frei, doch er springt kurzfristig für einen Kollegen ein, der sich um dringende familiäre Angelegenheiten kümmern muss.

Als Herr Hoffmann Joé aus dem Gerichtsgebäude zum Schubbus führt, fällt ihm sofort dessen Blick auf: weit aufgerissene Augen, voller Entsetzen, Angst und Verzweiflung. Im Wagen setzen sie sich einander gegenüber auf die schmalen Bänke. Hoffmann spricht ein paar beruhigende Worte. Joé hebt vorsichtig den Blick. Sein Herz ist so voll, dass es zu zerspringen droht. Das offene, ruhige Gesicht des Beamten flößt ihm Vertrauen ein. Vielleicht soll er es wagen, mit ihm zu sprechen?

„Zehn Jahre, obwohl ich sie nie angefasst habe! Was soll ich denn tun?“, sagt Joé mit erstickter Stimme aus tiefstem Herzen.

„Zunächst einmal dürfen Sie niemandem sagen, dass Sie sich für unschuldig halten“, sagt Herr Hoffmann sofort. „Haben Sie mich verstanden? Damit machen Sie sich keine Freunde. Die anderen Gefangenen denken sonst nur, Sie halten sich für etwas Besseres. Und um Himmels willen – erwähnen Sie auf keinen Fall, weshalb Sie verurteilt wurden. Wenn das herauskommt ...“ Er bricht kurz ab. „Sie können sich nicht vorstellen, was man Ihnen dann antun wird.“

Hoffmann spricht mit unverkennbarer Besorgnis. Er selbst versteht nicht ganz, woher diese kommt. Doch er spürt eine ungewöhnlich starke Verbundenheit gegenüber Joé – fast, als stünde sein eigener Sohn vor ihm. Vielleicht liegt es daran, dass Joé im selben Alter ist wie seine beiden Söhne. Joé sieht Herrn Hoffmann entsetzt an, denn er versteht genau, worauf dieser hindeutet.

„Sie werden es sofort herausfinden! Es ist unmöglich, das geheim zu halten!“, ruft er verzweifelt aus, während er allmählich in Panik ausbricht. Ihm dämmert, dass alles noch viel schlimmer werden wird, als er

es sich je vorgestellt hat. Gott hat ihn verlassen. So viel ist sicher. Und es ist alles seine Schuld!

Polizeihauptmeister Hoffmann sieht Joé nachdenklich an. Kurz überlegt er, ob er vielleicht etwas für ihn tun kann, obwohl er in seiner gesamten Laufbahn noch nie etwas so Verrücktes gewagt hat. Er ist seit vielen Jahren bei der Polizei und kennt fast alle Beamten in der JVA. Er ist sogar mit dem Gefängnisdirektor Werner Lenz befreundet. Das Gleiche gilt für den Leiter der Abteilung für Neuzugänge, Herrn Danko, zu dem er Joé van Woerden nun bringt. Herr Hoffmann hat eine Idee, aber er will Joé nichts davon erzählen, um ihm keine falschen Hoffnungen zu machen. Er sagt nur laut:

„Ich werde mir etwas überlegen. Sie können außerdem immer noch aufgrund guter Führung vorzeitig entlassen werden. Auf jeden Fall ist es wichtig, dass wir uns über den Grund Ihrer Verurteilung einig sind. Die Story muss schwerwiegend sein, um zehn Jahre zu rechtfertigen. Ein bewaffneter Raub mit schwerer Körperverletzung dürfte kaum durchzusetzen sein, da sich viele im Häusle damit auskennen und schnell spitzkriegen, dass es ein Schwindel ist. Dann wären Sie geliefert. Versuchter Mord wäre ein guter Anfang, aber in Ihrem Alter? Ein Junge mit Ihrem Gesicht? Sie sehen nicht einmal wie achtzehn aus. Nein, das glaubt niemand. Dazu wären Sie nicht fähig“, sinniert Herr Hoffmann laut, während sich beide an den Laschen des Schubusses festhalten, um das Gleichgewicht zu halten.

Als Herr Hoffmann von versuchtem Mord spricht, denkt Joé an seine Rachepläne. Er wollte seine Brüder leiden sehen und töten – zumindest Siméon und Levin. Er hat sogar schon damit begonnen, sie zu schikanieren, und er wäre in jedem Fall noch viel weiter gegangen. Daher sagt er zu Polizeihauptmeister Hoffmann:

„Doch, ich bin sehr wohl zu einem Mord fähig. Ja, ich bin schuldig wegen versuchten Mordes, wegen Wirtschaftsintrigen und Bestechung.“ Herr Hoffmann mustert ihn kritisch, während Joé weiterredet.

„Ich wollte meine Brüder tot sehen. Ach, was sage ich, tot? Ich wollte tatsächlich, dass sie brutal ermordet werden! Ich habe gezielt geplant, mich an ihnen zu rächen. Ich nutzte bereits meine Verbindungen in Brüssel, um gegen sie zu intrigieren und die richtigen Leute zu bestechen.“

Bei seinen letzten Worten schaut Joé beschämt auf den Boden. Es ist unverkennbar, dass er innerlich kämpft. Hoffmann erkennt, dass der Junge die Wahrheit sagt.

„Was bedeutet das? Haben Sie sich strafbar gemacht?“, fragt Hoffmann.

„Noch nicht im Sinne des Gesetzes“, erwidert Joé und schluckt. „Doch wenn ich etwas länger Zeit gehabt hätte, hätte ich es getan. Ich bin zwar nicht schuldig im Sinne der Anklage, aber ich habe definitiv Strafe verdient“, besinnt sich Joé auf sein Gewissen, das endlich wieder Luft bekommt. Ein Gefühl von Erleichterung breitet sich in ihm aus. Er spürt mit Behagen, wie zumindest ein Teil inneren Friedens in ihm einkehrt.

Hoffmann beobachtet die Veränderung in Joés Verfassung hochaufmerksam. Es ist das typische innere Aufatmen, das ein Schuldiger empfindet, wenn sich sein Gewissen durch gerechte Strafe von der Last befreit. Dennoch bleibt eine entscheidende Frage.

„Sie haben das Mädchen nicht angerührt?“, fragt er noch einmal eindringlich. Mit seinem durchdringenden Blick beobachtet er jeden Muskel in Joés Gesicht, das bei der Erwähnung von Helena sofort vor Scham errötet.

„Nein. Es ist allerdings fast noch schlimmer. Soweit das überhaupt möglich ist“, antwortet Joé. Er hält inne und schluckt. Die Scham frisst seine Seele bei lebendigem Leibe auf. Allein der Gedanke an diese unseelige Nacht ist unerträglich. Seine Augen werden feucht, die Wangen glühen. Er will es sich von der Seele reden. Das aufrichtige Gesicht des Polizeihauptmeisters gibt ihm Mut, doch er starrt auf seine Schuhe, während er heiser erzählt:

„Tatsächlich war ich mit im Zimmer, ja, sogar auf demselben Bett, als sich einer der Gäste an Helena vergriff. Ich war jedoch so betrunken, dass ich nicht kapierte, was sich vor meinen Augen abspielte. Und anstatt ihr zu helfen, schlief ich einfach ein!“

Jetzt laufen Joé die Tränen übers Gesicht. Beschämt wischt er sie weg und sagt:

„Es ist unerträglich! Zunächst konnte ich mich an nichts erinnern, doch jetzt habe ich alles vor Augen. Für alle Ewigkeit muss ich sehen, was ich Schreckliches getan habe, indem ich nichts getan habe!“

Tief sitzt die Scham. Polizeihauptmeister Hoffmann beginnt zu verstehen.

„Also versuchter Mord, Wirtschaftsintrigen und Bestechung“, murmelt Hoffmann mehr zu sich selbst. Er überlegt, ob Joé eine Chance hat, mit dieser „Legende“ im Knast durchzukommen. Er muss es zumindest versuchen und seine Beziehungen im „Häusle“ spielen lassen.

Die Fahrt ist zu Ende. Mit Handschellen, einer Plastiktüte mit seinen wenigen Habseligkeiten und einem schwer klopfenden Herzen betritt Joé die JVA. Übermäßig laut empfindet er jede Tür, die hinter ihm ins Schloss kracht. Eine Tür nach der anderen. Es ist, als würde ein Gurt nach dem anderen um ihn gelegt und festgezurt, bis ihm der Atem wegbleibt.

Kurz vor Betreten der Abteilung für Neuzugänge, sieht Herr Hoffmann den zuständigen Kollegen. Sofort spricht er ihn an:

„Hallo Reto, hör mal, ich muss dich schnell um einen Gefallen bitten. Lass den Häftling noch einen Moment hier in der Schleuse sitzen. Mehr musst du nicht tun. Warte nur, bis ich zurück bin. Unternimm in der Zeit absolut nichts. Ich spreche kurz mit Werner.“

„Na, was ist denn mit dir los, Richard? So kenne ich dich ja überhaupt nicht. Was willst du denn beim Chef?“

„Lass gut sein, tu es einfach für mich, okay? Ich verlange nichts Großes. Wir kommen mit dem Gefangenen einfach ein bisschen später in der Aufnahme an. Das ist alles.“

„Da stimmt doch was nicht, ... aber gut, weil du es bist, Richard.“ Kopfschüttelnd sieht der Beamte Reto Danko seinem Freund nach. Er kennt Richard nur als durch und durch anständig. Was hat dieses seltsame Verhalten zu bedeuten?

Herr Hoffmann ist fast eine Stunde lang weg. Er geht direkt in das Büro des Gefängnisdirektors Werner Lenz. Dieser begrüßt seinen alten Freund und ist überrascht, ihn zu sehen. Als er jedoch erfährt, was dieser von ihm möchte, ist er fassungslos.

„Du willst tatsächlich, dass ich eine Gefangenenpersonalakte fälsche? Das ist nicht dein Ernst! Ausgerechnet von dir hätte ich so etwas Verrücktes nie erwartet.“

„Ich will nicht, dass du etwas fälschst. Ich möchte nur, dass du eine Art ‚Schutzkopie‘ für den Gefangenen anfertigst. Hör mal, Werner, wir sind beide seit vielen Jahren dabei. Ich habe diesem Haus mehr Spitzbuben

zugeführt als sonst wer. Ich kenne mich aus, und ich sage dir: Er ist unschuldig!"

Hoffmann schildert seinem Freund die Details wie er sie sieht.

„Werner, du hast die Möglichkeit, das Original sicher einzuschließen, dich ins Basis-System einzuloggen und den Vollstreckungsplan so anzupassen, dass in der Akte für die Bediensteten etwas steht, das sein Leben rettet. Ich bitte dich. Es geht um einen unschuldigen Jungen. Würde ich dich sonst um so etwas bitten?"

Werner Lenz wirft seinem Freund einen weiteren kritischen Blick zu.

„Was, wenn die Rechtspfleger oder die Staatsanwaltschaft eine Revision der Akte machen?"

„Das glaube ich nicht“, antwortet Richard. „Meiner Meinung nach ist es kein Zufall, dass weder die Presse noch sonst jemand von diesem Fall erfahren hat.“

Werner scrollt durch die digitalen Unterlagen.

„Die Gallachers haben ihn angezeigt? Wirklich, die Gallachers?" Werner entfährt ein leiser Pfiff. „Das ist eine große Sache. Aber du hast recht. Es ist nichts durchgesickert. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie bekannt Elias Gallacher ist.“

„Herrn Gallacher ist offensichtlich sehr daran gelegen, den Fall so diskret wie möglich zu behandeln“, bemerkt Richard. „Das bedeutet, dass wahrscheinlich niemand davon erfährt, es sei denn, jemand recherchiert gezielt danach. Aber das wird nur passieren, sollte jemals ein Verdacht aufkommen, was nicht sehr wahrscheinlich ist.“

„Was, wenn sie doch misstrauisch werden oder zufällig etwas durchsickert?", fragt Werner.

„Dann können wir nichts mehr für den Jungen tun. Aber ich möchte es zumindest versuchen“, antwortet Richard.

„Du überraschst mich wirklich. Dass dir das Schicksal eines Dahergelaufenen so sehr am Herzen liegt, dass du deine Karriere und meine noch dazu riskierst? Ich glaube, du wirst langsam alt, mein Freund“, sagt Werner und runzelt die Stirn.

„Werner, bitte! Ich weiß, dass der Junge unschuldig ist, und du weißt, was das bedeutet. Außerdem ist er jung und sieht gut aus. Ich fürchte, er hat es ohnehin schwer genug. Ich trage diese Uniform nicht,

um zuzusehen, wie das Leben eines jungen Mannes, der fast einer meiner Söhne sein könnte, zerstört wird, ohne etwas dagegen zu unternehmen."

„Dein Idealismus kann einem echt auf die Nerven gehen“, erwidert Werner. „Okay, wir versuchen es, aber ich bin nicht sehr zuversichtlich. Ich muss dafür tief ins System. Ich muss Einträge überschreiben und die Vollstreckungshefte neu hochladen. Das ist riskant.“ Er betrachtet die Akten am Monitor. „So viele Protokolle. Das alles zu fälschen, wäre viel zu zeitaufwendig. Na gut. Vielleicht lassen wir diesen Teil einfach weg und hoffen, dass es niemandem auffällt. Mehr kann ich nicht tun.“

In weniger als einer Stunde stellen Hoffmann und Gefängnisdirektor Lenz die Akten von Herrn van Woerden neu zusammen. Die Originaldokumente, Zeugenaussagen und vertraulichen Unterlagen werden separat auf einem USB-Stick gespeichert und im Safe von Lenz' Büro eingeschlossen. Gleichzeitig überschreibt Lenz die Daten im Zentralen Staatsanwaltschaftlichen IT-Verfahren und dem Intranet der JVA.

„Werner, du bist doch gut mit Staatsanwalt Peter befreundet, oder?“, fragt Hoffmann.

„Ja“, antwortet Herr Lenz knapp.

„Dann frag ihn, ob er dir die jetzt noch ‚fehlenden‘ Unterlagen schicken kann – mit dem neuen Delikt“, fährt Hoffmann fort.

„Du bringst uns noch alle in Teufels Küche, Richard! Ehrlich!“, schimpft Lenz. Doch der ernste Blick seines Freundes bringt ihn schließlich dazu, es zu versuchen. „Na gut, ich werde Peter anrufen. Aber du bist uns beiden ganz schön was schuldig.“

Herr Hoffmann nickt Werner zu und so gelingt es Richard, Joé eine komplett neue Akte zu besorgen. Darin wird er jetzt wegen Bestechung, Wirtschaftsintrigen und versuchten Mordes geführt. Die Brandmarkung als Sexualstraftäter ist aus den offiziellen Papieren verschwunden.

Ungeduldig begrüßt Reto seinen Freund in der Aufnahmeschleuse:

„Richard, hast du den Verstand verloren, mich so lange warten zu lassen? Hast du eine Ahnung, was ich mir einfallen lassen musste, um diese Verzögerung im Aufnahmeverfahren zu rechtfertigen?“

„Es tut mir leid, Reto. Ich bin dir wirklich dankbar. Hier sind die Akten und der Überstellungsbefehl. Der Gefangene gehört jetzt dir“, antwortet Richard.

„Auf einmal? Und ich darf nicht wissen, worum es hier geht?“, fragt Reto misstrauisch.

„Ich erkläre dir später bei einem Bier alles, aber nicht hier, okay?“, antwortet Richard knapp.

„In Ordnung. Ich bin gespannt, was du zu sagen hast. Wenn ich dich nicht so gut kennen würde ...“, sagt Reto.

„Habe ich so etwas schon einmal gemacht? Oder dich jemals um einen solchen Gefallen gebeten?“, fragt Richard.

„Nein, deshalb habe ich auch bis jetzt mitgespielt. Also bis später“, antwortet Reto und beendet das Gespräch.

Herr Danko geht auf Joé zu. Dieser sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl und starrt ausdruckslos vor sich hin. Der Abteilungsleiter begleitet ihn zur Inventur seiner Habseligkeiten, zur Prüfung seiner Privatkleidung und durch den Registrierungsprozess mit Fingerabdrücken und Fotos. Anschließend erfolgt eine medizinische Erstuntersuchung. Zum Schluss übergibt Herr Danko Joé an die Kollegen vom AVD. Diese weisen ihn in eine Zelle für Neuzugänge ein.

Als Joé die Übergangszelle betritt, verliert er jeglichen Mut. Der Gestank nach Schweiß, Urin und Desinfektionsmittel ist furchtbar. Miss- trauische Gesichter starren ihn an, als er in die Vierbettzelle geschoben wird. Joé fasst all seinen Mut zusammen, geht zum einzigen freien Bett neben der Tür und legt seine Sachen darauf.

„Hey, Babyface, bist du sicher, dass du hier richtig bist? Das ist ein Knast für Erwachsene. Hahaha!“, hört er eine raue Stimme. Unsicher, was er tun soll, ignoriert er die Provokation.

„Du solltest nicht so mit Babyface reden, Karl“, frotzelt ein weiterer Zellengenosse amüsiert.

Joé setzt sich auf sein Bett, den anderen seitlich zugewandt. Er möchte ihnen lieber nicht den Rücken zukehren.

„Oh, schau mal, Karl, seine Augen sind ganz rot! Er hat geweint, weil er von der Mutti wegmusste“, machen sie sich weiter über ihn lustig.

Nur einer von ihnen – ein hagerer, blasser Mann – liegt auf dem Rücken, liest ein Buch und schenkt der Szene keine Beachtung. Joé wird klar: Es wird ernst. Er darf keine Schwäche zeigen. Er muss Stärke demonstrieren, aber wie? Er sitzt auf seiner Matratze, die Kulturtasche auf den Knien, und überlegt fieberhaft. Zudem drückt die Blase. Das stinkende

Klo befindet sich direkt vor seinem Bett. Das wird wohl der Grund sein, weshalb er, als der Neue, dieses Bett beziehen muss.

Während seine Zellengenossen weiter Witze reißen, starrt er auf die gegenüberliegende Wand. Plötzlich steht Karl auf. Er ist nicht groß – höchstens 1,70 Meter –, also deutlich kleiner als Joé. Allerdings ist er kräftig gebaut. Joé begreift, dass er handeln muss, um eine Eskalation zu verhindern. Er muss Stärke demonstrieren, sonst lassen sie ihn nie in Ruhe. Andererseits provoziert er damit vielleicht eine Schlägerei.

„*Ich habe keine Wahl*“, denkt er, als Karl einen weiteren Schritt auf ihn zugeht. Scheinbar beiläufig wirft er seine Kulturtasche beiseite und atmet hörbar aus – wie jemand, der sich auf einen Kampf einlassen muss, der unter seiner Würde ist. Dann steht er auf und macht sich so groß wie möglich. Er blickt die anderen nicht direkt an, sondern starrt mit gefährlicher Ruhe auf die gegenüberliegende Wand. Es ist jedoch unverkennbar, dass er jede Bewegung im Raum registriert.

Karl bleibt stehen. Das steinerne, gleichgültige Gesicht von Joé ist ihm eine Warnung. Was, wenn der Neue ein Kampfsportprofi ist? Eine Art „Karate Kid“? Karl hat keine Lust auf echte Gegenwehr. Der Neue ist immerhin über einen Kopf größer und auch wenn er sehr dünn ist, kann man nie wissen. Jemanden zu drangsalieren, der sich nicht wehren kann, ist das eine, aber gegen jemanden zu kämpfen, der sich zu behaupten versteht, ist etwas anderes.

Joé geht einen Schritt auf die Toilette zu und erleichtert sich demonstrativ. Er fühlt sich wie ein Tier, das sein Revier markiert.

„*Extrem primitiv*“, denkt er.

Doch die furchtlose Geste zeigt Wirkung. Joé hat schon im Waisenhaus gelernt, dass sich Menschen unter harten Bedingungen, wenn Kultur und Bildung in den Hintergrund treten, eher wie Tiere verhalten und entsprechend auf primitive Signale reagieren. Und genau das kommt jetzt zum Tragen. Unbewusst hält sich Karl am Rahmen des Etagenbettes fest – eine Geste, die ihm Sicherheit vermittelt. Um cool zu wirken, schlägt er lässig ein Bein überkreuz. Dann spricht er Joé erneut an.

„Hey, Junge. Warum spielst du nicht irgendwo auf einem Schulhof?“, sagt Karl und blickt dann kurz zu seinem Kumpel Jost, um sich dessen Unterstützung zu versichern. „Man wird ja wohl noch eine Frage

stellen dürfen, oder? Ich bin Karl Böck und ich bin hier, weil mich so ne Schlampe angezeigt hat. Und du?"

Joé überlegt fieberhaft. Er weiß: Wenn er lügt und die Lüge fliegt auf, ist er geliefert. Andererseits wäre er sofort erledigt, wenn er seinen wahren Haftgrund angibt. Dann könnte er auch nicht länger auf ein Wunder hoffen. Daher sagt er so ruhig und bedrohlich wie möglich:

„Ich bin wegen versuchten Mordes, Wirtschaftsintrigen und Bestechung hier.“

Er macht einen weiteren Schritt auf Karl zu. Sein Herz schlägt schnell und er hofft, dass niemand merkt, wie nervös er ist. Sein Gesicht und sein Hals laufen verräterisch rot an – doch im fahlen Licht der Zelle könnte das auch als Zorn gedeutet werden.

„Oho! Du bist also einer der harten Jungs“, spottet Karl und zwinkert Jost zu.

„Jost, was meinst du? Könnte dieses Kind schon so weit oben am Erwachsenenentisch mitgespielt haben? Du solltest wissen, Babyface, dass Jost früher Chauffeur für wichtige Leute war. Uns kannst du nichts vormachen.“

„Gut, das erspart unnötige Erklärungen“, antwortet Joé und versucht, so finster wie möglich zu lächeln, während sein Blick scheinbar beiläufig zum vergitterten Fenster gleitet.

Verunsichert mustert Karl ihn erneut. Joé trägt Designerware: Ein dunkelgraues Hemd, enge schwarze Jeans und Luxus-Sneaker.

„Hmm, deine Klamotten sehen zwar nicht schlecht aus, aber ...“

Weiter kommt Karl nicht. Marco, der Hagere, der bisher nur in seinem Buch gelesen hat, bemerkt plötzlich spöttisch ohne aufzublicken:

„Nicht schlecht? Mach dich nicht lächerlich! Babyface trägt nur die teuersten Marken. Was er da anhat, ist mehrere tausend Euro wert!“

Überrascht blicken Karl und Jost zu Marco.

„Was meinst du damit?“, fragt Karl scharf.

Doch Marco schweigt bereits wieder.

„Du weißt doch, dass unser Meisterhehler Ahnung von Marken hat“, sagt Jost zu Karl. „Marco weiß schon, was er sagt. Ich glaube, er hat recht. Diese Sneaker kosten mindestens zweieinhalbtausend Euro. Und die

Jeans sind von Hermès. Ein Monatslohn, sag ich dir, Karl. Ja, Babyface scheint ganz schön Kohle zu haben.“

Immer noch misstrauisch, ob die Geschichte darum etwa doch wahr sein könnte, startet Karl einen letzten Anlauf und fragt:

„Du bist also ein verwöhntes, reiches Bübchen, Babyface? Aber hier geht es hart zu. Hier ist kein Platz für Kinder, die die ernste Seite des Lebens nicht kennen. Du bist wegen versuchten Mordes hier? Dann hast du wohl jemanden angeheuert, denn einer wie du macht sich sicher nicht die eigenen Hände schmutzig. Ein so perfektes Gesicht, ein so makelloser Körper ... Tja, wir werden sehen, wie dir das Leben hier gefällt. Aber sei gewarnt: Von nun an lernst du besser, immer über die Schulter zu blicken. Die Welt voller Geld und Dienerschaft ist vorbei. Hier drinnen kannst du dir nur selbst helfen.“

Karl beendet seinen Vortrag und grinst Jost an. Doch Jost grinst diesmal nicht zurück. Er fixiert Joé mit zusammengekniffenen Brauen. Als Karl Joé erneut ansieht, bemerkt er mit Unbehagen, dass dieser anfängt, seine Ärmel hochzukrempeln, während er betont gelassen vor sich hinschaut.

„*Der wird doch nicht etwa eine Schlägerei anfangen?*“, denkt Karl. Er fragt sich, ob er es mit diesem hochgewachsenen Jüngling aufnehmen könnte, sollte sich dieser als Kampfsport-Experte entpuppen.

„Hey, was willst du, Baby...? Ich meine, was willst du, Kumpel? Können wir uns nicht mal entspannt unterhalten? Wie heißt du überhaupt? Wie soll ich dich richtig ansprechen, wenn ich nicht weiß, wie du heißt?“

Karl spürt, wie sein Herz schneller schlägt. Auch Jost hält den Atem an und sogar Marco schaut über den Rand seines Buches hinweg. Joé hebt die Arme. Dabei lässt er die Hände offen, um indirekt Entwarnung zu geben. Dann antwortet er:

„Ich bin Joé van Woerden. Und was meinen ‚makellosen Körper‘ angeht: Schau mal genauer hin, Karl.“

Joé stellt sich direkt vor Karl, sodass dieser die weißen Narben auf seinen Armen sieht. Einige davon sind tief, und Karl, der sich mit Schlägereien auskennt, erkennt sofort, dass sie von einer Klinge stammen. Joé zieht sein Hemd aus der Hose und präsentiert den anderen die vielen

Narben, die ihm seine Entführer vor Jahren zugefügt haben. Bislang hat er sich dafür geschämt und selbst im Sommer nur langärmelige Hemden getragen. Doch jetzt erscheinen sie ihm nützlich. Und tatsächlich, seine Demonstration verfehlt ihre Wirkung nicht.

„Von wegen, ‚keine Ahnung vom Ernst des Lebens!‘“, schnaubt Joé verächtlich und Karl nickt ehrfürchtig.

„Scheiße, wurdest du gefoltert? Von wem? Wer hat dir das angetan?“, fragt Jost.

„Das geht euch nichts an. Oder wollt ihr bei mir den Bohrer ansetzen? Wenn ihr weitere Beweise braucht, kann ich gern dasselbe Schicksal für euch arrangieren!“, blufft Joé.

„Reg dich nicht auf, Joé. Jost hat es nicht so gemeint. Komm schon, schlag ein, Bruder. Wir sitzen hier doch alle im selben Boot, okay?“, meint Karl versöhnlich. Auch Jost steht auf und drückt Joé die Hand. Joé fühlt, wie sich die Angst in ihm löst. Die erste Hürde hat er gemeistert. Doch die Erleichterung hält nur wenige Minuten, dann schnellt sein Blutdruck erneut in die Höhe. Die schwere Zellentür wird aufgeschlossen, und Joé wird von einem Beamten herausgeführt.

In einem kahlen Funktionsraum muss er auf einem harten Stuhl Platz nehmen. Auf dem Tisch vor ihm liegt ein dicker Ordner – seine Gefangeneneintragungsakten. Er spürt seinen Herzschlag bis in die Schläfen. Was geschieht nun? Anhand dieser Papiere wird er beurteilt, eingestuft und sein gesamtes Schicksal hinter Gittern besiegelt. Er möchte Gott um Hilfe anflehen, doch eine sarkastische Stimme hält ihn zurück.

„Du willst Hilfe von Gott? Nach allem, was du verbockt hast? Du hast nicht auf ihn gehört, als er dich wiederholt ermahnt hat. Du willst immer noch nichts von Vergebung wissen und glaubst trotzdem, du könntest Gott einfach um Hilfe bitten? Als wäre er dein Diener, der dir jeden Wunsch erfüllen muss? Schäm dich! Jetzt bekommst du, was du verdienst.“

Verzweifelt lässt Joé die Schultern hängen. Alles erscheint sinnlos. Plötzlich hört er den Beamten von „versuchtem Mord, Wirtschaftsintrigen und Bestechung“ sprechen. Er traut seinen Ohren nicht. Der Rest des Gesprächs kommt ihm vor wie ein Traum. Er bittet den Beamten, die Akte einsehen zu dürfen. Mit zitternden Händen öffnet er den Umschlag. Er

liest alles durch. Schreckliche Dinge stehen über ihn geschrieben, doch bei kritischer Betrachtung muss er zugeben: Einiges davon ist wahr. Er errötet. Sein Gegenüber nimmt das mit Genugtuung zur Kenntnis. Dennoch zerbricht sich Joé den Kopf. Wie ist es möglich, dass die Vergewaltigung mit keinem Wort erwähnt wird? Er blättert die Seiten erneut durch. Absolut nichts. Sein Verstand rast. Selbst als er abends in seine Zelle zurückgebracht wird und er sich auf die Matratze legt, kann er an nichts anderes denken. Das ist ein Wunder. Das einzige Mal, dass er darüber gesprochen hat, war vor wenigen Stunden während des Vershubs mit Polizeihauptmeister Hoffmann. Er erinnert sich an Hoffmanns Andeutung, ihm helfen zu wollen. Hoffmann sagte, sie müssten sich auf einen Grund für die Verurteilung einigen. Offensichtlich hat Hoffmann ihm diese neue Akte verschafft. Es gibt keine andere Erklärung. Aber wie hat er das in der kurzen Zeit geschafft? Und vor allem: Warum? Er muss ein Engel sein, den Gott geschickt hat, um ihn zu retten. Eine einzelne Träne rinnt aus Joés Augenwinkel, während er auf dem Rücken liegt, noch immer wach, weit nach Mitternacht. Im hellen Mondlicht sind die langen Schatten der Gitterstäbe an der Decke zu sehen.

„Ist es möglich, dass Gott mich doch nicht verworfen hat?“

Bei diesem Gedanken rollt eine weitere Träne über sein Gesicht. Er legt den rechten Arm über die Augen, während jetzt eine Träne nach der anderen fließt. Er betet aus tiefstem Herzen und dankt Christus für seine ewige Treue und Liebe, die er erst jetzt zu begreifen anfängt. Dann schläft er endlich ein.

Am nächsten Tag erfolgt die Einweisung in Zelle 961. Als die Wachen mit Joé vor der Tür stehen, dringen laute Schreie aus dem Inneren. Die Beamten öffnen den Spion und sehen, wie César seine Mithäftlinge attackiert. Irgendetwas hat ihn wieder einmal provoziert. Sofort wird Verstärkung gerufen; sechs Wachen stürmen die Zelle. Joé beobachtet die Szene mit Entsetzen. César – ein über zwei Meter großer, muskelbepackter Koloss mit kahlem Kopf und Tätowierungen – wird schnaufend und brüllend weggezerrt. Die beiden verletzten Häftlinge, Almir Pehar und Otto Kuhn, werden zur Krankenstation abtransportiert. Als die schwere Stahltür hinter Joé ins Schloss fällt, herrscht plötzlich eisige Stille. Er ist allein. Überwältigt von dem Gefühl, einem gnadenlosen Schicksal ausgeliefert zu sein, steigt Panik in ihm auf. Er wirft sich auf die Pritsche und

umklammert verzweifelt das Kissen. Der Widerstand der harten Matratze und das Kissen in seinen Armen bieten einen schwachen Trost – ein kläglich-er Ersatz für eine menschliche Umarmung in dieser unendlichen Einsamkeit.

„Bitte, oh Herr, hilf mir nicht nur, diesen Albtraum durchzustehen, sondern befreie mich! Ich flehe dich an!“, ruft Joé aus tiefer Verzweiflung. Nachdem er eine Weile daliegt und versucht, sich mit seinem Schicksal abzufinden, bemerkt er, wie schlecht Matratze und Kissen riechen. Obwohl er sich bereits etwas an den Gestank des Gefängnisses gewöhnt hat, dreht er sich angewidert um. Er bekommt wieder Atembeklemmungen. Er rennt zur Tür und drückt seine Hände dagegen, als könnte er sie verschwinden lassen, wenn er es sich nur stark genug wünscht.

„Warum wurde ich ausgerechnet in diese Zelle eingesperrt? Es gibt doch auch Einzelzellen. Warum, Gott, warum hast du mich jetzt doch verlassen? Warum sperrst du mich mit diesem Monster ein? Ich verstehe das nicht! Bitte, hol mich hier raus! Bitte!“

Joé lehnt sich gegen die Tür und atmet schwer. Er greift nach dem Kragen seines T-Shirts, zieht ihn herunter und hofft auf Luft. An der gegenüberliegenden Wand entdeckt er ein Fenster, eilt darauf zu und öffnet es so weit wie möglich. Nur ein schwacher Luftzug strömt herein. Er bleibt einen Moment darunter stehen, bis sich sein Puls langsam beruhigt. Er beginnt, die Zelle zu mustern. Der Raum ist relativ geräumig und mit zwei Etagenbetten ausgestattet. An jedem Bett befinden sich ein Wandregal, eine Pinnwand und auf einer Konsole steht ein alter Fernseher. Joé tritt an sein Bett. In der matten Bildröhre des Fernsehers erkennt er vage sein Gesicht. Er ist 1,98 Meter groß, doch sein noch immer kindliches Gesicht und die schmale Figur erklären den Spitznamen „Baby-face“. Er seufzt tief. Vor den Betten steht jeweils ein Tisch mit Stuhl, dazu ein größerer Tisch an der Wand. Die Toilette und das Waschbecken liegen ungeschützt im Eingangsbereich – für jeden von außen durch den Spion einsehbar. Vier schmale Schränke stehen an der kahlen Wand. Joé versucht, seinen Schlüssel in den einzigen Schrank ohne Aktbilder zu stecken, doch er passt nicht. Er probiert alle durch, bis sich der ganz rechte öffnen lässt. Der Schrank ist leer, aber schmutzig. Er verstaut seine wenigen Sachen. Dann fällt sein Blick auf das Etagenbett. Er belegt den unteren Platz und wenn er die Situation richtig einschätzt, dann ist klar, wer

über ihm pennt. Die anderen werden gewiss nicht freiwillig unter dem Monster schlafen.

„Jesus, bitte hilf mir! Du hast mir bis hierhin geholfen, obwohl ich es nicht verdient habe. Du hast mir vergeben, noch ehe ich mich bei dir entschuldigt und mich dir wieder zugewandt habe. Ich verstehe nicht, warum du das zulässt. Ich werde alles tun, was du verlangst, Herr! Aber bitte, bringe mich in eine andere Zelle!“, wimmert Joé.

„Vertrau mir“, hört er eine innere Stimme sagen.

„Vertrauen? Wie soll ich jetzt vertrauen? Nun gut, ich habe ja keine andere Wahl“, gibt er zu.

Dennoch gewinnt er bei diesem Gedanken etwas Zuversicht zurück. Plötzlich hört er Schritte vor der Tür, und kurz darauf wird das Schloss gedreht. Joé, der am großen Tisch sitzt, steht sofort auf. Der Bosnier Almir kommt herein. Sein Arm ist bandagiert, und über seinem geschwollenen Auge befindet sich ein Pflaster. Seine Mundwinkel zucken vor Schmerz und verraten, dass er weitere Verletzungen erlitten hat. Misstrauisch sieht Joé seinen Zellengenossen an. Almir ist etwa 1,75 Meter groß, scheint etwa vierzig Jahre alt zu sein und hat hängende Schultern. Sein dunkles Haar ist millimeterkurz geschnitten. Er trägt ein einfaches T-Shirt, eine Jogginghose und Turnschuhe. Seine Muskeln lassen erkennen, dass er regelmäßig Gewichte stemmt. Seine Haltung lässt jedoch auf einen feigen Charakter schließen. Joé weiß, dass solche Menschen oft am gefährlichsten sind. Sie halten sich nur so lange zurück, bis sie Schwäche spüren. Auch Almir mustert Joé. Joés hübsches Gesicht und seine noch unausgeprägten Züge an Nase und Kinn verraten Almir nur allzu deutlich, wie jung er ist. Almir lächelt vor sich hin, geht wortlos an Joé vorbei, nimmt eine Zigarette aus seinem Schrank und zündet sie an.

„Oh nein, nicht auch noch das!“, denkt Joé. *„Warum haben sie mich nicht in eine Nichtraucherzelle gesteckt?“*

Bald füllt sich der Raum mit gelbem Zigarettenrauch. Joé runzelt die Stirn. Er zwingt sich, positiv zu bleiben. Zumindest überdeckt der beißende Rauch ein wenig den Gestank hier drin. Aber wenn er das jeden Tag ertragen muss, bekommt er Lungenkrebs – das ist eine Verletzung seiner Grundrechte! Almir scheint seine Gedanken halbwegs zu erraten.

„Möchten du ein Zigarette?“, fragt er mit einem boshaften Grinsen in gebrochenem Deutsch. „Oh nein, ich vergessen, du noch zu jung bis. Haha. Tut mir leid, Babyface.“

„*Nicht das schon wieder*“, denkt Joé. Er zwingt sich, ruhig zu bleiben, setzt sich auf die Tischkante und schlägt lässig die Beine übereinander. Dabei lässt er sein Gegenüber nicht aus den Augen.

„Ich bin Almir. Und wie heiße du?“

„Joé“, antwortet er kurz.

„Was? Scho-e? Was is das denn für eine Name? Hahaha! Das ist mehr Name für Ballerina als für Mann!“

Amüsiert geht Almir provozierend einen weiteren Schritt auf Joé zu. Dieser weicht instinktiv zurück. Verärgert über diese unbedachte Bewegung merkt Joé, wie Almir sofort nachsetzt.

„Oh, du müssen keine Angst habe vor mir. Ich mag dich, Süßer. Jetzt, wo du hier, wird César nur noch mit dir interessiert. Dann er lasse uns in Ruhe. Sehr gut. Ich mag dich wirklich“, lacht Almir.

Er mustert Joés Gesicht mit einem bedeutungsvollen Blick. Er stellt zufrieden fest, dass seine Worte wirken.

„Cäsar?“, wiederholt Joé besorgt.

„Ja, wie Cäsar, Babyface.“, grinst Almir.

Dann erklärt er, dass César tatsächlich der richtige Name des Gorillas ist und dieser ihn als Berufung sieht. César war in der Fremdenlegion, beherrscht jeden Kampfsport. Niemand wagt es, sich mit ihm anzulegen. Selbst die Polizei fürchtet ihn.

„Wenn César hier, dann alles spiele nach seine Regel, kapiert, Scho-e-Babyface? Haha.“

Joé spürt, wie die Situation entgleitet. Sein Name wird hier zur Zielscheibe.

„Joé ist nur die Kurzform von Joseph“, erklärt er und fühlt sich immer mehr in die Defensive gedrängt.

„Oh, Zho-seff, das ist natürlich ganz andere Sache. Huahaha!“
Als Joé merkt, dass Almir ihn nicht versteht, fügt er hinzu:

„Joseph ist die französische Form von Josef. Kapierst du das nicht?“

„Josef? Warum nicht gleich so? Aber ich denke, das war nicht gut genug in deine frühere Kreise, oder?“, fragt Almir provokativ mit einem Augenzwinkern.

„Was meinst du mit ‚meinen früheren Kreisen‘?“, fragt Joé mit gerunzelter Stirn.

„Na was schon? Glauben du, ich blind? Glauben du, ich nicht sehe, was du mache? Aber keine Sorge. Hier es gebe viele Kunde. Also was? Ich zwar nicht so wie du, aber meine Kleine könne wieder einmal etwas Spaß brauche“, antwortet Almir anzüglich.

Joé traut seinen Ohren nicht. Er ist so überrascht von dieser absurden Unterstellung, dass er plötzlich in Gelächter ausbricht. Sein Lachanfall trifft ins Schwarze. Almir ist beleidigt, tritt einen Schritt zurück und starrt Joé böse an. Gerade als Joé sich in voller Größe aufbauen will, öffnet sich die Tür erneut.

Vor Angst hält Joé den Atem an. Was wird César ihm antun?

César

Die Tür öffnet sich, doch statt César betritt der andere Zellengenosse den Raum. Sichtlich unter Schmerzen stellt er sich höflich als Otto Kuhn vor. Joé findet sofort Gefallen an ihm. Otto ist ein zweiundfünfzigjähriger, dünner Mann. Er ist vielleicht knapp 1,80 Meter groß und offenbar noch schwerer verletzt oder zumindest tiefer eingeschüchtert von Césars Übergriff als Almir. Mit seinem traditionell gekämmten dunklen Haar und dem Schnurrbart wirkt er auf Joé wie der vertrauenswürdigste Beamte der Welt. Er wundert sich, wie ein so anständiges Gesicht an diesen Ort gelangen konnte.

Auch Otto scheint von Joés Erscheinung angenehm überrascht zu sein. Ohne ein Wort zu wechseln, sind die beiden auf einer Wellenlänge. Selbst Almir entgeht die Chemie nicht. Spöttisch sagt er von seinem Bett aus:

„Ich sehen, du gefunde deine Papi, Babyface. Aber glaube nich, dass er dir helfe kann. Er froh, wenn selbst keine Prügel.“

Nach dieser Bemerkung schaltet Almir den Fernseher ein und schenkt ihnen keine Beachtung mehr. Als Joé seinen Namen nennt, unterbricht Otto ihn sofort:

„Joé, das ist ein französischer Name, oder?“

Vom Bett gegenüber kommt nur ein verächtliches: „Hmpf!“

Joé freut sich über den gebildeten Gesprächspartner und lächelt. Beide setzen sich an den großen Tisch. Die Zeit vergeht wie im Flug. Otto erzählt, dass er jahrelang als Finanzberater für die CDU gearbeitet hat. Das überrascht Joé gleich doppelt. Unverblümt fragt er, wie man in einer solchen Position ein so unschuldiges Gesicht bewahren kann. Otto lacht. Er erklärt, dass er eigentlich viel zu langweilig für krumme Geschäfte sei, aber schließlich dem Druck bestimmter Leute nachgegeben habe. Er fing an, „die Hand aufzuhalten“, und sitzt nun hier als klassisches Bauernopfer.

„Ich sage dir, Joé, ich bin fast froh, hier gelandet zu sein. Der ständige Druck war zu viel. Ich hatte kein eigenes Leben mehr. Ein Termin jagte den nächsten, im ständigen Wettstreit, nur um den Job nicht zu verlieren.“

Er gesteht, dass er Angst hatte, seine Frau würde ihn verlassen, wenn er seine hohe Position verlieren würde.

„Aber jetzt bin ich seit fast sechs Monaten hier, und meine Frau und meine Kinder halten zu mir!“

Bei diesen Worten werden Ottos Augen feucht.

„Ich kann mein Glück kaum fassen. Durch das Schreiben von Briefen bin ich meiner Familie heute viel näher als je zuvor, obwohl ich hier eingesperrt bin.“

Joé hört ihm aufmerksam zu. Langsam beginnt er zu ahnen, dass die Haft ihn vielleicht vor Schlimmerem bewahrt hat, als er es sich vorstellen konnte. Er erzählt Otto ein wenig aus seinem Leben in der Hochfinanz. Otto kann es kaum glauben. Beide sind übergelukkig, hinter diesen Mauern jemanden gefunden zu haben, der sie versteht. Sie unterhalten sich bis gegen Mitternacht, bis ein genervtes Rufen sie aufschreckt:

„Haltet endlich eure Klappen! Wie sollen so schlafen?“

Grinsend werfen Joé und Otto einen Blick auf Almir. Erst jetzt wird ihnen wieder bewusst, wo sie sind. Sie haben ihr Elend für kurze Zeit vergessen. Beide verspüren den absurden Drang, sich nochmals die Hände zu reichen, bevor sie sich auf ihre Pritschen legen. Joé schaut zum vergitterten Fenster. Erstmals seit Tagen erfüllt ihn etwas Hoffnung. Er schließt die Augen und schläft sofort ein. Aber nicht für lange. Bald plagen ihn Albträume. Er sieht die monströse Gestalt von César vor sich. Mit riesigen, hervorquellenden Augen packt er Joé an der Kehle und zwingt ihn zu Dingen, die er nicht tun will.

Schweißgebadet wacht Joé auf. Sein Herz pocht, schlechte Vorahnungen hindern ihn am Wiedereinschlafen, bis endlich der Tag anbricht. Als um sechs Uhr das Licht angeht, ist er fast erleichtert. Er sehnt sich nach dem Morgen, um sich aus der kalten Umklammerung der Nacht zu befreien. Aber was, wenn seine Ängste wahr werden? Kein Albtraum wäre dann so schlimm wie die Realität.

Er richtet sich auf und blickt Otto hilfesuchend an. Ottos müdes Lächeln wärmt ihn mehr als die Morgensonne. Er strahlt zurück. Otto klettert von seinem Hochbett herunter.

„Guten Morgen, Josef. Haben Sie gut geschlafen?“

Joé ist noch verwirrt über seinen „neuen“ Namen. Er erinnert sich dankbar daran, dass er von heute an besser nicht vergisst, sich als „Josef“

vorzustellen. Angesichts seines Alters muss er darauf achten, sich nicht noch einmal „Scho-e“ zu nennen.

„Nein, ich kann nicht behaupten, dass ich gut geschlafen habe“, antwortet Joé.

„Die erste Nacht ist die schlimmste, zumindest war das bei mir so“, erklärt Otto, der wegen seiner Verletzungen ebenfalls zerknittert und müde aussieht.

Die nächsten vier Tage vergehen ohne große Aufregung. Für Joé, jetzt Josef, ist alles noch neu und insofern interessant. Doch schnell holt auch ihn der monotone Gefängnisalltag ein. Er muss lernen, dass selbst die kleinste Bitte zu einem unnötig komplizierten Antragswesen führt. Alles muss schriftlich über sogenannte Sprechzettel oder Anträge eingereicht werden.

„Die Mühlen mahlen langsam hinter Gittern“, erklärt Otto ihm.

Sowohl Josef als auch Otto sind aus ihrem bisherigen Alltag ein ganz anderes Tempo gewohnt. Der Kontrast könnte größer nicht sein! Josef stellt einen Antrag, sein Studium fortsetzen zu dürfen. Nach einiger Zeit erhält er über den Sozialdienst die Auskunft, dass er sich erst im nächsten Jahr für eine Bildungsmaßnahme bewerben kann.

„Was? Ich muss ein ganzes Jahr warten?“

Josef fühlt sich, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Die tröstenden Worte des Sozialarbeiters, er habe ja „noch viel Zeit“, da er ohnehin zehn Jahre absitzen müsse, erschrecken ihn zusätzlich. Die Entlassung scheint in unendlicher Ferne zu liegen. Durch seine Zeit im Waisenhaus weiß er, dass man sich nicht auf Machtkämpfe mit den Beamten einlässt, denn sie sitzen einfach am längeren Hebel. Auch im Umgang mit den anderen Insassen ist er zurückhaltend. Er sucht keinen Kontakt und ist mit Otto zufrieden. Doch die Angst vor Césars Entlassung aus dem Bunker sitzt allen in den Knochen. In der Zwischenzeit versucht Josef, die Beamten davon zu überzeugen, dass César eine Einzelzelle benötigt. Doch die Schließer lehnen strikt ab.

„César ist ein schwieriger Fall, aber in einer Einzelzelle wird er zur tickenden Zeitbombe. Wir müssen ihn auf Gemeinschaft legen. Wenn Sie ihn einfach in Ruhe lassen, sollte nichts passieren“, erklärt der Beamte Cyril Wolf wenig überzeugend.

Josef versucht es mit einem anderen Ansatz und fordert sein Recht auf eine Nichtraucherzelle ein. Doch Wolf unterbricht ihn wütend.

„Kommen Sie mir nicht mit diesem Mist! Was glauben Sie, was das hier ist? Ein Hotel? Wir sind massiv überbelegt. Aber wenn Sie der Rauch stört“, fügt Wolf mit einem sarkastischen Grinsen hinzu, „dann sollten Sie sich auf Césars Rückkehr freuen. Er ist nämlich militanter Nichtraucher. Sie werden sich also glänzend verstehen. Und Almir werde ich das Rauchen sicher nicht verbieten, solange er noch die Gelegenheit dazu hat. Sobald der Große wieder da ist, traut Almir sich ohnehin nicht mehr, eine anzuzünden.“

Damit beendet Wolf das Gespräch.

Josef ist fassungslos. Gibt es denn wirklich keinen Ausweg? Er hofft inständig auf ein Wunder. Am Sonntag betet er im Gefängnisgottesdienst intensiv darum. Jetzt ist es Montag, kurz nach fünf Uhr. Der Wachbeamte hat ihm am Morgen angekündigt, dass César vor dem Abend zurück sein wird. Josef bekommt den ganzen Tag keinen Bissen herunter. Soweit wie möglich zögert er die Rückkehr in die Zelle hinaus. Er geht in den Fitnessraum und setzt sich an eine Kraftmaschine. Vierzig Kilo. Huff – eins, huff – zwei, huff – drei. Plötzlich baut sich ein Riese vor ihm auf. Er starrt Josef mit seinen hervortretenden Augen an.

„Das ist mein Gerät“, knurrt er. Seine Stimme klingt, als stamme sie von einem T-Rex aufgrund seines gewaltigen Brustkorbs.

Josef steht langsam auf. Er erkennt ihn sofort. Er bemerkt, wie die anderen Insassen im Raum kurz innehalten, nur um gleich darauf betont desinteressiert weiterzutrainieren. Josef wischt sich den Schweiß vom Gesicht – er stammt weniger von der Anstrengung als von der nackten Angst. Er verlässt den Raum, während César sich auf „seinem“ Platz niederlässt.

„Hey, bist du nicht der Neue in meiner Zelle?“, ruft César ihm plötzlich hinterher. Josefs Herz setzt vor Schreck aus. Zögernd dreht er sich um. César grinst ihn an. Es ist ein unheimliches Grinsen, das Schlimmes ahnen lässt.

Mit einem Gesicht, so blass wie ein Laken, zieht Josef sich in die Zelle zurück, solange César noch draußen ist. Als der Beamte ihm die Tür öffnet, sieht er, dass Almir und Otto bereits da sind. Otto sieht nicht viel

besser aus als Josef. Nur Almir versucht seine Angst zu überspielen. Er hofft darauf, dass César ab heute ein neues Spielzeug hat. Er spricht diese Hoffnung laut aus und zwingt Josef damit, sich hinzusetzen. Otto tadelt ihn, doch Almir redet einfach weiter.

„Tu nicht so scheinheilig, Otto. Du auch fro, wenn keine Klopfe mehr“, sagt Almir.

„Hör nicht auf ihn, Josef“, sagt Otto, doch mehr fällt ihm nicht ein.

Plötzlich öffnet sich die Tür. César tritt ein. Der Stationsleiter ruft ihm noch hinterher, dass er sich diesmal benehmen soll, sonst geht es gleich zurück in den Bunker. Dann schlägt die Tür hinter ihm zu – schrecklich laut, wie Josef empfindet. Es gibt kein Entkommen mehr.

Aufgefliegen

In Zelle 961 herrscht Totenstille. César genießt seinen Auftritt. Langsam durchmisst er den Raum und schließt als Erstes etwas in seinen Spind. Ein drohender Blick in Almir's Richtung genügt, um diesen daran zu erinnern, es nicht zu wagen, sich eine Zigarette anzuzünden.

„Hallo César, schön, dass Sie zurück sind. Das ist Josef van Woerden, der Neue“, sagt Otto mit brüchiger Stimme und versucht, die Lage zu deeskalieren.

„Hmm, Josef“, murmelt César und macht einen Schritt auf Josef zu. Dann packt er ihn mit seiner Pranke im Gesicht und zieht ihn gnadenlos zu sich heran. Josef spürt, wie seine Angst in blinde Aggressivität umschlägt. Er kratzt sich in Césars Hand und versucht, sich mit Gewalt zu befreien, doch der Koloss rührt sich nicht.

„Er heiße nicht Josef, sondern Scho-e!“, ruft Almir plötzlich dazwischen, seine Chance witternd.

Josef wird vor Entsetzen schwarz vor Augen und eine unbändige Wut auf den Verräter Almir kocht in ihm hoch. Otto tritt entschlossen Richtung Tür, bereit, den Alarm zu drücken. Almir überlegt kurz, ihn aufzuhalten, um sich bei César einzuschleimen. Doch dann geschieht das Unmögliche.

„Dein Name ist Scho-e? Also, Joé von Joseph?“

„Ja“, antwortet Josef mit erstickter Stimme.

« Tu parles français ? Es-tu français ? »⁸

« Oui », antwortet Josef, unsicher, worauf César hinauswill. Doch er bleibt nicht lange im Unklaren. César lockert seinen Griff und fragt ihn auf Französisch weiter, woher aus Frankreich er komme. Josef zögert kurz. Er will Lorr nicht erwähnen und sagt deshalb, er komme aus der Gegend von Le Chevalis.

« Le Chevalis ? Mais non ! », ruft César begeistert.

Darauf lässt er Josef sofort los und erklärt, dass er César Gauthier heißt und seine Großmutter dort den Blumenladen „Gauthier Fleurs“ führte. Josef ist fassungslos – tatsächlich kennt er die resolute alte Dame. Als er das ausspricht, ist César außer sich vor Freude. Er umarmt Josef herzlich, küsst ihn auf beide Wangen; glücklich einen Landsmann, einen „Bru-

der“, gefunden zu haben. Daraufhin fangen sie ein Gespräch an über die Erinnerungen an Le Chevalis. Almir zieht sich fassungslos und nervös auf sein Bett zurück, setzt die Kopfhörer auf und lässt die Finger von seinen Zigaretten. César duldet keinen Qualm. Almir ärgert sich maßlos, dass ausgerechnet sein Verrat die Verbrüderung ausgelöst hat.

Otto, der gut Französisch versteht, klinkt sich vorsichtig in das Gespräch ein. Da Josef ihn als großartigen Kerl vorstellt, wird er in die Runde aufgenommen. Almir stellt mit Unbehagen fest, dass die drei plötzlich eine Einheit bilden. Ausgegrenzt versucht er, die neue Situation zu ignorieren. Er hofft, dass Josef ihm den „Zufallstreffer“ positiv anrechnet.

Der Nachtwächter schaut während seiner Runde – von seinen Kollegen gewarnt, dass César zurück ist – mit gerunzelter Stirn in Zelle 961. Er muss zweimal hinsehen, bevor er seinen Augen trauen kann. Er sieht César, der gut gelaunt mit Josef und Otto plaudert. Keine Spur von Gewalt. Ungläubig schüttelt er den Kopf. Zwei Stunden nach dem Einschluss öffnet er den Spion erneut. Im Schein der Tischlampe reden und lachen die drei noch immer. Am nächsten Morgen übergibt der Nachtbeamte seinen fassungslosen Kollegen den Bericht: Josef, César und Otto hätten bis zwei Uhr morgens eine angeregte Unterhaltung auf Französisch geführt.

„Keine Spur von Gewalt, die waren richtig gut gelaunt. Also habe ich sie gewähren lassen“, berichtet er bei der Dienstübergabe.

Die Kollegen sind erleichtert. César galt immer als unberechenbarer Problemfall. Dass Josef einen Zugang zu ihm gefunden hat, entspannt die Lage in der ganzen Anstalt. Josef genießt damit gleich zu Beginn einen Sonderstatus. Niemand legt sich mit ihm an, denn César agiert als sein „großer Bruder“ und Beschützer. Von da an geht es für Josef aufwärts. Seine Intelligenz und seine Disziplin öffnen ihm Türen – im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Jahr später erhält er die Genehmigung für sein Fernstudium und die Doktorarbeit in Wirtschaftswissenschaften. Die Leitung der JVA erkennt sein Potenzial und setzt ihn als Bildungsberater und Nachhilfelehrer ein. Unter Aufsicht wird er von Block zu Block geführt. Er lernt das Elend vieler Insassen kennen und beginnt, im Rahmen des Vollzugsplans nach Wegen zu suchen, um zu helfen. Sein Ruf bei den Bediensteten wächst. Er durchbricht die unsichtbare Mauer zwischen Wärtern und Gefangenen. Als bekannt wird, dass Josef ein Experte für Investments ist, suchen erste Beamte seinen Rat für ihre private Altersvor-

sorge. Davon erfährt auch Anstaltsleiter Werner Lenz. Josefs fundierte Analysen wecken sein Interesse. Er bittet ihn zu diskreten Gesprächen in sein Büro. Dank Josefs Ratschlägen wächst Lenz' privates Vermögen. Auf diese Weise vergehen zwei Jahre, in denen Josef zum heimlichen Berater der gesamten Anstalt aufsteigt. Herr Lenz nutzt Josefs Kenntnisse, um die Betriebskosten der JVA sowie die Ausgaben für die Gefangenenverpflegung und Bewirtschaftung massiv zu senken. Er ist von Josefs Fähigkeiten begeistert. Seine Entwürfe sparen nicht nur Kosten, sondern führen zu einer spürbaren Qualitätsverbesserung in der gesamten Einrichtung. Beeindruckt von dieser Effizienz überträgt Herr Lenz ihm informell die Prozesssteuerung. Josef koordiniert im Hintergrund die Logistik und das Ressourcenmanagement, bis die neuen Strukturen stabil stehen. Er fungiert faktisch als der strategische Kopf hinter den Kulissen, während Lenz die offiziellen Stempel setzt.

In der Zwischenzeit bildet sich eine enge Freundschaft zwischen Josef und César. Dass César nicht mehr so oft auspackt (Gewalt), und seine Sicherungen seltener durchbrennen, schreibt die Anstalt Josefs Einfluss zu. Josef hat ihn sogar dazu gebracht, erneut die Schulbank zu drücken und den Abschluss nachzuholen. Während sie beim Hofgang über Büchern brüten, zeigt César ihm im Gegenzug, wie man da draußen auf der Platte überlebt und wie man sich gerademacht, wenn es knallt. Josef revanchiert sich mit Lektionen über die Psychologie der Macht. Er bringt ihm bei was es braucht, um ganz oben mitzumischen und wie man oben bleibt – ohne Gewalt anzuwenden. Und noch etwas geschieht. Da Josef wöchentlich den Gottesdienst im Gefängnis besucht und seinen Glauben an Jesus ernst nimmt, führt er viele seiner Mitgefangenen zu einer Beziehung mit Christus. Auch Otto vertraut sein Leben Jesus an, bevor er wenige Wochen später aufgrund guter Führung auf Bewährung entlassen wird. César, der seinen gewalttätigen Lebensstil nicht aufgeben will, respektiert Josefs Hingabe an Christus, möchte sich selbst aber nicht Gottes Gnade unterwerfen. Es bewegt den Riesen allerdings, als er zum ersten Mal begreift, was vor zweitausend Jahren wirklich geschehen ist. Als Josef César aufzeigt, dass Jesus die Macht gehabt hätte, seinen Tod zu verhindern – was er kurz vor seiner Verhaftung eindrücklich demonstrierte – zeigt César zum ersten Mal echtes Interesse.

„Du siehst, es steht geschrieben, dass Christus bei seiner Gefangennahme Gebrauch macht von seiner Allmacht⁹“, beginnt Josef zu erklären. „Jesus war gegen Ende seiner Zeit, wie ein Megastar, stets von Hunderten bis Tausenden von Jüngern, Fans und Hilfesuchenden umgeben. Das machte eine Verhaftung nahezu unmöglich. Deshalb brauchten seine Feinde einen Verräter aus dem innersten Kreis, der ihnen einen günstigen Ort und Zeitpunkt für den Zugriff verraten würde. Als sich die vielen Soldaten und bewaffneten Männer aufmachten, um Christus und seine engsten Verbündeten zu verhaften und sich gegen seine vielen Anhänger zu wehren, von denen jeder erwartete, dass sie ihn verteidigen würden, nutzte Christus seine Macht, um die Situation unter seine Kontrolle zu bringen. Er sorgte dafür, dass sich alle Soldaten – diese kampfgeprobten Krieger und entschlossenen Männer, die den Befehl hatten, ihn zu verhaften – vor ihm niederwarfen. Kannst du dir den Schrecken ausmalen, der die Soldaten überkam, als sie sich, durch eine unsichtbare Macht ergriffen, plötzlich mit dem Gesicht im Staub wiederfanden? Dann befahl Christus ihnen, seine Jünger gehen zu lassen. Stell dir das vor! Er, der „gesuchte Verbrecher“ aus Sicht der Obrigkeit, befahl den Soldaten, und sie gehorchten ihm. Sie waren froh, dass wenigstens er selbst keinen weiteren Widerstand leistete. Verstehst du? Das ist wahre Macht! Keinen Widerstand zu leisten, obwohl man könnte und darüber hinaus alle Demütigungen zu ertragen, ohne sich zu wehren. Überleg mal: Almir und Mustafa würden dich schlagen, beleidigen und versuchen, dich zu töten, und du würdest dich nicht wehren!“, beendet Josef seinen Satz und lächelt bei dem Gedanken an die Gefühle, die dieses Bild bei seinem Freund hervorrufen musste.

„Das können sie nicht tun! Dazu wären sie nicht fähig!“, ruft César sofort aus, völlig außer sich bei dem bloßen Gedanken daran.

„Wenn du dich wehren würdest, könnten sie nichts tun. Genau wie bei Christus. Sie hätten ihn niemals verhaften können, wenn er es nicht zugelassen hätte. Und wenn du dich auch nicht wehrst, dann ...“

„Nein! Allein der Gedanke ...! Ich ...!“ sind die letzten Worte, die César über die Lippen kommen. Er kann nicht weiterreden. Sein Gesicht wird fleckig rot. Die Adern an seinen Schläfen schwellen an. Seine riesigen Muskeln blähen sich bedrohlich auf und seine vernarbten Hände ballen sich zu eisernen Fäusten.

„Das würde all deine Kraft und Selbstbeherrschung erfordern, nicht wahr?“, sagt Josef ernst und beobachtet seinen Freund aufmerksam. Er fährt fort: „Verstehst du? Das ist nichts für Schwächlinge. Tatsächlich würde dies weit mehr Kraft von dir fordern, als wenn du dich wehren würdest.“

Josef ahnt, was gerade in seinem Freund vorgeht. Er beobachtet, wie sich Césars massive Brust deutlich hebt und senkt. César schüttelt wiederholt den Kopf, seine Lippen bewegen sich lautlos. Er kämpft mit sich. Allein der Gedanke daran, es jemandem zu erlauben, ihn zu beleidigen oder zu schlagen, ohne sich zu wehren, ist undenkbar! Das übersteigt seine Kräfte bei Weitem. Ist er vielleicht doch nicht so stark, wie er dachte? Josef glaubt, die Gedanken seines Freundes zu erraten, und nickt verständnisvoll. César schüttelt erneut den Kopf. Josef liest weiter über den Prozess, wie er im Johannesevangelium beschrieben wird. Als Josef zu der Stelle kommt, an der einer der Knechte am Gericht, Jesus ins Gesicht schlägt, regt César sich erneut auf.

„Dieser Bastard! Dem hätte ich eine runtergehauen, davon hätte er sich nie mehr erholt“, schimpft César.

„Er wusste ja nicht, was er tat“, sagt Josef.

„Der wusste schon, was er tat, dieser Mistker!“ , entgegnet César. „Jesus hat nichts Unrechtes getan. Was der kleine Bastard getan hat, war völlig daneben! Der wollte sich sicher nur bei den Chefs einschleimen, dieser Wurm.“

„Gut möglich, aber er wusste ja tatsächlich nicht, wen er da schlug“, sagt Josef.

„Das ist krass. Stell dir vor, du würdest einem heiligen Mann ins Gesicht spucken – oder Gott selbst schlagen! Denselben Gott, dem du nach deinem Tod gegenüberstehen wirst“, antwortet César nachdenklich.

„Ja, genau!“, antwortet Josef überrascht. Er hatte nicht erwartet, dass César dieses Ereignis noch tiefer erfasst als er selbst. Er fährt fort: „Deshalb ist es so schlimm, wenn wir unsere Fäuste zu schnell einsetzen. Dieser Amtsdieners war offensichtlich auch schnell mit seinen Fäusten, aber langsam mit seinem Kopf. Wenn man schnell mit den Fäusten ist, trifft man nicht nur die Schuldigen, sondern gelegentlich auch die Unschuldigen. Das weißt du doch, oder?“

„Verdammt, ja“, antwortet César und spürt, wie es sein Herz durchbohrt und unschöne Erinnerungen an verdrängte Ereignisse aus seiner von Gewalt geprägten Vergangenheit weckt. „Aber was bedeutet schon unschuldig?“, gibt César zu bedenken und versucht, sich zu rechtfertigen und sein blutendes Gewissen zu beruhigen.

„Genau!“, antwortet Josef. „Aus der Sicht dieses Angestellten hatte Christus den Schlag absolut verdient – so viel ist sicher. Aber rechtfertigt seine Unwissenheit seine Handlung?“

„Nein – leider nicht“, antwortet César mehr zu sich selbst als zu Josef.

Mehrere Wochen ringt César mit diesen Gedanken. Er beginnt, die Bibel zu lesen, und stellt Josef viele Fragen dazu. Josef gibt sein Bestes, um ihm zu antworten, und César lässt sich zunehmend von den Worten der Weisheit beeinflussen. Es ist, als würde alles, was er in seinem Kopf und in seinem Herzen trägt, plötzlich erhellt, gereinigt und mit tiefem, unwiderruflichem Sinn erfüllt werden. Doch auch die Dunkelheit in seinem Herzen wird dadurch offenbart. Er weiß nicht, wie er dazu stehen soll. Also versucht er, einen Ausweg zu finden, indem er die Glaubwürdigkeit der Bibel infrage stellt.

„Wie kann ich dem glauben, was in diesem steinalten Buch geschrieben steht, voll mit Geschichten, die tausende Jahre zurückliegen und wer weiß wie verfälscht wurden? Und noch wichtiger: Warum sollte irgendetwas davon heute noch Gültigkeit haben?“, fragt er seinen Freund eines Tages herausfordernd.

„Das ist nicht so schwierig, wie es scheint“, antwortet Josef. „Ein hunderte Jahre alter Zeitungsartikel, der zum Beispiel von der Hungersnot in jener Zeit berichtet, verliert ja nicht plötzlich aufgrund seines Alters seine Glaubwürdigkeit. Schon gar nicht, wenn die Verfasser dafür bekannt waren, sich genau an die Fakten zu halten. Die jüdischen Geschichtsschreiber sind, was glaubwürdige Geschichtsschreibung betrifft, in der ganzen antiken Welt unübertroffen. Ich kann dir gerne ausführlich antworten, doch die Kurzversion lautet, dass Christus heute immer noch derselbe ist. Er ist Gott und das Wichtigste ist, dass er nicht im Grab geblieben ist, sondern auferstanden ist und also jetzt lebt. Das bedeutet, du kannst ihn selbst kennenlernen und auch direkt selbst fragen.“

Verdutzt ob der Unmittelbarkeit dieser Antwort hebt César die Augenbrauen, während Josef fortfährt.

„Gott hat sein eigenes Wort und was über die Jahrtausende damit geschah, selbst überwacht, ebenso wie die Übersetzungen seines Wortes. Das war ihm immer besonders wichtig, denn er ist ja selbst das lebendige Wort Gottes, wie geschrieben steht. Spätestens seit Pfingsten wissen wir außerdem, dass es Gott von Anfang an darum ging, sein Wort für alle verständlich zu übersetzen. Darüber hinaus kann man ihn, wie gesagt, auch heute noch persönlich kennenlernen. Und weil er sich nie ändert – ebenso wenig wie seine Ansichten – können wir seinem Wort vertrauen und dieselben Erfahrungen machen wie schon seine Jünger vor über zweitausend Jahren. Wenn du das verstehst und dann die Bibel liest, wirst du plötzlich keine alte Lehre mehr entdecken, sondern eine konkrete Person – und zwar eine Person, die du nun selbst kennst“, schließt Josef.

César sieht seinen Freund einen Moment lang seltsam an. Er mustert sein Gesicht, um zu sehen, ob er wirklich ernst meint, was er da sagt.

„Wenn ich dich nicht so gut kennen würde und nicht wüsste, dass du außergewöhnlich intelligent und grundehrlich bist, ich würde dich für verrückt erklären und es dabei belassen“, antwortet César nach kurzem Nachdenken.

„Aber“, entgegnet Josef, „du musst doch zugeben – selbst, wenn du mein eigenes Lebenszeugnis außer Acht lässt –, dass, wenn die Bibel tatsächlich Gottes Wort und somit wahr ist, es doch gar nicht anders sein kann, als dass derselbe Gott sich auch heute noch jedem einzelnen von uns offenbart. Da außerdem bekannt ist, dass er sich nicht ändert, wie er selbst sagt, begegnen wir folglich derselben Person, demselben Christus, wie schon die Jünger damals – was ich bezeugen kann.“

„Du und deine hochphilosophischen Ansichten! Ich weiß, dass du eigentlich kein arroganter Arsch bist. Aber manchmal habe ich das Gefühl, dass du mich veräppeln willst, wenn du mir solche Antworten gibst“, sagt César.

Josef entschuldigt sich sofort.

„Es tut mir leid. Offensichtlich bin ich nicht so gut darin, Fragen zu beantworten, wie ich gerne wäre“, sagt Josef, runzelt die Stirn und fragt sich, warum César sich angegriffen fühlt und wie er es besser erklären

könnte. Er dachte, seine Antwort sei klar und leicht verständlich gewesen. Warum konnte er seinem Freund das nicht vermitteln? Aber es hatte wohl keinen Sinn, darüber nachzudenken. Offensichtlich ist er einfach nicht gut darin, solche Dinge zu erklären, beschließt Josef entmutigt.

„Komm schon, du hast doch Psychologie im Nebenfach gehabt. Du weißt also ganz genau: Nur weil man sich etwas hart einredet, ist es noch lange nicht die Realität“, versucht César erneut, sich gegen die beunruhigende Unmittelbarkeit dieser Christusfigur zu wehren.

„Ja, in der Tat. Der psychologische Aspekt hat mich auch jahrelang schwer beschäftigt. Es ist erschreckend, zu welchen Fehlschlüssen Herz und Verstand fähig sind. Wir wollen uns selbst so sehr glauben und vertrauen, dass wir nicht sehen können, was vor Augen ist. Daher ist es so wichtig, nicht von sich selbst, sondern von Gott auszugehen und ihn machen zu lassen“, antwortet Josef.

„Wie meinst du das?“, fragt César verblüfft.

„Lass einfach Gott wirken und versuche nicht, selbst etwas herbeizuführen“, erwidert Josef. „Außerdem möchte ich einwenden, dass trotz allem nicht jeder Mensch gleichermaßen fähig ist, sich selbst etwas vorzumachen, um dann auch noch unter allen Umständen an diesen eigenen Ideen festzuhalten. So wird schließlich auch nicht jede unfruchtbare Frau, die sich über alles Kinder wünscht, darum scheinchwanger. Das sind Ausnahmen. Meiner persönlichen Erfahrung nach wirst du mit Gott sehr viel erleben, von dem du mit Gewissheit wissen wirst, dass du es dir niemals selbst ausgedacht, geschweige denn gewünscht oder geglaubt hast. Tatsächlich wird er dein Leben und deine kulturellen Überzeugungen mehrfach auf den Kopf stellen. Du wirst bald bemerken, dass es wahr ist, was in der Bibel steht, sobald du Gott über dein Leben und deine eigenen Ideen stellst. Wie gesagt, Jesus lebt, und darum kannst du ihn persönlich kennenlernen, wenn du willst.“

„Na, wir werden sehen“, sagt César und möchte das Gespräch für dieses Mal beenden. „Also darüber muss ich erst nachdenken. Mit dir zu diskutieren, bringt eh nichts. Aber nur weil du gut reden kannst, hast du noch lange nicht immer recht.“, fügt er hinzu und hofft, das Thema damit abzuschließen.

„Da hast du allerdings recht“, stimmt ihm Josef mit allem Ernst zu. „Daher verstehst du jetzt vielleicht auch, was ich immer sage: In der The-

orie ist alles möglich und alles lässt sich irgendwie plausibel erklären oder widerlegen. Darum ist es unerlässlich, die Ebene der Theorie zu verlassen und in die Realität einzutauchen. Ein theoretisch existierender Gott wird dir ohnehin nichts nützen. Wenn du wirklich wissen willst, was Sache ist, bleibt dir nichts anderes übrig, als einen Schritt auf den Gott der Bibel zuzugehen und ihn in dein Leben einzulassen. Keine Sorge, wenn er nicht existiert, wie du vermutest, dann wird auch nichts geschehen.“

„Tja, aber was, wenn er existiert?“, antwortet César. „Das bereitet mir fast mehr Sorgen. Jedenfalls ist es ein radikaler Schritt, Gott in sein Leben zu lassen, um herauszufinden, ob es ihn wirklich gibt oder vielleicht eben doch nicht. Hinterher gäbe es kein Zurück mehr“, fügt er hinzu. Es ist offensichtlich, dass ihm der Gedanke nicht behagt, so direkt mit der möglichen Wahrheit konfrontiert zu werden. Angenehmer erscheint es ihm, sich eine Hintertür offenzulassen. Doch wenn es diesen Gott tatsächlich gibt, wäre der Versuch, ihm auszuweichen, gewiss unklug. César kämpft mit seinen Gefühlen und beschließt, alles erst mal zu verdrängen.

Nachdem Otto entlassen wird, kommt mit Attila Nagy ein neuer Häftling in Zelle 961. Almir freut sich, den Ungarn aus der Vojvodina bei sich zu haben, mit dem er sich auf Serbisch unterhalten kann. Josef bemüht sich um guten Kontakt und beschließt, Serbisch und Ungarisch von ihnen zu lernen. Dank seiner Begabung als Hyperpolyglott beherrscht er die Sprachen schon nach kurzer Zeit fließend, ebenso wie Türkisch. Da viele Inhaftierte Türkisch sprechen, eröffnen sich ihm weitere Wege zu helfen.

Nach seiner Promotion in Wirtschaftswissenschaften zieht es ihn zur Theologie; er belegt erste Seminare und vertieft sich parallel in die hebräische und arabische Sprache. Damit beherrscht er bald fünfzehn Sprachen – von Mandarin bis Russisch

„Wo er hinkommt, verbreitet er Ruhe“, bemerken die Beamten. Die Türken im Haus nennen ihn „Al-Wasit“, den Vermittler. Ein weiterer Spitzname, der sich durchsetzt, ist „Mönch“, da er scheinbar mehr in seinem Geist als in seinem Körper lebt. Die Verwaltung setzt ihn regelmäßig als Sprachmittler für den medizinischen und psychologischen Dienst ein. Dank ihm erlebt die JVA ihre friedlichste Zeit.

Doch seine Popularität zieht auch Neider an. Einige Beamte recherchieren gründlich zu seiner Herkunft. Josef fleht Gott an, sein Ge-

heimnis zu bewahren, doch im vierten Jahr seiner Haft fliegt er auf. Die Anstaltsleitung beruft daraufhin sofort eine außerordentliche Dienstbesprechung ein. Direktor Lenz, dessen eigene Karriere am seidenen Faden hängt, legt die ursprünglichen Haftgründe offen. Nach dreistündiger Sitzung ist sich die Mehrheit einig: Josef hat sich bewährt. Viele Beamten sind überzeugt, dass er das Opfer eines Justizirrtums ist. Daraufhin erhält Josef die Gelegenheit zur Stellungnahme und überzeugt fast die gesamte Belegschaft. Nur vier Beamte fordern hartnäckig den Entzug aller Privilegien. Doch aufgrund seiner vielen Verdienste wird auf Konsequenzen verzichtet.

Die Befreiung, die Josef empfindet, ist unbeschreiblich. Er darf die Gefängniskapelle zur stillen Einkehr aufsuchen. Doch seine vier Widersacher geben nicht so leicht auf. Er hat ihre Machtstrukturen durchbrochen und der Stillung ihrer narzisstischen Bedürfnisse ein Ende bereitet. Das werden sie ihm niemals verzeihen.

„Sein Wort zählt mehr als unseres!“, wettern sie und weil es stimmt, vergiften sie die Stimmung der Unentschlossenen.

Josef registriert die Gefahr sofort. Er denkt an das Gleichnis des Sauerteiges, der den ganzen Teig durchsäuert. Dieser Fluch scheint ihn zu verfolgen. Erleichtert erinnert er sich jedoch daran, dass er César schon vor drei Jahren die Wahrheit gestanden hat. Auf ihn ist Verlass. Wenn er heute daran denkt, wie sehr er sich anfangs vor ihm gefürchtet hat! Er schmunzelt über die spezielle Gnade, dass Gott ihn zu diesem „Monster“ gesperrt hat.

„Engel gibt es eben in allen Größen und Formen.“

César ist sein Schutzengel, extra von Gott bestellt, um ihn zu bewachen. Was für ein unbeschreiblicher Segen! Solange César an seiner Seite ist, kann Josef kaum etwas geschehen. César wurde zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt, und das zwei Jahre vor Josef. Daher wird er bis zu seiner Entlassung an seiner Seite bleiben können, sofern keiner von beiden verlegt wird, was unwahrscheinlich ist, da Josef der einzige ist, der César besänftigen kann. Immer wieder muss Josef Gott dafür danken. Wie sehr kann etwas, das wie ein Fluch scheint, in Wahrheit ein Segen sein, und wie sehr kann etwas, das wie Segen aussieht, in Wahrheit ein Fluch sein?

Währenddessen versäumen es die vier Beamten, die Josef feindlich gesinnt sind, nicht, auch alle Gefangenen über Josefs wahren Einweisungsgrund in Kenntnis zu setzen. Josef erhält daraufhin die Gelegenheit, sich auch seinen Mithäftlingen gegenüber zu rechtfertigen. Trotzdem dringt das Gift der üblen Nachrede in einige Herzen. Besonders jene Gefangenen, die Josef seinen Erfolg missgönnen und die Tatsache, dass er mit den meisten Gefängniswärtern befreundet ist, glauben nur allzu gerne alles Negative, was über ihn verbreitet wird. Das trifft Josefs Herz schwer. Ständig ist etwas Böses um seine Person am Werk. Wo er auch hinkommt, lässt es nicht von ihm ab. Es hängt ihm wie eine unsichtbare Bleikugel am Bein, die er nicht abstreifen kann.

Ein Besuch ändert alles

Josef ist froh, nicht mehr mit der erzwungenen Fassade leben zu müssen, dennoch bleibt sein Herz schwer. Die Stagnation hinter Gittern ist unerträglich. Während er sich in den ersten Tagen noch über das Gefühl der Erleichterung freuen konnte, darüber dass die meisten hinter ihm stehen, holt ihn auch schon wieder die Routine ein. Es ist seltsam, aber die Sorge um seinen wahren Haftgrund hatte ihm eine Art Aufgabe gegeben. Jetzt, da sie weggefallen ist, fühlt sich die Monotonie der Gefängnistage noch entsetzlicher an. Es ist, als wäre an der Stelle, an der sein Geheimnis war, nun ein weiteres riesiges Loch in seiner Seele, das ihn verschlingen will. Mitten in diese innere Verlorenheit kündigt sich plötzlich ein Besuch an.

In all den Jahren hat niemand Josef je besucht. Doch er ist selbst schuld daran. Nachdem er ins Gefängnis gekommen war, brach er zu allen den Kontakt ab, sogar zu seinem besten Freund Walter. Die Demütigung über seinen Absturz saß so tief, dass er nicht einmal die einzige Person sehen wollte, die ihm noch geblieben war. Als er nach einigen Monaten seine Scham und seinen Stolz so weit überwunden hatte, dass er bereit war, Walter zu schreiben, wusste er nicht, wie er nach so langer Zeit wieder Kontakt aufnehmen sollte. Immer wieder begann er einen Brief an Walter, warf aber jeden Entwurf in den Papierkorb. All seine Intelligenz konnte ihm nicht dabei helfen, Sätze zu formulieren, für die es einfach keine richtigen Worte gab. Als Josef sich vor einem Jahr endlich dazu durchrang, Walter zu schreiben, um sich offiziell dafür zu entschuldigen, dass er den Kontakt abgebrochen und ihn zweifellos enttäuscht hatte, erhielt er keine Antwort. Josef unternahm daraufhin einen weiteren Versuch und schickte Walter zwei Nachrichten: eine per Postkarte und eine per E-Mail. Aber auch darauf erhielt er keine Antwort. Die offensichtliche Ablehnung schmerzte ihn zutiefst, obwohl er wusste, dass man ein so schreckliches Verbrechen kaum vergeben konnte. Und warum sollte Walter ihm nach all der Zeit noch glauben, dass er unschuldig war?

„Wenn selbst Walter mir nicht vergeben kann, dann kann es niemand“, denkt Josef düster. „Wenn ich aus dem Gefängnis komme, werde ich ihn besuchen. Ich werde alles tun, um mich bei ihm zu entschuldigen

und mit ihm zu versöhnen. Das hat er verdient. Und ich werde mich auch bei Helena und Elios entschuldigen, egal, was es mich kostet. Selbst wenn sie mich verfluchen, werde ich alles in meiner Macht Stehende tun, um für meine Fehler geradezustehen. Sie haben mir viel Gutes getan, und Elios hat mir viele Türen geöffnet. Ich bin es ihnen und mir selbst schuldig, einen sauberen Schlussstrich zu ziehen, wenn ich jemals wieder ein normales Leben führen will“, sagt Josef zu sich selbst.

Nur wenn er an Cassandra denkt, spürt er erneut, wie der Hass in ihm aufsteigt – fast genauso wie gegenüber seinen Brüdern. Um sein Gewissen zu beruhigen, erinnert er sich daran, dass er allen bereits einmal Vergebung ausgesprochen hat. Er ist überzeugt, dass nicht einmal Gott mehr von ihm verlangen konnte. Während seiner Jahre im Gefängnis denkt Joé immer wieder über die Ereignisse jener schicksalhaften Nacht in Eden nach. Er seziert die sogenannten „Beweise“, aufgrund derer er zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde und kommt zu dem Schluss, dass kaum jemand anderes als Cassandra dafür verantwortlich sein kann. An die Details möchte er dabei nicht denken. Während seines Prozesses hat sie ihn mit so viel Boshaftigkeit und Lügen diffamiert, dass er seine Wut einfach nicht loslassen kann – und auch nicht will. Diese Wut ist ihm wie ein dunkler Anker in seiner Seele. Auf der anderen Seite ist da seine Familie, zu der er ebenfalls keinen Kontakt aufnehmen kann. So bleibt er allein, denn es gibt niemanden, der außerhalb dieser Mauern auf ihn wartet.

An einem regnerischen Januarnachmittag unterrichtet Josef gerade zwei Mitgefangene, die ihren Schulabschluss nachholen, als ein Wärter an ihn herantritt und sagt: er habe Besuch. Josef kann sich nicht vorstellen, wer ihn nach all den Jahren sehen will. Sofort beschleicht ihn ein ungutes Gefühl. Das kann eigentlich nur etwas Negatives bedeuten, quälen ihn nervöse Gedanken. Als er den Besuchsbereich betritt und sich umsieht, entdeckt er plötzlich Walter Block. Josef spürt, wie ihm die Röte der Scham in die Wangen steigt. Warum ist Walter gekommen? Eine Flut von Gefühlen droht ihn zu überwältigen. Nach fünf Jahren ist es der erste Besuch – und ausgerechnet sein Freund Walter. Hat er sich entschlossen, ihm zu verzeihen? Gibt er ihm noch eine Chance? Josef wünscht es sich von Herzen. Walter hat Josef noch nicht bemerkt und spielt geistesabwesend mit seinem Handy. Wie oft hat Josef sich in den letzten Jahren diesen Moment herbeigesehnt! Doch jetzt, wo es so weit ist, schwindet ihm

der Mut. Unentschlossen steht er im Türrahmen des hell gestalteten Besucherraums, der mit seinen kleinen Tischen und der Spielecke für Kinder fast wie eine gewöhnliche Cafeteria wirkt. Es ist das erste Mal, dass er einen Grund hat, ihn zu betreten. Die Trauer darüber, dass er außerhalb des Gefängnisses niemanden hat, der sich für ihn interessiert, hat in den letzten Jahren an seinem Herzen genagt. Sein ehemaliger Zellengenosse Otto hatte ihm zwar versprochen, ihn zu besuchen, doch dann hatte seine Frau ihn überredet, mit ihr nach Sylt zu ziehen, weit weg von allen Bekannten. Das hatte er nach seiner Entlassung auch getan. So blieb Josef ohne Besuche – bis zu diesem Tag.

Immer noch unsicher steht Josef im Türrahmen. Da hebt Walter den Kopf, sieht sich um und entdeckt ihn. Josefs Herz schlägt schneller. Bei Josefs Anblick strahlt Walter sofort über sein ganzes rundes Gesicht. Mit neuem Mut erfüllt, geht er schnell auf seinen Freund zu. Die Sicherheitsbeamten beobachten die Szene im Hintergrund. Am liebsten würde Josef ihm gleich um den Hals fallen, doch er traut sich nicht. Da kommt Walter ihm zuvor, umarmt ihn herzlich und hält ihn lange fest. Das ist zu viel für Josef, und er kämpft mit aller Kraft gegen die Tränen an. Als er ihn endlich loslässt, blickt er in tränenfeuchte Augen und heiß gerötete Wangen. Walter bietet ihm einen Stuhl an, als wären sie bei ihm zu Hause. Dabei wendet er keine Sekunde seinen Blick von Josef, den er so lange vermisst hat. Josefs linken Arm nicht lassend, setzt sich Walter gleich übers Eck vom Tisch auf den nächsten Stuhl.

„Joe! Was habe ich dich vermisst! Warum hast du mir nie geschrieben?“

Walter sieht, wie Josefs Augen wieder feucht werden. Seine Augenbrauen ziehen sich fragend hoch und er öffnet zweimal den Mund, aber es kommt kein Ton heraus.

„Joe, ich verstehe, dass du wahrscheinlich keine Worte gefunden hast, um mir zu schreiben. Ich weiß nicht, was du in den letzten Jahren durchgemacht hast, aber ich hätte mich über jedes Lebenszeichen von dir riesig gefreut. Du solltest wissen, dass du mir immer alles erzählen kannst. Ich stehe zu dir, egal, was passiert ist, was du getan hast oder jemals tun wirst.“

„Aber“, bringt Josef schließlich mit heiserer Stimme hervor. Er muss sich räuspern, um weiter klar sprechen zu können. „Ich habe dir

vor einem Jahr geschrieben, dreimal sogar.“ Josef schluckt erneut, rollt mit den Augen zur Seite und blinzelt, um zu verhindern, dass Tränen über seine Wangen laufen.

„Vor einem Jahr?“ Walter schüttelt traurig den Kopf. „Dann ist es meine Schuld, mein lieber Junge. Es tut mir so leid. In den letzten fünf Jahren bin ich zweimal umgezogen. Das erste Mal bin ich für knapp ein Jahr nach Köln gezogen. Damals habe ich zweimal dafür bezahlt, dass sie mir meine Post nachsenden. Als ich dann nach Frankfurt gezogen bin, wollte ich den Service um ein weiteres Mal verlängern, aber mir wurde gesagt, dass das nicht geht. Ich schätze, Ähnliches gilt für unsere E-Mail-Konten. Ich hatte mein Konto über das Waisenhaus, das wurde gelöscht, als ich weggezogen bin. Ich habe dir eine Nachricht mit meiner neuen Adresse geschickt, aber die Gallachers müssen dein E-Mail-Konto ebenfalls gelöscht haben. Josef nickt schweigend. „Wenn ich jetzt daran denke, dass ich so kurz davor war, endlich eine Nachricht von dir zu erhalten ...“

Bei diesen letzten Worten fährt sich Walter in einer emotionalen Geste durch sein dünnes Haar. Dann fährt er fort und tätschelt Josef väterlich die Hand.

„Ich bin nach Köln gezogen und habe dort einen neuen Job angenommen, um so näher an Luxemburg und somit auch näher an dir zu sein. Ich dachte, so würde ich mehr über deinen Aufenthaltsort erfahren. Aber niemand konnte oder wollte mir Auskunft geben. Es war, als wärest du vom Erdboden verschwunden. Zu den Gallachers wurde ich auch nie durchgestellt. Zweimal habe ich vor ihrer Villa in Frankfurt gewartet, aber ohne Erfolg. Dann hat mich die Polizei mitgenommen und mir verboten, mich dem Grundstück noch einmal zu nähern. Auch die Polizei schwieg. Trotzdem habe ich nicht aufgegeben. Ich versuchte, so viele Informationen wie möglich über die Gallachers zu sammeln, in der Hoffnung, auf diese Weise vielleicht etwas über dich herauszufinden.

Auf diese Worte hin nimmt Josef Walters Hand und drückt sie fest.

„Das ist ein wahrer Freund“, denkt Josef tief bewegt. „Er hat mich all die Jahre nie aufgegeben!“

Walter, der glücklich ist, dass Josef die Liebe hinter all seinen Bemühungen der letzten Jahre erkennt, fährt fort mit seinem Bericht.

„Zunächst fand ich heraus, dass Helena, die Tochter, in ein Mädcheninternat in der Schweiz gebracht worden war. Von einem Chauffeur,

der damals für die Gallachers arbeitete, erfuhr ich schließlich, dass Helena wegen einer Vergewaltigung in die Schweiz gebracht wurde und der junge Mann, der das getan hatte, dafür ins Gefängnis musste. Ich war mir sicher, dass es da einen Zusammenhang gab. Das Timing passte perfekt. Aber weiter konnte ich nichts herausfinden. Offensichtlich waren die Gallachers nicht mehr in Luxemburg. Deshalb bin ich weitergezogen bis hierher nach Frankfurt und habe angefangen, in einer kirchlichen Einrichtung mit schwierigen Jugendlichen zu arbeiten. Es war keine leichte Zeit. Ich musste viel Kritik von meiner Familie ertragen, da die Kirchenverwaltung mir nur ein sehr geringes Gehalt zahlen konnte. Ich begann mich zu fragen, ob es ein Fehler gewesen war, meinen Job im Waisenhaus Wendepunkt zu kündigen, um dich zu finden. Es schien, als würde ich in allem scheitern. Weder für dich noch für meine Kinder noch für meine Frau war ich noch länger nützlich. Gleichzeitig konnte ich meine wachsenden Sorgen um dich einfach nicht abschütteln. Entmutigt betete ich viel für dich – vielleicht sogar mehr als für meine eigenen Kinder. Es zerriss mich, weil ich nicht wusste, was mit dir geschehen war. Dabei ahnte ich nicht, dass mir ausgerechnet die schlecht bezahlte Arbeit mit den schwierigen Jugendlichen letztlich die entscheidende Tür öffnen würde. Durch diese Arbeit bekam ich nämlich eine Stelle in der Jugendstrafanstalt.“

Josef kann sich gut vorstellen, dass Walter mit verhaltensauffälligen Jugendlichen glänzend zurechtkommt und deshalb schnell befördert wurde. Er weiß, was für ein Segen Walter ist – besonders für junge Menschen, die voller Wut stecken.

„Ich habe mich aus zwei Gründen über diesen Job gefreut“, fährt Walter fort. „Zum einen zahlen sie ein sehr gutes Gehalt. Andererseits bot sich mir die Gelegenheit, mich mit Sozialarbeitern und Polizisten zu vernetzen. Für mich war das ein Zeichen Gottes. Ich war sicher, dass ich durch die Zusammenarbeit mit den Behörden endlich mehr über dich erfahre. Doch selbst für meine Kollegen war es schwer, da deine Akte gesperrt ist. Nicht jeder hat Zugriff darauf. Also betete ich weiter, bis ich vor zwei Tagen den ersten Hinweis erhielt. Ein Kollege erzählte mir, welchen Einfluss ein einzelner Häftling auf eine gesamte JVA haben kann. Ich dachte erst, er meint es als Negativbeispiel. Doch das Gegenteil war der Fall. Er berichtete, wie viel sich verändert hat, seit ein begabter Häftling

neue Strukturen eingeführt hat, die nun sogar als Modellprojekt für andere Gefängnisse diskutiert werden. Bei diesem außergewöhnlichen Talent spitzte ich natürlich die Ohren. Einiges erinnerte mich sofort an dich. Ich fragte ihn, wie ich mehr erfahren könnte. Ohne zu zögern loggte sich der Beamte ins System ein und fand den Häftling ‚Josef‘. Ich beantragte sofort eine Besuchserlaubnis und nun bin ich hier – endlich!“ Mit diesen Worten beugt sich Walter zu Josef hinüber und umarmt ihn glücklich.

Nach diesen überraschenden Enthüllungen und angesichts der Liebe, die er in dem runden, gemütlichen Gesicht sieht, bleibt Josef wortlos sitzen. Er muss die Informationen erst verarbeiten. Die Flut der Dinge, die er erklären möchte, hindert ihn zunächst daran, überhaupt ein Wort herauszubringen.

„Ich ... also es ... es tut mir leid“, ringt er sich endlich durch, die Dinge, die er sagen will, gemessen an ihrer Priorität, nach Anstand und Gewissen zu ordnen. „Ich muss dich sehr enttäuscht haben. Ich habe es verdient, hinter Gitter zu sitzen. Nur ...“.

Josef zögert abermals. Er will nicht den Eindruck erwecken, als wäre er zu feige, zu seiner Schuld zu stehen. Doch dann muss er es endlich loswerden: „Vergewaltigt habe ich Helena nicht! Trotzdem“, fügt er schnell hinzu, „bin ich in gewisser Weise schuldig, denn ich habe zugeesehen. Ich war so betrunken, dass ich nicht begreifen konnte, was geschah. Deshalb habe ich nichts unternommen, um Helena zu helfen. Diese schrecklichen Bilder werde ich in alle Ewigkeit in meinem Kopf herumtragen müssen, zusammen mit der brennenden Scham darüber, dass ich einfach neben ihr eingeschlafen bin, während sie so gequält und erniedrigt wurde.“

Während er spricht, spürt er, wie ihm wieder das Blut der Scham in die Wangen steigt. Walter will ihn unterbrechen und ihm sagen, dass alles gut ist, doch er spürt, dass er seinen Impuls, Josef zu beschwichtigen, unterdrücken muss. Es scheint wichtig zu sein, dass Josef sich alles von der Seele reden kann, indem er die volle Verantwortung übernimmt, ohne dass ihm jemand einredet, er müsse das nicht tun. Also lässt er Josef weiterreden.

„Ich schäme mich so sehr, dass es mir sogar angemessen erscheint, hier hinter Gittern für mein Nicht-Handeln zu büßen. Wenn ich

doch nur mit Helena reden und sie um Vergebung bitten könnte“, sagt Josef und vergräbt seinen Kopf in seinen Händen. „Es wäre mir gleichgültig, was sie mir antworten würde. Selbst wenn sie mich beschimpfen und in die Hölle wünschen würde, könnte ich das verstehen. Aber ich muss mich einfach bei ihr entschuldigen.“

Beschämt senkt er den Blick, schaut dann aber schnell wieder auf. Er möchte nicht den Eindruck erwecken, sich selbst zu bemitleiden.

„Es gibt aber noch einen anderen Aspekt“, fährt Josef fort. „Anscheinend haben sie unwiderlegbare Beweise gefunden, obwohl das unmöglich ist. Entweder hat jemand alles arrangiert, während ich geschlafen habe – dabei will ich mir die Details lieber nicht ausmalen – oder die Berichte wurden gefälscht. In jedem Fall gibt es nur eine Person, die ich kenne, die Motiv, Gelegenheit und genug Einfluss gehabt hätte, um mich so gründlich in die Pfanne zu hauen; und das war Cassandra.“

„Bist du nicht vielleicht etwas voreilig? Ich meine, du hast in den letzten Jahren sicherlich viel Zeit damit verbracht, über jedes Detail nachzudenken, aber solange du keine Beweise hast ...“, versucht Walter, reflexartig die heftigen Anschuldigungen abzuschwächen. Doch Josef antwortet sofort:

„Du warst nicht dabei, als ich vor Gericht stand. Du hättest erleben müssen, mit welchem Einsatz sie mich verleumdet hat! Sie hat mich durch den Dreck gezogen, als wäre ich das größte Schwein, das diese Welt je erlebt hat, und als wäre ich ständig hinter Frauen her. Ausgerechnet ich! Du musst mich nicht so ansehen. Ich habe ihr vergeben, wie es sich gehört. Ich kann dich beruhigen. Doch das bedeutet nicht, dass es nicht immer noch schmerzt und ich mich dumm stellen müsste, als könnte ich mich nicht daran erinnern und nicht zwei und zwei zusammenzählen“, versucht Josef Walter vorzugreifen, ehe dieser ihn an seine heilige Christenpflicht erinnern kann.

Derweil wundert sich Josef, wie schnell die alte Vertrautheit zwischen ihm und Walter wiederhergestellt ist. Es ist, als wäre er immer noch ein kleiner Junge und Walter sein einziger Freund. In kürzester Zeit öffnet er Walter sein Herz, wie er es in den letzten Jahren niemandem mehr geöffnet hat. Doch es fühlt sich gut an. Walter kann er vertrauen. Von seiner wahren Abstammung möchte er ihm allerdings noch nichts erzählen. Er weiß selbst bis heute nicht, was er damit anfangen soll. Er

hat sich entschlossen, die ganze Angelegenheit fürs Erste zu vergessen. Er kann jetzt ohnehin nichts tun. Wenn er an seine Brüder denkt, dreht sich ihm noch immer der Magen um. Dazu kommt, dass er sie nach wie vor fürchten muss. Trotzdem spürt Josef, dass er Walter noch weiter sein Herz öffnen möchte. Etwas in ihm treibt ihn, wie es ein kleines Kind treibt, seinem Vater selbst die schlimmsten Sünden zu beichten, als dürfte es keine Geheimnisse geben, da jedes Geheimnis die ersehnte Nähe und Tiefe verbaut. Mit gerunzelter Stirn sitzt Josef da und schüttelt innerlich den Kopf über sich selbst.

„Nein, unter keinen Umständen werde ich Walter etwas über meine wahre Familie erzählen. Es ist wirklich kindisch, wie ich mich fühle“, ermahnt er sich, vernünftig zu bleiben. Doch nach all den Jahren kann er dem Drang, mit einem liebevollen „Vater“ zu sprechen, nicht widerstehen. Also versucht er, seine starken Gefühle auf etwas anderes zu lenken, und erzählt Walter stattdessen ein anderes Geheimnis.

„Weißt du, es gibt da etwas, das mich immer wieder beschäftigt. Eine schreckliche Wahrheit, der ich mich nicht entziehen kann. In jener Nacht auf der Party wäre ich beinahe zum ersten Mal komplett vom rechten Weg abgekommen. Ich habe jeden noch so unpassenden Scherz mitgemacht. Ich habe mich wie das größte Arschloch benommen. Dazu kamen all die attraktiven Frauen, die mich umschwärmten. Das hat meinem Ego geschmeichelt, und zum ersten Mal habe ich es genossen. Plötzlich wollte ich mehr. Ich wollte Sex mit ihnen haben. Glaub mir, wenn ich nicht vor Aufregung und angesichts des riesigen „Angebots“ überwältigt gewesen wäre, hätte ich es getan. Ich ließ mich von der Gruppe mitreißen und war entschlossen, das zu tun, was ich für Spaß hielt. Es war fast ein Wunder, dass ich so schnell in ein Zimmer geschoben wurde, sodass keine der Frauen mich noch finden konnte. Zusammenfassend: Wenn ich nicht so „grün“ gewesen wäre, dass ich nicht wusste, wie ich vorgehen sollte; wenn wir außer Helena nicht alle so betrunken gewesen wären, dass wir kaum noch unseren Namen sagen konnten; wenn nicht so viele Frauen und Männer zusammen gewesen wären, dass sie sich alle untereinander vermischen konnten, anstatt nach mir zu suchen; wenn Helena nicht den ganzen Abend an mir geklebt hätte, sodass sie nur gemeinsam mit mir in einen Raum geschoben werden konnte; und – ich gebe es nur ungern zu – wenn ich nicht direkt danach ins Gefängnis gekommen wäre, dann wäre

ich heute genauso korrupt und verdorben wie die anderen in Brüssel. Ich würde heute auch nur in meiner eigenen Welt leben, regiert von meinen eigenen Regeln, innerhalb der ‚Brüsseler Bubble‘, diesem ‚Elfenbeinturm‘, weit entfernt von jeglicher Realität – von der aus ironischerweise aber diese Welt regiert wird“, schließt Josef und Walter nickt.

„In diesem Sinne wurdest du sozusagen in letzter Minute ‚gerettet‘ und dieses Gefängnis ist dann fast eine Art ‚göttliche Schutzhaft‘. Wenn man es so nennen kann“, fasst Walter zusammen.

Josef antwortet nicht. Er blickt nachdenklich vor sich hin. Es stimmt: Er war kurz davor, sein Leben für immer zu ruinieren. Dass er nun als „Knacki“ gebrandmarkt ist, ist nichts im Vergleich zu den Abgründen, in die er beinahe gestürzt wäre. Die Bilder, die er gesammelt hätte, die Gottkomplexe, die Versuchungen – all das hätte ihn zu einer Person gemacht, die er niemals sein wollte. Doch dann wäre es zu spät gewesen. Einmal ein Ex-Knacki zu sein, ist eine vergleichsweise marginale Verunstaltung, wie ein Unfall, der Narben im Gesicht hinterlässt. Die andere Version hätte dagegen seine ganze Seele für immer entstellt. Walter kennt nur einen Bruchteil der Wahrheit. Beißend quälen Josef wieder die Gedanken an seine Brüder und seinen Entschluss, sie zu ruinieren. Seine Stimmung wird schlagartig düster.

In diesem Moment kommt ein Beamter durch die Tür, um den Besuch zu beenden. Doch als er sieht, wie vertraut die beiden beisammen sitzen – und angesichts der Tatsache, dass Josef in all den Jahren noch nie Besuch erhalten hat –, hält er inne. Die beiden Kollegen, die im Raum Aufsicht führen, wechseln einen kurzen Blick mit ihm. Der Beamte kehrt wortlos um und lässt sie weiterreden. Er gewährt ihnen eine Besuchszeitverlängerung aus reinem Wohlwollen.

Walter, dem nicht entgangen ist, dass Josef zuletzt sehr in sich gekehrt war, fragt ihn, was ihn bedrückt. Doch Josef weicht geschickt aus, indem er seinen Freund auf eine andere Spur bringt. Er erklärt Walter, dass er kurz davor war, Cassandra dankbar zu sein, weil sie ihn hierher gebracht hat. Mit dieser Feststellung ist Walter zufrieden und sie unterhalten sich darüber. Josef möchte nicht an Cassandra denken, doch sie ist in jedem Fall ein weit unverfänglicheres Thema als seine Familie. Abschließend will Walter wissen, wie es mit den anderen Häftlingen geht. Er war die ganze Zeit über sehr besorgt, dass sie ihm übel mitspielen könn-

ten. Da erzählt Josef ihm von dem Schutzengel, den Gott ihm hier drin zur Seite gestellt hat. Walter schüttelt den Kopf. Er ist hin- und hergerissen zwischen Verwunderung und tiefer Dankbarkeit gegenüber Gott, der seinem Joe wie eh und je der beste Vater von allen ist.

Nachdem sie sich über die Vergangenheit ausgetauscht haben, fragt Walter nach der Zukunft. Josef erklärt ihm, dass er hofft, wegen guter Führung bald in den offenen Vollzug wechseln zu können. Dazu braucht er jedoch eine Bezugsperson außerhalb der Mauern. Walter bietet sich natürlich sofort an. Aufgrund seines makellosen Leumunds sollte es kein Problem sein, die Bewilligung dafür zu erwirken. Josef ist unsagbar dankbar. Zumindest Hafturlaub und Ausgänge zur Resozialisierung sollten bald möglich sein. Jetzt braucht er nur noch eine feste Arbeitsstelle – damit wäre seine vorzeitige Entlassung auf Bewährung beinahe schon Realität! Eine Stelle zu finden, sollte bei seinen Qualifikationen kein Problem sein. Er jubelt innerlich. Mit nur einem Besuch hat sich plötzlich alles geändert. Nur eines hält Josef davon ab, seine Pläne mit voller Kraft umzusetzen: César. Er will ihn nicht einfach zurücklassen. Nicht nach allem, was dieser für ihn getan hat. César ist im geschlossenen Vollzug gefangen, während Josef der Freiheit entgeschaut. Wie soll er es nur anstellen, alles unter einen Hut zu bringen?

Zwei neue Häftlinge

„Josef, komm her!“, befiehlt der Flurbeamte. „Wir haben zwei Neuzugänge in Zelle 851. Ich möchte, dass du dich um sie kümmerst und ihnen alles zeigst.“

Gleich darauf wird Josef hinunter in den zweiten Trakt geführt.

Als Zelle 851 geöffnet wird, sieht Josef zwei Gefangene in teuren Anzügen. Er schätzt den Älteren auf knapp unter sechzig, etwa 1,80 Meter groß, graue Haare und schlank. Er wird Josef als Heinz Bäcker vorgestellt. Der zweite Mann bedarf keiner Vorstellung. Josef erkennt ihn sofort und ist äußerst überrascht ihn hier anzutreffen, obwohl er in den Zeitungen über den Skandal gelesen hat. Der zweite Insasse – etwas größer als der ältere Mann, kräftig gebaut, siebenundvierzig Jahre alt, mit dunklem Haar und Hornbrille – ist kein Geringerer als Erich Mundschenk! Er ist der Kabinettchef von Aton Manor und hatte zuvor die Position des Generaldirektors für die EU-Handelspolitik inne. Josef ist beeindruckt und begrüßt die beiden Herren höflich. Bäcker und Mundschenk erwidern die Begrüßung und sind erfreut, hinter diesen stinkenden Mauern so viel Anstand vorzufinden.

„Josef ist seit fünf Jahren bei uns. Er kennt das Gefängnis und seine Abläufe in- und auswendig. Er kann alle Ihre Fragen beantworten“, verkündet der Wärter, während er die Tür hinter den Gefangenen schließt. Daraufhin führt Bäcker Josef zu einem Stuhl.

„Ich weiß nicht, ob Sie uns erkennen. Ich bin Heinz Bäcker. Mich kennen Sie vielleicht nicht, aber Erich Mundschenk wahrscheinlich schon“, eröffnet Bäcker das Gespräch.

„Ja, ich kenne Herrn Mundschenk, und das nicht erst seit dem Skandal. Ist er doch einer der engsten Vertrauten von Herrn Manor“, antwortet Josef. Als Erich das hört, breitet sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Josef fährt fort: „Aber ich glaube, ich erinnere mich jetzt auch an Sie, Heinz. Ich darf doch Heinz sagen? Hier hinter Gittern duzen sich alle.“

Heinz nickt und Josef fährt fort:

„Sind Sie nicht Leiter und Lobbyist für ‚Wheat for Life International‘ in Brüssel? Arbeiten Sie nicht auch eng mit Herrn Manor zusammen?“

„Das stimmt. Dann wissen Sie auch, was uns vorgeworfen wird?“

„Hmm, soweit ich weiß, werden Sie wegen ‚unlauterer Geschäfte angeklagt‘“, antwortet Josef vorsichtig.

„Ha! Das ist eine nette Umschreibung“, schnaubt Erich verächtlich und Heinz empört sich und sagt:

„Sie behaupten, wir hätten uns unrechtmäßig bereichert. Eine Unverschämtheit! Unsere Anwälte haben versprochen, uns schnell wieder herauszuholen, aber offenbar alles nur leere Worte.“

Josef sieht die beiden Männer einen Moment lang an. Er weiß genau, dass dies nicht der wahre Grund für ihre Verhaftung ist. Er überlegt, ob er ihnen sagen soll, was ihm durch den Kopf geht. Sie scheinen immer noch nicht ganz begriffen zu haben, was es bedeutet, dass sie jetzt lebenslang hier eingesperrt sind. Josef denkt, dass er ihnen vielleicht einen Gefallen tut, wenn er es ihnen direkt sagt. Hier hinter Gittern muss man lernen, sich nackt zu zeigen – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Niemand wird allein wegen Korruption zu lebenslanger Haft verurteilt – das weiß hier jeder. Je früher man lernt, in solchen Dingen offen zu sein, desto besser.

Transparenz. Josef muss lächeln, wenn er an Transparenz, Brüssel und die Politik denkt. Alle reden davon, doch praktiziert wird meist das Gegenteil. Und bis zu einem gewissen Grad ist das sogar nachvollziehbar. In einer Welt, in der jede Information sofort an die Öffentlichkeit gelangt und dort verzerrt wird, wird echte Offenheit zur Gefahr. Ein Leben im Rampenlicht ist auf Dauer nicht zu ertragen. Ein Privatleben ist kaum noch existent. Selbst ein makelloser Mensch – wenn es so jemanden denn gäbe – hätte allen Grund, Dinge für sich zu behalten. Denn alles kann verdreht und gegen einen verwendet werden – selbst das Gute. Genau wie vor Gericht. Für Personen im Rampenlicht verschwimmen die Grenzen zwischen privat und öffentlich. Umso wichtiger wird es, bewusst Grenzen zu ziehen und Geheimnisse zu wahren. In der Politik kann es sogar entscheidend sein, die eigenen Karten verdeckt zu halten – besonders, wenn man etwas gutes gegen unlautere Gegner durchsetzen will. Wer in diesem internationalen Spiel bestehen will, muss lernen, auf höchstem Niveau zu bluffen. Im Gefängnis funktioniert das anders. Hier

gibt es auch keine Privatsphäre. Jedoch noch einmal radikaler. Alles kann jederzeit durchsucht werden, alles wird offengelegt. Selbst unter der Dusche oder auf der Toilette ist man nicht allein. Auch die Denk- und Verhaltensweisen der meisten Gefangenen unterscheiden sich in einigem grundlegend von dem, was Heinz und Erich gewohnt sind. Die beiden wird ein harter Kulturschock erwarten.

„Transparenz bekommt hier eine ganz eigene Bedeutung“, sagt Josef jetzt laut. „Wie Sie vermutlich bereits bemerkt haben. Für Korruption kriegt man nicht lebenslang. Das weiß hier jeder. Was Ihre angeblich ‚unlauteren Geschäfte‘ angeht ... sagen wir so: Die Hilfsorganisation ‚Wheat for Life‘ hat nicht überall den besten Ruf. In gewissen Kreisen gilt sie seit Jahren als höchst zwielichtig. Illegale Datensammlungen, fragwürdige Rekrutierungen, Gerüchte über Menschen- und Organhandel – so ziemlich jedes Menschenrecht wurde hier verletzt. Und glauben Sie mir, einige Leute hier drin kennen sich aus; und sie vergessen nichts. Naher Osten, Afrika, Indien, Teile Asiens – Sie sind überall vertreten. Und dann ist da noch Aton Manor. Inoffiziell hat er seit Jahren den Vorsitz am European BPM Round Table, ist Mitglied des Thinktanks der ‚Neuen Freunde Europas‘ mit besten Verbindungen im In und Ausland, dazu ein Milliardenvermögen ... Definitiv ein Mann, den man nicht leicht angreift. Sie dagegen schon eher, Heinz. Sie sind der Vorsitzende der Stiftung ‚WFL-International‘. Viele der heiklen Geschäfte liefen direkt über Sie. Das weiß man in Brüssel – auch wenn es nie offiziell bestätigt wurde.“

Heinz und Erich wechseln einen kaum merklichen Blick.

„Der eigentliche Auslöser war wohl Kenia“, sagt Josef weiter. „Nakuru-See. Eine Niederlassung von ‚WFL‘ geriet dort mit Love Birds International aneinander. LBI hat angefangen zu graben – und diesmal hatten sie Rückendeckung aus dem Parlament. Allen voran Thomas Schwert. Plötzlich tauchen Dokumente auf. Absprachen. Verbindungen. Dinge, die besser verborgen geblieben wären. Natürlich betrifft das offiziell nur eine Niederlassung in Kenia. Und selbstverständlich hat das nichts mit der Kommission zu tun“, fügt er ironisch hinzu. „Zumindest auf dem Papier. Aton Manor der Kommissionspräsident bestreitet jedenfalls alle Vorwürfe diesbezüglich vehement und wortgewandt, wie immer. Die Kommission wäscht ihre Hände in Unschuld. Und Sie beide werden dafür als Sündenböcke hingehängt. Sauber präsentiert für die Öffentlichkeit.“

„Das nennt man Schadensbegrenzung“, ergänzt Erich ruhig aber mit zunehmend gefährlichem Interesse an Josef. „Sie wissen erstaunlich viel“, sagt er langsam. „Stand das alles in der Zeitung? Oder gehören Sie zu den Verschwörungstheoretikern, die glauben, hinter die Kulissen sehen zu können – und dabei gelegentlich zufällig richtig liegen?“

„Weder noch“, antwortet Josef.

„Moment mal. Ich wusste, dass mir Ihr Gesicht bekannt vorkommt. Ich habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Ich vergesse nie ein Gesicht. Ich werde mich gleich erinnern. Sie waren doch einmal ein vielversprechendes Talent in Brüssel, nicht wahr?“

„Nicht direkt in Brüssel“, antwortet Josef knapp, plötzlich befürchtend, dass das Gespräch eine für ihn unangenehme Wendung nehmen könnte.

„Ja, genau! Sie waren eine Zeit lang an Gallachers Seite! Ha, wir haben einen der Unseren in unserer Mitte“, scherzt Erich grimmig.

„Meinst du Elios Gallacher?“, fragt Heinz seinen Kollegen.

„Ja, wen sonst? Und Sie – wie war noch gleich Ihr Name? Josef was ...?“

„... van Woerden“, ergänzt Josef unbehaglich.

„Richtig, van Woerden. Ein niederländischer Nachname. Jedenfalls waren Sie eine Zeit lang Gallachers engster Verbündeter“, bemerkt Erich.

„Dann verstehen Sie also wirklich etwas von der Sache, Josef?“, fragt Heinz.

„Pah! Er versteht gar nichts! Ein bisschen hinter die Kulissen geblickt hat er und hält sich jetzt für Gott weiß was“, schnaubt Erich verächtlich.

Es ist ihm peinlich, dass er so tief gesunken ist. Noch mehr ärgert ihn allerdings, dass er sich nun auch noch mit einem jungen Talent aus den eigenen Reihen vergleichen muss, dem er nichts vormachen kann. Heinz bleibt dagegen passiv. Die schweren Vorwürfe haben ihn hart getroffen – vor allem, weil sie wahr sind. Unter seiner Führung sind unaussprechliche Dinge geschehen, die nun ans Licht gekommen sind. Obwohl er die Ungeheuerlichkeiten nicht selbst begangen hat. Er hat lediglich gelernt, für seine Familie und Freunde die Augen zu verschließen und zu lügen. Nun haben ausgerechnet seine Familie und seine sogenannten „Freunde“ ihn plötzlich im Stich gelassen. Sie behandeln ihn wie eine schlechte Par-

tie. Wie Ratten, die ein sinkendes Schiff verlassen, haben sie sich alle zurückgezogen, und ein schrecklich leerer Raum ist um ihn herum entstanden. Deshalb hofft er immer noch auf eine Wiederaufnahme des Verfahrens. Denn sollte er tatsächlich zu lebenslanger Haft ohne Berufungsmöglichkeit verurteilt werden, wäre sein Leben endgültig vorbei. Niedergeschlagen setzt er sich auf sein Bett.

In den nächsten Tagen zeigt Josef den beiden Neuankömmlingen, wie das Leben hinter Gittern funktioniert. Bald hat er das Gefühl, dass er der am wenigsten geeignete Häftling für diese Aufgabe ist. Denn die hochintelligenten Neuankömmlinge vergleichen sich mit ihm und seinen Privilegien. Sie sind es nicht gewohnt, am Ende der Reihe zu stehen. Außerdem hat Erich Kontakt zu Elios aufgenommen. Als Erich ihm eines Abends mitteilt, dass er mit Elios über ihn gesprochen hat, spürt Josef, wie sein Herz schneller schlägt. Er traut sich nicht zu fragen, was dabei herausgekommen ist, obwohl es ihn brennend interessiert.

Elios nimmt die Nachricht über Joé – der jetzt Josef genannt wird – mit gemischten Gefühlen auf. Am Telefon sagte er nicht viel, doch die Nachricht beschäftigte ihn sehr. Im Laufe der Jahre hatte er die Ereignisse jener verhängnisvollen Nacht vor fünf Jahren aus seinem Bewusstsein verdrängt, um weiterfunktionieren zu können. Joés Verlust hat ihn schwer getroffen. Nun hat ihm Mundschenk mitgeteilt, dass Joés Talente selbst hinter Gittern nicht verborgen bleiben konnten. Das weckt seine Neugier. Nach einigen Telefonaten erfährt er mehr über Joés „Karriere“ hinter Gittern. Elios musste unwillkürlich grinsen.

„Was für ein Supertalent!“, denkt er. Doch als er sich daran erinnert, wie er dieses Talent verloren hat, verspürt er wieder einen Stich im Herzen. Dennoch beginnt er, darüber nachzudenken, Joé zu rehabilitieren und erneut für seine Zwecke einzusetzen. Bis Joé aus dem Gefängnis entlassen wird, wird er viel gelernt haben, vor allem Demut. Außerdem wäre er ihm sicherlich dankbar, wenn er ihm dabei hilft, wieder an die Spitze zu gelangen. Ein Mann mit seinen Fähigkeiten – und jetzt sogar mit fünfzehn Sprachen und einem Dokortitel! Perfekt für die Arbeit in Brüssel. Elios schüttelt den Kopf. Joé war ja noch ein dummer Junge, als er ins

Gefängnis kam. Wenn er entlassen wird, ist er fast dreißig und in der Blüte seines Lebens. Es wäre unklug, ein solches Talent nicht zu nutzen.

„Das Gefängnis hat ihm gutgetan und wird ihn davon abhalten, in Zukunft Fehler zu machen. Ja, das lässt sich verkaufen“, überlegt Elios, während er heimlich beschließt, Joé nach Verbüßung seiner Haftstrafe wieder für sich arbeiten zu lassen.

„Das ist er mir schuldig“, sagt er laut zu sich selbst, während er sein Büro verlässt, um zu seinem nächsten Termin zu eilen.

Botschaften aus einer anderen Welt?

Josef ist dankbar, dass sein Freund Walter ihn nun regelmäßig besucht. Ihm kann er sich öffnen wie keinem anderen und mit ihm beten. Walter versäumt es nie, ihm ein Wort des Trostes oder der Ermutigung zu sagen. Josef liebt seine einfachen Beispiele. Er selbst denkt zu kompliziert, um die Herzen seiner Mitmenschen erreichen zu können. Aber die klaren und eindrucksvollen Bilder, die Walter verwendet, helfen vielen. Josef wünscht sich, er könnte selbst solche Beispiele finden. Dann wäre er besser in der Lage, das wunderbare Evangelium Christi mit anderen zu teilen.

Walter ist nach wie vor überzeugt, dass Josef zu Höherem bestimmt ist. Josef hingegen ist sich nicht sicher, ob er das eher als Walters Wunschdenken und seine Sturheit deuten soll. Vielleicht will Walter nur Recht behalten. Doch zumindest das, was er seinen Gedanken hinzufügt, leuchtet Josef ein. Immer wieder erinnert er ihn an eine einfache Wahrheit: Der Weg nach oben führt zunächst nach unten. Dazu benutzt Walter ein Bild:

„Wer einen Wolkenkratzer bauen will, muss zuerst ein tiefes Fundament legen. Je höher das Gebäude werden soll, desto tiefer muss zuvor ein gewaltiges Loch gegraben werden.“

Dieses Bild lässt Josef seitdem nicht mehr los.

„Zunächst einmal geht es lange, tief und mühsam nach unten“, erklärt Walter weiter. „Es muss sehr tief sein, wenn es hoch werden soll. Sonst könnte das Gebäude den Kräften, die in solcher Höhe wirken, niemals standhalten. Es würde einstürzen, mit katastrophalen Folgen für sich und andere. Wenn man also hoch hinaus will, darf man beim Fundament nicht sparen“, warnt er eindringlich.

„*Haben diese Worte wirklich etwas mit meinem Leben zu tun?*“, hat Josef sich seitdem oft gefragt. Walter hat auch auf die angespannte Situation mit einigen Gefängnisbeamten und bestimmten Insassen hingewiesen. Seine einfache Antwort auf all das ist, dass es ihn Demut lehrt, ihn daran erinnert, dass er Christus jederzeit braucht und dass es ihn widerstandsfähiger macht.

„Du wirst sehen“, sagt Walter, „eines Tages wirst du froh sein über alles, was du hier gelernt hast. In den letzten Jahren standest du unter ständigem Druck. Du warst immer von ‚mächtigen Feinden‘ umgeben und musstest lernen, dich dennoch zu behaupten. Das sind unschätzbare Lektionen, die wahrscheinlich eine wichtige Rolle in deiner Zukunft spielen werden oder sogar ganz konkret mit den Fähigkeiten zu tun haben, die du für dein zukünftiges Amt brauchst.“

„Das klingt, als hätte ich auch in Zukunft mächtige Feinde“, antwortet Josef besorgt. „Das wäre schrecklich! Ich würde lieber einmal in Ruhe und Frieden leben, ohne ständigen Druck und Gefahr.“

„Du bist wie ein Spion im Feindesland“, scherzt Walter.

„Ein Spion? Nein, das ist nun wirklich nicht mein Ding“, protestiert Josef.

„Keine Sorge“, beruhigt Walter ihn. „Soweit ich weiß, bin ich kein Prophet. Ich habe nur Spaß gemacht“, sagt er, während seine kleinen freundlichen Augen fröhlich aus seinem runden Gesicht blinzeln. „Aber wenn du wirklich an die Spitze kommen willst – und ich erinnere mich an Zeiten, in denen genau das dein Wunsch war –, dann wirst du natürlich mächtige Feinde haben. Das lässt sich kaum vermeiden.“

„Danke, aber ich glaube, diese eitlen Träume habe ich längst hinter mir gelassen“, antwortet Josef. „Heute möchte ich einfach nur eine Familie gründen und glücklich sein.“

„Haha!“, lacht Walter daraufhin und sagt: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass du jemals mit einem gewöhnlichen Leben zufrieden werden könntest. Gott hat dir deine vielen Talente sicherlich nicht nur zu deinem eigenen Vergnügen gegeben. Wie geschrieben steht: ‚Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt.‘¹⁰ Das Leben ist kein Wunschkonzert. Doch du kannst sicher sein: Du wirst dich niemals erfüllter und mehr im Einklang mit dir selbst fühlen, als wenn du genau den Weg gehst, den Gott für dich vorgesehen und zu dem er dich eigens erschaffen und befähigt hat. Das ist es, was Berufung bedeutet. Darum macht sie uns so glücklich, egal, was sie uns kostet. Wie genau dieser Weg in deinem Fall aussehen wird, bleibt allerdings abzuwarten. Das bringt mich zu deinen neuen Bekannten, von denen du dich am liebsten gleich wieder trennen würdest. Ich spreche von Mundschenk und Bäcker. Hast du schon darüber nach-

gedacht, dass sie dir vielleicht einmal nützlich sein könnten?“, schließt Walter.

Tatsächlich konnte Josef vom ersten Tag an den Gedanken nicht loswerden, dass Gott ihm diese Männer vielleicht geschickt hatte, weil sie ihm eines Tages nützlich sein könnten. Wie allgemein bekannt ist, gibt es nichts Besseres als die richtigen Beziehungen. Doch er verwirft diesen Gedanken schnell wieder. Da war erstens die Tatsache, dass es außerordentlich schlechte Menschen waren, mit denen man nichts zu tun haben will. Zweitens das Problem, dass sie wohl niemals entlassen werden. Und drittens die alles entscheidende Frage: Wie sollte er nach seinem sozialen Abstieg jemals wieder in diese Kreise zurückkehren? Andererseits ist es für Gott sicherlich kein Problem, so etwas zu arrangieren. Walter sieht das offensichtlich genauso. Vielleicht ist also doch etwas dran. Solche Gedanken beschäftigen Josef. Mit neuem Mut tut er weiter seine Pflicht, um Erich und Heinz die Zeit im Gefängnis zu erleichtern.

Der Winter ist da, und die Tage werden kürzer. Zu dieser Jahreszeit leiden viele Gefangene besonders stark unter Depressionen und sind leicht reizbar. Auch Josef ist seit einer Woche angespannt – aber nicht, weil er depressiv ist. Ganz im Gegenteil: In einer Woche kann er über drei Nächte lang Urlaub bei den Blocks machen – und das direkt über Weihnachten! Zwei volle Tage, An- und Abreisetage nicht mitgerechnet. Aufgeregt wie ein kleines Kind hat er das Gefühl, dass sich die letzte Adventswoche endlos hinzieht. Doch dann ist es endlich soweit. Walter holt Josef in seinem alten roten Opel Astra Kombi ab, und seine Frau Ruth ist ebenfalls dabei. Josef freut sich, das alte Auto wiederzusehen. Alles an diesem Morgen des 23. Dezembers erscheint ihm wunderbar. Selbst der Regen, der auf die Straßen fällt, kann seine Stimmung nicht trüben. Er umarmt Walter und Ruth überschwänglich und schließt beide in seine langen Arme. Auch Ruth freut sich, ihn zu sehen. Sie hat ihn bereits zweimal im Gefängnis besucht und jedes Mal neue Unterwäsche und Socken mitgebracht. Anfangs schüttelte Josef heimlich den Kopf über diese seltsamen Geschenke. Doch bald spürte er die mütterliche Liebe und Fürsorge, die dahintersteckte. Er hatte seine Mutter früh verloren und wuchs in einer von Männern dominierten Gesellschaft auf. Ruth berührte damit etwas in seinem Herzen, das seit seiner frühen Kindheit Durst leidet. Die besondere Liebe zu Ruth, die dadurch plötzlich in ihm erwacht, kann er

selbst kaum begreifen. Ruth wirkt nüchtern und unnahbar. Doch wenn Josef sich wie ein kleiner Junge an sie schmiegt oder ihr einen Kuss auf die Wange drückt, bricht ihre raue Fassade auf. Sie tadelt ihn für seine Zügellosigkeit, ist aber insgeheim gerührt, dass er sich von ihrer spröden norddeutschen Art nicht beeindruckend lässt. Deshalb verwöhnt sie ihn bald mehr, als sie zugeben möchte.

Die Kinder der Familie Block sind die älteste Tochter Mirjam und ihre drei Brüder Daniel, David und der Jüngste, Michael. Alle haben Josef als Teil der Familie angenommen. Mirjam, knapp zwei Jahre älter als er, ist besonders von ihm angetan. Auch ihre Brüder mögen ihn sehr: Daniel ist bereits verheiratet, David und Michael haben feste Freundinnen. Nur Mirjam tut sich mit Beziehungen schwer.

„Gute Männer wie mein Vater oder meine Brüder sind kaum zu finden – oder sie sind schon vergeben“, denkt sie.

Deshalb überlegt sie, ob Josef vielleicht für sie bestimmt ist. Dass er im Gefängnis sitzt, stört sie nicht. Immerhin ist er unschuldig an dem Verbrechen, das ihm vorgeworfen wurde – davon ist ihr Vater überzeugt, und sie stimmt ihm zu. Seitdem lebt er vorbildlich als Christ. Sie kann sich niemanden vorstellen, der ihm in irgendeinem Bereich das Wasser reichen könnte. Doch Josef behandelt sie wie alle anderen – nur höflich. Er scheint nicht einmal zu bemerken, wie sehr sie ihn mag. Vielleicht findet er sie sogar hässlich? Besorgt betrachtet sie sich im Spiegel. Sportlich, ebenmäßiges Gesicht, Brille. Das markante Kinn hat sie von ihrer Mutter – ein Zeichen von Entschlossenheit und starkem Willen. Trotzdem: Attraktiv ist anders. Eher unscheinbar. Was könnte sie ändern? Kontaktlinsen statt Brille? Dann erinnert sie sich daran, dass ihre Mutter einen wunderbaren Mann gefunden hat. Also sollte es doch auch ihr möglich sein. Unzufrieden zupft sie an ihrem langen, langweiligen Haar. Wenn sie nur wüsste, was sie ändern könnte, um Josefs Aufmerksamkeit zu gewinnen! Trotz Abitur und einem Bachelor in Sonderpädagogik mit Bestnoten fühlt sie sich bei seinen Gesprächen oft überfordert.

„Tja“, seufzt sie schließlich und überlegt, *„wenn überhaupt, dann kann ich ihm höchstens beweisen, dass ich eine vorbildliche christliche Ehefrau wäre, auf die er sich in jedem Bereich seines Lebens verlassen könnte. Alles Weitere muss ich ohnehin Gott überlassen.“*

Damit beendet Mirjam ihre Sitzung mit sich selbst vor dem Spiegel im Badezimmer an diesem Morgen des 24. Dezembers.

Josef genießt derweil jede einzelne Minute seines Weihnachtsurlaubs. Die vielen Lichter, die Dekoration und die frische Luft voller wunderbarer Gewürze. Seine ausgedörrten Sinne saugen diese Wonnen wie trockenes Land auf. Wo er kann, macht er sich nützlich. Das Reihenhaus der Blocks am Stadtrand ist perfekt organisiert, sauber und das Wohnzimmer üppig geschmückt. Besonders Kuchen und Plätzchen kann Ruth wie niemand sonst backen, findet Josef. Er lobt sie so oft dafür, dass sie ihn verlegen zurechtweist. Auch die gemeinsame Anbetungszeit genießt er in vollen Zügen und tief verinnerlicht er jeden dieser friedlichen Momente. Unschlüssig, wie er sich bei den Blocks erkenntlich zeigen soll, versucht er geschickt in Erfahrung zu bringen, ob ihnen finanziell irgendwo der Schuh drückt. Geld ist, so scheint es ihm, das Einzige, was er ihnen reichlich geben kann. Durch geschicktes Nachhorchern setzt er das Puzzle ihrer Sorgen zusammen: Da ist Walter, dem die Hypothek auf dem Haus schwer auf den Schultern lastet, während Ruth in der Küche mit defekten Herdplatten und einem stromfressenden Kühlschrank kämpft. Auch die Jüngeren haben zu kämpfen: David fehlt die Kautions für die erste eigene Wohnung, und bei Daniel und der schwangeren Anna reicht das Ersparte kaum für die Erstausrüstung des Babys. Michael träumt schlicht von einer Jahreskarte der Bahn, und Mirjam spart seit zwei Jahren verzweifelt auf ein Auto, das sie für ihren Alltag längst bräuchte. Nun weiß Josef endlich, wie er helfen kann. Als die Familienmitglieder später die großen Schecks in den Händen halten, herrscht zunächst ungläubiges Schweigen. Höflich versuchen sie abzuwehren – er müsse das doch nicht tun. Doch als sie das Ausmaß seines Vermögens begreifen und erkennen, dass dies die einzige Weise ist, wie er sich ihnen gegenüber erkenntlich zeigen kann, nehmen sie den Segen dankbar an. Josef geht daraufhin sogar weiter: Er erklärt ihnen seine Pläne für seriöse Anlagen, die er bereits für sie erstellt hat. Er will sie dauerhaft finanziell unabhängig machen. Für die Familie fühlt es sich an wie ein wunderbarer Traum, aus dem sie nicht aufwachen müssen.

Als Mirjam, Daniel, David und Michael an diesem Heiligabend ins Bett gehen, schweifen ihre Gedanken zurück in ihre Kindheit. Damals hatte ihr Vater angefangen, im Waisenhaus „Wendepunkt“ zu arbeiten. Er

hatte ihnen oft von Joe erzählt, dem armen Waisenkind. Als Joe plötzlich verschwand, gab ihr Vater alles auf, um ihn zu finden. Obwohl sie alle im christlichen Glauben verwurzelt waren und wussten, wie wichtig der Dienst am Nächsten ist, empfanden sie die Hingabe ihres Vaters für diesen Jungen damals als maßlos. Am Ende machten sie ihm wegen der prekären finanziellen Lage, in die die jahrelange Suche die Familie gestürzt hatte, sogar offen Vorwürfe. Sie mochten Joe, doch in ihren Augen war ihr Vater für ein Nicht-Familienmitglied schlicht zu weit gegangen. Nie hätten sie gedacht, dass sich die Saat ihres Vaters eines Tages in einer so reichen Ernte auszahlen würde. In der Stille der Heiligen Nacht schämen sie sich jetzt tief für ihre damalige Härte. Waren sie wirklich so auf Geld und auf ihre eigene Sicherheit bedacht? Hätten sie diesem jungen Menschen nicht auch dann beistehen müssen, wenn er sich niemals hätte revanchieren können? Sie erkennen schmerzlich, dass sie dem Urteil ihres Vaters hätten vertrauen sollen und dass ihre eigene Nächstenliebe in Christus noch weitaus tiefer werden muss. Und wann, wenn nicht zu Weihnachten, sollten sie zulassen, dass die bedingungslose Liebe Christi ihre Herzen durchdringt? Es ist eine deutliche Botschaft Gottes an sie: Auch wenn die Früchte selbstloser Liebe nicht immer sofort sichtbar sind, lohnt es sich dennoch, treu zu bleiben. Denn wahre Nächstenliebe verändert nicht nur den Empfangenden, sondern allem voran den Gebenden. Sie schleift über die große Herausforderung der Treue und Opferbereitschaft den Charakter und formt einen Menschen, auf den man sich verlassen kann – und das ist das kostbarste Ergebnis überhaupt. In Menschen zu investieren, so begreifen die Geschwister erst jetzt, ist tatsächlich die klügste Anlage, die man tätigen kann.

Am 26. Dezember kehrt Josef mit einer Fülle von Geschenken, dem Herzen voller Weihnachtslieder und dem Magen voller köstlicher, liebevoll zubereiteter Hausmannskost ins Gefängnis zurück.

Neujahr und ein grauer Januar vergehen ohne weitere Aufregung, bis im Februar die Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Bäcker und Mundschenk für erneutes Aufsehen in der Presse sorgen. Doch plötzlich, genau einen Monat später, geschieht etwas, das für Josef ungeahnt weitreichende Konsequenzen haben soll.

Als Josef an diesem Tag Erich und Heinz in ihrer Zelle besucht, bemerkt er sofort, dass ihnen augenscheinlich etwas auf der Seele liegt. Zunächst stellen sich beide stur und behaupten, es sei der normale Druck unter den gegebenen Umständen. Es ist ihnen peinlich, von ihren wahren Motiven für ihre Niedergeschlagenheit zu berichten. Als Josef, ohne selbst genau zu wissen, warum, beharrlich nachhakt, geben beide nur ausweichend an, sie hätten nicht gut geschlafen. Bei diesen Worten sehen sich Erich und Heinz an. Ohne ein Wort zu sagen, tauschen sie sich heftig miteinander aus, indem sie sich vielsagend in die Augen schauen.

„Ich hatte einen ziemlich beeindruckenden Traum“, sagt Erich und durchbricht damit das wortreiche Schweigen. Von Neugier gepackt, schaut er Heinz dabei unentwegt ins Gesicht. Er muss nicht lange warten. Heinz zieht überrascht die Augenbrauen hoch.

„Was, du auch, Erich?“, sagt Heinz.

„Das ist jetzt allerdings interessant“, bemerkt Erich, während er sich am Kinn reibt. „Du hast also auch geträumt, Heinz? Auch einen sehr beeindruckenden Traum? Und auch so, dass du eigentlich nicht genau sagen kannst, warum er dich so beeindruckt hat und dir so außergewöhnlich und von großer Wichtigkeit erscheint?“

Heinz nickt stumm.

„Hmm. Und wie steht es mit Ihnen, Josef?“, fragt Erich und dreht sich plötzlich zu Josef. „Glauben Sie, dass Träume etwas bedeuten können? Ich meine, abgesehen davon, dass sie das verarbeiten, was uns bewusst und unbewusst innerlich bewegt. Glauben Sie, dass sie unter Umständen vielleicht sowas wie prophetische Offenbarungen sein können?“

„Das kann vorkommen“, antwortet Josef kurz; bemüht Interesse zu heucheln. Erich grinst. Josefs geringes Interesse ist ihm nicht entgangen.

„Ich glaube nicht an solchen Hokusfokus. Botschaften aus einer ‚anderen Welt‘ – das ist doch absurd! Aber dieser Traum, den ich heute Nacht hatte, war völlig anders als alle Träume, die ich je hatte. Ich kann nicht einmal sagen, warum“, betont Erich und Heinz nickt eifrig zustimmend. Erich kratzt sich am Hinterkopf.

„Interessant, dass Heinz heute Nacht auch einen seltsamen Traum hatte. Vielleicht lag es am Essen? Oder hat eine besondere elektrische Strahlung oder etwas anderes heute Nacht unsere Hormone durcheinandergebracht? Auf jeden Fall muss es eine rein natürliche Erklärung ge-

ben“, ermahnt Erich sich. Dann schaut er wieder zu Josef, der immer noch schweigend im Raum steht und ihn ansieht. *„Josef sagte, er glaube an das Übernatürliche. Aber er ist auch Christ, also ist das nicht überraschend. Es passt zu seiner Weltanschauung“*, sinniert Erich weiter und starrt Josef eindringlich an.

„Sie glauben also, dass Träume prophetische Bedeutung haben können?“, fragt Erich Josef erneut.

„Wie ich schon sagte, ist es möglich, aber nur in sehr seltenen Fällen handelt es sich um echte Prophezeiungen.“

„Wie praktisch“, spottet Mundschenk. „Dann kommen Sie nicht in Verlegenheit, uns die mögliche Deutung des Traums vorzuenthalten, da ein Traum meist nichts bedeutet, was?“

„Das ist doch hauptsächlich Ihre Meinung, Erich“, will Josef anmerken. Doch dann sagt er plötzlich: „Allerdings, jetzt, wo Sie es erwähnen, erinnere ich mich, dass ich heute Nacht auch geträumt habe. Ich habe geträumt, dass Gott Ihnen etwas zu sagen hat. Ich lag eine Weile wach und dachte darüber nach, warum ich diesen Traum hatte und was Gott euch beiden durch mich sagen wollte. Aber mir fiel nichts ein, also schlief ich weiter, überzeugt davon, dass ich mich geirrt hatte. Angesichts der Umstände halte ich es jedoch für möglich, dass Gott tatsächlich durch diese Träume zu Ihnen gesprochen hat. Wenn das der Fall ist, dann kann auch nur Gott Ihre Träume deuten.“

„Oh, und wie wird Gott sie für uns deuten?“, wirft Erich amüsiert und neugierig ein.

„Er wird mir wahrscheinlich die Deutung geben, da sonst niemand da ist. Das ist wohl auch der Grund, warum er mich letzte Nacht darauf aufmerksam gemacht hat. Vorausgesetzt, Sie möchten überhaupt, dass Gott mir diese Botschaften offenbart.“

Bei diesen Worten sieht Josef nun Erich und Heinz herausfordernd an. Heinz nickt nur schweigend. Offensichtlich beunruhigen ihn seine Gedanken. Erich hingegen findet die Angelegenheit zunehmend unterhaltsam.

„Aber klar doch! Ich werde Gott erlauben, Ihnen die Bedeutung unserer Träume zu offenbaren. Haha! Hast du das gehört, Gott? Du kannst mit Josef sprechen. Ich gebe dir die Erlaubnis!“, sagt Erich amüsiert. Dann beginnt er:

„Also, passen Sie auf, Josef! Ich habe das Berlaymont-Gebäude vor mir gesehen: massiv und schwer. Plötzlich schwebten drei goldene Dossiers mit den neuesten Legislativvorschlägen auf mich herab. Anschließend schwebte ich in das Résidence Palace, während sich der Europäische Rat dort traf. Ich stand neben Aton Manor und hielt die Schlussfolgerungen für die Staats- und Regierungschefs in den Händen. Dann übergab ich die Dossiers wie gewohnt an Aton und briefte ihn mit den notwendigen Hintergrundinformationen. Das war's. Das habe ich geträumt. Sie denken wahrscheinlich, dass das ein ganz normaler Traum für einen Kabinettschef ist. Aber ich versichere Ihnen: Dieser Traum war ganz anders! Selbst jetzt, während ich Ihnen davon erzähle, fühle ich mich ...“

Plötzlich unterbricht sich Erich. Verlegen reibt er sich mit einer Hand die Stirn. Warum ist er so aufgeregt? Warum versucht er, Josef von etwas zu überzeugen, an das er selbst nicht glaubt? Plötzlich kommt er sich dumm vor. Misstrauisch sieht er Josef an und fragt sich, was dieser jetzt von ihm hält, nachdem er sich so gründlich blamiert hat.

„Sie haben recht, der Traum ist eine prophetische Offenbarung“, antwortet Josef unverhofft. Erstaunt heben Erich und Heinz die Augenbrauen. Erich runzelt aber sofort wieder skeptisch die Stirn.

„Will sich Josef vielleicht über mich lustig machen? Das sollte ihm besser nicht einfallen“, denkt er grimmig und auf Verteidigung eingestellt.

„Der Traum bedeutet Folgendes“, fährt Josef indes ernst fort. „Die drei schönen, glänzenden Mappen, die Sie auf sich zufliegen sahen, bedeuten drei Tage. In drei Tagen werden Sie erneut vor Gericht stehen. Doch dieses Mal wird Aton Manor Ihr Haupt erheben, und Sie werden freikommen und wieder in Ihre alte Stellung als Kabinettschef der Kommission eingesetzt werden. Dann werden Sie Aton Manor wie vormals an seine Tagungen begleiten und ihm die Informationen geben, die er braucht“, beendet Josef seine Ausführungen.

Bei den letzten Worten ist Erich vor Erregung aufgestanden.

„Könnte das wahr sein?“, fragt er aufgeregt, mehr zu sich selbst.

„Es stimmt gewiss“, antwortet Josef und erschrickt dabei über die Selbstsicherheit und Überzeugung, mit der er spricht. Was, wenn er sich irrt? Dann hätte er sich gehörig blamiert. Doch etwas in ihm fährt mit derselben unerschütterlichen Sicherheit fort: „Sie können sich freuen, Erich, Ihre Tage hier sind gezählt. Sie kommen bald aus dem Gefängnis

raus. Ich bitte Sie nur um eines: Wenn Sie wieder draußen sind, denken Sie an mich. Sie wissen, ich sitze hier unschuldig ein. Nutzen Sie bitte Ihre Beziehungen, um mich zu rehabilitieren. Sie werden doch wieder einer der mächtigsten Männer Europas sein. Es wäre Ihnen ein Leichtes, für mich ein gutes Wort einzulegen. Ich habe immerhin schon über fünf Jahre unschuldig verbüßt."

Josef sieht Erich an und plötzlich steigt Hoffnung in ihm auf. Er erinnert sich an das, was Walter ihm gesagt hat: Dass es wahrscheinlich kein Zufall ist, dass er sich um diese mächtigen Männer kümmern muss, auch wenn es oft schwierig war. Ja, das muss es sein! Es muss Gottes Vorsehung sein. Erich, der noch immer von der hoffnungsvollen Interpretation seines Traums begeistert ist, nickt mechanisch, als Josef ihn um Hilfe bittet.

"Ja, klar. Machen Sie sich keine Sorgen. Wenn ich in drei Tagen wirklich hier rauskomme, verspreche ich Ihnen, was immer Sie wollen", antwortet Erich, in Gedanken versunken und ohne über seine Worte nachzudenken. Er ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Nachdem er einen Moment lang verzückt gestarrt hat, wendet er sich plötzlich an Heinz und fragt: „Sag mal, was hast denn du geträumt?“

Heinz zögert. Eine tiefe, vertikale Falte bildet sich auf seiner Stirn, während er die Augenbrauen zusammenzieht. Sein Traum macht ihm große Angst. Er spürt, dass er nichts Gutes bedeuten kann.

„Komm schon“, drängt Erich. „Wie sollen wir sonst wissen, ob Josef die Wahrheit sagt? Immerhin verspricht er Gutes. Sei also kein Feigling!“

„Gut“, antwortet Heinz knapp und zwingt sich zu einer Entscheidung. Was hat er schon zu verlieren?

„Nun, es ist seltsam, aber auch ich träumte von drei goldenen Dossiers. Als ich unsere Büroräume in Brüssel betrat, arbeiteten meine Kollegen gerade an Positionspapieren zur Entwicklungszusammenarbeit, zu Menschenrechten, Klimaschutz und Maßnahmen gegen die Rohstoffausbeutung. Kurz gesagt: Wir bündelten all unsere Kernanliegen in einer Allianz mit anderen Menschenrechts- und Umweltorganisationen. Schließlich wurden alle Ergebnisse in drei goldene Dossiers zusammengefasst und mir anvertraut. Ich machte mich sofort auf den Weg zu Aton Manor, als mir plötzlich eine Gruppe von Demonstranten der Organisation ‚Love-

Birds International' den Weg versperrte. Wütend kamen sie auf mich zu. Ich hielt die drei Dossiers schützend über meinen Kopf. Doch dann stürzten sich die ‚Love Birds‘ wie echte Raubvögel auf mich, rissen mir die Dossiers aus den Händen und fraßen sie. Anschließend wandten sie sich gegen mich und hackten auf mich ein, bis ich schweißgebadet aufwachte. Was hat das zu bedeuten?“

Mit großem Unbehagen blickt er zu Josef und bemerkt, dass dessen Gesicht ebenfalls blass wird. Dann reißt sich Josef zusammen und antwortet:

„Ihr Traum hat folgende Bedeutung. Die drei goldenen Mappen stehen, wie Sie vielleicht schon vermutet haben, ebenfalls für drei Tage. In drei Tagen werden auch Sie vor Gericht stehen. Aber Aton Manor wird Ihnen sämtliche Anklagepunkte anlasten und Sie zum Sündenbock machen. Danach wird ‚Love-Birds International‘ auf Sie losgehen und auch noch den Rest Ihrer Reputation zerhacken, indem sie Sie mit einer Welle von Enthüllungen und Klagen durch die Medien schleifen.“

„Nein! Dann ist mein Leben vorbei!“, ruft Heinz verzweifelt. „Das kann nicht wahr sein! Bitte sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist!“

In einem Anfall von Wut und Verzweiflung ballt er die Fäuste und reckt sie in die Luft.

„Sehen Sie nur, was Sie angerichtet haben!“, tadelt Erich Josef. „Wie können Sie nur so grausam sein und solchen Unsinn erzählen? Komm schon, Heinz. Beruhige dich. Glaubst du wirklich, dass es einen Gott gibt, der geheime Botschaften in Träumen sendet und Gefangene damit beauftragt, sie zu deuten? Das ist lächerlich. Zumal der Prozess, wie du weißt, für Donnerstag angesetzt ist, also in fünf Tagen und nicht in drei. Hmm? Komm schon, Kopf hoch! Du wirst doch nicht etwa abergläubisch auf deine alten Tage, oder? Glaubst du wirklich an ‚geheime Botschaften aus einer anderen Welt‘? Oder sogar an Gott? Nein? Gut für dich. Dann setz dich jetzt hin. Josef, holen Sie ihm ein Glas Wasser! Warum stehen Sie hier nutzlos herum? Haben Sie nicht schon genug angerichtet? Sie könnten wenigstens versuchen, Ihren Fehler wieder gutzumachen!“, schimpft Erich. Daraufhin bringt Josef Heinz ein Glas Wasser.

„Geht es dir jetzt etwas besser?“, fragt Erich seinen Kollegen, nachdem dieser das Glas Wasser getrunken hat. Dann wendet er sich an

Josef und sagt: „Kommen Sie schon, Josef! Sagen Sie ihm, dass das, was Sie gesagt haben, nicht stimmt!“

Doch Josef sagt nichts mehr. Noch am selben Abend wird die für Donnerstag angesetzte Gerichtsverhandlung auf Dienstag vorverlegt. Bei der Verhandlung wird Erich Mundschenk freigesprochen und wieder in seine alte Position eingesetzt. Heinz Bäcker hingegen wird als Sündenbock zu lebenslanger Haft verurteilt, während sich „Love-Birds International“ mit Hilfe der Medien gnadenlos auf seine „Überreste“ stürzt.

Eine Woche später erhängt sich Heinz Bäcker in seiner Zelle.

Aus heiterem Himmel

Zutiefst erschüttert von Bäckers Selbstmord legt sich Josef an diesem Tag auf sein Bett. Er macht sich Vorwürfe und denkt, dass er das hätte vorhersehen müssen. Er hätte es ahnen und die Stationsleitung warnen müssen.

„Warum, o Herr, hast du nicht angedeutet, dass das geschehen wird?“, betet er und wartet auf eine Antwort, die nicht kommt.

Die Monate bis zum Sommer verlaufen ereignislos. Josef bekommt weiterhin Besuch von Walter und Ruth. Einmal kommt auch Mirjam, doch Josef versteht nicht, was sie von ihm will. Das Treffen verläuft schweigsam, sodass sie bereits nach 30 von 60 Minuten geht. Da pro Monat nur zwei Besuche erlaubt sind, ist das Kontingent damit voll. Walter muss daher einmal aussetzen. Josef wünscht sich, Mirjam würde die kostbare Besuchszeit ihren Eltern überlassen, da er mit ihnen offener reden kann. Hätte er ernsthaft über ihre Beweggründe nachgedacht, hätte er vielleicht bemerkt, dass ihr Interesse über geschwisterliche Freundschaft hinausgeht. Doch Frauen, Ehe oder Sex sind seit Jahren kein Thema mehr für ihn und so übersieht er die Anzeichen ihrer Liebe.

Josef hört nichts mehr von Erich Mundschenk, was seine ohnehin schon langweiligen Tage noch sinnloser werden lässt. Er weiß, dass die Welt, in der Mundschenk jetzt wieder lebt, seine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Dennoch muss Gott doch einen Plan gehabt haben, als er Mundschenk in dasselbe Gefängnis und denselben Zellenblock brachte. Oder etwa nicht? Josef weiß, dass nicht jedes Detail im Leben eine höhere Bedeutung haben muss, nicht einmal für ihn, ein Kind des Allmächtigen. Und doch. Es passt alles so gut zusammen. Kann das wirklich nur Zufall gewesen sein? War es nur als kleiner Hoffnungsschimmer gedacht, an den er sich in seinem Leid klammern konnte? Doch Gott zeigte ihm auch die Deutung ihrer Träume, und sie trafen haargenau ins Schwarze. Das konnte kein Zufall sein.

„Wenn nur Heinz Bäckers Selbstmord hätte verhindert werden können, dann hätte das alles vielleicht einen Sinn gehabt. Aber so? Was,

wenn Mundschenk mich jetzt auch vergisst?" Josef spürt, wie sich die dunkle Wolke einer Depression auf ihn legt.

„Was mache ich hier eigentlich? Höhere Berufung? Das ich nicht lache! Ich kann schon froh sein, wenn mein Leben überhaupt einen Sinn hat. Bislang habe ich das sinnloseste und nutzloseste Leben geführt, das man sich vorstellen kann. Ach ja, immerhin habe ich einen Dokortitel“, fährt Josef voller Zynismus fort. „Ist das nicht wunderbar? Ich habe hinter Gittern promoviert! Wirklich toll! Und was hat es mir gebracht? Ein Stück Papier, das nicht einmal als Toilettenpapier taugt. Hier drinnen bin ich Vermittler und Übersetzer und helfe anderen ein wenig. Aber es ist nicht so, dass niemand sonst meine Arbeit machen könnte, wenn ich nicht hier wäre. Das Gefängnis müsste nur ein paar Leute mehr einstellen. Ich kann die Arbeit von mehreren Angestellten gleichzeitig erledigen. Das ist zumindest etwas. Das sollte mich glücklich machen. Ich helfe der Gefängnisleitung, Löhne einzusparen. Andererseits habe ich wahrscheinlich einige anständige Bürger um ihren Arbeitsplatz gebracht. Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Da werde ich heute Nacht doch gleich viel besser schlafen, im Wissen, dass mein Leben so viel Sinn hat. Meine Brüder hatten wahrscheinlich recht, als sie damals versuchten, mich umzubringen. Schade, dass es ihnen nicht gelungen ist.“

Dieser letzte Satz lässt Josef aufhorchen. Was hat er da vor sich hingedacht? Seine Gedanken werden auf einmal so schnell düster, als würden unsichtbare böse Mächte versuchen, ihn in einen Abgrund zu stürzen.

„Halt! So nicht!“, befiehlt er sich streng. Dann steht er auf und geht essen.

„Ich darf mich nicht auf solche negativen Gedanken einlassen. Wenn ich einmal damit anfangen, komme ich so schnell nicht mehr aus ihren Klauen heraus“, ermahnt er sich selbst.

Später wird Josef erlaubt, den Fitnessraum zu betreten. Dort läuft er fast eine Stunde lang mit voller Geschwindigkeit auf dem Laufband. Endlich beginnt er, sich besser zu fühlen. César gesellt sich zu ihm und Josef ist aufrichtig froh, ihn zu sehen. Diese Freude überträgt sich auf César, der noch nie zuvor so gebraucht und geliebt wurde, wie seit seiner Begegnung mit Josef.

„César hat sich sehr verändert in letzter Zeit“, denkt Josef. „Kein Wunder, dass ich so depressiv geworden bin. In den letzten Monaten habe ich mich fast nur noch um mich selbst gedreht. Doch eine andauernde Beschäftigung mit sich selbst ist äußerst destruktiv. Es ist wie ein Schaukeln im Schaukelstuhl: Man ist ständig beschäftigt, kommt aber nie voran. Und es ist wie eine kleine Narbe, die sich schlimm entzündet, weil man sie immer wieder aufkratzt. Die Wahrheit ist, dass ich hier nicht nur von Verbrechern, sondern auch von wertvollen Menschen umgeben bin, für die ich nur solange ich hier bin, etwas tun kann, auch wenn es nicht viel ist“, besinnt sich Josef auf sein Wissen und sein Gewissen.

Sogleich spürt er, wie sich durch sein gut geschultes Herz wieder etwas Zuversicht in ihm ausbreitet.

Die Tage vergehen quälend eintönig. Die Monate ziehen sich wie in Dauerschleife. Nach all den Jahren gewinnt das Gefühl, dass Gott ihn vielleicht doch vergessen hat, immer mehr an Kraft. Da wird Josef eines morgens informiert, dass er Besuch bekommt. Um zwei Uhr nachmittags begibt er sich daraufhin in den Besuchsraum. Er schaut sich um, kann aber kein bekanntes Gesicht ausmachen. Da plötzlich steht ein junger Mann auf. Er ist schlank, trägt eine Brille und einen teuren Anzug. Er nähert sich Josef und schüttelt ihm höflich die Hand.

„Guten Tag, Herr van Woerden. Ich bin Ben Heliopolis Junior Directing Manager von ‚Sachsman Brothers‘ Investment Banking in Frankfurt am Main“, stellt sich der Fremde vor.

Er lächelt Josef nervös an. Seine Hände sind vor Aufregung feucht; als er es bemerkt, wischt er sie heimlich an seiner Tuchhose ab. Josef merkt, dass Herr Heliopolis darauf wartet, dass er den nächsten Schritt macht. Josef, der etwa im gleichen Alter wie sein Gegenüber ist, ergreift das Wort.

„Guten Tag, Herr Heliopolis. Es freut mich, Sie kennenzulernen. Bitte, nehmen Sie Platz. Möchten Sie einen Kaffee? Ach, ich sehe, Sie haben sich am Automaten bereits selbst bedient. Also sagen Sie mir: Was führt den Managing Director von ‚Sachsman Brothers‘ hierher zu mir?“

Bei diesen Worten lächelt Josef ihn so offen wie möglich an, um sein Gegenüber zu ermutigen. Zu seinem Erstaunen eröffnet ihm der junge Mann, dass sein Name in den vergangenen Monaten immer wieder an den Tra-

ding Desks und in den Investment Committees der Stadt gefallen sei. Er werde dort inzwischen als Geheimtipp gehandelt. Man habe ihm von seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten berichtet, Marktbewegungen zu antizipieren.

„Ich habe mich ein wenig über Sie informiert“, gibt Ben Heliopolis zu. „Ich hoffe, das ist in Ordnung. Ich kann Ihnen versichern, dass ich in der Branche nur das Beste über Sie gehört habe, Herr van Woerden. Nun, wie gesagt, ich bin Managing Director und das seit drei Monaten.“

„Oh, dann stehen Sie wohl ganz schön unter Druck?“, wirft Josef mit einem Grinsen ein.

„Da sagen Sie was Wahres“, bestätigt Herr Heliopolis und, von Josefs einladendem Auftreten angetan, erzählt er mehr, als er ursprünglich vorhatte. „Ich fürchte, es ist sogar noch schlimmer. Mein Vater ist der Gründer und Senior-Partner der Bank, und jeder im Haus erwartet, dass ich mich entsprechend profilieren. In meiner bisherigen Rolle in der Deal-Execution – also der technischen Abwicklung der Zahlen im Hintergrund – fühlte ich mich wohl. Doch nun kam mein Vater auf die Idee, mir zusätzlich die Leitung für das gesamte Neugeschäft und die Kundenakquise zu übertragen. Aber das aggressive Pitchen und das Heranschaffen von Mandaten sind einfach nicht mein Ding. Meinem alten Herrn macht es allerdings besonderen Spaß, mich immer wieder aus meiner Komfortzone zu werfen.“

Ben räuspert sich. Es ist ihm unangenehm; eigentlich wollte er Josef nicht so viel von sich preisgeben. Dann räuspert er sich erneut und fährt fort:

„Nun gut, wie dem auch sei. Ich bin hierhergekommen, weil ich – wie gesagt – viel Beeindruckendes über Ihre Analysen gehört habe und dachte ...“

Verlegen bricht er erneut ab. Er öffnet seine Aktentasche und holt sein Tablet heraus. Josef merkt, dass sein Gegenüber nicht recht die Worte findet, und kommt ihm zu Hilfe:

„Gibt es ein Dossier, das ich mir ansehen soll? Sind Sie an meiner Einschätzung interessiert?“

„Ja, genau“, antwortet Ben. „Wenn das für Sie in Ordnung ist. Aber zuvor brauche ich ein klares Statement zur Vertraulichkeit. Ihnen ist bewusst, dass diese Daten unter strikter Compliance-Quarantäne stehen.“

Ich muss Sie bitten, mir vorab mündlich zu versichern, dass Sie absolute Diskretion wahren. Ich zeichne das für meine Unterlagen auf."

„Das versteht sich von selbst“, erwidert Josef und gibt seine Zusage zu Protokoll.

„Danke“, sagt Ben und schaltet die Aufnahme aus. Er positioniert das Tablet zwischen ihnen. Er wirkt noch immer nervös und lockert seinen Kragen. Josef richtet seinen Blick auf das Dokument. Ben schiebt ihm das Gerät noch näher hin. Josef überfliegt den Strategie-Entwurf – das Konzept liegt genau auf seiner Wellenlänge. Sein Gehirn erfasst die Struktur augenblicklich. Nach einigen knappen Rückfragen gibt Josef bereits ein umfassendes Feedback zu den strukturellen Schwachstellen und zur Marktansprache.

Ben ist begeistert. Er hatte erwartet, dass Josef mindestens einen Tag für das Onboarding in dieses komplexe Thema benötigen würde. Zwar fehlen für das finale Placement noch Details, doch Josefs Fachkenntnis ist brillant. Alles, was Ben über ihn gehört hat, stimmt. Die schlaflosen Nächte der letzten Monate scheinen ein Ende zu haben. Wenn er Josef als Asset gewinnen kann, könnte er dem Druck seines Vaters endlich standhalten.

„Ich sehe, dass man mir Ihr Fachwissen keineswegs zu hoch angepriesen hat – Sie sind zweifellos ein absolutes Ausnahmetalent“, antwortet Ben auf Josefs Feedback. „Wirklich beeindruckend! Ihr Potenzial sollte unbedingt genutzt werden. Ich bin bereit, Ihnen ein attraktives Honorar zu zahlen, wenn Sie die Unterlagen einer Tiefenanalyse unterziehen. Ich werde versuchen, mit der Anstaltsleitung über eine Arbeitsfreigabe zu verhandeln. Ich habe Ihnen ein Datenpaket mit weiterführenden Informationen mitgebracht. Nach Einreichung eines vollständigen Konzepts werden Sie vergütet – unabhängig vom finalen Roll-out. Sollte Ihr Vorschlag erfolgreich sein, könnte ich Sie künftig für eine Position als Associate in meinem Team in Betracht ziehen. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ein Associate-Posten ist auf dem Papier die klassische Einstiegs-ebene für Absolventen. Aber es ist der einzige Titel, den ich im ersten Schritt ohne den Vorstand und ohne großes Aufsehen durch die HR-Mühlen schleusen kann. Für Sie wäre es der Fuß in der Tür – und was Ihre tatsächlichen Aufgaben angeht, halten wir uns einfach nicht an das Standard-Protokoll. Also wäre das für Sie von Interesse?“

Josef traut seinen Ohren kaum! Er hätte endlich eine Perspektive außerhalb der Mauern, könnte in den offenen Vollzug wechseln oder gar eine vorzeitige Entlassung erwirken. Eine traumhafte Vorstellung. Aber er weiß auch: Als Associate in dieser globalen Privatbank zu arbeiten – einer der exklusivsten und einflussreichsten Institutionen der Hochfinanz –, ist utopisch. Das verträgt sich weder mit dem Image noch mit den Aufgaben eines Freigängers: geschweige denn mit seinem ‚Track-Record‘. In der Welt der Hochfinanz ist schon der kleinste Makel im Lebenslauf ein Todesurteil. Als Ex-Sträfling wäre er ein massives Reputationsrisiko. Keine Compliance-Abteilung der Welt würde ihn durch den Background-Check winken. Aber vielleicht ist Ben Heliopolis Junior verzweifelt genug, um ihn als „Geheimwaffe“ unter dem Radar laufen zu lassen. Doch das ist im Moment nicht Josefs Problem. Er stimmt Ben zu, der sichtlich erleichtert ist.

Wie erwartet ist Josefs Strategiepapier brilliant. Ben Heliopolis Junior ist ebenso beeindruckt wie sein Vater, Ben Senior. Da es unmöglich ist, einen Inhaftierten als Associate auf die Payroll zu setzen, hat der Senior eine pragmatischere Lösung.

„Wir engagieren ihn als externen Consultant“, entscheidet Ben Senior. „Mit seiner ungetrübten Perspektive liefert er uns genau das Brand Audit, das wir brauchen, um die blinden Flecken unserer Kampagne zu finden. Am besten richten wir ihm direkt hier in meinem Executive Office einen Arbeitsplatz ein ...“

„Warum bei dir? Ich habe ihn gescoutet, er sollte in meinem Team arbeiten“, unterbricht Ben Junior wütend.

„Du willst die Lorbeeren für dich allein ernten, mein Sohn, aber so läuft das Geschäft nicht“, antwortet sein Vater kühl.

„Die Lorbeeren? Ich habe dieses Asset entdeckt!“, versucht Ben sich zu rechtfertigen, doch der Vater schneidet ihm das Wort ab.

„Genug! Herr van Woerden arbeitet mir direkt zu“, entscheidet der Senior autoritär.

Ben Junior bleibt nichts anderes übrig, als die Entscheidung zähneknirschend hinzunehmen.

Josef kann die Nachricht kaum fassen: das alles aus heiterem Himmel! Nach fast sieben Jahren intellektueller Isolation fühlt er sich nach dem Wechsel in den offenen Vollzug wie ein High-Performance-Ag-

gregat, das endlich wieder unter Volllast laufen darf. Die Aussicht auf einen echten Terminkalender wirkt auf ihn wie ein Elixier. Endlich wieder Aufgaben, Verantwortung, Reibung mit der Welt – geistige Auslastung statt endloser Stagnation. Doch die Realität des Vollzugs holt ihn jeden Abend wieder ein. Selbst als Freigänger muss er beim Einrücken in die JVA sein hochmodernes Tablet beim Wachdienst hinterlegen. Mit dem Schließen der Zellentür fällt er schlagartig zurück in das alte Zeitlupentempo: kein Netz, keine Daten, keine permanente Informationsflut – bis zum nächsten Arbeitstag. Dennoch hat er Glück. Für ihn besteht diese Informationsisolation nur äußerlich, jetzt, wo er wieder durch neue Impulse stimuliert wird. In der Tat ist sein Gedächtnis so umfassend, präzise und leistungsfähig, dass er sich in seinem eigenen Gehirn bewegen kann wie in einem Offline-Computersystem. Erinnerungen besitzen für ihn keine verschwommene Unschärfe, sondern die Struktur einer vierdimensionalen Deep-Zoom-Architektur. Wenn er gedanklich Dateien öffnet, dann sucht er keine Ordner, sondern betritt Räume. Er nähert sich den Menschen darin, blickt in deren Augen und zoomt tiefer in ein Bild im Bild im Bild hinein, bis sich die gesuchten Informationen wie ein neues Panorama vor ihm entfalten. Sein Geist archiviert nicht in Texten, sondern in einer unendlichen Kaskade lebendiger, ineinander verschachtelter visueller Welten, die übergeordneten Strukturen und Dimensionen zugeteilt sind. So kann er Inhalte überarbeiten, Gespräche rekonstruieren und gewaltige Mengen an Daten nahezu beliebig abrufen. Wenn er sich in dieses innere Universum zurückzieht, blendet sein Gehirn seine Umgebung automatisch fast vollständig aus. Selbst grundlegende Bedürfnisse wie Essen, Trinken oder Schlafen treten dann so weit in den Hintergrund, dass er sie über Tage hinweg vernachlässigen würde, wenn niemand ihn daran hinderte. Ein Glück im Unglück ist deshalb, dass er praktisch nie ganz allein ist. Seit seiner Zeit im Kinderheim gibt es Menschen in seinem Umfeld, die ihn immer wieder an einen geregelten Tagesablauf binden und ihn zurück in die Realität zwingen, ehe er sich vollständig in den endlosen Räumen seines eigenen Denkens verliert.

Dank seiner hervorragenden, neuen Position eröffnen sich für Josef viele Möglichkeiten. So verschafft er seinem besten Freund César einen Job in der Auto-Produktion. César hat sich in den letzten Jahren mit Josef sehr gut entwickelt und gilt nun als vorbildlicher Häftling. Die Ge-

fängnisleitung möchte das „Dreamteam“ Josef und César gerne weiter fördern – wenn auch nur aus eigenem Interesse. Daher wird César versuchsweise in den offenen Vollzug entlassen. Mit Josefs Unterstützung hat er vor einem Jahr im Gefängnis sein Abitur abgeschlossen. Er zeigt genügend emotionale Intelligenz, um diese einmalige Chance nicht zu verpassen. So verhält er sich vorbildlich und meistert Provokationen mittlerweile souverän.

Unterdessen macht sich Josef bei „Sachsman Brothers“ schnell einen Namen. Projekte, die er betreut, laufen erfolgreich, steigern den Gewinn des Unternehmens sowie gleichzeitig seinen eigenen Einfluss und Wohlstand. Für besondere Anlässe erhält Josef Sonderurlaubsgeheimigungen. Ein solcher Anlass findet an einem Wochenende im Haus der Familie Heliopolis auf dem Tempelberg statt. Josef fragt sich, wie Heliopolis ihm all diese Privilegien ermöglichen kann.

„Das kann er nur über die Gefängnisverwaltung erreichen. Heliopolis muss über enorme Macht verfügen. Kein Wunder, dass man ihn ‚Der Hohepriester der Finanzen‘ nennt“, denkt Josef und blickt der neuen, aufregende Richtung in seinem Leben dankbar entgegen.

Heliopolis

Bald bewegt sich Josef frei auf dem Anwesen der Familie Heliopolis und erhält dadurch auch Einblicke in das Leben hinter der repräsentativen Fassade. Diana Heliopolis, die Frau von Ben Senior, ist eine außergewöhnlich schöne Frau, die ihren Mann aufrichtig zu verehren scheint. Dieser hingegen hat kaum Zeit für sie und geht offen fremd. Für Josef ist es naheliegend, darin einen der Gründe für Dianas Alkoholabhängigkeit zu sehen. Er kann nicht begreifen, weshalb Ben seine Frau derart schlecht behandelt. Ben betrachtet die Ehe jedoch vor allem als eine zweckmäßige Institution. Für den Gründer und Senior-Partner der Privatbank zählen Effizienz, Stabilität und Kontrolle mehr als romantische Ideale. In seinen Augen dient die Ehe in erster Linie dazu, legitime Erben hervorzubringen und gesellschaftliche Sicherheit zu gewährleisten. An Liebe glaubt er nicht – allenfalls an hormonell bedingte Anziehung. Diese Haltung überrascht Josef nicht. Menschen wie Ben scheinen Liebe für eine Illusion zu halten, an die nur Schwache glauben. Josef sieht das anders. Für ihn ist wahre Liebe nichts Leichtes oder Träumerisches, sondern eine Herausforderung, deren Realität und oft schmerzhaftes Konsequenzen nur mutige und starke Menschen bereit sind, anzunehmen. Doch er behält seine Gedanken für sich.

Ben Senior hat Josef ins Herz geschlossen und behandelt ihn beinahe wie einen eigenen Sohn. Auch für Ben Junior, den alle nur „Beni“ nennen, ist Josef längst zu einem Bruder geworden. Denn seit er mit im Betrieb ist, fungiert er als psychologischer Puffer: Der permanente Erwartungsdruck des Vaters hat spürbar nachgelassen, es fallen deutlich weniger harte Worte, und die anhaltende, lähmende Kritik ist einer erlösenden Entlastung gewichen – sowohl für den Vater als auch für den Sohn. Ben Senior beschließt daher, diese Verbindung dauerhaft zu festigen. Er spielt mit dem Gedanken, Josef mit seiner Tochter Asena zu verheiraten, die derzeit Kunstgeschichte in Oxford studiert. Gleichzeitig beschäftigt ihn eine andere Frage: Wie lässt sich Josef vorzeitig aus der Haft holen und mit einer neuen Identität ausstatten? An seinem Namen haftet noch immer zu viel alter Schmutz. Das Problem ist jedoch, dass

ausgerechnet Elios Gallacher für seine Verurteilung verantwortlich war. Ben hat keinerlei Interesse daran, sich mit einem Mann wie Gallacher anzulegen. Also bleibt ihm nur ein Weg: Er muss seine Kontakte spielen lassen und im Hintergrund die richtigen Fäden ziehen.

Wenige Wochen später veranstaltet Ben auf seinem Anwesen am Tempelberg erneut einen Empfang. Solche Abende dienen weniger dem Vergnügen als der Pflege wertvoller Beziehungen. Unter den Gästen befindet sich diesmal auch Erich Mundschenk. Da Josef nicht anwesend ist, nutzt Ben die Gelegenheit, um mit Erich offen über ihn zu sprechen. Zunächst hört dieser nur beiläufig zu. Doch als ihm klar wird, dass von Josef van Woerden die Rede ist, erscheint ein breites Grinsen auf seinem Gesicht. Josef van Woerden. Erich hatte ihn schon ganz vergessen. Und jetzt sollte er mit einer neuen Identität aus dem Gefängnis entlassen werden?

„*Warum eigentlich nicht?*“, denkt Erich. Schließlich hat er nichts gegen Josef. Im Gefängnis hat dieser sich anständig um ihn und Bäcker gekümmert und sogar ihre Träume auf sinnvolle Weise gedeutet. Natürlich war das nur gut geraten, sagt sich Mundschenk. Das beherrschen doch alle sogenannten „Seher und Traumdeuter“. Wenn Ben Heliopolis jedoch möchte, dass er seine Beziehungen nutzt, um Josef aus dem Gefängnis zu holen, warum eigentlich nicht? Ben Heliopolis ist ein äußerst wertvoller Kontakt. Als „Hohepriester der Finanzen“ ist er jemand, für den Mundschenk durchaus bereit ist, ein gewisses Risiko einzugehen. Allerdings wird Erich klar, dass er Ben nur über Aton Manor helfen kann. Aton ist der Einzige, der genügend Einfluss auf Elios Gallacher besitzt. Da wird Erich klar, dass Ben sich genau deshalb an ihn gewandt hat: weil er direkt mit Aton zusammenarbeitet und zu dessen engsten Vertrauten gehört.

In der Zwischenzeit ruft Ben Senior seine Tochter in Oxford an. Er möchte, dass sie direkt nach dem Ende ihrer Vorlesungen nach Hause kommt. Asena ist überrascht. Noch nie zuvor hat ihr Vater so nachdrücklich auf ihrer Anwesenheit bestanden. Was konnte das bedeuten? Normalerweise begegnete er ihr mit höflicher Distanz und zeigte nur wenig Interesse an ihrem Leben.

„Was ist los, Vater? Ist etwas Schlimmes passiert?“, fragt Asena.

„Sei nicht albern. Warum sollte etwas Schlimmes passiert sein?“, antwortet ihr Vater barsch. „Nein, ich will, dass du nach Hause kommst,

weil ich dir jemanden vorstellen muss. Asena, bist du noch dran? Hast du mich verstanden?"

Asena versteht ihren ungeduldigen Vater nur zu gut. Ihr Verstand arbeitet schnell, dennoch braucht sie einen Moment, um seine Worte einzuordnen. Diese kurze Pause reicht bereits aus, um ihn zu verärgern.

„Du möchtest, dass ich ...“, beginnt sie und wiederholt damit seine Worte. Sie hofft, die Information auf diese Weise besser verarbeiten und ihren Vater dazu bewegen zu können, mehr zu verraten. Doch mitten im Satz bricht sie ab. Sie weiß genau, dass ihr Vater weder Widerspruch noch Nachfragen schätzt. Also unterdrückt sie ihren ersten Impuls und antwortet stattdessen:

„Ja, ich verstehe. Ich komme so schnell wie möglich zurück. Aber bitte sag mir, was du damit bezweckst.“

„Du stellst schon dümmere Fragen als ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss“, erwidert ihr Vater gereizt. „Es geht natürlich um Josef. Seinen Namen und seine Biografie werden wir noch etwas anpassen müssen. Deine Mutter hat dir bestimmt von ihm erzählt. Was auch immer du gerade vorhast – komm sofort nach Hause. Es wird höchste Zeit, dass ihr euch kennenlernt.“

Mit dieser knappen Erklärung beendet Ben Senior das Gespräch.

Asena sitzt auf ihrem Bett im Studentenwohnheim in Oxford. Sie teilt sich das Zimmer mit einer Freundin, die sich gerade in einer Vorlesung befindet. Ihr Herz pocht heftig vor Aufregung. Natürlich hatte ihre Mutter ihr von Josef erzählt. Sie erzählte ihr von seiner hohen Intelligenz, seinem Erfolg und seinem guten Aussehen. Sie erwähnte jedoch auch, dass er im Gefängnis sitzt.

„Kein Wunder, dass Vater seine Identität ändern will“, murmelt Asena, nachdem das Gespräch beendet ist. „Und natürlich gefällt ihm der Name Josef nicht. Wahrscheinlich ist er ihm zu biblisch. Das kommt auch in seinen Kreisen nicht gut an.“

Sie geht langsam durch ihr Zimmer und versucht, die neuen Informationen zu ordnen. Nun wollte ihr Vater also, dass sie diese äußerst vorteilhafte Verbindung innerhalb der Familie festigte. Bei seiner Art kam kaum etwas anderes infrage. Trotzdem greift sie zum Telefon und ruft ihre Mutter an, um Gewissheit zu bekommen. Als Diana abhebt, erkennt Asena sofort am Tonfall, dass sie wieder getrunken hat. Sie schließt kurz die

Augen und holt tief Luft. Dennoch stellt sie ihre Fragen. Zunächst erhält sie kaum brauchbare Antworten. Ihre Mutter schweift ab, verliert den Faden und spricht über belanglose Dinge. Doch Asena bleibt geduldig. Immer wieder lenkt sie das Gespräch auf Josef und fragt nach den Plänen ihres Vaters. Schließlich verrät Diana, dass sie zufällig ein Gespräch zwischen Ben Senior und Beni mitgehört habe. Dabei sei von einer möglichen Hochzeit zwischen Asena und Josef die Rede gewesen. Dann beginnt sie zu lachen und unaufgefordert trägt sie ihre gesammelten, verbitterten Weisheiten über die Ehe vor. Asena beendet das Gespräch sofort. Eine Stunde später kehrt ihre Mitbewohnerin aus der Vorlesung zurück. Kaum hat sie die Tür hinter sich geschlossen, berichtet Asena ihr von dem überraschenden Anruf ihres Vaters und dem noch überraschenden Gespräch mit ihrer Mutter.

„Das kann doch nicht sein Ernst sein!“, empört sich Susan. „Du wirst doch nicht etwa irgendeinen Tölpel heiraten, nur weil es dein Vater so will! Wo sind wir denn? Das sind ja Ideen wie im finsternen Mittelalter! Männern wie deinem Vater muss man das Handwerk legen und ihnen die Stirn bieten! Du hast mir doch erzählt, dass er deine Mutter betrügt. Das liegt nur daran, dass sie sich alles von ihm gefallen lässt. Wie soll er sie respektieren, wenn sie ihm wie ein Hund nachläuft? Willst du etwa auch so ein Dasein fristen und dir von Männern dein Leben diktieren lassen?“ Susan ereifert sich so sehr, dass sie innerhalb weniger Sekunden ganz rot im Gesicht wird. Asena kennt ihre Freundin und ist daher nicht überrascht von ihrem Ausbruch. Dennoch wagt sie es, sie kurz zu unterbrechen.

„Natürlich werde ich niemanden heiraten, den ich nicht möchte, aber was, wenn Josef genau der Mann ist, den mir mein Schicksal vorherbestimmt hat?“

„Das fasse ich nicht!“, erwidert Susan entrüstet. „Was ist das für ein dummes Geschwätz? Du bist der Schmied deines Lebens, du selbst bestimmst dein Schicksal, nicht andere, und schon gar nicht Männer! Genau dagegen wehren wir Frauen uns seit Jahrhunderten! Entschuldige, wenn ich das so sage, aber es ist nicht zu fassen, dass es immer noch so dumme Schafe wie dich gibt, die sich einfach vorschreiben lassen, was sie zu tun und zu lassen haben! Da bekomme ich echt so einen Hals, das

halte ich im Kopf nicht aus! Selbst wenn dieser Josef Mister Perfekt ist, darfst du ihn auf keinen Fall heiraten! Kapierst du das nicht?"

„Schrei mich nicht an, Susan! Nur weil ich eine andere Weltanschauung habe als du, bin ich noch lange nicht dumm. Du musst mich nicht beleidigen“, verteidigt sich Asena. „Außerdem wäre es sehr dumm von mir, Josef nicht zu heiraten, wenn er Mr. Perfect ist. Wenn ich ihn allein deshalb nicht heiraten würde, weil ich das zwanghafte Bedürfnis habe, meinem Vater zu widersprechen, einzig weil er ein Mann ist, dann wäre das nichts anderes als eine weitere Form der Unterwerfung unter die Herrschaft der Männer, wie du es nennst!“

Susan sieht ihre Freundin einen Augenblick lang verblüfft an. So hat sie das noch nie betrachtet. Mit der Vorstellung, dass ausgerechnet sie sich von Männern ihr Leben bestimmen lässt, weil sie zwanghaft darauf fixiert ist, ihnen widersprechen zu müssen, hat sie nicht gerechnet. Obwohl sich alles in ihr gegen diese Vorstellung wehrt, erklärt ihr Verstand ihr dennoch, dass das, was ihre Freundin argumentiert, nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Etwas versöhnlicher gestimmt, entgegnet sie daher:

„Tut mir leid, wenn ich dich beleidigt habe, das wollte ich nicht. Du bist eine gute Freundin von mir, und darum kann ich einfach nicht zulassen, dass du dein Leben wegwirfst und dir vorschreiben lässt, wen du heiraten sollst! Ich weiß, dass du deinen Vater verehrst, das ist mir nicht entgangen. Deswegen versuche ich schon die ganze Zeit, dir klarzumachen, dass er deine Liebe nicht wert ist, genauso wenig wie er die Liebe deiner Mutter verdient hat. Deine Mutter ist wunderbar, aber sie verschwendet ihr Leben an einen Mann, der sie nicht liebt. Und ich fürchte, du bist drauf und dran, genau das Gleiche zu tun. Glaubst du, ich könnte da tatenlos zusehen? Verstehst du denn nicht, dass dir, wenn du wieder einen dieser Löwen heiratest, nichts anderes übrig bleibt, als die zweite Geige zu spielen?“

„Ich weiß, dass du es gut meinst, Susan, und ich bin dir dankbar für deine Freundschaft und deine Offenheit. Aber mein Leben ist anders als deins. Mein Geburtshoroskop hat meinen Lebensweg bereits vor Jahren beschrieben. Als ich geboren wurde, ließ meine Mutter eine ausführliche astrologische Deutung erstellen. Sie hat mir allerdings erst davon erzählt, als ich achtzehn war. Ich glaube, das habe ich dir schon einmal erzählt.“

„Uff. Ja, das hast du“, antwortet Susan und schüttelt den Kopf. „Und ich verstehe immer noch nicht, warum du dem so viel Bedeutung beimisst.“

„Weil bisher alles eingetroffen ist“, erwidert Asena. „Und zwar zu einer Zeit, als ich von alledem noch nichts wusste. Meine Mutter hat das Horoskop jahrelang für sich behalten.“

„Das beweist gar nichts“, entgegnet Susan. „Es reicht doch, dass deine Mutter davon wusste. Ob bewusst oder unbewusst – sie hat dein Leben wahrscheinlich entlang dieser Erwartungen gelenkt. Eltern tun so etwas ständig. Kinder übernehmen ihre Vorstellungen und erfüllen ihre Erwartungen oft, ohne es zu merken. Gerade für die unbewussten Wünsche unserer Eltern sind wir anfällig, bis wir lernen, uns davon zu lösen.“

„Wie dem auch sei“, erwidert Asena. „Laut diesem Horoskop sollte ich mit sechsundzwanzig Jahren den Mann meines Lebens kennenlernen und heiraten. Und nun ist ausgerechnet mein Vater zu mir gekommen, um mir von einem Mann zu erzählen, den ich heiraten soll. Ausgerechnet mein Vater, der an diesen ganzen ‚Unsinn‘, wie er es nennt, genauso wenig glaubt wie du – wenn ich bemerken darf. Und wie du weißt, bin ich gerade sechsundzwanzig geworden.“

Susan verdreht die Augen, sagt aber nichts.

„Das ist noch nicht alles“, fährt Asena fort. „Meine Mutter hat schon vor Monaten eine Hellseherin wegen Josef konsultiert. Anfangs schien es, als würden die astrologischen Daten nicht zusammenpassen. Doch später kam in einer spiritistischen Sitzung heraus, dass seine Vergangenheit von einem Geheimnis überschattet ist und sein wahres Horoskop vermutlich ganz anders aussieht als das bekannte.“

„Das wird ja immer toller“, schüttelt Susan den Kopf.

„Warte“, stoppt Asena die Unterbrechung. „Vor zwei Monaten war ich bei Larissa. Sie legte die Karten für mich und sprach plötzlich von einem Mann namens Josef. Zur selben Zeit ließ meine Mutter unabhängig davon dieselbe Frage untersuchen. Die Ergebnisse waren nahezu identisch. Seine Energie passt perfekt zu meiner. Obwohl ich ihn noch nie gesehen habe, spüre ich schon seit einiger Zeit unsichtbare Fäden, die mich zu ihm hinziehen. Ich weiß, dass du das nicht verstehen kannst. Deine Energie ist völlig anders und du musst deinen eigenen Weg gehen. Aber bitte verstehe, dass ich meinen gehen muss. Ich weiß, dass man den Ster-

nen und Karten nicht immer trauen kann, aber ich weiß auch, dass es da draußen etwas gibt – eine große Kraft hinter allem –, und ich muss sie finden, egal, was es kostet. Um das Ziel einer Reise zu kennen, muss man den Weg bis zum Ende gehen, und genau das habe ich vor. „Du bist wirklich ein hoffnungsloser Fall, Asena“, meint Susan und reibt sich dabei die Stirn. „Natürlich respektiere ich deine Ansichten, aber wie kannst du dich nur so hingeben? Warum stehst du nicht auf und widersetzt dich? Schreib dein eigenes Schicksal!“

„Das kann niemand. Egal, wozu du dich entscheidest, deine Entscheidungen sind bereits in dein Schicksal einkalkuliert“, meint Asena in fatalistischer Überzeugung.

„Das ist nicht wahr! Wie kannst du das nur glauben?“, widerspricht Susan entsetzt.

„In diesem Punkt werden wir uns nicht einig“, gibt sich Asena unflexibel, „aber wenn ich wirklich deine Freundin bin, dann musst du meine Meinung und meinen Glauben respektieren.“

„Seufz, ich gebe auf, du hast gewonnen“, gibt Susan schließlich nach. „Aber bitte, du musst mir versprechen, dass du dich von ihm abwendest, wenn du spürst, dass er nicht der Richtige ist; wenn du siehst, dass er genauso ein arroganter Arsch ist wie die anderen und wie dein Vater. Wer weiß, vielleicht halten die Sterne ja noch einen anderen Mann für dich bereit und dieser Josef ist nur eine Art ‚böse Versuchung‘, die von deinem Schicksal eingeschoben wurde, um zu sehen, wie du mit dieser Prüfung umgehst. Wenn du dich richtig entscheidest, bist du frei, den Richtigen zu heiraten. Wenn du dich aber falsch entscheidest, wirst du nur unnötig leiden. Verstehst du, was ich meine?“

„Ja“, antwortet Asena nachdenklich.

Was ihre Freundin gesagt hat, könnte vielleicht sein. Sie verspricht ihr daher, aufzupassen und die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass doch jemand anderes als Josef gemeint ist. Doch bereits wenige Tage später sind ihre Zweifel fast vollständig beseitigt. Sie hat noch einmal die Sterne befragt, und auch dieses Mal ist das Los eindeutig auf Josef gefallen. Asena ist sich sicher, dass er der Mann ist, mit dem ihr Schicksal in Zukunft verknüpft sein wird. Susan bittet derweil ein paar andere Freundinnen, sie zu unterstützen, um Asena zur Vernunft zu bringen. Doch weit kommen sie mit ihren Bemühungen nicht. Zwei von ihnen sind sogar bald

selbst überzeugt, dass Asena vielleicht recht hat. Wenn dem so ist, dann hätten sie nicht das Recht, sich da einzumischen. Außerdem, so eine andere, müssten sie Asena auch ein bisschen Vertrauen entgegenbringen. Die Mehrheit der Frauen, die sich darüber unterhalten – denn der Fall spricht sich schnell herum –, schüttelt allerdings den Kopf. Erst recht, als herauskommt, dass Asena es bis jetzt sogar abgelehnt hat, ein Foto von Josef anzusehen.

"Fotos betrügen uns nur", erklärt sich Asena. „Ein Foto sagt nichts aus. Wenn schon, dann möchte ich so unvoreingenommen wie möglich auf Josef zugehen. Je weniger ich vorher über ihn weiß, desto intensiver wird die erste Begegnung und desto klarer werde ich seine Energien spüren und merken, ob sie zu mir passen.“

„Du bist völlig verrückt“, sagen die einen, während die anderen den Fall aus philosophischer Perspektive äußerst faszinierend finden und auf dem Campus ausführlich über seine verschiedenen Facetten diskutieren. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Kraft des Glaubens, also danach, welchen Einfluss Überzeugungen auf das Leben und die Entscheidungsprozesse von Individuen und ganzen Gruppen ausüben. Eine Analyse der Vor- und Nachteile dieses Einflusses ist ebenfalls Teil der Diskussion. Und schließlich die Frage, ob es möglich ist, sich davon zu befreien.

Als Asena Anfang des Sommers ihre Heimreise antritt, hat sie jedenfalls den sicheren Instinkt, ihrem unabdingbaren Schicksal entgegenzugehen. Sie schließt die Augen und atmet lange bewusst ein und aus. Sie versucht, mit den neuen Energien, die auf sie einwirken, in Einklang zu kommen, als könnte sie dadurch schon vor der Zeit in das geheimnisvolle Wechselwirken der Kräfte einer Ehe eintauchen.

Heiße Versuchung

„Ah, Asena, da bist du ja! Aber wie siehst du denn aus? Hast du zugenommen? Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du noch nicht so dick. Und dann diese Haare. Einfach langweilig. Ich bin wirklich enttäuscht. Wie konntest du dich nur so gehen lassen?“

Mit diesen unfreundlichen Worten begrüßt Ben seine Tochter Asena. Asena ist verletzt, sagt aber nichts. In ihrem Zimmer betrachtet sie sich im Spiegel. Ist sie dick? Nein, aber sie erkennt, was dem strengen Blick ihres Vaters nicht entgangen ist: Sie hat während ihrer Zeit in England Kurven bekommen. Schließlich ist das Leben als Studentin kein Leben auf dem Laufsteg. Das Äußere kommt an zweiter Stelle. Sie gibt zu, dass sie von diesem Lebensstil beeinflusst wurde, zumal er ihr gefällt. Entgegen den Erwartungen hat sie sich bislang auch nicht auf verschiedene sexuelle Abenteuer eingelassen. Um unangenehme Gespräche zu vermeiden, hat sie bei Fragen zu möglichen romantischen Beziehungen gelogen. Tatsache ist jedoch, dass sie noch Jungfrau ist. Sie schämt sich dafür, ist aber nicht in der Lage, mit einem Mann eine intime Beziehung einzugehen und gegenüber Frauen empfindet sie einfach nicht auf diese Weise. Was hätte sie also tun sollen? War es tiefsitzende Unsicherheit, die sie zurückhielt? Hatte sie Angst, verletzt zu werden? Das ist gut möglich. Wenn es um Beziehungen geht, trägt sie einige innere Blockaden in sich. Dieses Thema kehrte immer wieder zurück, sobald sie sich den Sternen oder den Karten öffnete. Vielleicht liegt es an ihren Eltern: Eine alkoholranke Mutter und ein untreuer, selbstsüchtiger Vater sind sicher keine idealen Voraussetzungen, um später selbst eine gesunde Beziehung zu führen. Ist das einer der Gründe, warum sie ihr Schicksal lieber den Karten und Geistern überlässt? Ist es ihre Schwäche, die sie dazu bringt, sich passiv einem vorbestimmten Weg zu ergeben, ohne Verantwortung zu übernehmen? Oder ist es ein verzweifelter Versuch, das Un erklärliche greifbar zu machen? Vielleicht hofft sie auch, mithilfe okkultur Kräfte eine indirekte Kontrolle über ein Leben zu gewinnen, das sich sonst ihrer Einflussnahme entzieht – ohne dabei ihre eigenen Anteile anzuerkennen. Ihr Vater würde es vermutlich genau so deuten.

Asena verdrängt diese dunklen Gedanken rasch. Sie will lieber nicht so genau hinsehen. Vielleicht hat ihr Vater recht. Wie auch immer. Sie ist entschlossen, ihren Weg zu gehen, wohin er sie auch führen mag. Sie muss einfach die Wahrheit hinter all den verschiedenen Wahrnehmungen und Philosophien herausfinden. In den nächsten zwei Tagen besucht sie, wie ihr Vater es verlangt, einen Schönheitssalon und eine Boutique nach der anderen. Als sie sich an diesem Abend zu Hause im Spiegel betrachtet, erkennt sie sich selbst nicht wieder. Mit all dem übertriebenen Make-up hat sie das Gefühl, eine Maske zu tragen – ausgerechnet an dem Tag, an dem sie Josef zum ersten Mal treffen soll. Die Person im Spiegel ist nicht mehr sie selbst. Einem inneren Impuls folgend, reißt sie alles herunter. Dann zieht sie eine elegante, teure Bluse und Hose in einem kräftigen, royalblau an. Sie kämmt ihr auf Lockenwicklern gedrehtes Haar durch, bis es wieder natürlich fällt. Schließlich trägt sie noch leichtes Augen-Make-up auf, tuscht ihre Wimpern und benetzt ihre Lippen mit Lipgloss. Als sie jetzt in den Spiegel schaut, erkennt sie sich wieder und fühlt sich sofort wohler.

„Ja, genau so möchte ich Josef begegnen“, beschließt sie. Doch bei dem Gedanken an das wütende Gesicht ihres Vaters schlägt ihr Herz schneller. Er möchte, dass sie ein sexy Kleid trägt, das sich leicht ausziehen lässt. Schließlich sollen sie und Josef „Spaß haben“ und sich kennenlernen. Asena spürt, wie ihr Herz bis zum Hals schlägt. Sie weiß nicht, ob sie das durchstehen kann.

„Wie soll ich mich einem Mann hingeben, den ich noch nie gesehen habe? Ach, wäre ich doch nur keine Jungfrau mehr!“, klagt sie. Was, wenn Josef herausfindet, dass sie keine Erfahrung hat? Was, wenn sie sich lächerlich macht? Ihr Herz schlägt schneller. Ihr Vater würde ihr niemals verzeihen, wenn sie dieses „Geschäft“ vermässelt, denn genau das ist es für ihn. Die Ehe ist ein Geschäft – und ein sehr wichtiges noch dazu. Da ist kein Platz für Liebe. Man muss strategisch vorgehen und klug kalkulieren. Josef ist reich und wird angesichts seiner außergewöhnlichen Talente bald noch viel reicher werden. Ben Senior ist überzeugt, dass Josef die Karriereleiter steil erklimmen wird. Er könnte jede Frau haben, die er will. Es gibt wahrscheinlich nichts, was Asena in ihrem Leben tun könnte, um ihren Vater stolz zu machen – außer eine gute Partie zu heiraten. Und Josef ist ein Spitzenkandidat. Ihr Vater sieht das ganz klar und irrt sich in

solchen Angelegenheiten normalerweise nie. Asena seufzt. Sie muss sich zwischen Herz und Pflicht entscheiden. Ihr Vater definiert Erfolg über materielle oder soziale Sicherheit, nicht über ihre persönliche Erfüllung. Sie wünscht Nähe, Zuneigung, Sicherheit –muss aber gleichzeitig eine „richtige“ Entscheidung treffen, die gesellschaftlich und familientechnisch akzeptiert wird. Sie ist so aufgewühlt, dass sie nichts als extreme Aufregung und Angst empfindet. In diesem Zustand wird sie kaum in der Lage sein, Josefs Energien richtig einzuschätzen, denkt sie und wird immer nervöser. Obwohl sie weiß, dass ihr Vater ihr das nie verzeihen wird, beschließt sie, in Bluse und Hose nach unten zu gehen. Ist das ihre Art der Rebellion gegen die Herrschaft ihres Vaters? Oder will sie sich damit vor Josef schützen? Oder lehnt ihr ehrlicher Charakter einfach jede Form der Täuschung ab? Asena entscheidet, dass es eine Mischung aus allem ist. Plötzlich hört sie die Türklingel läuten. Kurz darauf hört sie Stimmen im Flur. Josef ist angekommen!

Josef verspürt eine innere Unruhe. Ben Senior hat ihm nicht geraten, was er für diesen Abend geplant hat. Josef weiß, dass er in romantischen Beziehungssituationen unerfahren ist, dennoch ahnt er, dass in dieser Richtung etwas auf ihn zukommt. Deshalb hat er sich vorgenommen, nichts zu tun, was gegen seinen Willen geht. In den letzten Tagen hat Ben auffallend oft von seiner Tochter gesprochen. Heute soll er Asena zum ersten Mal begegnen. Erwartet Ben etwa, ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen? Dieser Gedanke würde einiges erklären. Schließlich hat Ben ihm versprochen, ihn vorzeitig aus dem Gefängnis zu holen und ihn großzügig mit einem Anteil an seinem Vermögen zu beteiligen. Das sollte ihn vermutlich ködern. Offensichtlich kann Ben sich nicht vorstellen, dass es Menschen gibt, die sich nichts aus Geld machen. Josef hat den Eindruck, dass Ben ihn kaufen will. Natürlich ist ihm Bens nüchterne, geschäftsmäßige Auffassung von Liebe vertraut, schließlich bewegt er sich seit Jahren in diesen Kreisen. Daher gibt er sich auch verschlossen und verrät nicht seine eigenen Ansichten. Er will lieber jedes unnötige Gespräch dazu vermeiden. Ben würde ihn ohnehin nicht verstehen.

„Wenn ich heirate, dann sowohl aus Liebe als auch aus Vernunft. Beides müssen ein ‚Ja‘ haben. Natürlich ist mir bewusst, dass sich echte Liebe selten sofort entfaltet. Wenn sie jedoch wächst, ist sie beständig und überwindet alles. Verliebtheit kann dagegen – wie jedes Gefühl –

plötzlich aufflammen, stürmisch sein, aber genauso schnell wieder vergehen. Darauf lässt sich nichts Dauerhaftes gründen. Ich bin bereit, meinen Teil dazu beizutragen, dass eine Beziehung gelingt. Gerade deshalb möchte ich aber sicher sein, in wen ich meine Liebe investiere. Äußere Schönheit ist zwar nicht unwichtig, aber letztlich zweitrangig, denn sie verändert sich mit der Zeit ohnehin. Wichtiger ist mir, dass eine mögliche zukünftige Partnerin fleißig, fröhlich und einfühlsam ist. Sie sollte außerdem intelligent sein, denn schließlich möchte ich mich mit ihr auf Augenhöhe unterhalten können. Natürlich muss sie auch mich mögen. Vor allem aber muss sie treu sein. Etwas anderes kommt nicht infrage“, beendet Josef seinen inneren Dialog stur. Auch ihn lässt die Vorahnung nicht los, dass er diese Asena vielleicht wirklich heiraten muss. Mit solchen Gedanken belastet betritt er an diesem Freitagabend die Villa der Familie Heliopolis.

Wie erwartet, wirft Asenas Vater ihr einen vernichtenden Blick zu. Wie kann sie es wagen, sich so gewöhnlich zu kleiden und lange Hosen zu tragen, während alle anderen Frauen ihre Beine zeigen? Er möchte sie am liebsten sofort in ihr Zimmer schicken und sie zwingen, sich dem Anlass angemessen zu kleiden, aber es ist zu spät. Ein weiterer Blick ihres Vaters macht Asena klar, dass sie einen hohen Preis zahlen wird, wenn Josef wegen ihrer Sturheit einen Rückzieher macht. Außerdem hat sie sich bereits so viele Freiheiten genommen, dass sie nun erst recht den zweiten Teil der stillschweigenden Vereinbarung erfüllen muss.

„Guten Abend, Asena. ich bin Josef. Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen“, sagt er und geht offen auf Asena zu. Es entgeht Josef nicht, dass Asena entgegen der üblichen Erwartung weder ihre Beine noch ihr Dekolleté zeigt und obwohl es Abend ist, nur dezentes Tages-Make-up trägt. Josef lächelt über das ganze Gesicht. Das ist ihm durchaus sympathisch und reduziert sogleich seinen eigenen Stresspegel. Er hat getan, was von ihm erwartet wurde, und ist in seinem besten Anzug mit moderner Weste, trendiger Fliege, Jackett und Einstecktuch erschienen. Als er Asena sieht, fasst er rasch einen Entschluss. Aus ihrem Verhalten und ihrer Schüchternheit schließt er, dass sie sich nicht aus Trotz so stoffreich gekleidet hat. Es muss einen tieferen Grund für ihre Entscheidung geben. Ihre offenen Augen, die geröteten Wangen und ihr schüchternes Lächeln verraten etwas von der Besorgnis, die hinter ihrem durchaus an-

sprechenden Äußeren liegt. Die Farbe, die sie gewählt hat, steht ihr jedenfalls ausgezeichnet. Ohne weitere Umschweife legt Josef daraufhin sein Jackett und die Fliege ab und öffnet die beiden oberen Knöpfe seines Hemdes. Dann bietet er Asena seinen Arm an, um sie in den Salon zu begleiten.

Ben beobachtet jede ihrer Bewegungen genau. Er ist zufrieden, dass Asenas Entscheidung keinen negativen Einfluss auf Josef hatte. Josefs schnelles Eingreifen, um die Situation zu entschärfen, erinnert Ben an asiatische Höflichkeitsstandards. Jedenfalls scheint dank Asenas Entscheidung das Eis schneller gebrochen worden zu sein. Halb versöhnt mit seiner Tochter folgt er ihnen in den Salon. Asena, die immer noch zu nervös ist, um ihren Instinkten zu vertrauen, ist erleichtert, dass Josef so positiv auf sie reagiert hat. Sein Aussehen empfindet sie allerdings eher einschüchternd.

„Auweia! Er ist wirklich unglaublich attraktiv!“, denkt sie. Deshalb traut sie ihren Gefühlen zunächst nicht. Doch im Laufe des Abends, als sie sich in seiner Gegenwart entspannt, merkt sie, dass nicht nur seine Gesichtszüge, sein volles Haar und seine Figur ihn attraktiv machen. In ihrem Umfeld gibt es viele attraktive Männer. Das ist nichts Besonderes. Allerdings waren die Götter Josef bei der Verteilung der körperlichen Attribute besonders wohlgesonnen. Dennoch kommen seine verführerischsten Eigenschaften von innen.

„Aber wie kann das sein?“, fragt sich Asena.

Sie kann nicht anders, als sich in seiner Gegenwart zunehmend zu entspannen. Gerade das fasziniert sie mehr als alles andere. Er setzt sie nicht unter Druck. Er „zieht“ sie nicht mit seinen Blicken aus. Es scheint ihm nicht wichtig, das Interesse auf sich selbst zu lenken; stattdessen schenkt er ihr seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Sein galantes Verhalten und die innere Ruhe, die er ausstrahlt, vermitteln ihr das Gefühl, wirklich geschätzt zu werden. Trotz seiner rhetorischen Fähigkeiten und seiner Begabung, heikle Themen mit diplomatischem Geschick zu umschiffen, wirkt er nicht glatt, sondern aufrichtig.

„Was ist das für eine Magie, die er ausstrahlt? Das kann unmöglich alles echt sein. Er muss mich und die anderen verhexen. Das ist die einzige Erklärung für einen Mann in seiner Position. Aber was sage ich da? Er ist ja immer noch im Gefängnis. Könnte das der Grund sein? Besitzt er

noch echte Demut? Wenn ja, bleibt die Frage, wie lange das anhalten wird, wenn er einmal draußen ist“, überlegt Asena.

Inzwischen sind alle Gäste eingetroffen und der Abend wird immer ausgelassener. Der Alkohol fließt reichlich, doch Asena beobachtet, dass Josef nicht mehr als ein Glas trinkt. Er lehnt alle weiteren Angebote höflich, aber bestimmt ab oder nimmt das angebotene Glas dankbar an, um es bei der nächsten Gelegenheit durch ein alkoholfreies Getränk zu ersetzen. Wie ihr Vater es von ihr erwartet, bleibt sie die den ganzen Abend an seiner Seite. Beeindruckt ist sie jedoch davon, dass auch er bei ihr bleibt und sich nicht entführen lässt, obwohl alle eingeladenen Frauen um seine Aufmerksamkeit buhlen und definitiv attraktiver sind als sie. Mit zunehmendem Alkoholeinfluss werden die Gespräche im Laufe des Abends immer derber. Asena muss sich immer wieder spitze Bemerkungen über ihr Aussehen gefallen lassen. Doch sie verteidigt sich geschickt, und Josef kann nicht anders, als ihr für ihre gut platzierten Konter anerkennend zuzunicken. Einige Male muss er sogar in seine Faust hüsteln, um nicht laut loszulachen, weil sich Asena so scharfzüngig zu wehren versteht. Er macht den anderen daraufhin klar, dass sie sich besser nicht mit ihr anlegen sollten. Asena spürt, dass diese Anerkennung, die er ihr sicherlich aus reiner Höflichkeit gegenüber seinem Gastgeber schenkt, ihrer Seele gut tut. Sie sehnt sich danach, diese Zuwendung für immer für sich zu beanspruchen, ruft sich aber sofort zur Ordnung. Schon nur davon zu träumen, ist zweifellos der Gipfel der Naivität. Dann kommt der Moment. Asena, die ihren Vater den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen hat, erkennt sofort, dass „die Zeit“ für ihn gekommen ist. Sie schnappt sich schnell das Cognacglas ihrer Mutter und trinkt es in einem Zug leer. Josef, der den ganzen Abend direkt neben ihr gestanden hat, beobachtet sie erstaunt. Doch im nächsten Moment steht schon Ben vor Josef und klopf ihm auf die Schulter.

„Na, habt ihr zwei euch gut amüsiert? Ausgezeichnet, so gefällt mir das“, sagt Ben in ausgelassener Stimmung. Dann packt er Josef und Asena im Bereich des Nackens und schiebt sie entschlossen vor sich her. Dabei redet er munter weiter. Josef versteht nicht, was Ben von ihnen will. Bevor er jedoch fragen kann, wird er bereits durch die nächste Tür in ein sinnlich eingerichtetes Schlafzimmer geschoben. Ben klopf Josef erneut freundschaftlich auf die Schulter, dann lädt er ihn ein, auch noch

den Rest der Nacht zu genießen. Seiner Tochter zwinkert er vielsagend zu, bevor er den Raum verlässt und die Tür hinter sich schließt. Josef, der immer noch nicht versteht, was von ihm erwartet wird, steht unentschlossen im Raum. Dann wirft er Asena einen Blick zu, zieht die Augenbrauen hoch und grinst, um ihr zu signalisieren, dass er gerade keine Ahnung hat, was das zu bedeuten hat. Doch Asena, die nur zu gut weiß, was die Situation bedeutet, interpretiert Josefs Gesichtsausdruck ganz anders. Sie deutet seinen Blick als sagte er: „Das habe ich nicht so schnell erwartet, aber umso besser.“

Sie schluckt nervös und bemüht sich sehr, ihm ebenso „gelassen“ zurückzulächeln, während ihre Wangen bereits heiß glühen. Sich leicht räuspernd fragt sie unbeholfen, ob ihm das Zimmer gefällt, weil ihr im Moment nichts Besseres einfällt. Josef sieht sich um. Das Zimmer ist wunderschön eingerichtet und dezent beleuchtet. Das Doppelbett ist mit teurer, schwerer Seidenbettwäsche bezogen und im Hintergrund spielt leise Musik. Der Duft im Zimmer ist eine zarte Mischung aus Zitronengras, Jasmin, exotischen Gewürzen und edlen Hölzern.

„Entschuldige mich bitte einen Moment. Ich muss kurz ins Badezimmer, um mich frisch zu machen“, sagt Asena und versucht, tapfer zu bleiben. Sie muss wirklich ins Bad, aber nicht, weil sie sich „frisch machen“ möchte, sondern weil sie so nervös ist. Josef fühlt sich zunehmend unwohl. Er schaut sich erneut im Zimmer um und runzelt die Stirn.

„Das alles wirkt ziemlich romantisch“, denkt er. „Könnte es sein, dass ... Geschieht das gerade wirklich?“

Während seiner Zeit im Gefängnis dachte Josef kaum je an Sex. Allerdings sorgten die anderen Häftlinge mit ihren Bemerkungen und Späßen dafür, dass er sich dem Thema nicht komplett entziehen konnte. Er selbst widmete sich fast ausschließlich intellektuellen Beschäftigungen und vernachlässigte seine natürlichen Triebe so sehr, dass er in den letzten Jahren oft über Wochen hinweg kaum etwas davon gespürt hat. Nicht ohne Grund hatte er den Spitznamen „Mönch“ bekommen. Doch jetzt merkt er, wie sein Herz zu pochen beginnt und die Durchblutung ansteigt. Da er nicht weiß, wie er sich in einer solchen Situation verhalten soll, bleibt er wie angewurzelt in der Mitte des Raumes stehen. Plötzlich öffnet sich die Badezimmertür. Obwohl er damit rechnen musste, dass Asena jeden Moment zurückkommen würde, war er so in seine Gedanken ver-

tieft, dass er erschrickt, als die Tür ihn plötzlich in die Gegenwart zurückholt. Josef muss ein paar Mal schwer schlucken. Dann bleibt ihm der Mund offen stehen. Asena hat ihre Hose ausgezogen und, soweit Josef das beurteilen kann, auch ihren BH. Nur mit Bluse und Slip bekleidet betritt sie mit glühenden Wangen das Schlafzimmer. Sie hat alles versucht, um ihr gerötetes Gesicht zu kühlen – ohne Erfolg. Sobald sie wieder vor Josef steht, leuchtet ihr Gesicht wie eine Tomate. Beschämt schaut sie weg. Dann nähert sie sich Josef, schlingt mutig ihre Arme um ihn und zieht sich an ihn heran. Dabei vergräbt sie ihren Kopf in seiner Brust.

Josef bemerkt, wie ihm der Schweiß auf die Stirn tritt. Sein Herz schlägt wild und Gefühle, von denen er dachte, sie seien längst begraben, erwachen in ihm, ohne dass er ihnen die Erlaubnis dazu gegeben hat. Er erkennt, dass sich die Natur auch in ihm mächtig aufbauen kann. Noch immer unsicher, was er darum tun soll, legt er seine Arme um Asena. Unter seiner vorsichtigen Berührung, die sich für sie liebevoll anfühlt, lockert sich der eiserne Griff der Angst für Asena ein wenig. Während ihr eine Träne der ersten Erleichterung über die Wange läuft, zittert sie immer noch so sehr vor Aufregung, dass sie nicht bemerkt, dass Josef ebenfalls zittert. Mit gebrochener Stimme gesteht sie ihm, dass sie noch nie mit einem Mann geschlafen hat.

„Es tut mir leid. Ich weiß, ich muss lächerlich aussehen, aber ich bin einfach so aufgeregt, weil es mein erstes Mal ist. Ich weiß nicht, warum ... aber ... Oh je, ich rede nur Unsinn. Sei einfach nett und vielleicht ein bisschen vorsichtig, dann wird schon alles gutgehen. Ich mag dich ja, wie sicher jede Frau. Und ich bin glücklich, mit dir zusammen zu sein, aber ...“

Plötzlich blickt sie Josef direkt in die Augen. Endlich das auszusprechen, was ihr den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat, verschafft ihr ein Gefühl großer Erleichterung. Sie wischt sich schnell eine weitere Träne weg und lächelt ihn an. Dass er ihr sanft über das Haar streicht – fast automatisch, weil sie geweint hat – stärkt ihr Selbstvertrauen.

„Na gut, komm!“, sagt sie, um die Stille zu brechen, denn sie weiß nicht, wie sie sein Schweigen deuten soll. Sie zieht ihn am Arm zum Bett. Josef, der immer noch fieberhaft darüber nachdenkt, was er tun soll, wägt ein Dutzend Eindrücke ab, die gleichzeitig auf ihn einstürmen.

„Weglaufen! Nein! Soll ich nachgeben? Nein! Also doch weglaufen? Nein! Sie ist schön. Sie ist noch Jungfrau, genau wie ich. Ich darf ihr nicht zu nahe kommen. Keine plötzlichen Bewegungen! Wie lange kann ich das durchhalten? Sie trägt keinen BH. Wenn ich sie heirate, sollte es doch kein Problem sein, jetzt schon intim zu werden. Nein! Du weißt nichts über sie. Sie trägt nur eine Bluse. Sie will, dass ich sie berühre. Wir leben schließlich im 21. Jahrhundert. Vergiss das nicht! Nein! Das Einzige, was ich nicht vergessen will, ist, dass ich einen anderen Weg gewählt habe. Sie ist attraktiv und war noch nie mit einem anderen Mann zusammen. Sie wird mir auf jeden Fall treu sein. Dann wäre es kein Problem. Schließlich bin ich deshalb hierhergekommen. Sollte ich nachgeben? Habe ich überhaupt eine Wahl? Hat Gott mich nicht selbst hierher und in diese Situation gebracht? Ist es somit nicht auch sein Wille? Nein, nein, nein! Du musst hier raus! Du kannst nicht mehr klar denken. Schnell!“, schreit seine innere Stimme.

Daraufhin dreht er sich um und eilt ins Badezimmer.

„Ich bin gleich zurück!“, ruft er, während er bereits die Tür hinter sich schließt. Er spürt, wie das Blut durch seinen ganzen Körper rauscht. Er zittert vor Erregung. Schnell dreht er den Wasserhahn auf und lässt eiskaltes Wasser über seinen vornübergebeugten Kopf und Nacken laufen. Nach einer halben Minute beginnt sein Gehirn wieder zu funktionieren. Er lässt das Wasser noch eine Minute lang laufen. Schließlich steht er auf und atmet tief durch, während er über den Abend nachdenkt. Asena ist eine hübsche Frau. Auf den ersten Blick hatte er sie nicht als besonders anziehend empfunden, doch etwas an ihr fasziniert ihn. Gab es da nicht mal eine berühmte deutsche Tennisspielerin? Ja, sie hat etwas von ihr. Vor allem aber waren es ihre schlagfertigen Antworten während des gesamten Abends, die dazu beigetragen haben, dass er sie immer interessanter fand. Ihre Nase und ihr Kinn sind für eine Frau etwas stark ausgeprägt, so wie bei ihrem Vater. Aber es passt zu ihr, und sie unterstreichen ihre starke Persönlichkeit. Ihre markanten Gesichtszüge erinnern ihn auch an seine Schwester Dina. Ja, mit etwas Fantasie hat sie durchaus familiäre Merkmale. Abgesehen davon hat sie leicht gewellte, blonde Haare, die im Kontrast zu den für seine Familie typischen starken braunen Locken stehen. Aber das ist überhaupt kein Nachteil. Außerdem hat sie schöne Augen. Sie sind zwar eher klein und tief liegend, aber sie

haben einen wachen Glanz; was ihm wichtig ist. Vor allem aber scheint sie ebenfalls hochintelligent zu sein – und sie war noch nie mit einem Mann zusammen. Josef kann nicht leugnen, dass ihm gerade letzteres ebenfalls zusagt. Es entspricht einerseits seinen eigenen Wertvorstellungen als Christ und hilft ihm, andererseits die Kontrolle zu behalten. Sie wären gleichgestellt und sie müsste ihn nicht mit anderen vergleichen, denn Erlebtes lässt sich bekanntlich nur schwer komplett vergessen. Sicher gibt es in der Erfahrung auch einige Vorteile, doch nach allem, was Josef seit dem Waisenhaus erlebt hat und nach dem frühen Verlust seiner Mutter, ist es ihm wichtig, ein gewisses Maß an Kontrolle zu behalten. Vertrauen fällt ihm schwer. Daher ist er erleichtert über die Möglichkeit einer Partnerin, die ihm in diesem intimen Bereich nicht voraus ist.

„Sie hat sich sogar dafür bei mir entschuldigt noch Jungfrau zu sein. Nun, angesichts der Haltung ihres Vaters überrascht das nicht“, analysiert Josef weiter. Dabei spürt er, wie sein Blut wieder in Wallung gerät. Asena wirkt süß und unschuldig, aber das muss nichts zu bedeuten haben. Vielleicht ist es sogar lediglich eine Masche? Ein Trick, um ihn in die Falle zu locken? Unvermittelt schießt Josef diese düstere Möglichkeit durch den Kopf.

„Fast hätte es funktioniert“, denkt er grimmig. Er ärgert sich darüber, dass er sich wie ein Frischling hat täuschen lassen. Doch dann erinnert er sich an ihre Tränen, ihr Zittern und ihr rotes Gesicht. Er erinnert sich, dass sie ein ganzes Glas Cognac getrunken hat, als ihr Vater sie vorhin angesprochen hat, obwohl sie den ganzen Abend kaum etwas getrunken hatte. *„Meine Güte, wahrscheinlich wusste sie genau, was ihr Vater vorhatte. Könnte sie mit ihm unter einer Decke stecken und so eine perfekte Schauspielerin sein? Wenn ja, wäre sie besonders ausgekocht. Aber ist das überhaupt möglich, und wozu? Nur, um mich auf sicher zu kriegen? So toll bin ich nun auch wieder nicht. Auf jeden Fall kann ich nicht länger im Badezimmer bleiben. Sie wird sich fragen, warum ich nicht zurückkomme. Wenn sie echt ist und mir nicht nur eine oscarreife Darbietung liefert, könnte ich sie jetzt sehr verletzen. Herr, bitte hilf mir, die richtigen Entscheidungen zu treffen! Ich brauche übermenschliche Kraft, um da hinauszugehen – und zu widerstehen! Wenn Asena lügt, zeige es mir bitte. Lass nicht zu, dass sie mich so täuscht. Aber wenn sie nicht lügt, dann hilf mir bitte, anständig zu ihr zu sein und sie nicht zu*

verletzen, auch wenn – Herr, bitte hilf mir! – ich mich nicht über sie hermachen werde.“

Mit diesen aufgeregten Worten beendet Josef seine Bitte an Gott. Er atmet noch einmal tief durch und spürt allmählich, wie er Kraft von Gott erhält. Als er merkt, dass er wieder die Kontrolle über sich hat, öffnet er die Tür. In der Zwischenzeit ist Asena ins Bett gegangen. Die Bluse neben dem Bett deutet darauf hin, dass sie sich inzwischen vollständig ausgezogen hat. Josef spürt, wie ihm das Blut wieder in den Kopf schießt. Er bittet Gott erneut um Hilfe. Da überkommt ihn eine angenehme Ruhe, und er lächelt Asena freundlich an. Sie lächelt zurück, und Josef sieht, wie ihr Gesicht augenblicklich wieder puterrot wird. Nein, das ist keine Schauspielerei, das ist echt! Plötzlich fühlt er sich zu Asena und nicht zu ihrem Körper hingezogen. Er setzt sich auf die Bettkante. Sie hält das Seidenlaken in der Hand und signalisiert ihm, es wegzuziehen.

„Nein!“, ruft Josef eine Spur zu vehement. Dann versucht er, mit ruhigerer Stimme fortzufahren: „Es tut mir leid. Bitte tu das nicht. Asena, du bist eine wunderschöne Frau. Ich mag dich sehr. Wirklich! Es ist nur so, dass ...“

Er zögert, ringt nach Worten und beginnt zu stottern. Asena bemüht sich, alles zu begreifen, was geschehen ist. Dabei fällt ihr auf, dass er noch immer vollständig bekleidet ist. Er besitzt makellose Manieren, wirkt elegant, ist hochintelligent – und zugleich äußerst sensibel.

„Ah, du willst andeuten, dass du dich mehr zu Männern hingezogen fühlst?“, fragt sie offen, um ihm zu helfen. Sie spürt, wie sehr sie diese Möglichkeit im Moment erleichtern würde.

„Nein, das ist es nicht. Ich fühle mich nicht zu Männern hingezogen, aber ...“ Josef räuspert sich erneut. „Zunächst einmal wird es dich vielleicht freuen zu hören, dass ich ebenfalls noch Jungfrau bin und den ganzen Abend über nicht verstanden habe, worauf das alles hinauslaufen sollte“, sagt er und lacht verlegen über dieses etwas peinliche Geständnis. Asena lacht ebenfalls und ihre anfängliche Angst verfliegt.

„Du solltest auch wissen, dass ich zu den Christen gehöre, die die Ehe sehr ernst nehmen“, fährt Josef fort. „Selbst Sex kurz vor der Hochzeit kommt für mich nicht infrage. Nicht, weil Sex etwas Ungehöriges sein soll – ganz im Gegenteil. Für mich ist Sex der Ausdruck vollkommener Hingabe, tatsächlich wie das Unterzeichnen eines Vertrags über lebens-

lange Exklusivrechte. Sex, also die vollkommene Entblößung auch im übertragenen Sinne, bedeutet, dass ich ab diesem Moment ganz zu dir gehöre, jetzt und für immer. Ein einmaliges Geschenk des Einswerdens. Dieser Ausdruck vollkommener Liebe und die damit verbundene absolute Treue haben aber nur dann eine echte Bedeutung, wenn sie durch einen Ehevertrag geschützt sind. Dieser bezeugt vor Menschen, Gott und dem Gesetz, dass ich meine Meinung nicht ändern werde und auch nicht ändern darf. Das Warten bis zur Ehe bedeutet wiederum: Du bist es wert. Sowohl das Risiko als auch das lange Verzichten. Ich weiß nicht, was du davon hältst. Vielleicht denkst du, ich sei verrückt, aber das stört mich nicht. Ich folge meinem Weg mit Gott nach bestem Wissen und Gewissen. Körper, Seele und Geist im Einklang – und davon wird mich nichts abbringen. Denn ich bleibe mir selbst in jedem Fall treu.“

Josef runzelt stur die Stirn und deutet damit unbewusst an, wie ernst er diese letzten Worte gemeint hat. Asena saugt währenddessen jedes seiner Worte wie einen Schwamm in sich auf.

„Er ist also ein tief religiöser Mensch“, denkt sie. „Das erklärt, warum er so anders ist. Das ist beeindruckend! Er sagte auch, dass er mit Körper, Seele und Geist im Einklang sein will, sich selbst treu. Das klingt wunderschön. Und er sagte: ‚Für mich ist Sex der höchste Ausdruck der Liebe, wie ein Vertrag, der besagt, dass ich von nun an ausschließlich dir gehöre! Weil du es wert bist!‘ Das hat er gesagt – oder zumindest so ähnlich“, reflektiert Asena kurz.

Sie spürt, wie ihr Herz wieder höher schlägt – doch dieses Mal ist der Grund ein anderer. Die negativen Erfahrungen, die sie mit ihren Eltern in Bezug auf eheliche Liebe und Treue gemacht hat, führen dazu, dass sie sich den Aussagen Josefs voll und ganz öffnet. Für sie klingt es, als würde er sie genau verstehen. Wie sie geht er Dinge rational an, um die Kontrolle zu behalten, doch zugleich liebt er das Übernatürliche, Ganzheitlichkeit und Integrität – ein starker, verlässlicher Charakter. Außerdem scheint er genau zu wissen, was er will, fast wie ein Guru. Eine Eigenschaft, die Asena extrem anziehend findet. Vielleicht spiegelt sie unbewusst Vertrautes aus der Beziehung zu ihrem dominanten Vater wider. Die Angst ist verschwunden. Langsam richtet sie sich auf. Die glatte Seide der Bettwäsche fühlt sich wunderbar auf ihrer Haut an. Sie hält das Laken noch immer mit einer Hand vor ihre Brust, als sie bemerkt, dass Josef ängst-

lich danach greift, als befürchtete er, sie könnte es loslassen. Für einen Moment überlegt sie, die Situation auszunutzen, jetzt, wo sie keine Angst mehr hat. Aber was würde dann passieren? Das wäre ein Spiel mit seinen Gefühlen und ein Mann wie Josef würde ihr das vermutlich nicht verzeihen.

„Möchtest du, dass ich mich wieder anziehe? Dann gehst du am besten kurz zurück ins Badezimmer. Oder möchtest du jetzt doch lieber bleiben und ...?“

„Nein! Will sagen, das mit dem Badezimmer ist eine gute Idee. Ich bin gleich wieder zurück.“

„Okay“, lächelt Asena ihm hinterher. Eine halbe Minute später öffnet Josef vorsichtig die Badezimmertür.

„Ja, komm nur herein. Ich bin so weit wieder angezogen“, sagt Asena. „Wenn dich meine nackten Beine stören, musst du mir meine Hose aus dem Badezimmer mitbringen.“

Josef greift mechanisch nach der Hose, die an der Tür hängt, und kommt damit zurück.

„Nicht, dass ich etwas gegen deine schönen Beine hätte“, sagt Josef, während er die Hose noch in den Händen hält. „Du brauchst die Hose meinetwegen nicht anziehen“, sagt er mit leicht heiserer Stimme.

„Meine stämmigen Beine sind sicherlich nicht schön“, erwidert Asena.

„Unsinn! Ich finde sie sportlich attraktiv“, antwortet Josef zu Asenas Freude. „Wie ich schon sagte, ich finde dich attraktiv, aber lass es uns langsam angehen. Ich möchte dich zuerst besser kennenlernen.“

„Ich glaube, genau das hatte Papa auch im Sinn“, sagt Asena mit einem Augenzwinkern und einem Lachen. Josef lacht ebenfalls.

„Ich finde, es ist sehr warm hier drin. Ich sehe, dass du auch schon schwitzt. Möchtest du nicht wenigstens deine Weste und dein Hemd ausziehen? Oder sie zumindest ein wenig aufknöpfen? Ich bekomme schon einen Hitzschlag, wenn ich dich nur ansehe“, lacht Asena.

Josef sieht sie einen Augenblick seltsam an. Wenn er sein Hemd öffnet oder die Ärmel hochkrempelt, wird Asena seine vielen Narben sehen. Andererseits wäre es nur fair, wenn sie davon wüsste.

„Es gibt ein paar dunkle Kapitel in meiner Vergangenheit. Mein Körper trägt die Spuren davon. Vor allem meine Arme, aber auch mein Oberkörper und einige Teile meiner Beine sind mit Narben übersät.“

Während er Asena dieses Geheimnis offenbart, zieht er Schuhe und Socken aus, krempelt die Ärmel hoch und öffnet sein Hemd. Asena betrachtet die vielen Narben auf seinen nackten Unterarmen, von denen einige recht tief sind. Sanft streicht sie darüber.

„Das muss fürchterlich wehgetan haben“, bemerkt sie einfühlsam.

„Ja“, antwortet Josef kurz, während er sie aufmerksam beobachtet. Als sie seinen Blick spürt und richtig interpretiert, antwortet sie sofort: „Das stört mich nicht. Es schmerzt mich höchstens in meiner Seele, dass du so viel leiden musstest. Ich hoffe, dass die inneren Narben halb so gut verheilt sind wie die äußeren.“

Diese Worte berühren Josef überraschend tief. Asena ist einfühlsam und warmherzig. Sie weiß außerdem, wann sie sich zurückhalten muss, und drängt Josef nicht, den Grund für seine Narben zu erklären. Ihre warme, weibliche Seele, die sich in diesem Moment für ihn wie kühles Wasser für einen gestrandeten Fisch anfühlt, ist mit nichts auf der Welt vergleichbar. Er ist erstaunt, wie es Asena scheinbar mühelos gelingt, all seine inneren Mauern zu durchdringen, die er zu seinem Schutz aufgebaut hat.

„Es ist schon eine geheimnisvolle Kraft, die sich im Austauschverhältnis mit dem anderen Geschlecht entfaltet“, sinniert Josef, während er krampfhaft versucht, sich auf seinen Verstand zu konzentrieren, um seine Erregung zu kontrollieren. Er ist erstaunt darüber, was in diesem Moment alles in seiner Seele geschieht. Asena streichelt zärtlich seine vernarbten Arme. Mit jeder Berührung, die aufrichtiges Mitgefühl und Interesse ausdrückt, spürt er, wie die inneren Narben in seiner Seele langsam weicher werden und der Schmerz ein wenig nachlässt. Gleichzeitig spürt er jedoch auch, wie er wieder stark erregt wird.

„Hey, hier hängt ein Fernseher! Lass uns einen Film anschauen! Was meinst du?“, schlägt Josef vor, um etwas zu finden, das er mit Asena zusammen tun kann, ohne körperlich mit ihr zu werden. Asena stimmt zu. Zunächst wissen beide nicht, welchen Film sie sich anschauen sollen. Sie entscheiden sich schließlich für eine Quizshow. Josef gefällt sie und Asena nutzt die Gelegenheit, um ihn für sein umfangreiches Wissen zu

loben. Doch Josef bemerkt, dass auch Asena über ein breites Allgemeinwissen verfügt. Ein paar Mal weiß sie die Antwort auf eine Frage schneller als er. Zufrieden legt er seinen Arm um sie. Über zwei Stunden lang zappen sie von einem Sender zum anderen, von einer Sendung zur nächsten und unterhalten sich angeregt. Gegen vier Uhr morgens bekommt Josef plötzlich keine Antwort mehr auf eine Bemerkung, die er gerade gemacht hat. Als er zu ihr hinunterblickt, sieht er, dass sie eingeschlafen ist und ihren Kopf an seine Brust gelehnt hat. Er schaltet den Fernseher aus, sodass er nun ihr gleichmäßiges Atmen hören kann. Vorsichtig greift er nach dem Laken, das ihre Beine halb bedeckt, und zieht es ganz hoch. Er lehnt sich weiter zurück, legt einen Arm um Asena und schläft kurz darauf ein – ungewöhnlich glücklich und entspannt.

Magnus Soter

„Hallo! Habt ihr gut geschlafen?“, fragt Ben, als Josef und Asena gegen halb elf ihr Zimmer verlassen. Mehrere andere Gäste haben sich ebenfalls zum Brunch eingefunden.

„Ja, danke der Nachfrage“, antwortet Josef höflich und sichtlich gut gelaunt.

„Wie kommt es, dass ich mich so unglaublich glücklich fühle?“, fragt er sich. „Habe ich mich etwa schon in Asena verliebt? Fühlt sich Liebe wirklich so an?“

Er schüttelt den Gedanken ab und sucht nach einer rationalen Erklärung.

„Wahrscheinlich ist es nur der erhöhte Oxytocinspiegel – das sogenannte ‚Beziehungshormon‘, das durch Nähe, Umarmungen und sanften Körperkontakt ausgeschüttet wird und ein Gefühl von Vertrauen und Verbundenheit erzeugt. Ich habe sie die ganze Nacht im Arm gehalten; da muss eine Menge davon freigesetzt worden sein. Also, nein, ich bin noch nicht verliebt“, beruhigt er sich selbst. „Aber ich mag sie – das kann ich nicht leugnen. Sie ist eine aufregende Frau. Und sie passt gut zu mir. Sie bewegt sich souverän in der High Society, kann Verantwortung übernehmen, ist trotzdem feinfühlig und besitzt eine stille Stärke. Das sind wichtige Eigenschaften für eine Frau an meiner Seite.“

In den kommenden Wochen versucht Ben Heliopolis, für van Woerden einen längeren Urlaub zu organisieren, damit Josef und Asena ihre Beziehung weiter festigen können. Er will nichts dem Zufall überlassen. Unterdessen fragt Ben Erich Mundschenk, ob es Neuigkeiten über Josefs vorzeitige Entlassung und seine neue Identität gibt. Erich Mundschenk, der sein Versprechen gegenüber Ben bereits vergessen hat, macht sich eine kurze Notiz. Er will morgen als Erstes mit Aton darüber sprechen, um das Thema endlich von seiner Liste zu streichen. Der Zeitpunkt könnte nicht besser sein. Als er am nächsten Morgen wie üblich um halb sechs die Büroräume betritt, sieht er, dass Aton bereits an seinem Schreibtisch sitzt. Überrascht, den Präsidenten so früh zu sehen, geht Mundschenk auf ihn zu.

„Guten Morgen, Herr Manor. Was führt Sie so früh hierher?“, fragt Mundschenk.

Als Aton ihn ansieht, blickt Erich in schwarze, düster blitzende Augen. Etwas irritiert wagt er es, noch einmal nachzufragen:

„Ist etwas passiert? Gibt es schlechte Nachrichten?“

„Das könnte man so sagen“, antwortet Aton. „Ich habe die ganze verdammte Nacht nicht schlafen können. Ob Sie es glauben oder nicht, ich bin viermal aus denselben Träumen aufgewacht, jedes Mal schweißgebadet“, fügt er erklärend hinzu.

„Träume?“ Erich ist wirklich überrascht. Er hätte alles erwartet, sogar eine Kriegserklärung aus dem Osten, aber nicht etwas so Banales wie Träume.

„Ja, Träume!“, bestätigt Aton nachdrücklich und interpretiert Erichs Erstaunen sofort richtig. Seine Augen funkeln bedrohlich. Erich erkennt, dass die Angelegenheit für Aton wichtig ist, und versucht, ernst zu bleiben. Währenddessen fährt Aton mit seiner Erklärung fort:

„Ich weiß auch, dass Albträume kein Grund sind, früher ins Büro zu kommen, zumal die Albträume im Büro meist schlimmer sind als diejenigen nachts. Aber diese Träume waren anders! Sie sind voller Zeichen und Kraft und unglaublich beängstigend. Sie haben eine Bedeutung, und ich habe eine Theorie. Aber ich brauche eine klare Bestätigung.“

Erich reibt sich das Kinn. Was für ein seltsamer Zufall! Dann erzählt er Aton Manor in wenigen Sätzen von Josef und seiner Zeit im Gefängnis. Er erzählt ihm von der richtigen Deutung seiner und Bäckers Träume sowie von Josefs aktueller Verbindung zu Ben Heliopolis. Außerdem informiert Mundschenk Aton darüber, dass niemand anderes als Elios Gallacher Josef ins Gefängnis gebracht hat und dass Ben Heliopolis ihn zweimal gebeten hat, sich eben deshalb bei ihm für Josef einzusetzen. Das sind genug Informationen für Aton. Sofort beginnt er, die notwendigen Schritte einzuleiten. Während Josef ahnungslos seinen viertägigen Urlaub im Haus der Familie Heliopolis antritt, um Geschäfte mit Ben Senior zu tätigen und Asena näher kennenzulernen, sind hinter den Kulissen mächtige Kräfte am Werk, um sein Schicksal und das von ganz Europa völlig neu zu gestalten.

Bevor Josef an diesem Abend zu den Heliopolis fährt, darf er den Nachmittag mit den Blocks verbringen. Walter hat an diesem Samstag frei und holt ihn aus dem Gefängnis ab. Natürlich weiß Walter bereits, dass Ben Josef mit Asena zusammenbringen will.

Walter, der seine eigene Tochter liebt und ihre Zuneigung zu Josef nicht übersehen hat, hat bereits Wochen zuvor mit ihr darüber gesprochen. Er machte sie darauf aufmerksam, dass er sich zwar über eine Verbindung zwischen ihr und Josef freuen würde, er aber der Meinung sei, dass Josef einen anderen Weg mit einer anderen Frau einschlagen müsse. Um seine Tochter zu trösten, versicherte er ihr, dass er den deutlichen Eindruck habe, dass Josefs Weg sehr schwer werden würde und Gott sie vermutlich vor viel Leid bewahren wolle. Er versicherte seiner Tochter, dass er sich verpflichtet fühle, sie davor zu schützen, sich Hoffnungen auf Josef zu machen. Mirjam war zunächst verletzt, ging später aber auf ihren Vater zu und gestand ihm, dass sie im Grunde von Anfang an gespürt habe, dass Josef nicht der richtige Mann für sie sei. Allerdings konnte sie nicht über seine Vorzüge hinwegsehen. Walter hielt seine Tochter daraufhin lange in den Armen und sagte ihr, dass der Mann, der das unglaubliche Glück haben werde, sie zu bekommen, dereinst von *ihr*en vielen Vorzügen begeistert sein werde. Mirjam wischte sich heimlich eine Freudenträne aus dem Gesicht und umarmte ihren Vater fest.

Als Josef an diesem Samstag zu den Blocks fährt, um ihnen von der Entwicklung einer bevorstehenden Verlobung mit Asena zu erzählen, ist Mirjam froh, dass Gott sie durch seine Fürsorge bereits auf diese Nachricht vorbereitet hat. Außerdem hat sie inzwischen einen netten jungen Mann aus der Jugendgruppe ihrer Kirche kennengelernt, den sie mag. Das bedeutet, dass Josef, der bis zu diesem Zeitpunkt nie bemerkt hat, was Mirjam einmal für ihn empfunden hat, frei und offen über das sprechen kann, was ihm in letzter Zeit widerfahren war, ohne sie zu verletzen. Nach dem Mittagessen fragt Josef Walter direkt, was er von einer möglichen Heirat mit Asena hält:

„Eine Ehe und überhaupt das Leben sind schon herausfordernd genug, ohne dass wir sie uns zusätzlich erschweren. Deshalb sollten wir darauf achten, uns nicht mit unnötigen Schwierigkeiten zu belasten, indem wir uns an jemanden binden, mit dem wir niemals ganz eins werden können. Solange der andere Mensch deine Überzeugungen nicht teilen

kann, besteht die Gefahr, dass es zu noch mehr Konflikten kommt als ohnehin in einer Beziehung. Außerdem sind die Prüfungen, die wir insbesondere als Christen durchstehen müssen, natürlich viel schwerer, wenn der Widerstand nicht nur von außerhalb, sondern auch noch aus dem engsten Kreis kommt. Wenn wir die wichtigsten Bereiche unseres Lebens und unsere Entscheidungen nicht mit unserem Partner teilen können und nicht gemeinsam zu demselben Gott beten können, ist das auf Dauer sehr belastend. Daher ist eine Ehe mit einem andersgläubigen Partner aus meiner Sicht nicht ratsam. In deinem Fall, Josef, kann ich jedoch nicht genauso argumentieren. Gott hat in seiner großen Weisheit und Liebe sicherlich bereits entschieden, wen er an deine Seite stellen wird. Bei deiner ungewöhnlichen Karriere kann das nicht irgendjemand sein. Eine Frau an deiner Seite muss viel aushalten können und mit der Welt vertraut sein, in die du kommst."

„Aber, wenn alles, was du gesagt hast, wahr ist“, bemerkt Josef treffend, „dann müsste ich noch vorsichtiger sein als alle anderen und mich nicht mit jemandem einlassen, der Christus nicht auf gleiche Weise verbunden ist wie ich. Vor allem, da mein Weg, wie du immer gesagt hast, nach Brüssel führt und somit mit außergewöhnlich hohen geistlichen Herausforderungen gepflastert sein wird.“

„Ja“, antwortet Walter, „normalerweise würde ich dir zustimmen, aber seit Monaten habe ich den Eindruck, dass du dazu berufen bist, eine ‚Unverbindung‘ einzugehen.“

„Eine Was? Eine Unverbindung? Was soll das überhaupt bedeuten? Wenn Asena das hören würde, wäre sie zurecht sehr beleidigt. Du solltest so etwas nicht sagen, Walter. Das klingt seltsam und abwertend“, bemerkt Josef halb amüsiert, halb entrüstet.

„Es tut mir leid, Josef. Es war nicht meine Absicht, Asena oder dich zu kränken. Sie ist eine wunderbare Frau und sie scheint dir ebenbürtig zu sein. Aber ..., dieses Wort tauchte nun mal immer wieder in meinem Kopf auf, wenn ich über dich und deine Ehe nachdachte. Ich kann es nicht anders erklären.“

„Die logische Erklärung ist, dass es deine Art zu denken ist und dir nur deshalb so ein Wort in den Sinn kommt“, mahnt Josef ihn indirekt.

„Ich denke nicht“, kann Walter es nicht glauben.

„Dann bist du also doch ein Prophet“, scherzt Josef.

„Nein, bestimmt nicht. Solche starken Eindrücke habe ich auch immer nur im Zusammenhang mit dir“, antwortet Walter. „Ich schlage dir daher vor, nichts aus eigener Initiative zu unternehmen. Lass die Dinge auf dich zukommen. Wie du selbst erkannt hast, erscheint eine solche Verbindung angesichts deiner Zukunft und der vielen Kämpfe, die vor dir liegen, noch weniger ratsam als ohnehin schon. Es ist jedoch ebenso möglich, dass Gott – der Asena weit besser kennt als wir – sie dazu bestimmt hat, dir treu zur Seite zu stehen, weil nur sie die nötige Stärke dafür besitzt. Und wer weiß: Vielleicht entscheidet sie sich eines Tages sogar, Jesus ebenso nachzufolgen wie du. Das ist zumindest nicht ausgeschlossen. Eines steht jedenfalls außer Frage: Asena ist mehr als fähig, die hohen sozialen Erwartungen zu erfüllen, die an eine Frau an deiner Seite gestellt werden. Auch sonst spricht vieles für Asena. Eine Frau an deiner Seite wird gewiss mit etlichen Extrembelastungen und auch mit manch Düsterem konfrontiert werden; und Asena ist bereits in gewissem Maß daran gewöhnt und hat daher gelernt, damit umzugehen. Sie besitzt voraussichtlich genau die Resilienz, Geduld und innere Stärke, die erforderlich sind. Es erscheint daher zumindest möglich, dass sie trotz allem genau die Frau ist, die du brauchst. In deinem speziellen Fall müssen wir noch mehr als sonst auf Gott vertrauen. Der Weg, den du gehen musst, ist alles andere als normal und wird wahrscheinlich mit viel Leid verbunden sein. Ganz zu schweigen von den zusätzlichen psychischen, physischen und geistlichen Belastungen. Du kannst sicherlich keine ‚normale‘ Frau heiraten. Wenn ein Schicksal so weit über das Normale hinausgeht, wie es bei dir offensichtlich der Fall ist, müssen wir beide auf Gottes besondere Führung vertrauen. Direkt empfehlen kann ich dir so eine nicht-christliche Verbindung allerdings nicht.“

„Ja, ich sehe das größtenteils genauso“, antwortet Josef nachdenklich.

Drei Stunden später, als Walter Josef in seinem modernen Toyota zum Anwesen der Heliopolis fährt, betet Josef still zu Gott, ihn davor zu bewahren, eine Ehe einzugehen, die er nicht will und die sein Leben und das seiner zukünftigen Kinder zusätzlich belasten würde. Weil ihn das ganze immer mehr bedrückt, bittet er Gott schließlich direkt, ihn aus seiner Verbindung mit Asena zu befreien. Kaum hat Josef dieses Gebet beendet, sieht er plötzlich das Anwesen am Tempelberg klar vor seinem

geistigen Auge, als wäre er bereits dort. Dann sieht er Aton Manor, der ihn zu sich winkt. Josef verspürt sofort eine tiefe Abneigung, diesem bösen Mann zu folgen. Doch gerade als er sich in seiner Vision von Aton abwenden will, hört er eine klare Stimme:

„Fürchte dich nicht, denn ich werde bei dir sein und dich nicht verlassen! Was Aton Manor dir heute sagt, musst du tun und darfst nicht zögern, denn er sagt es nicht aus eigenem Antrieb, sondern er muss das sagen, was ich ihm eingebe!“

Die innere Stimme, die diese Worte spricht, ist so laut, autoritär und fremd, dass Josef sofort den Kopf dreht, um Walter anzusehen. Dieser steuert den Wagen jedoch gelassen weiter durch den Verkehr und scheint nichts gehört zu haben. Josef schüttelt den Kopf und schaut aus dem Fenster. Was ist nur mit ihm los? Er kann sich keinen Reim darauf machen und versteht auch nicht, warum er auf seine Fragen zu Asena eine Vision bekommt, die so gar nichts damit zu tun hat. Noch während er weiter überlegt, erreicht ihn zum zweiten Mal dieselbe laute innere Stimme mit genau derselben Botschaft. Mit gerunzelter Stirn schüttelt Josef den Kopf. Ist es möglich, dass wirklich Gott zu ihm gesprochen hat?

„Nun, wir werden sehen“, denkt er. „Die Stimme sagte klar, ich solle ‚heute‘ den Weg gehen, den Gott mir über Aton zeigt. Aber um das tun zu können, müsste ich noch ‚heute Abend‘ irgendwie mit Herrn Manor in Kontakt kommen. Das wäre allerdings mehr als erstaunlich, habe ich doch in keiner Weise eine Verbindung zu diesem gefährlichen und überaus vielbeschäftigten Mann“, entscheidet Josef und schiebt damit die Gedanken beiseite.

Als sie zehn Minuten später am Fuß des Tempelbergs, vor dem mächtigen Anwesen der Heliopolis, ankommen, verspürt Josef plötzlich das dringende Bedürfnis, Walter zu umarmen. Walter hält ihn fest und spürt Josefs Unruhe.

„Hab keine Angst. Der Herr ist mit dir. Wir werden alle für dich beten, dass du beschützt wirst und dass Gott dir all die Weisheit und Kraft gibt, die du brauchst“, ermutigt Walter ihn.
Josef blickt seinen treuen Freund dankbar an.

„Walter, du bist wirklich ein besonderes Geschenk Gottes an mich. Ich weiß nicht, wo ich heute ohne dich wäre. Immer, wenn ich an Gottes

Liebe zu mir zweifle, denke ich an dich, und mir wird klar, dass Gott mich lieben muss, weil er dich zu mir ins Waisenhaus geschickt hat."

Ein letztes Mal drückt Josef seinen Freund, dann geht er auf das große schmiedeeiserne Tor zu. An der Gegensprechanlage wird ihm sofort geöffnet. Der runde, helle Kies knirscht unter seinen Füßen, während er sich der stolzen Villa der Familie Heliopolis nähert. Auf dem großen Vorplatz des Anwesens begrüßen ihn zwei Sicherheitsbeauftragte. Josef sieht fünf große, dunkle Limousinen vor dem Haupteingang stehen. Nicht alle Wachleute gehören zur Familie Heliopolis. Während Josef noch darüber nachdenkt, kommt Beni aus dem Gebäude auf ihn zu gerannt.

„Beni scheint sehr aufgeregt zu sein“, bemerkt Josef.

„Ah, da bist du ja, Josef!“, ruft Beni ihm zu, packt ihn am Arm und zieht ihn ins Haus, wo sein Vater bereits ungeduldig darauf wartet, Josef in den Salon zu führen.

„Josef, darf ich dir Herrn Aton Manor vorstellen?“, sagt Ben Heliopolis Senior. „Monsieur Manor, das ist Josef van Woerden!“ Erstaunt schüttelt Josef Herrn Manor die Hand.

„Du meine Güte! Die Vision war echt! Aton Manor steht wirklich hier, direkt vor mir! Einer der mächtigsten und intelligentesten Männer der Welt! Dann war es also wirklich Gott, der im Auto zu mir gesprochen hat“, denkt Josef.

Was für eine unglaubliche Ehre! Gott hat tatsächlich zu ihm gesprochen. Außerdem hat der Allmächtige ihm versprochen, dass er keine Angst haben muss, weil er mit ihm ist. Was für eine starke Zusage! Josef spürt, wie sich ein glücklicher Frieden in ihm ausbreitet. Plötzlich beeindrucken ihn die mächtigen Männer um ihn herum kein bisschen mehr. Er ist nur noch gespannt zu erfahren, was Gott ihm heute durch Herrn Manor sagen wird.

Aton Manor ist seinerseits angenehm beeindruckt von Josefs Erscheinung und vor allem von der Ruhe, die er ausstrahlt.

„Wirklich ein prächtiges Exemplar“, denkt er. Dann verkündet er: „Josef, ich habe bereits viel von Ihnen gehört – und ich freue mich darauf, noch mehr von Ihnen zu erfahren.“

Mit diesen Worten begrüßt Aton Josef, der in Begleitung von Ben den Salon im zweiten Stock betritt. Neben Aton Manor warten bereits Erich

Mundschenk und fünf weitere einflussreiche Männer aus dessen engstem Kreis auf seine Ankunft. Auf dem großen Marmortisch ist ein üppiger Apéro angerichtet, ganz wie es sich für derart angesehene Gäste gehört. Die Herren haben sich bereits bedient: Auf kleinen Tellern liegen sorgfältig arrangierte Häppchen, von denen hier und da gekostet wird. Nachdem Josef Platz genommen hat, lassen sich auch die anderen in die bequemen Sessel sinken. Dann tritt eine eigentümliche Stille ein. Mehr als eine Minute lang mustert Aton Manor ihn wortlos, seine verschlagenen Augen fest auf Josefs Gesicht gerichtet. Josef bleibt ruhig und wartet höflich darauf, dass sein Gegenüber den ersten Schritt macht. Herr Manor ist zufrieden.

„Josef kennt seinen Platz.“ Laut sagt er:

„Hör mir zu, Josef. Mir wurde berichtet, dass du Träume deuten kannst.“

Atons Blick durchbohrt ihn erneut. Josef zieht überrascht die Augenbrauen hoch. Mit einer solchen Ankündigung hatte er nicht gerechnet. Nach zwei Sekunden des Erstaunens antwortet er ruhig:

„Das steht nicht in meiner Macht, doch Gott wird Ihnen Gutes verkünden.“

Zu seiner eigenen Überraschung kommen ihm die Worte klar und gefasst über die Lippen, als wäre es die normalste Ankündigung der Welt.

Aton Manor kneift die Augen zusammen, als wolle er Josef schärfer ins Visier nehmen. Einen Moment lang sagt er nichts, dann fährt beginnt er:

„Ich hatte zwei Träume, die ich jeweils zweimal in derselben Nacht geträumt habe. Im ersten saß ich am Ufer der Senne, als einundzwanzig dünne, schrecklich aussehende Männer aus ihr herauskletterten. Sobald sie draußen waren, versuchten auch dicke Männer, herauszuklettern, aber die dünnen Männer ließen sie nicht. Sie stießen und schlugen die dicken Männer, und plötzlich tat ich dasselbe. Dann hatten einige der mageren Männer plötzlich gewaltige Reißzähne und fraßen damit viele der dicken Männer auf! Es gab jedoch keine Anzeichen dafür, dass sie die dicken Männer gefressen hatten, denn sie blieben genauso schwächling wie zuvor. Schlimmer noch, sie vermehrten sich! Dann sah ich, wie die Staats- und Regierungschefs aller Länder zusammenkamen. Sie schrien wütend und warfen blindlings Steine. Einige dieser Steine trafen auch

mich. Daraufhin griff ich nach meinem Zepter und schwamm auf die andere Seite der Senne. In diesem Moment wachte ich schweißgebadet auf. Als ich schließlich wieder einschlief, hatte ich einen weiteren Traum. Darin regneten große, schöne 500-Euro-Scheine vom Himmel. Plötzlich fielen viele kleine 1-Euro-Münzen wie Hagel auf sie herab. Sobald das geschah, waren die großen Scheine völlig zerstört. Am Ende blieben nur noch ein paar wenige Münzen auf dem Boden liegen. Als ich mich bückte, um eine aufzuheben, sah ich mit Entsetzen, dass auch die Münzen schreckliche Reißzähne hatten. Plötzlich entwickelten sie Augen und starrten mich auf schreckliche Weise an. Sie wollten sich gerade auf mich stürzen, als ich erneut schweißgebadet erwachte. Also, Josef. Können Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat?

Auf Atons ungewöhnliche Enthüllung folgt zunächst völliges Schweigen. Alle blicken Josef erwartungsvoll an. Josef mustert Aton Manors Gesicht einige Sekunden lang. Der sonst so gefasste Mann sieht besorgt aus. Auch Aton ist seine eigene Erregung nicht entgangen, und schnell versucht er, seinen kurzen Augenblick der Schwäche zu verbergen.

„Ich schätze Sie haben bereits eine Vermutung, wie diese Träume zu deuten sind“, beginnt Josef. Seine Stimme legt sich dabei wie eine Decke des Friedens über Aton Manor, der sich ihrem Bann daraufhin nicht mehr entziehen kann. Josef fährt fort: „Einerseits beziehen sich die Träume natürlich auf die Krise in Europa. Die einundzwanzig Männer, von denen einige sehr dünn sind, stehen für das wahre Gesicht der Eurozone. Die dicken Männer stehen für wichtige legislative Entscheidungen und gute Politiker, die keine Chance bekommen. Dass sich die dünnen Männer erfolgreich gegen die Gesetze und ihre Vertreter, die Europa stabilisieren sollen, gewehrt haben und sich sogar vermehrt haben, bedeutet, dass sie auch die mächtigen Konzerne und Wirtschaftsführer repräsentieren, die im Hintergrund alles mitentscheiden und kontrollieren. Sie betreiben egoistische und kurzsichtige Misswirtschaft und sägen damit letztlich den Ast ab, auf dem sie sitzen. Sie trocknen das Land sprichwörtlich aus, bis es keinen Ertrag mehr erbringt. Sie werden also selbst immer weniger Gewinne erzielen. Sie verschlingen die Mittelschicht, zerstören die freie Marktwirtschaft und destabilisieren Europa. Die Staats- und Regierungschefs stehen wiederum für die Parlamente und Bürger der einzel-

nen Länder, die zunehmend wütend und verzweifelt sind. Von Verwirrung geblendet, werfen sie blindlings mit Steinen, ohne wirklich zu wissen, wem sie in dem undurchsichtigen Dschungel der EU-Politik die Schuld geben sollen. Einige dieser Steine werden daher auch Sie treffen, Herr Manor – und das haben sie wohl auch schon. Allerdings werden Sie bald von der öffentlichen Bühne verschwinden – darauf deutet zumindest der Teil hin, in dem Sie über die Senne zum anderen Ufer schwimmen. Sie haben jedoch Vorsichtsmaßnahmen getroffen und werden Ihr Zepter der Macht nicht vollständig hergeben.“

Als er diese Worte hört, zieht Aton für den Bruchteil einer Sekunde überrascht die Augenbrauen hoch. Josef verrät etwas, das noch niemand weiß. Er hat erst vor Kurzem damit begonnen, heimlich seinen vorzeitigen Rücktritt als Kommissionspräsident vorzubereiten.

„Der Traum mit den Euro-Scheinen bedeutet im Grunde dasselbe“, fährt Josef fort. „Die wenigen Euro-Münzen, die zuletzt auf dem Boden liegen geblieben sind, bedeuten, dass es in Europa zu einer Wirtschaftskrise kommen wird – der schlimmsten seit Einführung des Euro –, und dass viele der größten Unternehmen, darunter auch Ihre, Herr Manor, in den Ruin getrieben werden. Was ich zu Beginn damit gemeint habe, ‚dass Gott Ihnen Gutes verkünden wird‘, ist Folgendes: Gott hat Ihnen diese Träume geschickt, damit Sie wissen, was ohne ein rechtzeitiges Eingreifen geschehen wird, damit Sie Vorkehrungen treffen können, um diese Katastrophe abzuwenden. Dass Sie zweimal dasselbe geträumt haben, bedeutet, dass Gott dies mit Gewissheit und in Kürze geschehen lassen wird.“

Aton Manor beugt sich leicht vor und fragt Josef:

„Was können wir dagegen tun? Das ist die entscheidende Frage. Hat Gott dazu ebenfalls etwas zu sagen?“

Er richtet den Blick aufmerksam auf Josef. Die übrigen Männer ziehen erstaunt die Stirn in Falten. Wie kommt es, dass ausgerechnet Aton Manor plötzlich Gott ins Spiel bringt, obwohl bekannt ist, dass er ihn verachtet? Sie schließen daraus, dass es nicht anders sein kann, als dass Aton sich lediglich aus rhetorisch-taktischen Gründen auf Josefs gedanklichen Horizont begibt.

„Ja, es gibt eine Lösung“, antwortet Josef auf Atons Frage. „Doch die Tatsache, dass Sie ebenso empört waren und gegen die dicken Män-

ner kämpften, als diese versuchten, aus dem Wasser zu kommen, deutet darauf hin, dass Ihnen die Lösung nicht gefallen wird. Möglicherweise gibt es daher keine Rettung.“

„Aber wenn es mir das alles viermal geträumt hat, dann doch, um mich davor zu warnen, nicht empört zu sein. Also, wie lautet die Lösung?“, fragt Aton. Die anderen Männer beugen sich gespannt vor, um kein Wort zu verpassen.

„Die Lösung“, erklärt Josef, „besteht darin, einen intelligenten und weisen Mann in Brüssel über ganz Europa zu stellen. Ihr müsst ihn in allen Belangen unterstützen, damit er den Reichen und Einflussreichen etwas nimmt und es den Bedürftigen zu geben, um die Mittelschicht und die KMU zu stärken.“

„Das klingt erst einmal nicht allzu gefährlich“, erwidert Aton. „Aber wen genau meinen Sie mit ‚den Reichen und Mächtigen‘? Etwa die großen Konzerne und ihre Vorsitzenden? Die sollen ihre eigenen Milliarden spenden?“

Herr Manor lehnt sich in seinem Stuhl zurück. Nachdenklich zupft er an seinem Kinn. Die anderen Männer wagen nichts zu sagen, aber ihre Empörung über das Gehörte ist ihnen deutlich anzusehen.

„Einen Mann an die Spitze setzen“, überlegt Aton. „Jemanden, der für eine begrenzte Zeit sowohl die Exekutive als auch die Legislative in sich vereint – eine Art Marionette, von uns gelenkt. Nach außen hin lägen Macht und Schande, Aufstieg und Fall allein in seinen Händen. Läuft alles gut, wird er gefeiert; geht etwas schief, muss er allein den Kopf hinhalten. Wir könnten ihn leicht zum Sündenbock machen und ihm alle Beschwerden gegen uns und die EU um den Hals hängen, um ihn damit zu ertränken und einen sauberen Schnitt zu bekommen. Nach außen hin könnten wir ihn als ‚General für die Krisenzeit‘ verkaufen, der danach kurzerhand wieder abgesägt wird. Nun, auf jeden Fall müsste das ein sehr ungewöhnlicher Mann sein. Einer der zu keinem von uns allen eine Verbindung hat.“

Bei diesem Gedanken huscht ein flüchtiges Lächeln über Aton Manors Gesicht. Er weiß bereits, wen er für diesen umstrittenen Posten ernennen möchte, und glücklicherweise haben sich ihm dafür bereits mehrere Türen geöffnet. Die Menschen in Europa verlangen nach mehr Transparenz und eine Galionsfigur, der sie nachlaufen oder die Schuld für alles geben können – egal, wie unlogisch oder gefährlich das sein mag. Viele

sind verwirrt durch das komplizierte politische EU-System und haben längst vergessen, warum es im Grunde genial ist. Sie wollen stattdessen lieber wieder eine Einzelperson. Jemanden, auf den sie ihre Zustimmung oder Ablehnung fokussieren können, um die Illusion zu schaffen, den Überblick über das Geschehen zu haben. Es könnte heute wieder möglich sein, einen so unvernünftigen Plan in die Tat umzusetzen. Selbstverständlich sollte das Parlament und der Europäische Rat diesen Mann jederzeit mit einer Stimmenmehrheit wieder abberufen können. Das würde auch die Hüter über Frieden und Demokratie zumindest teilweise beruhigen. Aton Manor ist mit seinen Gedanken zufrieden. Mit einem machiavellistischen Grinsen im Gesicht verkündet er scheinheilig:

„Sagt, wie könnten wir einen Mann wie diesen finden, in dem der Geist Gottes wohnt?“ Dann sagt Aton zu Josef: „Weil Gott Ihnen, Josef, all dies kundgetan hat, gibt es niemanden, der so verständig und weise ist wie Sie. Sie sollen über mein Haus, die Europäische Kommission, herrschen, und alle sollen sich nach Ihren Anweisungen richten. Siehe, ich mache Sie zum Mann an der Spitze der Europäischen Union in Brüssel. Niemand wird ohne Ihre Erlaubnis einen Finger rühren können. Nur die Mehrheit der Regierungschefs und der Abgeordneten im Parlament wird Sie durch Mehrheitsbeschluss absetzen können. Außerdem“, fährt Aton fort und wirft Ben Senior einen kurzen Blick zu, „werden Sie eine neue Identität brauchen. Ihre vorzeitige Entlassung aus dem Gefängnis ist bereits veranlasst, und Ihre neuen Papiere sollten in den nächsten Tagen bei Ihnen eintreffen. Von nun an werden Sie nicht mehr Josef van Woerden sein. Ab heute existiert Josef nicht mehr, ebenso wenig wie Ihre Vergangenheit. Sie werden Magnus Soter heißen. Soter nach dem Begründer der Brüsseler Stiftung ‚Robert Soter‘ und ‚Magnus‘, der Starke, passend gemäß Ihrem neuen Amt. Und nehmen Sie Asena Heliopolis zur Frau, sie wird Ihnen nützlich sein.“

Doppelselbstmord

Josef ist erleichtert, als sich das Komitee unmittelbar nach Anton Manors Rede auflöst. Er kann das eben Erlebte kaum fassen. Er fühlt sich erneut überwältigt von dem, was mit ihm geschieht. Als die Gruppe den Tempelberg verlässt, verabschieden sich alle überschwänglich von ihm und betonen dabei seinen neuen Namen: „Herr Soter“. Zwei von Antons Gefolgsleuten deuten sogar eine Verbeugung an. Josef, der sich bereits zum vierten Mal in seinem Leben an eine neue Identität gewöhnen muss, hat das Gefühl, dass seine Seele mit den Ereignissen wieder einmal nicht Schritt halten kann. Ben Heliopolis hingegen ist begeistert, den „neuen Mann an der Spitze“ entdeckt zu haben. Um dieses außergewöhnliche Ereignis und seinen künftigen Schwiegersohn, den mächtigsten Mann diesseits der Erde, zu feiern, beschließt er, den teuersten Champagner aus seinem Bestand zu öffnen. In zwei Tagen will er mit einer erlesenen Gästeschar die noch streng geheime Ernennung im kleinen Rahmen gebührend begießen. Auch die Blocks und Elios Gallacher sind zu der privaten Feier eingeladen.

Elios erhält die Einladung kurz vor Mittag am Tag der Feier. Erst da erfährt er von Josefs kometenhaftem Aufstieg. Für einen Moment fragt er sich, ob er es sich leisten kann, abzulehnen. Jetzt, da Josef plötzlich zum mächtigsten Mann Europas ernannt wurde – was zwar noch nicht offiziell ist, aber auch nicht mehr zu verhindern ist –, bekommt es Elios mit der Angst zu tun. Als er außerdem liest, dass er eine Stunde vor Beginn der offiziellen Feier erscheinen soll, ist Elios sich sicher, dass Josef ihn nicht ungestraft davonkommen lassen wird.

„Was wird Josef mir antun?“, grübelt Elios. „Wahrscheinlich wird er mir mit gleicher Münze heimzahlen und mich ins Gefängnis werfen. Aber wofür? Nun, alles lässt sich arrangieren, wenn man weiß wie, und Josef weiß wie. Außerdem hat er jetzt alle Macht der Welt“, denkt er düster. „Schließlich bin ich auch kein Heiliger.“

Elios versucht sich vorzustellen, wie es ihm im Gefängnis ergehen würde und ob er damit leben könnte, dass sein ganzes Leben und sein Ruf von jetzt auf gleich zerstört wären.

„Er wird mich auf der Party wahrscheinlich demütigen“, denkt er bitter. „Das wird der Grund sein, warum er mich überhaupt eingeladen hat. Alle geladenen Gäste wissen schließlich, dass ich dafür verantwortlich bin, dass er ins Gefängnis gekommen ist. Aber wer könnte es mir vorwerfen, nachdem, was er meiner Tochter angetan hat? Oder war er vielleicht doch unschuldig?“

Dieser schreckliche Gedanke durchfährt Elios wie ein Blitz.

„Nein, das kann nicht sein! Helena hat ihn selbst angezeigt!“

Fieberhaft versucht er, die Ereignisse jener schicksalhaften Nacht vor sieben Jahren zu rekonstruieren. Hatte sie nicht „Ja“ gesagt, als er sie gefragt hatte? Er kann sich nicht genau erinnern, weil er die Geschehnisse jener Nacht zu stark verdrängt hat. Ohne zu zögern, greift er daher zu seinem Handy und ruft seine Tochter an, mit der er seit Monaten nicht gesprochen hat. Damals hatte seine Frau ihre Tochter Helena so schnell wie möglich auf ein ausgezeichnetes Mädcheninternat in der Schweiz geschickt – fast zu schnell, wie es ihm jetzt erscheint. Dort fand Helena den Frieden und die Unterstützung, die sie brauchte, um sich nach dem Übergang emotional zu erholen. Sie konnte ihre schulischen Leistungen noch einmal steigern und die gymnasiale Maturität in Rekordzeit abschließen. Danach begann sie direkt, an der Universität Zürich für den Master in Erziehungswissenschaften zu studieren. Anschließend absolvierte sie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule noch ihr Lehrdiplom für Maturitätsschulen, welches sie kürzlich erfolgreich abgeschlossen hat. Während ihres Studiums lernte sie Nico Nötzli kennen, einen netten jungen Christen, der sie in eine Freikirche einlud. Seit sechs Monaten sind die beiden nun verheiratet und leben in Zürich. Helena unterrichtet seither an der Kantonsschule Stadelhofen, während Nico einen Studiengang für „freie evangelische Pastoren“ anging. Elios kann es nicht ertragen. Er ist bitter enttäuscht, dass seine Tochter einen solchen Versager geheiratet hat. Da hört er das Rufzeichen in seinem Handy.

„Hallo Papa! Bist du das? Ich freue mich, von dir zu hören! Wie geht es dir?“, hört er die Stimme seiner Tochter am anderen Ende der Leitung.

„Hallo, Helena. Entschuldige die Störung. Ich habe nicht viel Zeit. Bitte erzähl mir, was vor sieben Jahren wirklich passiert ist“, sagt er ohne Umschweife. Es folgt ein Moment der Stille. Helena kann sich nicht vorstellen, was ihren Vater dazu veranlasst hat, sie nach all den Jahren so plötzlich danach zu fragen. Seit jener Nacht vor sieben Jahren hat sie ihren Vater nur noch viermal gesehen, und das auch nur kurz.

„Ich verstehe nicht ganz, was du meinst. Warum fragst du plötzlich danach? Du weißt doch, was damals vorgefallen ist. Ich verstehe nicht“, antwortet Helena verwirrt.

„Was hat Joé dir damals angetan?“, folgt darauf die direkte Frage ihres Vaters.

„Nach all den Jahren fragst du mich nach Joé? Du willst wissen, was er mir angetan hat?“ Helena ist fassungslos. Doch dann antwortet sie: „Nun, er war in dieser Nacht so betrunken, dass er neben mir eingeschlafen ist, während mich ein anderer Mann vergewaltigt hat. Ich weiß immer noch nicht, wer dieser Mann war. Wie hieß er? Woher kam er? Ich habe ihm zwar vergeben, aber ich kann ihm das nicht schreiben, weil ich nicht weiß, wer er ist und in welches Gefängnis er gebracht wurde.“

Helena versucht immer noch, diesen seltsamen Anruf zu verstehen. Während sie spricht, hämmert ihr Vater verzweifelt seine Stirn gegen das Handy. Er hört seine Tochter nur noch aus der Ferne. Dann lässt er das Mobiltelefon langsam bis an sein Kinn gleiten. Sein Herz schlägt immer schneller. Den Unsinn über Vergebung, den Helena ihm bereits einmal in einem Brief geschrieben hatte, verdrängt er schnell aus seinen Gedanken. Joé war tatsächlich unschuldig! Das ist alles, woran Elios im Moment denken kann.

„Joé hat dich nie angefasst? Es war nicht Joé?“, fragt er Helena verzweifelt. Doch im Grunde hat er längst aufgehört, mit seiner Tochter zu sprechen. Er stellt die Frage eher sich selbst, als dass er auf ihre Antwort wartet. Die Last dieser schrecklichen Enthüllung verschlägt Elios den Atem.

„Oh mein Gott! Was sagst du da, Papa? Habt ihr Joé etwa dafür verantwortlich gemacht? Das kann ich nicht glauben! Ich habe doch Mutter damals alles erzählt und sie hat versprochen, meine Zeugenaussage weiterzuleiten. Habe ich deshalb nie mehr etwas von Joé gehört? Du musst ihn sofort aus dem Gefängnis holen! Sein einziges ‚Verbrechen‘

war, dass er nichts getan hat. Aber ich habe ihm verziehen. Er war in jener Nacht so müde und so unglaublich betrunken, dass er sicher nicht verstanden hat, was vor sich ging. Vielleicht war es teilweise auch meine Schuld, dass ich trotz meiner Bedenken mit der Gruppe mitgegangen bin. Moment, heißt das etwa, dass dieser schreckliche Mann bis heute auf freiem Fuß ist? Um Himmelswillen! Wie konntest du das zulassen! Ich ..."

„Es tut mir leid, Helena. Ich muss jetzt auflegen. Ich habe einen sehr wichtigen Termin“, sagt ihr Vater mit zitternder Stimme und unterbricht sie abrupt. Bevor sie noch etwas erwidern kann, legt er auf.

Was war geschehen? Das ist schrecklich! Helena, die über einem Stapel Prüfungen sitzt, die sie benoten muss, steht auf und läuft unruhig im Wohnzimmer auf und ab. Ihre Gedanken und Gefühle überschlagen sich und sie beginnt konfus zu weinen.

Elios sitzt wie versteinert auf seinem Bürostuhl. Vor Entsetzen fällt ihm das Handy aus der Hand. Die Wucht der Realität, hat ihn hart getroffen. Doch dann beschließt er, alle Gefühle zu unterdrücken, bis sich eine seltsame Taubheit in seinem Körper ausbreitet. Mit kühler Selbstbeherrschung greift er steif nach seinem Mobiltelefon.

„Elios, was ist los? Kommst du heute nach Hause?“, nimmt Cassandra den Anruf ihres Mannes entgegen.

„Kassandra, meine Liebe“, beginnt Elios zynisch. „Ich weiß jetzt alles. Ich weiß jetzt, dass du dafür verantwortlich bist, dass Joé ins Gefängnis gekommen ist. Du hast alles verdreht, damit sämtliche Spuren zu ihm führten! Du wolltest ihn zerstören, und du hättest es beinahe geschafft!“

„Elios, ich verstehe nicht. Was ist in dich gefahren? Warum ...?“, stammelt seine Frau.

„Du verstehst sehr wohl“, antwortet Elios düster. „Dein Spiel ist aufgefliegen. Es ist zwar noch nicht offiziell, aber Brüssel wird einen Mann zum „Hohen Kommissar“ ernennen. Sein Name wird Magnus Soter sein.“

„Magnus Soter?“, wiederholt Cassandra verwirrt.

„Ja, Magnus Soter“, faucht Elios. „Und ich gebe dir drei Versuche, um zu erraten, wer er ist!“

„Das kann nicht dein Ernst sein! Das ... Das kann nicht wahr sein!“, stottert Cassandra, entsetzt über diese schreckliche Enthüllung.

„Doch, genau so ist es!“, schreit Elios. „Du hast die Beziehung zwischen mir und ihm zerstört! Wegen dir habe ich den besten Mitarbeiter

verloren, den ich je hatte, einen Jungen, den ich wie meinen eigenen Sohn geliebt habe. Und wegen dir muss ich mich heute fürchten, ihm zu begegnen und für etwas bestraft zu werden, das ich nur getan habe, weil du mich so sehr getäuscht hast!"

Jegliche Selbstbeherrschung verlierend, brüllt Elios seiner Frau diese letzten Worte entgegen. Unmittelbar danach drückt er sie weg und schleudert in einem Anfall von verzweifelter Wut sein Handy gegen die Wand. Dann öffnet er die mittlere Schublade seines Schreibtisches. Ihr entnimmt er eine kleine Pistole. Einen Moment lang spürt er das schwere, kalte Metall in seiner Hand. Er überprüft sie: Sie ist geladen und schussbereit. Langsam hebt er die Pistole zitternd an seine Schläfe. Dann senkt er den Arm.

„Die Demütigung, die ich heute Abend erleiden werde, kann ich noch ertragen. Aber ich gehe nicht ins Gefängnis. Lieber bringe ich mich um“, beschließt Elios.

Er geht zur Tür und ruft seinen Sicherheitschef.

„Seidler! Sie müssen mir einen Gefallen tun. Sie müssen mir sofort eine Zahnpastatube mit einer versteckten Giftkapsel besorgen!“

„Bitte was, Herr Gallacher?“, kommt es überrascht von Herrn Seidler.

„Keine unnötigen Fragen jetzt! Besorgen Sie mir einfach die Tube für heute Nachmittag. Ich weiß, dass Sie jemanden kennen, der so etwas im Angebot hat oder das schnell arrangieren könnte. Das Gift muss schnell wirken und einen Menschen sofort töten“, fordert Elios.

Herr Seidler sieht Herrn Gallacher zweifelnd an. Er beschließt jedoch, keine weiteren Fragen zu stellen, sondern das zu tun, was ihm aufgetragen wurde. Schließlich verdankt er seine hohe Position genau dieser Fähigkeit. Es steht ihm nicht zu, die Anweisungen seines Arbeitgebers infrage zu stellen.

„Die Zeit könnte knapp werden“, bemerkt er kurz.

„Dann beeilen Sie sich!“, drängt Elios ihn. „Ich brauche das Präparat sofort, spätestens in drei Stunden! Gallacher wirft Seidler ein Bündel Banknoten zu und sagt: „Der Rest ist für Sie.“

Daraufhin verlässt Seidler sofort Gallachers Büro und begibt sich zu seiner speziellen Adresse.

Elios schaut sich in seinem Büro um.

„Das ist wahrscheinlich das letzte Mal, dass ich es sehe. So viel Schweiß und Mühe habe ich investiert, um so weit zu kommen. Jetzt ist in nur einem Tag alles vorbei“, denkt er bitter voller Selbstmitleid und ruft seine Sekretärin an, um alle Termine für heute abzusagen. Danach schreddert er einige Akten, erteilt seinen Mitarbeitern Anweisungen, die sie nicht verstehen und führt noch einige letzte Telefonate. Als er damit fertig ist, setzt er sich langsam auf seinen Stuhl. Ausdruckslos starrt er vor sich hin. Für einen Moment fragt er sich, ob Joé ihm vielleicht vergeben könnte.

„Nein, das kommt nicht infrage. Schließlich war Joé so anständig, mich vorzuwarnen, indem er mich eine Stunde früher zu sich bestellt hat“, überlegt Elios nüchtern und schüttelt emotional den Kopf. *„Ich muss es ihm zugutehalten, dass er mit offenen Karten spielt – was er sich natürlich leisten kann, jetzt, wo er ganz oben angekommen ist. Ich wusste immer, dass dieser Junge zu Großem bestimmt ist. Nur sehr wenige Menschen werden mit solch herausragenden Talenten geboren. Er hat einfach das gewisse Etwas, das man braucht, um an die Spitze zu gelangen. Was hätte ich dagegen tun können?“*

Von Angst erfüllt, überlegt Elios, Josef um Gnade anzuflehen und ihm alles zu erklären. Aber das wäre erst recht erniedrigend. Nein. Wenn er schon untergehen musste, dann würde er zumindest seine Würde bewahren und nicht wie ein feiger Köter um Gnade winseln. Er wird sich anhören, was Josef – jetzt Magnus – oder besser gesagt Herr Soter zu sagen hat. Dann wird er ins Gefängnis gehen und sich dort ein letztes Mal die Zähne putzen.

Um drei Uhr kehrt Seidler mit einer Tube Zahnpasta zurück.

„Ist da wirklich eine tödliche Pille drin?“, fragt Elios.

„Ja, drücken Sie einfach die Tube, dann kommt die Kapsel heraus, und wenn Sie sie schlucken, ist es sofort vorbei“, antwortet Herr Seidler.

„Sehr gut, danke. Das kriegten Sie noch obendrauf“, sagt Elios und reicht Herrn Seidler einen Umschlag voller Geld. „Sie können sich den Rest des Tages frei nehmen.“

„Sehen wir uns nicht wieder?“, fragt Herr Seidler.

„Wahrscheinlich nicht“, antwortet Elios.

Herr Seidler geht zur Tür. Dort dreht er sich noch einmal um und sagt:

„Wenn ich noch etwas anmerken darf: Bitte warten Sie bis zum allerletzten Moment. Manchmal entwickeln sich die Dinge anders als ursprünglich erwartet.“

„Keine Sorge. Wenn ich es eilig hätte, hätte ich mir diese Mühe nicht machen brauchen“, antwortet Elios.

Einen Moment lang bleibt Herr Seidler in der Tür stehen. Er ist sich nicht sicher, ob er noch etwas sagen oder tun sollte. Er überlegt kurz, entscheidet sich dann aber dagegen, da ihn das Ganze nichts angeht. Einen Moment später öffnet Elios' Sekretärin die Bürotür.

„Oh, Herr Gallacher, Sie haben einen sehr dringenden Anruf! Es ist wirklich äußerst eilig!“, sagt sie mit weit aufgerissenen Augen.

„In Ordnung, stellen Sie ihn durch“, antwortet Elios.

Als er abhebt, erfährt er von einem Arzt der Universitätsklinik Frankfurt, dass seine Frau gerade als Notfall eingeliefert wurde. Eine Frau namens Kubnicova hatte sie auf dem Küchenboden liegend und mit Krämpfen gefunden.

„Herr Gallacher, Ihre Frau hat versucht, sich das Leben zu nehmen! Wir wissen nicht, ob sie überleben wird! Es sieht sehr schlecht aus! Sie müssen so schnell wie möglich hierherkommen!“

„Danke für den Anruf. Ich werde sehen, was ich tun kann“, antwortet Elios und legt dem verdutzten Arzt einfach auf.

„So, so, Cassandra hat sich bereits verabschiedet. Sehr gut. Wir sehen uns bald in der Hölle wieder, mein Schatz“, sagt Elios zynisch. Er spürt, wie ihm nutzlose Tränen in die Augen steigen. „Du wolltest es so, mein Schatz. Du wolltest es so“, wiederholt er, um sich zu rechtfertigen.

Es ist jetzt vier Uhr. In einer Stunde muss er los. Elios spürt, wie sich eiserne Ketten um seine Brust legen. Er dreht die neue Tube Zahnpasta in seiner Hand. Dann steht er auf und geht zu seinem kleinen Koffer, der immer reisebereit in der Ecke steht. Er entnimmt ihm den Kulturbeutel, wirft die alte Zahnpasta weg und legt die neue an ihren Platz. Zuletzt stellt er den Beutel auf den nun perfekt aufgeräumten Schreibtisch vor sich hin. Er greift nach dem alten Familienfoto mit ihm und seiner Tochter.

„Helena, meine Tochter, ich war enttäuscht, als ich erfuhr, dass du dich für einen so gewöhnlichen Mann entschieden hast – noch dazu für

einen von diesen frommen Träumern. Aber jetzt muss ich zugeben, dass du vielleicht doch die richtige Entscheidung getroffen hast. Hoffentlich hilft dir dein neuer Glaube, mit der Enttäuschung fertigzuwerden, die wir dir bereitet haben. Auf jeden Fall gehen mein Geld und mein gesamter Besitz an dich. Das ist alles, was ich dir hinterlassen kann. Mach das Beste daraus“, denkt Elios während er das Foto mit seiner Tochter betrachtet. Dann erinnert er sich an den handgeschriebenen Brief, den er vor einigen Wochen erhalten hat. Er runzelt die Stirn, als er erneut die mittlere Schublade seines Schreibtisches öffnet. Tatsächlich, da ist er. Er öffnet ihn und liest ihn noch einmal. Der erste Teil handelt von ihrem neuen Leben in Zürich und davon, wie glücklich sie jetzt ist.

„Das ist gut“, denkt Elios. Dann liest er den letzten Teil, der direkt an ihn gerichtet ist.

... Papa, ich habe dich mein ganzes Leben lang verehrt. Seit ich denken kann, bewundere ich deine Stärke, deinen Erfolg und dein gutes Aussehen – einfach alles an dir. Ich hätte alles dafür gegeben, dass du eines Tages stolz auf mich bist. Doch ich habe das Gefühl, dich nur enttäuschen zu können.

Leider bin ich nicht von deinem Format. Politik und Finanzen liegen mir nicht. Ich bin glücklich als Lehrerin – und ich bin sogar eine sehr gute –, aber ich weiß, dass dich das nicht interessiert. Früher fühlte ich mich oft sehr einsam, sogar mitten unter meinen Freundinnen. Manchmal frage ich mich, ob auch du dich so fühlst.

Es hat mich sehr verletzt, dass du nie Zeit für mich hattest. Vielleicht ist es dir gleichgültig, aber ich möchte, dass du weißt, dass ich dir verzeihen habe, dass du nicht zu meiner Hochzeit gekommen bist. Ich weiß, wie beschäftigt du immer bist. Ich hoffe nur, dass du auch mir eines Tages verzeihen kannst, dass ich nie die Tochter war, die du dir gewünscht hast.

Papa, ich liebe dich von ganzem Herzen und wünsche mir mehr als alles andere, dass wir uns bald wiedersehen. Das wäre für mich das größte Geschenk.

*In Liebe
Helena*

P.S.: Ich würde gern wissen, wo Joé heute ist. Es ist schwer für mich, dass ich nie die Möglichkeit hatte, mich mit ihm auszusprechen. Bitte richte ihm aus, dass ich ihm schreiben möchte. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir seine aktuelle E-Mail-Adresse geben könntest.

Elios liest den letzten Teil des Briefes noch einmal aufmerksam. Als er ihn vor einigen Wochen erhalten hatte, hatte er ihn nur flüchtig überflogen. Deshalb war ihm der Hinweis auf Josefs Unschuld entgangen. Damals hatte ihn der ganze Brief kaum interessiert, doch jetzt berühren ihn die Worte zutiefst.

„Es tut mir leid, meine Tochter. Es tut mir wirklich leid“, sagt er leise. Er greift nach dem Hochzeitsfoto, das dem Brief beiliegt, und spürt, wie ihm die Tränen in die Augen steigen. Dann beschließt er, seine Tochter erneut anzurufen.

„Hallo, mein Kind“, beginnt er das Gespräch ohne Einleitung, aber mit weicher Stimme. Helena ist überrascht, erneut einen Anruf von ihrem Vater zu erhalten. Da sie emotional noch immer von dem letzten Gespräch durcheinander ist, wagt sie kaum zu atmen. Umso mehr, als sie hört, dass er sie mit „mein Kind“ anspricht. So hat er sie nur genannt, als sie klein war. Damals war sie noch sein kleiner Liebling, doch später verlor er jegliches Interesse an ihr.

„Ich wollte mich nur für deinen Brief vor ein paar Wochen bedanken“, fährt Elios fort. „Ich möchte, dass du weißt, dass ich finde, dass du genau die richtigen Entscheidungen in deinem Leben getroffen hast. Ich hoffe, dass dein Mann und dein neuer Glaube dir helfen können, deinen Eltern eines Tages wirklich zu vergeben. Nicht du hast uns enttäuscht, sondern wir haben dich enttäuscht. Es tut mir leid“, würgt Elios hervor. Dann unterbricht er das Gespräch erneut ohne Vorwarnung und zieht den Stecker des Telefons.

Es ist soweit. Elios schnappt sich den Kulturbeutel, der immer noch auf dem Schreibtisch vor ihm steht. Er packt ihn in seine Aktentasche und steigt in sein Auto. Der Chauffeur fährt los und Elios, der vor Anspannung schwitzt, lockert seine Krawatte. Er hält Helenas Brief in den Händen. Er ist überzeugt, dass Magnus, ein Mann mit Charakter, seine

letzte Bitte erfüllen und Helenas Wunsch, nach all den Jahren noch einmal mit ihm zu sprechen, wenn auch nur per E-Mail, gewähren wird.

Als er auf dem Anwesen von Ben Heliopolis am Tempelberg ankommt, steigt er schnell aus dem Auto. Eine kühle Abendbrise weht, und die verschwitzten Stellen seines Körpers fühlen sich eiskalt an – doch er merkt es kaum. Entschlossen und mit steinerner Miene geht er auf die Eingangstür zu, die ihm sofort geöffnet wird. Der Inhalt seiner Tasche wird kurz routinemäßig kontrolliert, dann wird er hereingelassen. Sobald er eintritt, wird er in ein Arbeitszimmer geführt.

„Joé – ich meine, Herr Soter – möchte wahrscheinlich zuerst allein mit mir sprechen. Das würde wieder für Joés – äh, Soters – tadellosen Charakter sprechen“, denkt Elios nervös.

In der Reflektion einer Vitrine richtet er noch einmal seine Krawatte und fährt sich ein letztes Mal durch die Haare, bevor sich die Tür öffnet und Magnus das Arbeitszimmer betritt.

Leise fällt die Tür hinter Magnus ins Schloss. Nach sieben Jahren stehen er und Elios sich wieder gegenüber. Im Vergleich zu früher wirkt Elios heute eher klein auf Magnus und es scheint ihm auch nicht gut zu gehen. Der Eindruck, den Magnus auf Elios macht, ist genau gegenteilig. Magnus ist inzwischen sogar ein paar Zentimeter größer als Elios. Seine lange, schlanke Figur wirkt in dem makellosen, teuren Anzug äußerst elegant und seine Ausstrahlung ist Raumfüllend. Bei seinem Anblick versteift sich Elios' ohnehin angespannter Körper unwillkürlich. Aus dem schüchternen, schwächlichen Jungen von damals ist ein wahrer Fürst geworden. Sein Gesicht war immer sehr ebenmäßig, doch in den vergangenen Jahren haben sich markante Züge herausgebildet, die seine natürliche Autorität unterstreichen. Seine gesamte Haltung strahlt Kraft aus, zugleich umgibt ihn aber ein friedvolles Charisma, das seine diplomatische Stärke und Führungskraft erkennen lässt. Elios ist schwer beeindruckt, was ihn nur noch mehr einschüchtert.

„Guten Abend, Herr Soter“, eröffnet Elios förmlich das Gespräch. Magnus zieht überrascht die Augenbrauen hoch. „Ich freue mich, dass Sie mir diese Gelegenheit geben, bevor die Gäste eintreffen. Zunächst einmal möchte ich Ihnen gratulieren. Ich bin nicht wirklich überrascht, dass Sie es wieder geschafft haben, diesmal ganz allein und von ganz unten bis

ganz nach oben. Sie waren schon immer ein herausragendes Talent, und ich freue mich aufrichtig über Ihren überwältigenden Erfolg."

Magnus sieht seinen ehemaligen Freund weiterhin erstaunt an, während Elios Schweißperlen über die Stirn laufen.

„Elios? Ich verstehe nicht ganz. Oder soll ich Sie jetzt mit ‚Herr Gallacher‘ ansprechen? Das ist in Ordnung, wenn Sie das bevorzugen. Entschuldigen Sie die Frage, aber geht es Ihnen gut? Möchten Sie ein Glas Wasser?“, fragt Magnus, greift nach einem Glas und schenkt Mineralwasser ein. Dann bittet er Elios, sich zu setzen, und reicht ihm eine Schachtel Taschentücher. Er sieht seinem ehemaligen Mentor mit aufrichtiger Besorgnis ins Gesicht. Dieser hat eine undefinierbare, ungesunde Farbe und scheint schweißbedeckt zu sein.

Elios muss mehrmals blinzeln. Er kann kaum glauben, was er sieht und hört. Als Magnus ihm einen Stuhl und ein Glas Wasser anbietet, gehorcht er einfach, denn er ist von den Anspannungen der letzten Stunden sehr erschöpft. Nachdem er einen Schluck Wasser getrunken hat, nimmt er sich Taschentücher und trocknet sich Gesicht und Hals ab. Dann blickt er zu Magnus zurück, der sich ihm gegenüber auf einen Stuhl gesetzt hat. Magnus sieht Elios an, scheinbar ohne Groll oder das Bedürfnis, seine eigene Macht auszuüben – zumindest noch nicht.

„Natürlich können Sie mich weiterhin Elios nennen, Herr Soter“, antwortet Elios und beobachtet Magnus misstrauisch.

„Das werde ich gerne tun, Elios. Aber dann nenne mich bitte Magnus“, antwortet dieser mit einem Lächeln. Elios ist noch immer unsicher, was er von dieser versöhnlichen Art halten soll. Also springt er ins Feuer. Er steht ohnehin seit Stunden in dessen Flammen, die ihn gnadenlos quälen. Er möchte damit ein mögliches Katz-und-Maus-Spiel beenden.

„Als ich deine Einladung erhielt – mit der Aufforderung, eine Stunde vor den anderen Gästen zu erscheinen –, hatte ich natürlich Bedenken“, sagt Elios. „Erstens bin ich trotz meiner Position kaum jemand, den du zu einer privaten Feier einladen würdest – nicht nach allem, was geschehen ist. Und zweitens hat gerade diese Bitte, früher zu kommen, meinen Verdacht noch verstärkt. Ich hielt es für naheliegend, dass du dich für das, was ich dir angetan habe, revanchieren willst. Gleichzeitig zwang mich dieser Gedanke, nach all den Jahren endlich genauer zu untersuchen, was damals in Eden wirklich passiert ist. Heute Nachmittag habe

ich daher – zum ersten Mal – direkt mit Helena gesprochen und dabei erfahren, was ich so lange verdrängt hatte: Bei der damaligen Beweissicherung lief nicht alles ordnungsgemäß ab. Als ich sie darauf ansprach, bestätigte sie mir ohne Zögern – so, wie sie es damals schon ihrer Mutter gegenüber getan hatte –, dass ...“

Elios unterbricht sich selbst. Er muss schwer schlucken. Magnus, dessen Herz bei der Erinnerung an diese schicksalshafte Nacht auch schneller schlägt, sieht, wie Elios erneut ins Schwitzen kommt. Er greift nach dem Wasserglas und nimmt einen weiteren Schluck. Dann wirft Elios seinem geduldigen Zuhörer einen kritischen Blick zu und fährt fort.

„Helena hat bestätigt, dass du nichts getan hast. Mit anderen Worten: Du bist unschuldig! Ich habe dich tatsächlich für über sieben Jahre hinter Gitter gebracht, obwohl du sie nicht angerührt hast. Und Gott allein weiß, was du im Gefängnis alles durchmachen musstest. Seit heute weiß ich, was damals wirklich geschehen ist. Ich weiß, dass Cassandra dich verleumdet hat. Doch die größte Schuld liegt bei mir. Denn ich habe ihren Anschuldigungen Glauben geschenkt und mich anschließend vollständig aus dem Verfahren zurückgezogen. Ich hätte dir vertrauen oder zumindest deine Seite der Geschichte anhören müssen. Stattdessen zog ich mich nicht nur von dir, sondern auch von Helena zurück und widmete mich ausschließlich meiner Karriere. Später erfuhr ich durch Erich Mundschenk, wie du dich selbst im Gefängnis behauptet und dir dort eine neue Stellung erarbeitet hast – zweifellos um den Preis großer Anstrengungen und persönlicher Opfer. Ich muss gestehen, dass ich stolz bin, dich gekannt zu haben. Umso mehr bewundere ich, dass du mir nicht mit derselben Härte begegnest, mit der ich dich einst behandelt habe, sondern mir diese unverdiente Gelegenheit gibst, mich auszusprechen. Ich versichere dir, dass ich jetzt bereit bin, jede Strafe anzunehmen, die du für angemessen hältst. Nur um eines möchte ich dich bitten: Du wirst mich gewiss für die Jahre bezahlen lassen, die ich dir genommen habe, und das ist dein gutes Recht. Doch denke dabei an Helena. Sie trägt keinerlei Schuld an dem, was geschehen ist. Deshalb hoffe ich auf deinen Anstand und deine Großzügigkeit, dass ihr zumindest ein Teil ihres Erbes erhalten bleibt.“

Nachdem Elios seine Rede beendet hat, vollkommen erschöpft von der Anstrengung, seine Gefühle zu kontrollieren, greift er mit zitternden

Händen erneut nach einer Handvoll Taschentücher und wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht.

Magnus kann kaum fassen, was er sieht und hört. Der Mann vor ihm scheint zu einem Häufchen Elend zu zerfließen. Elios Gallacher, der große, gefürchtete und respektierte Elios Gallacher, ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Weil Magnus noch zu überrascht ist, um zu reagieren, wagt Elios noch ein Letztes zu sagen:

„Ich weiß jetzt, dass Cassandra so eifersüchtig auf dich war, dass sie die Gelegenheit beim Schopf ergriff, um dich ein für alle Mal loszuwerden. Sie konnte es nie ertragen, hintenanstehen zu müssen. Darin sind wir uns – wie in vielem – ähnlich, und ich kann sie dafür nicht verurteilen. Nur Helena ist uns voraus, denn sie hat es richtig gemacht. Ich hoffe, du bist nicht verärgert, dass Cassandra ihr Schicksal und ihre Strafe selbst in die Hand genommen hat. Ich habe ihr heute nämlich auf den Kopf zugesagt, was sie damals getan hat, und ihr auch gesagt, dass du nicht nur aus dem Gefängnis entlassen wurdest, sondern es bis an die Spitze der Weltherrschaft gebracht hast. Ich bin sicher, sie wollte der öffentlichen Schande und ihrer gerechten Strafe entgehen. Darin war sie schon immer gut: Verantwortung zu vermeiden. Es tut mir wirklich sehr leid“, sagt Elios.

„Moment mal! Was meinst du damit, Cassandra hat ihre Strafe selbst in die Hand genommen?“, unterbricht Magnus ihn bestürzt, Böses ahnend.

„Ich habe heute Nachmittag einen Anruf vom Universitätsklinikum erhalten“, erklärt Elios. „Cassandra hat sich das Leben genommen.“

„Was?“ Magnus springt entsetzt auf. „Nein! Bitte sag mir, dass das nicht wahr ist! Ich habe ihr doch vergeben! Muss ich nun dafür büßen, dass ich sie all die Jahre zuvor gehasst habe? Ich hege auch keinen Groll gegen dich. Ich wollte dich nur früher sehen, weil wir uns seit dem schrecklichen Vorfall, als du mich ‚einen undankbaren Hund‘, ‚ein unmenschliche Kreatur‘ und ‚einen erbärmlichen Narren‘ genannt hast, nicht mehr gesprochen haben. Ich wollte unser Wiedersehen nicht mit diesen unangenehmen Erinnerungen beginnen. Als ich die Zusage aus deinem Büro erhielt, dass du heute Abend kommen wirst, war ich wirklich glücklich und habe gehofft, dass wir die dunkle Vergangenheit hinter

uns lassen könnten. Jetzt erzählst du mir, dass Cassandra sich das Leben genommen hat!"

Magnus wird vor Entsetzen blass. Es stimmt, dass er Cassandra jahrelang dafür gehasst hat, was sie ihm angetan hat. Sicherlich hatte er auch kein Verlangen, sie jemals wiederzusehen. Aber, dass es so endet, wollte er nicht.

„Und was ist mit dir? Hast du etwa Gift genommen, um dich umzubringen? Fühlst du dich deshalb so schlecht? Bist du hierhergekommen, um mir das anzutun?“, schreit Magnus Elios entsetzt an.

Elios, der immer noch nicht glauben kann, dass Magnus keine Rachege-lüste hegt, fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn.

„Bitte vergib mir, Joé. Ich hatte keine Ahnung. Nein, keine Sorge, ich habe kein Gift genommen.“

„Aber ist es jetzt wirklich zu spät, Cassandra zu helfen?“, fragt Magnus Elios verzweifelt, aber mit einem Hauch von Hoffnung in der Stimme. Elios wird sofort klar, dass er es nicht weiß, und dass daher vielleicht doch noch ein Funke Hoffnung besteht. Er ruft augenblicklich die Uniklinik an, um sich nach seiner Frau zu erkundigen. Magnus hält den Atem an und betet innerlich. Fünf endlose Minuten vergehen, bevor Elios mit dem zuständigen Arzt verbunden wird.

„Hallo? Herr Gallacher?“, fragt eine Stimme am anderen Ende der Leitung.

„Ja! Bitte sagen Sie mir. Was ist mit Cassandra, meiner Frau? Hat sie ... Hat sie überlebt?“, fragt Elios stockend.

Überfordert

„Ich komme gerade aus der Notaufnahme“, antwortet der Arzt. „Wir haben bis jetzt um das Leben Ihrer Frau gekämpft. Wir standen kurz davor, aufzugeben, aber glücklicherweise hat sich ihr Zustand vor etwa fünf Minuten endlich stabilisiert. Sie hat die kritische Phase überstanden!“ Erleichtert drückt Elios das Bürotelefon an seine Brust. Dann umarmen sich Magnus und Elios in einem kurzen Moment der Freude. Magnus dankt Gott still dafür, dass er seine Güte gezeigt und das Gebet erhört hat. In diesem Moment öffnet sich die Tür und Beni schaut herein. Er sieht die beiden Männer, die sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Er räuspert sich und sagt förmlich, dem Protokoll entsprechend: „Guten Tag Herr Gal-lacher, Herr Soter, verzeihen Sie bitte die Unterbrechung, ich wollte Sie nur wissen lassen, dass die ersten Gäste eintreffen.“

„Perfektes Timing“, bemerkt Magnus fröhlich. Nachdem er sich im Nebenraum frisch gemacht hat, begrüßt er die ankommenden Gäste. Elios lässt sich entschuldigen und geht direkt zu seiner Frau.

Nach nur vier Stunden beschließt Magnus eigenmächtig, dass seine Mindestanwesenheitszeit abgelaufen ist. Er übergibt die Rolle des Gastgebers offiziell an einen verdutzten Ben Senior und verlässt kurz darauf seine eigene Party. Mit Asena fährt er direkt zum Universitätsklinikum. Der zuständige Arzt hat den Ausnahmebesuch nach Mitternacht genehmigt. Vor der Glaswand der Intensivstation bleiben sie stehen. Durch die Scheibe sehen sie Elios am Bett seiner Frau sitzen, ihre Hand haltend. Cassandra scheint bei Bewusstsein zu sein, doch das schreckliche Gift, das sie eingenommen hat, hat ihren Körper schwer geschädigt. Wäre Paulina nicht viel früher als geplant heimgekehrt und hätte sie gefunden, wäre jede Hilfe zu spät gekommen. Elios streichelt die Hand seiner Frau. Es war knapp – beide wären heute beinahe dem Freitod erlegen. Als Elios Magnus hinter dem Glas entdeckt, macht er Cassandra auf ihn aufmerksam.

Kassandra, deren entstelltes, bandagiertes Gesicht kaum wiederzuerkennen ist, dreht langsam den Kopf. Schwach sieht sie durch ihre geschwollenen Augenlider Joé hinter dem sauberen Fenster. Er lächelt

sie an und zeigt den Daumen nach oben, um sie zu ermutigen. Erschöpft schließt Cassandra die Augen. Dieses Bild von ihm brennt sich in ihr Gedächtnis ein. Wie konnte jemand so viel vergeben?

Magnus, der die Gelegenheit nutzen möchte, um ein paar ungestörte Momente mit Asena zu verbringen, wendet sich zum Gehen. Gerade als sie den Aufzug erreichen, hört er, wie Elios seinen Namen ruft.

„Joé, warte! Ich hätte es fast vergessen. Ich möchte, dass du diesen Brief liest.“

Mit diesen Worten überreicht Elios Magnus den Brief von Helena. Dann lässt er die beiden allein und kehrt zu seiner Frau zurück.

Nachdem Magnus mit Asena einen Spaziergang in der kühlen Nachtluft gemacht hat, hört er plötzlich einen großen SUV mit hoher Geschwindigkeit auf sie zukommen. Er hält direkt vor ihnen. Zwei Männer steigen aus und nähern sich. Magnus und Asena atmen erleichtert auf, als sie erkennen, dass es sich um Mitglieder des Sicherheitsdienstes von Heliopolis handelt. Dennoch treten die Männer entschlossen auf sie zu und verlangen, dass Magnus und Asena sofort mit ihnen mitkommen. Magnus spürt Wut in sich aufsteigen – aber es nützt nichts. Schnell werden sie zum Tempelberg zurückgebracht. Magnus hat das Gefühl, wie unartige Kinder nach Hause geschickt zu werden. Kaum über die Schwelle, fordert er eine Erklärung. Die Antwort folgt sofort: Sein Bewegungsradius wird auf ein Minimum reduziert – angeblich aus Sicherheitsgründen. Personenschützer werden ihn fortan lückenlos überwachen, jeder Schritt muss gemeldet werden. Spontane Alleingänge oder ein heimliches Davonschleichen sind ab jetzt tabu. Alles zu seinem eigenen Schutz, selbstverständlich.

Als Magnus an diesem Abend im Bett liegt, dämmert ihm, wohin sein Leben steuert. Von außen betrachtet mag es wie die Erfüllung eines Traums erscheinen. Der mächtigste Mann Europas! Doch in Wirklichkeit hat er jetzt weniger Macht als je zuvor. Plötzlich spürt er, wie unsichtbare, aber nicht weniger reale Fesseln um ihn gelegt werden. Wieder einmal ist er gefangen! Diesmal in einem unsichtbaren Gefängnis mit unsichtbaren Fesseln. Eiskalte Schauer laufen ihm über den Rücken. Eine klaustrophobische Angst überwältigt ihn. Wie soll er das nur aushalten? In wenigen Monaten wird er offiziell in Brüssel eintreffen. Die inneren Warnsignale seiner ausgeprägten Instinkte leuchten rot. Plötzlich begreift er,

dass ihm die Zeit davonläuft. Es gibt noch so viel vorzubereiten! Er muss so schnell und diskret wie möglich handeln – und zwar jetzt!

„Ich muss mich beeilen, solange die Tür zur Freiheit noch einen Spalt breit offensteht. Sonst verliere ich für immer die Kontrolle!“

Während er in diese dunklen Gedanken versunken ist, blickt er auf seinen Nachttisch. Im Mondlicht ist dieser deutlich zu sehen. Er sieht einen Umschlag darauf liegen und erinnert sich, dass es der Brief ist, den Elios ihm vor ein paar Stunden gegeben hat. Magnus schaltet die Leselampe ein, greift nach dem Brief und beginnt zu lesen. Mit unbeschreiblicher Freude erfährt er, dass Helena ihm nicht nur vergeben, sondern auch zu Christus gefunden hat. Mit einem Dankgebet auf den Lippen schläft er endlich ein.

Nach nur wenigen Stunden wird er geweckt. Neben seinem Bett steht sein neuer Referent Sebastian Álvarez, ein fähiger junger Mann. Er fordert von ihm, aufzustehen. Magnus stöhnt und schließt die Augen erneut.

„Jetzt geht's los“, klagt er innerlich. „Herr, hilf mir! Sie werden mir so viel dringende Arbeit aufhalsen, dass ich keine Zeit für die wichtigen Dinge haben werde. Ich brauche deine übernatürliche Hilfe jetzt mehr als jemals zuvor!“

Nach diesem Stoßgebet steht er auf.

Magnus' schlimmste Befürchtungen bewahrheiten sich. Seine Tage sind mit Arbeit und Vorbereitungen so vollgepackt, dass ihm kaum Zeit zum Essen oder Schlafen bleibt. Als er zum ersten Mal sein Amtszimmer in Brüssel betritt, ist der Druck so groß, dass er kaum atmen kann. Nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hat und er für einige Momente allein ist, bekommt er Migräne.

„Oh, wenn ich doch nur nicht so klar sehen würde! Wie wahr sind die Worte Salomos, der zu den weisesten und mächtigsten Männern der Geschichte zählt, als er sagte: ‚In viel Weisheit liegt viel Grämen, und wer sein Wissen vermehrt, vermehrt auch sein Leid.‘¹¹ Eitle Menschen würden sich wahrscheinlich geschmeichelt fühlen, wenn sie meine Position erreichen könnten. Aber ich muss erkennen, dass mich nicht Ruhm erwartet, sondern größte Nöte und nicht Macht, sondern völlige Ohnmacht. Oh Herr, wenn du mir doch nur die Sünden meiner Jugend und meine arroganten Machtfantasien vergeben hättest, damit ich jetzt nicht in vol-

lem Umfang dafür bezahlen müsste! Jede Stadt auf dieser Welt hat ihre besonderen Talente, aber der Geist, der mir hier in Brüssel entgegenweht, lässt mich kaum atmen. Vater, hast du mich nun doch verlassen?“, ruft Josef innerlich zu Gott, während er mit zurückgelegtem Kopf und geschlossenen Augen in seinem geräumigen Office steht.

An diesem Ort, an dem selbst die Wände Augen und Ohren haben, wagt er es kaum, laut zu denken. Er will nichts von dem preisgeben, was in ihm vorgeht. Nur so kann er überleben und seine Integrität bewahren.

Während er in seinen Büroräumen am Rande einer Panikattacke steht – tief in beunruhigenden Gedanken versunken – bemerkt er plötzlich, dass seine linke Körperseite erwärmt wird. Er öffnet die Augen und sieht, dass die Sonne hereinscheint und ihn blendet. Er schirmt seine Augen mit einer Hand ab und schaut aus der Fensterfront. Dort sieht er den hohen Sendemast von BNTV, dem Brüsseler Nachrichtensender. Als er jedoch genauer hinsieht, stellt er fest, dass die Sonne nicht direkt in sein Büro scheint. Stattdessen werden die Sonnenstrahlen von der runden Kugel des Nachrichtenturms direkt in sein Büro reflektiert. Die Reflexion auf der Kugel ähnelt deutlich einem Kreuz. Als er einen Schritt zurücktritt, erkennt er, dass das reflektierte Licht in Form eines Kreuzes auf die Wand hinter seinem Schreibtisch fällt. Was sich als reiner Zufall präsentiert, ist für Magnus in diesem Moment ein klares Zeichen. Christus hat ihn nicht verlassen. Er wird bei ihm sein, selbst in diesem Tal der Todesschatten¹² und inmitten dieses ‚Marktes der Eitelkeiten‘.¹³ Mit etwas mehr Zuversicht verlässt er an diesem Abend das Gebäude der Kommission. Dennoch bleibt in ihm ein tiefes Unbehagen zurück – und die Angst vor dem, was die Zukunft bringen mag.

Am nächsten Tag weist Magnus seinen Referenten Álvarez an, César schnellstmöglich aus dem Gefängnis zu holen. Ohne Schwierigkeiten erreicht Álvarez, dass César aufgrund guter Führung vorzeitig entlassen wird. Magnus ernennt ihn daraufhin sofort zu seinem Sicherheitschef. Wie sich herausstellt, hätte er keinen talentierteren Mann für diese Aufgabe finden können. César erledigt seine neuen Aufgaben mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte er nie etwas anderes getan. Magnus nimmt das erleichtert zur Kenntnis. Ebenso erfreulich ist für ihn, dass Elios bereit ist, sein Kabinettchef zu werden. Elios hatte zunächst gezögert. Doch Magnus lockte ihn, indem er ihm die Position als Sprungbrett

für den Generalsekretär vor Augen führte. Als den krönenden Abschluss und die Legacy seiner beachtlichen Karriere. Sozusagen eine letzte große Herausforderung. Mehr Gestaltungsspielraum. Mehr Wirksamkeit. Mehr Einfluss. Seine Erfahrung wäre von unschätzbarem Wert. Schließlich gehöre er noch lange nicht zum alten Eisen. Veränderung hält jung. Jetzt könne er zeigen, aus welchem Holz er geschnitzt sei, macht Magnus ihm klar. Da willigt Elios mit einem Schmunzeln ein. Es ist ein Lächeln, das zeigt, dass er die Manipulation durchschaut – und dass er gleichzeitig stolz darauf ist, wie gut sein früherer Schützling das Handwerk beherrscht. Magnus grinst zurück. Damit verfügt er jetzt über zwei Männer des Vertrauens in Schlüsselpositionen.

Besonders César wird einmal mehr unentbehrlich für ihn; als Erstes rekrutiert er sofort fähige ehemalige Häftlinge für alle Sicherheits- und Transportdienste. Damit ist Magnus bald von vielen alten Freunden umgeben, die es als „Ehrensache“ betrachten, ihm treu zur Seite zu stehen, so wie er ihnen beigestanden hat, als sie ganz unten waren. Die meisten von ihnen stehen tief in Magnus' Schuld und sind ihm dankbar für das, was er im Gefängnis für sie getan hat – und erst recht dafür, dass er ihnen mit den neuen Jobs die Karrieren ihres Lebens bietet. César leistet ganze Arbeit beim Aufbau eines ausgeklügelten Netzwerks von „Verbündeten“ und „Spezialisten“, das sich vor allem in Deutschland über Luxemburg, Belgien, die Niederlande und Frankreich bis in die Schweiz erstreckt.

Für Magnus ist es nichts Neues, dass Gott alle Fäden in der Hand hält und alles zu einem großartigen Ganzen zusammenführt. Nichtsdestotrotz beginnt er jetzt erst, das Gesamtbild zu erfassen. Es ist wie bei einzelnen Pixeln in einem Bild: Solange man zu nah dran ist, ergeben sie keinen Sinn. Aber sobald man genügend Abstand hat, wird plötzlich alles klar. Alles, was er erlebt und gelernt hat, ist ein wichtiger Bestandteil dieses Gesamtbildes. Oder auch ein Faden im großen Webteppich des „Meisters“. Magnus denkt darüber nach, wie nützlich ihm seine Bekannten aus dem Gefängnis jetzt sind – von beiden Seiten der Gitterstäbe. Seine jahrzehntelange Unterdrückung, zuerst im Waisenhaus und dann im Gefängnis, hat ihn perfekt auf die enorme emotionale Belastung vorbereitet, der er heute ausgesetzt ist. Ständig von der Gunst anderer abhängig zu sein und nie ein Privatleben zu haben, hat ihn wie nichts ande-

res auf seine neue Position in der Öffentlichkeit vorbereitet. Magnus ist sprachlos. Es ist erstaunlich, wie Gott sprichwörtlich „kein einziges Haar verloren gehen lässt“¹⁴. Alles, was jemals geschehen ist, insbesondere alles Leid, wird durch seine allmächtigen Hände in reinen Segen verwandelt. Das ist das Rezept, nach dem die Alchemisten vergeblich gesucht haben: wie man Mist in echtes Gold verwandelt. Und es gibt niemanden, der das besser beherrscht als Christus. Magnus versteht zum ersten Mal, warum in der Schrift steht, dass wir Gott für alles danken sollen, auch wenn wir nicht verstehen, wie ein liebender Vater solches Leid zulassen kann. Gott weiß, was er zulässt und was er verhindert. Gewusst hat Magnus das schon lange, aber erst jetzt beginnt er, es auch zu verstehen.

Diesen Monat hat er ganze drei Tage frei. Für ihn ist das bereits Luxus. Er bekommt sie anlässlich seiner Hochzeit. Es sind die einzigen freien Tage, die er während der umfangreichen Vorbereitungen für sein neues Amt hat. Der Druck, dem er ausgesetzt ist, wird von Tag zu Tag unerträglicher. Er fragt sich ernsthaft, wie er seine neue Position, und die verschiedenen Rollen, die damit öffentlich und privat zusammenhängen, jemals ausfüllen soll. Bald wird er im Rampenlicht stehen und nicht nur dem Druck der europäischen Regierungschefs und Großindustriellen, sondern auch dem der Staatschefs aus aller Welt und vor allem dem der europäischen Bürger ausgesetzt sein. Jede Partei wird Forderungen stellen, die die anderen nicht akzeptieren können oder wollen. Wenn er sich ebenso geschickt und diplomatisch verhält wie viele andere in der Regierung, wird er am Ende genauso wenig bewirken – und es gäbe keinen überzeugenden Grund, dieses hohe Amt überhaupt zu bekleiden.

Für Magnus steht fest: Die Bürger Europas müssen an erster Stelle stehen. Genau darin liegt jedoch auch die größte Herausforderung, denn er wird auf heftige Widerstände stoßen, auch auf solche, die im Verborgenen wirken und darauf abzielen, echte Veränderungen zu verhindern. Über die Bedeutung der Bürger und ihrer Rechte zu sprechen, ist nichts Neues. Politiker betonen dies oft schon allein aus Gründen der öffentlichen Wirkung – und instrumentalisieren dabei nicht selten christliche Werte für ihre Zwecke. Ein moralisches Theater, das für Magnus die Grenze des Erträglichen überschreitet. Das eigentliche Problem liegt jedoch tiefer: Zu häufig werden die Hebel der Macht nicht im Interesse der Allgemeinheit, sondern zugunsten finanzieller und institutioneller Inte-

ressen genutzt. Entscheidungen, die dem Gemeinwohl dienen sollten, geraten in den Sog von Einfluss, Lobbydruck und kurzfristigem Kalkül, anstatt die strukturellen Probleme und echten Gefahren entschlossen anzugehen. Komplexe Zusammenhänge werden bewusst vereinfacht, Verantwortung auf einzelne Akteure abgewälzt und teils sogar künstliche Probleme konstruiert, die anschließend mit großem Aufwand „bekämpft“ werden – nur um Handlungsstärke zu inszenieren und Entschlossenheit zu demonstrieren. Das Ergebnis: Eine Politik der Oberfläche, die kurzfristig beruhigt, aber keine der zugrunde liegenden Probleme löst.

Um dennoch den Anschein zu wahren, echte Lösungen zu liefern, und damit sich das Spiel für die Aktionäre weiterhin auszahlt, werden den Bürgern über die Medien und die Filmindustrie gezielt Ideen eingepflanzt, die sie von ihren tatsächlichen Bedürfnissen und Problemen ablenken sollen. Dazu gehört auch die Flut an bewussten Fehlinformationen, die von überall herkommen. Das Monster steht wieder auf. Die philosophische Dimension dieser Lähmung hatte Hannah Arendt einst präzise auf den Punkt gebracht mit den Worten:

„Wenn Sie ständig von jedem belogen werden, ist die Folge nicht, dass Sie die Lügen glauben, sondern dass niemand mehr irgendetwas glaubt. [...] Und ein Volk, das nichts mehr glauben kann, kann sich keine Meinung bilden. Es ist nicht nur seiner Fähigkeit zu handeln beraubt, sondern auch seiner Fähigkeit zu denken und zu urteilen. Und mit einem solchen Volk kann man dann machen, was man will.“

Eine in dieser Weise orientierungslose und handlungsunfähige Gesellschaft verliert den Glauben an einen Sinn und wird dadurch noch empfänglicher für jegliche Ablenkung aus den Bereichen Vergnügen und vermeintlichen Glücksspendern. Damit schließt sich der Teufelskreis. Es ist selbstredend kein Zufall, dass sich die vermeintlichen „Lieferanten von echtem Glück und Wohlbefinden“ besonders auf Konsum und Lust fokussieren. So wächst der Reichtum des organisierten Verbrechens und der Mächtigen weiter, während sich der Kreislauf aus Einfluss, Profit und systematischer Zerstreuung schließt.

Wie von den anderen wird nun auch von Magnus erwartet, dass er mitspielt, die Rolle des ernsthaften Politikers mimt und lediglich punktuelle Verbesserungen umsetzt, die gerade so weit gehen, dass sie den Anschein von Glaubwürdigkeit wahren. Doch diese Freiheit hat klare Gren-

zen: Sie gilt nur, solange sie den eigentlichen Machtzentren in Europa nicht in die Quere kommt und die tief verankerten Strukturen unangetastet bleiben – die Führungsspitzen der Industrie und jene, die im Hintergrund ihren Einfluss sichern.

Magnus kann ein solches Spiel jedoch nicht mit seinem Gewissen vereinbaren. Wie kann er also sicherstellen, dass er nicht ebenso korrupt oder geistig gebrochen wird, wie viele andere gute Politiker vor ihm? Bislang wurde noch jeder Idealist in die Knie gezwungen. Er ist auch nur ein Mensch, weshalb es ein gewaltiges Wunder erfordern würde, um dies zu verhindern. Nie zuvor hatte er mehr Menschen um sich herum, war beliebter oder mächtiger. Gleichzeitig hat er sich noch nie so allein, isoliert und machtlos gefühlt. Er schließt die Augen und sieht sich selbst, wie er gnadenlos in unsichtbaren Eisenketten nach Brüssel gezerrt wird. Dort wird er in den höchsten Elfenbeinturm mit der schönsten Aussicht gebracht. Tausend Assistenten schwirren um ihn herum. Die Sonne scheint hell über ihm. Es scheint, als sei ihm alle Macht gegeben worden. Die Menschen jubeln ihm zu. Doch es ist alles nur eine Illusion! In Wirklichkeit sitzt er in einem dunklen Verlies und ist vollkommen machtlos. Gar nichts kann er ändern. Er ist nur eine Marionette der wirklich mächtigen Männer und Frauen hinter den Kulissen. Wie eine Handpuppe, auf die alle starren, steht er auf einer falschen Bühne in einer falschen Welt, während niemand länger den Menschen hinter den Kulissen Beachtung schenkt. Das ist die wahre Bedeutung seiner Position. Er ist nichts weiter als eine Ablenkung. Plötzlich nagen wieder Zweifel an ihm.

„Ich kam aus dem Waisenhaus ins Gefängnis, nur um jetzt in einem noch kleineren Käfig zu landen“, klagt er vor Gott. „Warum, Herr? Warum darf ich niemals frei sein?“

Wieder einmal muss Magnus an seine vermessenen Kindheitsträume denken. Sie werden wahr, genau wie Walter es immer vorausgesagt hat. Allerdings hat sich Magnus seinen Triumph ganz anders vorgestellt.

„Ständig muss ich mich ducken. Ständig muss ich aufpassen, was ich sage. Ständig bin ich der Gnade von Menschen ausgeliefert, die Macht über mich haben, mich herumkommandieren und mein Leben kontrollieren können. Im Waisenhaus konnten die Betreuer mit mir machen, was

sie wollten. Wenn ihnen etwas nicht gefiel, ließen sie mich das spüren“, beklagt er sich.

Seine Gefühle drohen, ihn in einen bodenlosen Abgrund der Verzweiflung zu stürzen, obwohl er noch vor Kurzem voller Hoffnung über seine tiefe Erkenntnis war.

„Damals hattest du Walter und Corrie“, erinnert ihn eine innere Stimme.

„Ja, aber dann starb Corrie und kurz darauf verlor ich Walter, weil ich zu den Gallachers ziehen musste. Dort stand ich unter ständigem Druck, sie niemals zu enttäuschen. Danach landete ich wegen der Eifersucht von Cassandra im Gefängnis, wo ich erneut Befehle befolgen und die anderen Gefangenen sowie die Wärter bei Laune halten musste. Wenn mich jemand nicht mochte, ließ er mich das spüren, und ich musste seine Rache erdulden“, argumentiert Magnus weiter.

„Im Gefängnis hattest du César“, erinnert ihn seine innere Stimme.

„Ja, mein Gott hat mich nie im Stich gelassen. Das ist wahr“, gibt Magnus zu. „Die meisten Menschen, die ein ähnliches Schicksal wie ich teilen, als Heimkind und Knacki, müssen ein sehr viel schwereres Leben führen. Ich möchte wirklich nicht undankbar klingen. Aber ich kann einfach nicht mehr so weitermachen, und ich will es auch nicht!“, schreit Magnus aus tiefer Erschöpfung heraus.

„Du hast es immer geschafft, deinen Willen durchzusetzen“, erinnert ihn die andere innere Stimme.

„Aber das kostet enorme Anstrengung! Ich muss permanent jeden Schritt, den ich mache, und jedes Wort, das ich sage, sorgfältig abwägen“, setzt Magnus seinen inneren Dialog fort. Er hofft inständig, Gott davon überzeugen zu können, das Unvermeidliche doch noch von ihm abzuwenden.

„Bist du nicht ein Schachgenie?“, versucht die Stimme ihm zu helfen, es zu verstehen.

„Ja, aber ich möchte auch einmal frei und locker sein und nicht ständig viele Züge im Voraus planen müssen. Ich möchte mein Leben leben, ohne permanent auf der Hut zu sein. Ohne die ständige Angst, dass jeder kleine Fehler und jede unüberlegte Handlung sofort die schlimmsten Folgen nach sich zieht. Im Waisenhaus ging es mir von Anfang bis Ende mehr schlecht als recht.“, beklagt sich Magnus.

„Dabei waren es gerade die Lektionen aus dem Waisenhaus, die dir die notwendigen Fähigkeiten vermittelten, um die Herzen fast aller Strafvollzugsbediensteten und Mithäftlinge zu gewinnen“, fährt die innere Stimme fort, ihn an die Tatsachenlage zu erinnern. „Nur dank deiner im Waisenhaus erworbenen Empathie, Disziplin, Gehorsam und diplomatischen Fähigkeiten war dir das gelungen. So bekamst du am Ende meist trotzdem immer genau das, was du wolltest.“

„Willst du damit sagen, dass ich ins Waisenhaus musste, um mich im Gefängnis behaupten zu können? Wäre es nicht besser gewesen, gar nicht erst im Gefängnis zu landen?“, kontert Magnus trotzig. Doch seine innere Stimme bleibt stumm – wie so oft, wenn er die Antwort längst kennt.

„Na gut, es gefällt mir zwar nicht, aber ich verstehe es. Ohne die viele Zeit zur inneren Einkehr, die mein Denken geschärft hat; und ohne die Menschen, die ich im Gefängnis kennengelernt habe, hätte ich in diesem Spiel keine Chance. Sie sind von unschätzbarem Wert. Ganz zu schweigen von der Charakterstärke und Demut, die ich dort gewonnen habe – und von der Fähigkeit, mich selbst dann zu behaupten, wenn ich keinerlei Macht besitze. Vielleicht war es also doch notwendig, dass ich ins Gefängnis musste“, räumt Magnus ein.

Kritisch lässt er die Gedanken nachhallen – über all dem, was er gelernt hat, und über die Verantwortung, die daraus erwächst.

„Ich bin Christ und möchte mein Leben nicht an mich selbst verschwenden. Als Christ kann ich mich zurücknehmen, denn ich darf darauf vertrauen, dass Gott für mich sorgt, mich liebt, trägt und durch alle Höhen und Tiefen führt – besonders dann, wenn ich mich ganz in seinen Dienst stelle. Das bedeutet vielleicht, eine Zeit lang zu verzichten, eine gefühlte Ewigkeit auf die Ernte zu warten und manche Enttäuschung zu ertragen. Doch am Ende wird der Ertrag hundertfach größer sein als das, was einst gesät wurde. Daran will ich festhalten. Und mir ist ebenso bewusst, dass ich dieses hohe Amt nicht für mich selbst oder persönliche Ziele erlangt habe, sondern zum Wohl der Allgemeinheit“, predigt Magnus sich selbst.

„Aber“, wagt er ein letztes Mal zu entgegnen, „das Problem bleibt, dass ich nicht über ausreichend Macht verfüge. Ich kann Europa nicht auf den Kopf stellen und somit kann ich letztlich auch nichts ändern. Um un-

ter den gegebenen Umständen wirklich Gutes zu bewirken und Europa neu zu gestalten, müsste ich ... Ich müsste ... Oh! Oh!"

Plötzlich geht Magnus ein Licht auf, und er sieht den ganzen genialen Plan vor seinem geistigen Auge ausgerollt.

„Oh wow! Das wäre in der Tat ein Schachspiel, das seinesgleichen sucht“, erkennt Magnus. *„Und es erklärt all die langen Jahre der harten Vorbereitung!“*

Plötzlich verdunkeln sich Magnus' Augen, und zusätzliches Blut strömt in sein Gehirn, das immer schneller arbeitet. Mechanisch steht er auf und geht zum Fenster seines Arbeitszimmers. Er nimmt weder den schönen Garten noch die untergehende Sonne wahr, die den Himmel färbt. Seine Gedanken sind ganz woanders und seine Augen beginnen zu funkeln.

„Herr, hilf mir! Wenn das funktionieren soll und wenn es dein Wille ist, musst du mein wahres Gesicht vollständig vor meinen und deinen Feinden verbergen. Wenn du das tust, verspreche ich dir, dass ich nichts unversucht lassen werde, um zu tun, wozu du mich berufen, befähigt und so lange ausgebildet hast.“

Hochzeitsnacht

Magnus, der kaum noch eine durchgehende Nachtruhe findet, wirft müde einen Blick auf sein Smartphone, das aufgrund einer Erinnerungsfunktion vibriert hat. Er entsperrt es, um zu sehen, woran es ihn erinnern soll. Auf dem Display erscheint die Nachricht:

„Hochzeit! Morgen!“

Magnus starrt ungläubig auf sein Mobiltelefon. Sein Terminkalender ist so verdichtet, dass er kaum die Zeit hat, über irgendetwas länger nachzudenken. Während er in seinem Bentley, seinem mobilen Büro, zum nächsten Termin gefahren wird, breitet sich eine seltsame Leere in ihm aus. César sitzt neben ihm, während Norbert Scherrer, ein ehemaliger Mitgefangener, das Auto durch den dichten Stadtverkehr lenkt. Magnus schaut aus dem Fenster. Es ist Nacht, und es regnet. Die Lichter der Innenstadt spiegeln sich in den nassen Straßen und funkeln wie unzählige Diamanten. Als sie links abbiegen, öffnet sich zu seiner rechten Seite der Zürichsee wie ein riesiger dunkler Spiegel unter dem Himmel. Selbst im Regen zeigt sich die verwinkelte Stadt mit ihren malerischen Fassaden, den glänzend sauberen Straßen und den eleganten, blauen Straßenbahnen von ihrer schönsten Seite. Alles wirkt wie in einem alten Disneyfilm, erst recht in der sanften, warmen Beleuchtung der Seepromenade. Scherrer fährt langsam am Bürkliplatz vorbei und weiter über die Brücke zum Bellevue. Dann biegt er in den Utoquai ein, der entlang des großen Sechseläutenplatzes verläuft. Dieser setzt das im Neobarockstil erbaute Opernhaus wunderbar in Szene. Von dort geht es weiter zu einem der renommierten Hotels am See. Hier soll das letzte Meeting des Tages stattfinden. Magnus überlegt, ob er die Nacht lieber im Hotel verbringen oder direkt nach Frankfurt zurückkehren soll. Letzteres erscheint ihm vernünftiger, denn sonst könnte er am Ende noch zu spät zu seiner eigenen Hochzeit kommen. Als hätte César seine Gedanken errahnt, schlägt er vor, dass er sich besser ein paar Stunden in einem richtigen Bett ausruht. Um vier Uhr morgens könnten sie aufbrechen und wären damit immer noch früh genug in Frankfurt.

Drei Stunden später, nachdem das Meeting und das Abendessen vorbei sind, betritt Magnus seine beeindruckende Suite im luxuriösen Hotel mit Seeblick. Doch er kann den Luxus nicht genießen. Er ist erstaunt, wie schnell man sich an all den Prunk gewöhnen kann – und wie schnell er einem gleichgültig wird. Er würde all diesen Komfort heute gerne gegen ein einfaches Zuhause wie das der Blocks eintauschen. Da klopf es an der Tür. César, der wie gewohnt die Suite mit Magnus teilt, öffnet die Tür, um zu sehen, wer etwas von seinem Freund will. Magnus und César haben so viele Jahre lang ein Zimmer geteilt, dass sie diese Tradition fortsetzten, als Magnus zu reisen begann. Magnus ist froh, dass sein alter Freund in der anderen Hälfte der Suite schläft. Mit César an seiner Seite fühlt er sich weniger exponiert und allein. Vor der Tür stehen zwei schöne Frauen und bieten einen „freundschaftlichen Besuch“ an. Sie weisen darauf hin, dass sie auch männliche Freunde haben, falls das eher nach ihrem Geschmack sein sollte. César schickt sie weg, nachdem er Magnus einen Blick zugeworfen und ihn gefragt hat:

„Willst du wirklich nicht? Na, komm schon! Zumindest als eine Art Junggesellenabschied? Du könntest die Erfahrung wirklich gebrauchen oder zumindest die Entspannung. Nicht einmal eine harmlose Massage?“, versucht er mit einem Grinsen, ihn umzustimmen. Doch Magnus runzelt die Stirn und erwidert stur, dass es in dieser Hinsicht nichts zu diskutieren gibt.

Kurz darauf legt sich Magnus, völlig erschöpft und dennoch nicht in der Lage zu schlafen, auf sein Bett. Er denkt an die halbe Stunde, die er für ein Treffen mit Helena einräumen konnte. Sie ist eine außergewöhnlich schöne Frau geworden. Er fragt sich, ob sie vielleicht doch ein Paar geworden wären, wenn sie nicht bereits verheiratet und er nicht schon mit Asena verlobt wäre. Sie ist jetzt eine Schwester in Christus, denkt er weiter. Er lächelt. Gottes Gnade ist wunderbar. Selbst damals, als er noch ein dummer Junge voller böser, egoistischer Gedanken war, konnte Gott ihn benutzen, um Helenas Interesse an der Heiligen Schrift zu wecken. Der Empfang bei den Nötzlis war herzlich, und Magnus fühlte sich bei Helena sofort zu Hause. Sie lebt mit ihrem Mann Nico in einer kleinen, geschmackvoll eingerichteten Fünzimmerwohnung in der Altstadt. Auch Nico war anwesend. Nachdem er Magnus begrüßt hatte,

setzte er sich ganz nah neben seine bessere Hälfte. Nico scheint in Ordnung zu sein. Er ist der Inbegriff eines Jugendpastors mit dem Herzen am rechten Fleck. Er liebt Helena, und ab heute vielleicht noch etwas mehr als zuvor. Die freundlichen Worte der Vergebung und Wärme, die Magnus von Helena erhielt, taten seiner Seele gut. Als sie ihm die frohe Botschaft überbrachte, dass sie im vierten Monat schwanger ist, freute er sich aufrichtig mit ihr. Etwas beschämt überreichte er ihr einen großen Blumenstrauß, eine handgeschriebene Karte und einen Umschlag mit einem Scheck über 300.000 Schweizer Franken.

„Ich wusste einfach nicht, was ich euch schenken sollte. Ich dachte, mit dem Geld könnt ihr zumindest etwas tun, das euch gefällt. Leider ist es auch sehr unpersönlich“, entschuldigt er sich.

Natürlich versicherten ihm beide sofort, dass er sich nicht entschuldigen müsse. Helena betonte außerdem, dass sie die handgeschriebene Karte sehr gerührt habe. Nico starrte hingegen ungläubig auf den Scheck mit der für ihn horrenden Summe, sodass ihm fast die Augen aus dem Kopf fielen. Für ihn hatte dieses Geldgeschenk einen hohen Wert, anders als für Menschen wie Helena und Magnus. Vor allem Helena ist es gewohnt, Geld als Geschenk zu erhalten, wie Magnus weiß. Als sie sich verabschiedeten, sagte sie ihm, dass sein Besuch das größte Geschenk gewesen sei, das er ihr machen konnte. Magnus lächelte Helena traurig an. Mit diesen letzten Worten bedankte sie sich nicht nur bei ihm, sondern brachte auch ihre Traurigkeit zum Ausdruck. Noch jetzt huscht ein trauriges Lächeln über Magnus' Gesicht. Er glaubt, genau zu verstehen, was Helena durchmacht, denn auch er vermisst seine Familie.

„Arme Helena! Sie wünscht sich, dass ihre Eltern sie öfter besuchen würden. Ich sollte mich mit ihr, Nico und Asena mindestens ein- oder zweimal im Jahr treffen“, denkt Magnus, als ihn die Müdigkeit übermannt – gerade noch rechtzeitig.

Hätte er angefangen, über seine bevorstehende Hochzeit nachzusinnen, wäre an Schlaf nicht mehr zu denken gewesen. Nur vier Stunden später weckt ihn César. Magnus zieht sich mechanisch an, geht nach unten und steigt in das wartende Auto. Er begrüßt Scherrer, seinen Fahrer, und fragt ihn freundlich, ob er genug geschlafen habe, um zu fahren. Scherrer bestätigt, dass er gut geschlafen habe und für die kurze Fahrt nach Frankfurt bereit sei. Magnus lehnt sich in seinem Sitz zurück und versucht,

noch eine Weile weiterzuschlafen. Daran, im Sitzen zu schlafen, hat er sich längst gewöhnt. Er fällt sofort ins Traumland, wacht jedoch schreckhaft auf, als er träumt, dass Asena sich ihm nähert – mit nichts als ihrem Brautschleier bekleidet. Mit klopfendem Herzen setzt er sich aufrecht hin und fährt sich mit den Händen durch die Haare und das Gesicht. Plötzlich ist er hellwach. Seine Hochzeit! Diese Erkenntnis trifft ihn wie ein Blitz. Er bittet Scherrer, an der nächsten Raststätte anzuhalten. Es sind keine anderen Autos in Sicht. Niemand ist ihnen gefolgt. César lässt ihn aussteigen, nachdem er kurz überprüft hat, dass es für seinen Freund sicher ist. In Zukunft dürfen sie nicht mehr nur mit einem Auto fahren. Dies sind ihre letzten Momente der „Freiheit“. In einem Moment der Panik verspürt Magnus plötzlich den Drang, auf die Toilette zu gehen. Gerade als er die Sanitäranlagen erreicht, blockiert ein Reinigungswagen den Eingang.

„Das ist gut. Zumindest wird die Toilette jetzt sauber sein“, denkt er.

Danach wäscht Magnus sich die Hände und das Gesicht. Das kühle Wasser tut gut. Dann betrachtet er sich im Spiegel. In seinem Kopf hört er, wie eine Zellentür nach der anderen zuschlägt. Er erinnert sich daran, wie er sich gefühlt hat, als er ins Gefängnis kam. Damals fühlte sich das Zuschlagen jeder Tür wie ein Gürtel an, der sich um seinen Körper zusammenzog, ihn einengte und ihm den Atem raubte. Jetzt fühlt er sich fast genauso, aber diesmal ist es das Gewicht einer ganz besonderen Verantwortung. Er ist sich nicht sicher, ob eine Ehe mit Asena ihm in seiner aktuellen Situation eher als Stütze dienen oder ihn zusätzlich belasten würde. Schließlich hat er oft gehört, wie sich andere Männer über das Eheleben beklagten. Allerdings hat ihn sein Verstand stets davon überzeugt, dass Asena ihm in seiner Situation eher eine Hilfe als eine Belastung sein wird. Oder ist das nur Wunschdenken? Wird Asena dieser Aufgabe gewachsen sein? Sie hat zwar einen starken Charakter und ist intelligent. Aber wird sie trotz der Schwierigkeiten, die sie erwarten, in der Lage sein, ihn zu lieben? Er wird nur sehr wenig Zeit für sie haben. Das allein dürfte eine echte Herausforderung sein. Und wie wird er die große Hürde der Hochzeitsnacht überwinden? Wie soll er in nur wenigen Stunden zu dem Ehemann werden, den Asena sich wünscht? Was, wenn er versagt? Wird sie intelligent und hoffnungsvoll genug sein, um weiterhin

an ihn zu glauben und nicht so schnell aufzugeben? Oder ist dann schon alles vorbei, bevor es überhaupt begonnen hat?

„Das ist nicht fair! Wie soll ich auf Knopfdruck die richtigen Gefühle für sie entwickeln? Wie soll ich tun, was sie von mir erwartet? Sie erwartet, dass ich einfühlsam und liebevoll bin, obwohl ich vor Anspannung kaum atmen kann. Der Stress, unter dem ich stehe, ist unvorstellbar. Außerdem weiß ich nichts über Frauen. Ich hatte nicht einmal lange genug eine Mutter! Wie soll ich Asena in weniger als zwei Tagen glücklich machen? Danach muss ich mich wieder meinem vollen Terminkalender widmen. Wenn ich es vermassele – wie und wann soll ich das wieder gutmachen? In den nächsten Monaten werde ich kaum Zeit für sie haben. Wie soll sie mich so lieben lernen? Und wenn sie mich nicht mag, weil ich ihr nicht geben kann, was sie braucht – wie soll dann unsere Ehe funktionieren? Wie soll ich sie befriedigen, wie mich auf sie einstellen? Wie kann ich ihr echte Gefühle vermitteln, wenn ich so gestresst bin, dass ich mir wünsche, sie nicht sehen zu müssen?“

Plötzlich wird Magnus von Bauchkrämpfen überfallen. Er ist müde und hat noch nichts gegessen. Sein Kopf ist so voll, dass er nicht klar denken kann. Alles geht zu schnell. Ist es wirklich eine gute Idee, zu heiraten? Sollte er nicht lieber wie der Apostel Paulus leben und dessen Warnung ernst nehmen, dass es wegen der bevorstehenden Schwierigkeiten besser ist, unverheiratet zu bleiben¹⁵? Erneut ist Magnus voller Zweifel. Er versucht, sich schnell an die Gründe zu erinnern, die ihn dazu gebracht haben, Asena heiraten zu wollen. Immer wieder war er unsicher gewesen und hatte nach neuen „Beweisen“ gesucht, um sich davor zu schützen, voreilig zu handeln. Erst vor einer Woche hatte er Asena einen Vertrag vorgelegt und gesagt, dass er sie nur heiraten würde, wenn sie ihn unterschreibt. Er dachte, sie würde sicher davor zurückschrecken und ihm damit einen legitimen Grund geben, sie nicht zu heiraten. Dann hätte er sich einreden können, dass sie doch nicht die richtige Frau für ihn sei. Aber sie unterschrieb den Vertrag – schnell und bereitwillig. Offensichtlich war es keine große Sache für sie. Schon damals beunruhigte ihn das. Er wusste nicht, wie er ihr Verhalten interpretieren sollte.

Der Vertragsentwurf, den seine Brüsseler Anwälte formuliert hatten, war eine juristische Guillotine. Eine strikte Wohlverhaltens- und Treueklausel, die im Falle ihres Ehebruchs jeglichen nachhehlichen Un-

terhalt sowie Ausgleichsansprüche auf null setzte. Schlimmer noch: Sie enthielt eine vordefinierte Sorgerechtsregelung, die ihr im Ernstfall die Kinder entziehen würde. Ein solch drakonisches Vertragswerk balancierte am Rande der Sittenwidrigkeit. Seine Berater hatten ihn inständig gewarnt, dass ein versierter Familienanwalt diese Knebelung wegen unzulässigen Drucks anfechten könnte. Doch Asena hatte das gesamte Dokument paraphiert, ohne mit der Wimper zu zucken. Das hatte Magnus zugegebenermaßen verwirrt. Der Grund war: Asena hatte auch das Kleingedruckte auf der letzten Seite genau gelesen. Dort, gut versteckt hinter technischem Juristendeutsch, stand die asymmetrische Sanktionsklausel: Sollte Magnus derjenige sein, der die eheliche Treue brach, wäre sie von ihrer Treueverpflichtung befreit und eine sofortige, exorbitante Abfindungsautomatik träte in Kraft. Die Vorstellung, nicht wie ihre Mutter ein Leben lang betrogen und gedemütigt zu werden, war für Asena Grund genug, diesem zweifelhaften Vertrag sofort zuzustimmen. Sie war sich sicher, dass sie, ebenso wie ihre Mutter, ohnehin nie einen anderen Mann lieben würde als ihren eigenen. Insofern stellte der Vertrag keine Bedrohung für sie oder ihr Freiheitsgefühl dar. Magnus aber blieb verstört zurück. Auch dieses Mal fiel die Wahl eindeutig auf Asena. Ungeachtet seiner anhaltenden Unsicherheit gegenüber seiner bevorstehenden Hochzeit, spürte Magnus tief in seinem Inneren, dass Asena die Richtige für ihn war.

Magnus trinkt den schwarzen Kaffee, den César ihm aus dem Shop an der Tankstelle mitgebracht hat, in einem Zug aus. Danach fahren sie ohne weitere Unterbrechung direkt zu den Blocks nach Frankfurt. Ruth und Walter haben sich bereit erklärt, ihre Trauzeugen zu sein, und Asena hat zugestimmt. Bei den Blocks bereitet sich Magnus auf seine Hochzeitszeremonie vor. Er ist Walter und Ruth dankbar, dass sie wieder einmal für ihn da sind wie leibliche Eltern. In ihrer Gegenwart fühlt er sich sofort besser. Während sie für ihn beten und Gott um seinen Segen für ihre Verbindung bitten, kehrt etwas Ruhe in sein Herz zurück.

Die Hochzeitsgesellschaft bleibt bewusst klein. Die Trauung vollzieht derselbe Pastor, der bereits die Andachten und Gottesdienste im Gefängnis geleitet hat. Anschließend begibt sich die gesamte Gesellschaft in das von Herrn Heliopolis Senior ausgewählte renommierte Fünf-Sterne-Jagdschloss „Stein Grand“. Dort sind sämtliche Gäste eingeladen,

die All-inclusive-Annehmlichkeiten auf Kosten des Bräutigams zu genießen. Dies versteht sich als kleine Entschädigung dafür, dass Braut und Bräutigam bereits unmittelbar nach dem Mittagessen allein nach Brüssel weiterreisen werden. Asena hatte darauf bestanden — nicht zuletzt, weil ihnen ohnehin kaum gemeinsame Zeit bleiben wird. Gerade einmal zwei kurze Tage sind für Hochzeitsnacht und anschließenden "Flittertag" vorgesehen, ehe Magnus seinen ersten diplomatischen Marathon antreten muss. Wann er danach wieder Zeit für ein Privatleben haben wird, bleibt ungewiss. Sicher ist lediglich: Die Agenda des neuen Amtes lässt keinen Raum für Pausen.

Nach dem Mittagessen bringt die weiße Stretchlimousine das Paar direkt nach Brüssel. Ihre neue Residenz, eine neoklassizistische Villa aus dem frühen 20. Jahrhundert, liegt isoliert in einem weitläufigen Park, bietet aber schnellen Zugang zum EU-Viertel. Hohe Mauern und ein massives, schmiedeeisernes Tor schirmen das Anwesen ab und verleihen der stattlichen Residenz den kühlen Charakter einer Festung. Bei der Wahl seines Wohnsitzes hatte Magnus kaum Mitspracherecht: Das Protokoll verlangte ein Objekt der höchsten Kategorie, das den strengen Sicherheitsvorgaben des diplomatischen Dienstes entsprach. Von den einzigen beiden Optionen wählten Magnus und Asena das „St. Manuel“. Ausschlaggebend war vor allem die Bedeutung des Namens Manuel, der „Gott mit uns“ bedeutet.

Zu Magnus' Glück besitzt Asena das seltene Talent, selbst kühlen, repräsentativen Mauern eine Seele einzuhauchen. Mit sicherem Gespür verwandelte sie die hohen, herrschaftlichen Räume in ein echtes, liebevolles Zuhause, ohne dabei den offiziellen Charakter des Anwesens zu opfern. Sie kombinierte den Charme moderner Barockinterieurs mit Einflüssen unterschiedlichster Kulturen. Ein Arrangement, das künftig auch Staatsoberhäuptern und Diplomaten ein Höchstmaß an Luxus bieten sollte. Während sie die Neugestaltung der oberirdischen Salons übernahm, koordinierte César die sicherheitsrelevanten Modifikationen. Das Ergebnis war keine gewöhnliche Residenz, sondern eine Festung mit doppelten Böden. Die Villa basierte auf Fundamenten aus der Zeit des Kalten Krieges, deren unterirdische Gänge und Schutzräume bereits vorhanden waren. Auf Césars Drängen hin wurde das unterirdische Labyrinth nach der Entdeckung alter Baupläne massiv erweitert und moder-

nisiert. Entstanden war ein hochgesichertes, unterirdisches Areal mit Panikräumen, abhörsicheren Zellen und Fluchtwegen, das die oberirdische Nutzfläche noch übertraf. Nur ein exklusiver Kreis – César, Magnus und eine Handvoll loyaler Verbündeter – kannte die vollständige Topografie und die technischen Systeme dieser Schattenarchitektur.

Das von César rekrutierte Team aus Cyberspezialisten und jungen IT-Talenten machte sich sofort daran, die Residenz systematisch von fremden Abhörgeräten zu bereinigen und durch eine eigene, lückenlose Überwachungsinfrastruktur zu ersetzen. Die Operation war kaum angelaufen, als unangemeldet ein Einsatztrupp in Schwarz eintraf. Es waren Agenten im Auftrag von Aton Manor. Sie machten unmissverständlich klar, dass sie Césars Eifer zwar verstehen, eine vollständige Säuberung der Räume jedoch nicht tolerieren würden. Da César mit einer solchen Intervention gerechnet hatte, ging er zum Schein auf das Diktat ein. Er spielte die Rolle des loyalen, aber käuflichen Sicherheitschefs perfekt: Nach einer kalkulierten Phase des Widerstands signalisierte er unter dem Druck ihrer Drohungen und verlockenden Bestechungssummen schrittweise sein Einlenken. Seine Darstellung war so gelungen, dass die Agenten keinen Verdacht schöpften – für sie war er lediglich ein weiterer Handlanger, der seinen Preis hatte. Am Ende willigte César ein, die Platzierung von Kameras in den Salons und im Entree zuzulassen. Was die Gegenseite nicht ahnte: Die gesamte Konfrontation war eingeplant, um Zugriff auf die installierten Spionagegeräte von Aton Manor zu erhalten. Damit kontrollierte Césars Team nun die visuelle und akustische Schleife. Die Programmierer waren ab sofort in der Lage, die externen Feeds in Echtzeit zu manipulieren. Die Gegenseite sah und hörte nur noch das, was sie sehen und hören sollte. César hatte keine Skrupel, die exorbitante Summe des Schweigegelds zu kassieren. Noch am selben Abend präsentierte er Magnus die Barschaft und legte die Karten offen.

„Du bist ein unverbesserlicher Gauner. Und ausgerechnet auf dich verlasse ich mich?“, lacht Magnus.

„Das ist doch perfekt. Mit einem Feind wie mir in deinem eigenen Haus, musst du deine sogenannten Freunde da draußen nicht mehr fürchten“, lacht César mit einem Augenzwinker zurück.

Es ist gegen 18 Uhr an diesem Abend, als Magnus zum ersten Mal seit Abschluss der Renovierungsarbeiten seine neue Brüsseler Residenz „St. Manuel“ erreicht. Er fühlt sich innerlich zerrissen. Wäre er ein unbeschwerter Mensch, könnte er diesen Wechsel ohne emotionale Narben bewältigen. Doch Magnus' Inneres sucht stets nach Halt; jede Veränderung kostet ihn Kraft. Vielleicht ist es ein Echo seiner Jahre im Waisenhaus – dieses obsessive Bedürfnis nach einem Anker in einem Leben, das ihn ständig fortspült. Als sich das schwere, schmiedeeiserne Tor von St. Manuel öffnet, klopft César gegen die abgedunkelte Trennscheibe zur Fahrerkabine. Er lässt das Glas heruntergleiten und spricht das vereinbarte Codewort: „Wir sind jetzt bei Asena.“

Magnus, der bis eben auf dem Rücksitz geschäftliche Korrespondenz erledigt hat, holt tief Luft. Er hatte César gebeten, ihn radikal an seine Pflichten als Ehemann zu erinnern. Noch beim Aussteigen nimmt César ihm wortlos das Smartphone und das Tablet ab. Die nächsten Stunden gelten einzig und allein seinen Obliegenheiten gegenüber Asena. Zunächst nimmt das Ehepaar gemeinsam die Glückwünsche der versammelten Hausangestellten zum Einzug und zur Vermählung entgegen. Zum Abschluss des Hochzeitsprotokolls folgt ein kurzes Fotoshooting vor der herrschaftlichen Fassade und im weitläufigen Park. Schließlich zieht César Magnus in eine feste, brüderliche Umarmung.

„Okay, Bruder, jetzt gilt es“, murmelt er ihm ins Ohr. „Versuch, runterzukommen. Der Stress der letzten Wochen war extrem. Also noch einmal: Herzlichen Glückwunsch! Und denk daran, sie hat das Haus in ein Meisterwerk verwandelt. Hör ihr einfach zu und blende den Rest der Welt aus.“

Es ist die exakte Mahnung, um die Magnus ihn Stunden zuvor selbst gebeten hat. Magnus klopft seinem Freund dankbar auf die Schulter, atmet tief durch und wendet sich mit einem Lächeln und Entschlossenheit seiner schönen Braut zu.

„Also, meine schöne Frau, jetzt gehöre ich ganz dir – zumindest für die nächsten sechsenddreißig Stunden“, sagt Magnus.

„Oh, ein halbes Leben! Das sind wir gar nicht gewohnt. Da müssen wir uns ja richtig Gedanken machen, wie wir so viel gemeinsame Zeit füllen“, erwidert Asena mit feiner Ironie, während ein glückliches Lächeln ihre Züge erhellt.

Magnus zwingt sich zurückzulächeln. Er kämpft gegen das aufkommende Gefühl der Hilflosigkeit an, denn tatsächlich hat er keine Vorstellung davon, wie er die kommenden Stunden der Zweisamkeit füllen soll. Er strafft die Schultern und folgt ihr ins Innere. Die weitläufige Marmorthalle mit ihren prachtvollen Säulen zieht ihn sofort in ihren Bann. Eine imposante Freitreppe teilt sich auf halber Höhe und führt in elegantem Schwung auf die Galerie. Antike Solitärmöbel und königsblaue Teppichläufer setzen präzise Akzente. Alles strahlt erhabene Eleganz aus. Stolz führt Asena ihn durch die Räume des Parterres, die sie in den letzten Wochen transformiert hat. Ihr besonderes Augenmerk gilt der zweistöckigen Bibliothek, denn sie weiß, dass sie bestimmt ein wichtiger Rückzugsort für Magnus sein wird. Danach steigen sie hinab in einen weitläufigen Naturkeller mit Gewölbe. Magnus mobilisiert seine letzten Reserven, um ihr Talent und ihren exklusiven Geschmack gebührend zu würdigen. Er versichert ihr, dass sie seine Erwartungen übertroffen hat. Unter normalen Umständen wäre ihm das mühelos gelungen, denn seine ausgeprägte Empathie und geschliffene Courtoisie gehören zu seinen stärksten strategischen Waffen. Doch der mörderische Druck der vergangenen Wochen, der akute Schlafmangel und die bleierne Last der Zukunft fordern ihren Tribut. Stechende Kopfschmerzen blockieren seine Konzentration und jeder Gedanke an Asena kostet ihn immense Willenskraft. Alles in ihm rebelliert und verlangt nach sofortigem Stillstand. Doch eine Pause ist nicht in Sicht.

„Ich kann es kaum erwarten, dir das endlich zu zeigen! Es ist mein ganz persönliches Hochzeitsgeschenk an dich. Ich habe Walter und die anderen konsultiert und sie waren sich alle einig, dass es dich bestimmt berühren wird.“

Mit diesen Worten öffnet Asena eine schwere, massive Eichentür. Magnus spürt augenblicklich ein beklemmendes Gefühl in der Magengegend. Er versucht, sich mental auf einen Ausbruch von Begeisterung vorzubereiten, denn er will ihr um jeden Preis zeigen, wie viel ihm diese Geste bedeutet. Doch als die Tür zurückschwingt, stellt er fest, dass jede Maskerade überflüssig ist. Er ist tatsächlich im tiefsten Inneren bewegt. Der Raum dahinter gibt den Blick auf einen weitläufigen, historischen Weinkeller frei. Magnus verharret in Staunen. Mit dieser Wendung hat er

nicht gerechnet. In den letzten Jahren hatte er seine leidenschaftliche Affinität zu den edlen Gewächsen fast vollständig begraben; dafür war einfach kein Raum geblieben. Jetzt steht er inmitten dieses prächtigen Gewölbes, spürt die ganz spezielle Atmosphäre der Natursteinwände und muss für einen Moment die Augen schließen. Er inhaliert den unverwechselbaren, erdigen Geruch, der ihn ohne Vorwarnung in seine Kindheit zurückversetzt. Asena entgeht derweil keine einzige seiner Mikroexpressionen. Sie fixiert ihn mit hoch aufmerksamem, aber liebevollem Blick. Als er die Augen wieder öffnet, registriert sie zu ihrer tiefen Genugtuung, dass seine Augen feucht glänzen.

„Wow. Ich bin sprachlos, Asena. Du hast ins Schwarze getroffen“, gesteht Magnus. „Ich hatte ganz vergessen, wie sehr meine Seele diese Atmosphäre und diesen Geruch vermisste. Du ahnst nicht, wie bitter nötig ich diesen Rückzugsort gerade habe. Vielen Dank.“

Er zieht sie an sich, küsst sie sanft auf die Stirn und löst sich dann langsam aus der Umarmung. Mit fast ritueller Andacht schreitet er die Regale ab und scannt die Etiketten. Asena folgt ihm stumm. Sie hütet sich, seine meditative Musterung der seltenen Sammlerstücke zu unterbrechen.

„Hier lagern die raren Jahrgänge“, sagt sie schließlich leise. „Ich verstehe selbst nicht viel von önologischen Details, aber ich habe einen führenden Sommelier konsultiert.“

Als Magnus das zentrierte Kernstück des Kellers betritt – eine Konstruktion, die wie das Allerheiligste in das Gewölbe integriert ist –, entweicht ihm ein anerkennender Pfiff. Seine Augen fixieren sofort eine ganz bestimmte Flasche: Ein Château de Lorr 2026. Er nimmt das geschichtsträchtige Exponat behutsam aus der Halterung und wiegt es in der Hand. Für Asena bleibt seine Faszination für diese spezielle Flasche ein Rätsel. Fast eine halbe Stunde verstreicht in der kühlen Stille des Untergrunds. Asena genießt ihren Triumph, doch nun fordert sie ihre Position als Ehefrau ein; sie will seine Aufmerksamkeit zurück.

„Vielleicht sollte ich das Personal anweisen, unser Schlafzimmer direkt hierher zu verlegen“, scherzt sie mit einem vielsagenden Blick.

„Verzeih mir“, erwidert Magnus und wendet sich ihr zu. Er spürt, wie die dichten Nebel in seinem Kopf weichen. „Du hast vollkommen

recht. Ich verliere mich hier unten. Aber du glaubst gar nicht, was dieser Ort in mir auslöst. Er wirkt wie Balsam für meine angespannten Nerven.“ Er hält den Château de Lorr weiterhin in der Linken, während seine rechte Hand sacht über ihre Schulter gleitet.

„Du bist atemberaubend schön heute, Asena. Besonders in diesem warmen, bernsteinfarbenen Licht der Wandleuchten.“

Zärtlich streicht er mit dem Daumen über ihre Wange, ehe er der Flasche einen letzten, prüfenden Blick schenkt und sie präzise in ihr Nest zurücklegt.

„Vielleicht war das mit dem Schlafzimmer gar keine so schlechte Idee?“, fügt er hoffnungsvoll hinzu. Seine Augen suchen ihr Gesicht nach Zustimmung ab. In diesem Moment existiert für ihn kein perfekterer Ort auf der Welt. Sein Adrenalinspiegel sinkt spürbar, der hämmernde Kopfschmerz flaut ab.

„Das ist sicherlich ein interessanter Vorschlag“, antwortet Asena, „aber heute wäre ich froh, wenn ich deine Aufmerksamkeit nicht mit dem Wein teilen müsste. Wir können es ja später mal ausprobieren. Außerdem hast du die anderen Zimmer noch nicht gesehen. Also komm schon. Reiß dich los. Der Weinkeller gehört dir ja. Du kannst jederzeit zurückkommen, wenn du eine Pause brauchst – nur nicht während dieser sehr kurzen Flittertage.“

Magnus seufzt, stimmt ihr aber zu. Die restlichen Räume sind ebenso geschmackvoll eingerichtet wie alles andere. Asena hat jedem Zimmer eine völlig eigene Seele gegeben. Beim Durchschreiten gerät er ins Staunen: Auf das strenge, klare Holz des Japanzimmers folgt die opulente Weite eines römischen und griechischen Saals. Ein echtes Lustwandeln im eigenen Haus – das fasziniert ihn.

„Du hast wirklich guten Geschmack. Und ein unglaubliches Wissen“, sagt Magnus anerkennend, während er mit den Fingern über eine filigrane Wandverzierung streicht. „Ich bin ehrlich gesagt erstaunt, dass du das ohne professionelle Hilfe geschafft hast.“

Asena dreht sich zu ihm um und zieht eine Augenbraue hoch.

„Du hast offensichtlich vergessen, dass ich nicht nur Englisch, sondern auch Kunstgeschichte studiert habe. Inklusive einiger Module in Innenarchitektur.“

„Oh. Das ... ist mir entgangen“, antwortet Magnus. „Ich wusste nur noch von der Kunstgeschichte.“

„Wenn das so ist, dann gibt es tatsächlich noch viel, was du nicht über mich weißt“, sagt Asena.

„Zweifellos“, antwortet Magnus. Seine Stimme klingt bereits etwas heiser.

Nachdem Asena ihm alles gezeigt hat, führt sie ihn in das geräumige Schlafzimmer. In dem Moment, als sich die schwere Tür hinter ihnen schließt, sackt Magnus' Herz ab. Eine Welle der Panik überrollt ihn. Er steht vor etwas, das er nicht kontrollieren kann. Er hat keine Vorstellung davon, was jetzt gleich geschehen wird. Asena hat ein romantisches Abendessen im Zimmer arrangiert, wie in einem Luxushotel. Sie hat an alles gedacht, um die perfekte Atmosphäre zu schaffen – und ahnt nicht, dass sie seine Sinne damit völlig überlastet. Nach den Tagen ohne Schlaf und unter Dauerdruck steht sein Körper ohnehin kurz vor dem Kollaps. Die flackernden Kerzen. Der betäubende, exotische Duft der Pflanzen. Das leise, stetige Plätschern des Zimmerbrunnens. Und die bereitgestellten Massageöle wirken auf ihn nicht einladend, sondern wie eine weitere Forderung, die er nicht erfüllen kann. Jedes Detail, das ihn entspannen soll, treibt seinen Stresslevel noch weiter in die Höhe.

„Warum isst du nicht etwas?“, fragt Asena.

„Es tut mir leid, aber ich kann nicht“, entschuldigt sich Magnus. Sein wachsendes schlechtes Gewissen gegenüber Asena beginnt ihn zu zerfressen.

„Ich bin auch nervös. Vielleicht können wir mit ... anfangen und dann vielleicht danach ... etwas essen. Was meinst du?“

Als sie keine Antwort erhält, rutscht sie vorsichtig näher zu Magnus, der verkrampft auf der Bettkante sitzt. Langsam knöpft sie sein Hemd auf. Das Blut schießt ihm in den Kopf, während er steif wie ein Brett dasitzt und sich nicht bewegen kann. Sein Körper zittert leicht unter der Anspannung. Das ist unfair! Sein Rücken schmerzt bis zum Kopf, und sein ganzer Körper ist steif – bis auf das Eine, was es sein sollte! Entsetzt bemerkt er plötzlich Asenas zarte Hand auf seiner Brust. Schnell greift er nach ihr, um sie aufzuhalten. Asena möchte weinen. Macht sie etwas falsch? Sie hat sich seit Wochen auf diesen Abend vorbereitet. Sie hat alles gelesen, was es darüber zu lesen gibt. Sie hat spezielle Öle und

Salben bereitgestellt, um sich zu helfen, und dann ist ausgerechnet er derjenige, der nicht will? Den ganzen Abend hat sie versucht, so wenig wie möglich zu sprechen, weil sie annahm, dass es ihn genauso nerven würde wie ihren Vater. Obwohl sie schon aus purer Nervosität am liebsten wie ein verbaler Wasserfall gesprudelt hätte. Mit einer schnellen Bewegung ihrer Hand wischt sie eine Träne weg, die ihr in diesem verletzlichen Moment gekommen ist. Die Geschichten ihrer Freundinnen über ihr „erstes Mal“ haben sie wiederholt gewarnt, sich keine Hoffnungen darauf zu machen.

„Das erste Mal war schrecklich, unangenehm, schmerzhaft, einfach enttäuschend.“ Das haben sie ihr einstimmig auf die eine oder andere Weise berichtet.

„Na gut, so leicht gebe ich nicht auf. Vielleicht sind wir beide einfach zu nervös. Aber ich dachte, Männer können immer?“

Laut sagt sie:

„Was ist los? Willst du es mir nicht sagen?“

„Es tut mir leid, aber ich kann einfach nicht“, antwortet Magnus reumütig.

„Wie willst du es wissen, wenn du es nicht versuchst?“, fragt sie.

„Du verstehst das nicht. Ich – kann – nicht.“, presst Magnus zwischen den Zähnen hervor und vor Scham kann er Asena nicht in die Augen sehen. Stattdessen starrt er verzweifelt auf seine zusammengepressten Beine.

Asena sieht ihn an und fragt sich, wie das möglich ist.

„Hör zu“, sagt sie entschlossen, nicht aufzugeben. „In den letzten Wochen habe ich jede freie Minute dem Thema Erotik gewidmet. Lass uns einfach locker bleiben, okay?“

„Ich weiß nicht ...“, versucht Magnus auszuweichen. Er reißt sich mit Gewalt zusammen, um dem Drang zu widerstehen, aus dem Zimmer zu rennen.

„Keiner von uns weiß es. Vielleicht sollten wir zuerst zusammen baden“, sagt Asena, während sie entschlossen zum Badezimmer geht. Magnus folgt ihr zögernd, daran gewöhnt, gegen seinen Willen zu gehorchen. Er bleibt in der Tür stehen und beobachtet sie unentschlossen, während sie die Wanne füllt und verschiedene Essenzen ins Wasser gibt. Es dauert nicht lange, bis sich der Whirlpool mit Wasser und den erotisie-

renden Ölen füllt. Sobald die Wanne halb voll ist, zieht Asena ihr Negligé aus, das einzige Kleidungsstück, das sie trägt. Magnus kratzt sich verlegen am Hinterkopf und traut sich zunächst nicht, sie offen anzusehen. Asena ist wunderschön, stellt er fest und ohne noch länger zu zögern, zieht er sich auch aus und gesellt sich zu ihr in die Wanne. Endlich, im warmen Wasser, fangen die Fesseln der enormen Anspannung an sich etwas zu lösen.

„Es ist zweifellos der enorme Stress“, sagt Asena, „der in deinem Fall sicherlich weit über das Normale hinausgeht. Der Versuch, eine ‚perfekte Hochzeit‘ schnell dazwischen zu schieben, während du gerade dabei bist, Europa komplett umzugestalten, ist sicherlich nicht ideal“, versucht Asena, sich in Magnus' Situation hineinzusetzen.

„Ja! Es ist ein absoluter Albtraum!“, platzt es aus Magnus heraus und er beginnt, Asena zu erzählen, was ihn so sehr bedrückt. Er spricht darüber, wie bestimmte Entscheidungen an ihm nagen, wie ihm im Moment einfach alles zu viel ist und was er in den kommenden Tagen, Wochen und Monaten noch alles zu tun hat. Ganz zu schweigen davon, dass er seit Wochen nicht mehr richtig geschlafen hat! Ohne es zu merken, schüttet er ihr gut fünfzehn Minuten lang sein Herz aus. Dann hält er plötzlich inne und sieht Asena an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Sie sitzt einfach still da, hört ihm zu und hat sich die ganze Zeit nicht bewegt. Ihr langes blondes Haar, fällt engelsgleich über ihre Schultern. Jetzt, da sein Geist endlich frei von der Arbeit ist, bemerkt er zum ersten Mal ihren schönen nackten Körper und beginnt sanft, sie zu berühren.

„Mein lieber Engel, du sitzt hier in der bald kalten Badewanne und hörst mir stundenlang zu, wie ich mich in Selbstmitleid suhle, obwohl du alles so schön vorbereitet hast und so viel Mühe und liebevolle Gedanken hineingesteckt hast. Ich entschuldige mich von ganzem Herzen“, beendet er seine Rede, umarmt sie und küsst sie – erst sanft und dann intensiver. Er fühlt sich zunehmend befreit. Sein Interesse an ihr flammt auf, und unter ihrer liebevollen Berührung wird er bald von unbeschreiblicher Lust und Wonne überwältigt. Schnell verlassen sie die Badewanne und wechseln klatschnass zu ihrem Bett. Wellen heißer Erregung überkommen seinen ganzen Körper, bis er sich schließlich mit Asena in seinen Armen auf das Kissen legt. Diese Hürde hat er überwunden, und ein noch nie dagewesenes Gefühl der Entspannung durchströmt seinen ganzen

Körper. Dann beginnt Asena fröhlich mit ihm zu sprechen. Verzückt lauscht er ihrer Stimme, als wäre sie eine süße Melodie. Er genießt es, sie anzusehen, während sie ihm alles, was sie vorbereitet hat, ausführlich erklärt.

„*Frauen sind wirklich die Krönung der Schöpfung*“, denkt Magnus bei sich. Laut sagt er:

„Meine schöne Frau, bitte sag mir, was ich für dich tun kann. Ich möchte dir die ganze Welt zu Füßen legen – vorausgesetzt, ich muss dieses Bett nicht verlassen.“

Asena antwortet fröhlich:

„Lass uns zuerst etwas essen, dann können wir ein paar weitere Dinge ausprobieren, um uns gegenseitig besser kennenzulernen“, erklärt sie verführerisch, ganz in der Stimmung für mehr. Er lauscht freudig ihrer Stimme.

„*Alles an ihr ist wunderschön, einfach bezaubernd ...*“, denkt er und segelt selig in einen tiefen Schlaf.

Das Spiel „Brüssel“ beginnt

Asena erwacht als Erste. Sie hat nicht ganz so befreit geschlafen wie Magnus, der immer noch tief im Reich der Träume zu weilen scheint. Obwohl ihre Freundinnen schon oft darüber gelästert haben, dass Männer nicht selten einfach „wegpennen“ und sie insofern darauf vorbereitet war, hat es sie doch etwas gekränkt. Trotzdem reflektiert sie:

„Er muss vollkommen erschöpft gewesen sein, und es hätte definitiv schlechter laufen können. Immerhin gefalle ich ihm, und er hat bis jetzt nichts an mir bemängelt – und das, obwohl ich nicht gerade eine Schönheitskönigin bin. Vermutlich sollte ich allein dafür schon dankbar sein. Und er ist lieb. Wer weiß, vielleicht hat er mich sogar bald wirklich gern.“

Halb im Bett aufgerichtet, sieht sie sich Magnus an. Sein Gesicht wirkt jetzt irgendwie anders, findet sie, und es freut sie der Gedanke, dass so intim, wie sie ihn jetzt erlebt, ihn kein anderer Mensch kennt. Dann zieht sie am schweren Seidenlaken, welches geräuschlos und fast wie Wasser von seinem durchtrainierten Körper abfließt. Nachdenklich besieht sie sich ihr ‚Eigentum‘. Immerhin war es sein eigener, ausdrücklicher Wunsch gewesen, ihr Eigentum zu sein.

„Wirklich nicht schlecht, es werden mich alle Frauen der Welt beneiden. Er ist einfach unheimlich attraktiv, trotz seiner Narben oder vielleicht sogar noch mehr durch sie? Sie haben so etwas Verwegenes an sich, etwas von einem echten Krieger und Helden“, denkt sie sehr zufrieden bei sich.

Als Magnus erwacht, fühlt er sich, noch bevor er seine Augen öffnet, seltsam glücklich, ja förmlich in Hochstimmung. Nachdenklich, woher so viel Glück ihn plötzlich befallen hat, runzelt er die Stirn. Dann kommt ihm die Erinnerung. Schnell öffnet er die Augen und er blickt in das lachende Gesicht seiner Frau.

„Na, du Faulpelz, wenn du einmal keine Termine hast ...“, lacht ihn Asena an. Magnus lacht zurück.

„Das ist alles deine Schuld, du hast mich so verwöhnt, dass ich schon glaubte, im Paradies, also im Jenseits, angekommen zu sein.“

„Aha“, antwortet Asena neckend, „da dachtest du dir, du könntest dich auch gleich in den ewigen Schlaf begeben?“

„Ganz genau“, antwortet Magnus.

„Da hast du dich aber geirrt, bevor du dich in deinem Grab ausruhen kannst, hast du noch Jahre härtester Arbeit vor dir, nämlich die, mich glücklich zu machen“, stichelt Asena weiter.

„Oh, und du denkst, das ist Schwerstarbeit?“, lacht Magnus zurück.

„Du willst mir doch nicht erklären, dass du der einzige Mann auf der Welt bist, der meint, es wäre einfach, eine Ehefrau zufrieden zu stellen?“, erwidert Asena. „Daran merkt man, dass du noch nicht lange verheiratet bist, ich werde dich in zehn Jahren daran erinnern.“

„Aber ich bin doch ein außergewöhnlicher Mann und sehr attraktiv, oder nicht?“, witzelt Magnus zurück.

„Das ist auch besser so, andernfalls hättest du keine Chancen, bei mir zu landen“, stichelt Asena weiter, doch dann ist sie plötzlich besorgt, dass er ihr etwas Verletzendes darauf antworten könnte, jetzt wo sie sich so weit aus dem Fenster gelehnt hat.

„Hoffentlich versteht er, dass ich nur Spaß mache und kommt jetzt nicht, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass er jede Frau haben könnte, wenn er wollte; viele davon tausendmal schöner als ich“, quält sie plötzlich eine innere Stimme.

„Meine wunderschöne Frau“, antwortet Magnus stattdessen. Dabei rollt er sich zu ihr und zieht sie fest in seine Arme. Innerlich gewappnet, hält Asena die Luft an. „Weißt du, ich war noch nie in meinem Leben so froh über mein Aussehen wie jetzt, denn sonst hätte ich an deiner Seite keine Chance, du wunderschöner Engel“, sagt er ihr lächelnd und gibt ihr einen Kuss auf den Halsansatz.

„Das ist sehr aufmerksam von dir, aber mit bloßen Schmeicheleien ist es nicht getan“, gibt Asena zurück und traut dabei ihren eigenen Ohren nicht. Wie kann sie nur so etwas Dummes sagen? Hatte sie jetzt komplett den Verstand verloren? Warum hat sie plötzlich dieses unwiderstehliche Bedürfnis, ihn zu provozieren? Das kann unmöglich gut ausgehen!

„Was möchte meine Königin denn, dass ich für sie tue?“, fragt stattdessen Magnus, den offenbar nichts aus der Ruhe bringen kann, während er ihren Körper zärtlich weiter küsst. Plötzlich wehrt ihm Asena, richtet sich dabei auf und sagt:

„Machst du dich über mich lustig? Du weißt genau, dass ich nicht so schön bin wie andere Frauen!“

Einen Moment lang sieht Magnus sie verdutzt an. Viel zu verliebt, um an sich selbst zu denken, entschuldigt er sich sofort bei ihr, ohne genau zu wissen, was er falsch gemacht hat.

„Es tut mir leid, wenn ich dich gekränkt habe, das war bestimmt nicht meine Absicht“, antwortet ihr Magnus. „Vielleicht kannst du es dir nicht vorstellen, aber ich kann nicht den geringsten Makel an dir finden. Asena bitte, komm wieder her zu mir. Warum kannst du nicht sehen, was ich sehe? War dein Spiegel etwa gemein zu dir? Wenn dir Spiegel nicht sagen können, wie schön du bist, dann sieh in meine Augen. Komm, sieh ganz genau hin. Siehst du? Siehst du, wie du dich darin spiegelst? Kannst du jetzt erkennen, wie makellos und wunderschön du in meinen Augen tatsächlich bist?“

„Makellos schön, mit dieser lächerlich großen Nase und meiner männlichen, stämmigen Figur“, unterbricht ihn Asena den Tränen nahe, und viele ihrer heimlichen Verletzungen in diesem Bereich brechen in ihr auf.

„Ich finde nicht, dass du eine männliche Figur hast; ich finde, du hast eine sportliche, und das ist schön. Mir gefällt das. Und was deine Nase betrifft, es gibt noch viel größere als deine. Es ist doch schrecklich langweilig, wenn alle gleich aussehen. Außerdem mag ich deine Nase ganz besonders“, fährt er fort und platziert einen Kuss auf derselben. „Sie macht dich nämlich speziell und hebt dich von der langweiligen Masse ab. Sie ist sozusagen dein Markenzeichen. Da ist es doch super, dass so viel von ihr da ist“, lacht Magnus und Asena muss auch ein bisschen lachen.

„Kann es sein, dass Äußerlichkeiten nicht so wichtig sind für dich?“, fragt Asena immer noch verunsichert.

„Als unwichtig würde ich das äußere Erscheinungsbild nicht bezeichnen“, überlegt Magnus ehrlich. „Es wäre mir beispielsweise nicht gleichgültig, wenn du dein Äußeres ab heute vernachlässigen würdest. Vielmehr bin ich der Meinung, dass es entscheidend ist, das Vorhandene gut zu pflegen. Aber was soll das Ganze überhaupt? Du bist schön, Asena. Hast du das verstanden? Du – bist – schön. Wenn ich das sage, dann stimmt es auch. Asena, ich liebe dich. Du bist nicht nur die Frau, die ich

brauche, sondern auch die Frau, die ich mir wünsche. Wenn dein Selbstvertrauen dich im Stich lässt, dann komm zu mir. Auch wenn ich in nächster Zeit vermutlich kaum Zeit für dich haben werde, bist und bleibst du ab jetzt die einzige Frau meines Herzens; und da meine Mutter schon lange tot ist, hast du auch keine böse Schwiegermutter als Konkurrentin.“

Mit diesem etwas schwarzen Scherz lächelt er ihr ins Gesicht. Asenas Herz schlägt heftig, und ihre Augen werden feucht. Unter dem heilsamen Regen seiner bestätigenden Worte blüht sie auf. Sie umarmt ihn inniglich, wodurch das still schwelende Feuer wieder richtig entflammt. Sie lieben sich noch einmal und bald noch einmal, weil es so schön war. Doch das verstärkt nur Asenas Angst. Sie wünscht sich fast, er wäre nicht so lieb zu ihr. Was, wenn sie ihn jetzt verliert? Sie fühlt sich, als könnte sie ohne ihn nicht mehr leben, und dieses Gefühl bereitet ihr Angst. Doch sie behält es für sich.

Magnus, der anfänglich nicht wusste, wie er so viel Zeit allein mit Asena verbringen sollte, bemerkt mit Schrecken, wie die Stunden nur so dahinfliegen. Gerne wäre er noch viele Tage so bei ihr geblieben, doch unbarmherzig ruft ihn die Pflicht.

„Es wurde nun öffentlich bekannt gegeben, dass du spätestens in einem Monat offiziell der Krisengeneral, der erste ‚Hohe Kommissar‘ sein wirst, kurz: der ‚HighCom‘ oder auch einfach der neue ‚Interrex‘“, kündigt César an diesem Morgen an. Daraufhin zeigt er seinem Freund, dass sein Bild auf der Titelseite aller fünf regionalen Zeitungen sowie überall sonst auf der Welt zu sehen ist. Magnus holt tief Luft und sieht seinen Freund an.

„Dann ist die Zeit für das ‚große Spiel‘ gekommen“, sagt er.

Auf dem Weg zum Flughafen bahnen sie sich mühsam den Weg durch das Spalier der Reporter. Das Blitzlichtgewitter und die Rufe der Weltpresse sind erst der Anfang; sie werden von nun an Magnus' ständige Begleiter sein. Sein erster Flug führt ihn im Regierungsjet direkt nach Washington zum Antrittsbesuch im Oval Office. Es ist der Auftakt zu einem gnadenlosen, diplomatischen Marathon: Brüssel, Berlin, London, New York – gefolgt von den Machtzentren im Osten: Peking, Singapur und Tokio. In den ersten zwei Wochen verschwimmen die Zeitzonen. Er lebt zwischen Bilateralen, Treffen, Pressekonferenzen und Krisensitzungen an Bord der

Maschine. Für Schlaf oder ein Telefonat mit seiner Frau bleibt kaum Zeit. Magnus ist der Mann der Stunde, doch er steht vor einer Herkulesaufgabe. Irgendwie muss ihm das Unmögliche gelingen. Er muss den medialen Lärm als Tarnschirm nutzen, indem er seine wahren Absichten hinter dem Protokoll verschleiert und entscheidende Treffen direkt unter dem Radar der Intelligence-Dienste durchbringt, bevor die Schattenspieler ihre Überwachung lückenlos installiert haben.

In den ersten Wochen nach seiner Amtseinführung hält Magnus sich bedeckt. Seinen mächtigen Beratern verkauft er seine Zurückhaltung als Unsicherheit; ein taktisches Manöver, um deren striktes Gatekeeping zu unterlaufen. Erst als sie glauben, ihn unter Kontrolle zu haben, lockern sie den Informationsfluss, mit dem sie zuvor eine gezielte Informations-Asymmetrie zu ihren Gunsten aufrechterhalten hatten. Doch Magnus hat längst ein eigenes Auge und Ohr in den Korridoren der Macht. Über César, der nach einem inszenierten Bruch vollkommen unter dem Radar operiert, hat er ein Netz aus Informanten mit perfektem Natural Cover geknüpft. Es sind die ‚Unsichtbaren‘: Die Reinigungskräfte, Mechaniker, Chauffeure und Warenlieferanten. Menschen, die überall hinkommen, ohne bemerkt zu werden, weil sie den Mächtigen zu unbedeutend erscheinen. Während sie Mülleimer leeren oder Kabel prüfen, fangen sie die ungefilterte Wahrheit ein. Dieses unsichtbare Low-Level-Netzwerk versorgt Magnus mit genau jenen scheinbar belanglosen Details, die er benötigt, um sich perfekt vorzubereiten.

Endlich, der Tag ist gekommen. Die Augen der ganzen Welt sind auf Europa und auf ihn gerichtet, als er um neun Uhr morgens von seinem Platz aufsteht, um im Berlaymont-Gebäude der EU-Kommission seine erste Rede zur Lösung der Krise in Europa zu halten.

Aton Manor, der bis zum Ende des Jahres Präsident der Kommission bleiben wird, wartet gespannt. Magnus beginnt mit dem vorab abgestimmten Skript, das sich weitgehend in endlosen, technokratischen Details über Transparenzregeln sowie verschachtelten Absätzen zu seinen formalen Kompetenzen und Mandaten als EU High Commissioner verliert. Er dehnt die Sätze bewusst, reitet auf bürokratischen Floskeln herum und wiegt das Auditorium in eine lähmende Monotonie. Genau in diesem Moment der kollektiven Unachtsamkeit lässt er die entscheidende Klausel

einfließen – dass er jederzeit einen Nachfolger einsetzen darf, der durch eine Mehrheit im Parlament und im Europäischen Rat wieder abgewählt werden kann. Noch ehe dieser Satz im Raum verhallen oder Argwohn wecken kann, bricht Magnus das Tempo. Er weicht zügig vom vereinbarten Inhalt seiner Rede ab und lanciert eine explosive Meldung, die die Aufmerksamkeit der Zuhörer im Bruchteil einer Sekunde komplett reißt, sodass die gerade eben platzierte Klausel augenblicklich unter der Sprengkraft der neuen Nachricht begraben wird. Um seine wahren Absichten noch stärker zu verschleiern, wirft er bewusst einen Blick auf Aton Manor, als wolle er sich dessen Zustimmung sichern. Es stört ihn nicht, dass dies allen auffällt – im Gegenteil, genau das wollte er erreichen. Er möchte, dass alle glauben, was sie ohnehin schon vermuten: dass er nichts weiter als Manors Marionette ist. Dieses Gerücht ist ihm nützlich. Der mächtige Berater nickt mechanisch. Obwohl es ihm gefällt, dass Magnus sich rückversichert, runzelt er dennoch leicht irritiert die Stirn. Ist es möglich, dass Magnus so unsicher ist? Manor kommt zu dem Schluss, dass dies angesichts der einschüchternden Umstände seiner ersten Amtsrede vor der ganzen Welt durchaus der Fall sein könnte. Magnus hingegen ist sehr zufrieden. Dieser kurze Austausch wird sicherlich die Runde machen. Alle werden glauben, dass er völlig von seinem vermeintlichen Mentor abhängig ist und dass dieser entsprechend in allem mit ihm übereinstimmt. Das bedeutet, dass Manor, und nicht er, zur Verantwortung gezogen wird. Dies wird für so viel Aufsehen sorgen, dass niemand seine wahren Absichten erkennt. Zufrieden mit sich selbst fährt Magnus mit rhetorischen Fragen fort:

Warum geben wir so viel Geld für Büros und Regierungsgebäude aus, ganz zu schweigen von teuren privaten Anschaffungen? Warum investieren wir Unsummen in unsere eigenen Privilegien? Warum jagen wir jeder technologischen Neuerung hinterher, finanzieren Fuhrparks der Luxusklasse und pflegen exklusive Mitgliedschaften? Ist das notwendig? Offensichtlich ja, sonst würden wir nicht derart obsessiv an unserer Selbstdarstellung arbeiten. Dieser internationale Wettbewerb ist die Seele des Marktes und das Fundament von Wohlstand und Demokratie. Die Ambition, an der Spitze des Fortschritts zu stehen, hat Europa in den letzten Jahrzehnten geprägt. Wir sollten an dieser Stelle für einmal nicht kritisieren, sondern die Leistungen der visionären Entrepreneure und die

zugrunde liegende Wirtschaftsdynamik, die uns diesen Status ermöglicht haben, hoch anerkennen. Wenn Europa ein globaler Player bleiben will, muss es Stärke ausstrahlen – und dazu gehört ein gewisser Standard. Der exzellente Lebensstil dient somit nicht mehr nur privatem Vergnügen, sondern fungiert als systemrelevante Repräsentanz, um auf internationalem Parkett die nötige Souveränität und Verhandlungsmacht auszustrahlen. Wir fördern technologische Spitzenleistungen, forcieren den ökologischen Umbau unserer Industrie und streben nach Umsatzwachstum, um dieses Modell aufrechtzuerhalten. Doch genau hier liegt unser strategischer Fehler. Wir bewegen uns in die falsche Richtung. Während wir uns über die Key Objectives einig sind, scheitern wir am Weg dorthin.

Mein Punkt ist, dass wir in den letzten Jahren das wahre Fundament Europas schändlich vernachlässigt haben. Wir alle wissen: Die Bürgerinnen und Bürger sind das wahre Gesicht dieser Union. Ohne sie gibt es keinen Binnenmarkt, keine Legitimation für unsere Institutionen – und ohne unsere fleißigen Steuerzahler und loyalen Konsumenten gäbe es kein Kapital. Wir behaupten oft, dass es uns nur gut geht, wenn es den Menschen gut geht, doch das wird erst Realität, wenn wir aufhören, sie als reine Manövriermasse auszubeuten, und stattdessen beginnen, sie als unser wertvollstes Asset zu begreifen – in das wir fortan massiv investieren müssen. Lassen Sie mich noch deutlicher werden: Von nun an werden wir die Stärke der Union an der Lebensqualität ihrer ärmsten Bürger messen. Daher sieht der Masterplan zur Restrukturierung Europas wie folgt aus: Bis zum Ende des Quartals, also nächste Woche, werden alle in Brüssel ansässigen Unternehmen – ohne Ausnahme – verpflichtet, fünfzehn Prozent ihres Brutto-Umsatzes in den neu geschaffenen ‚European Citizen Sovereign Fonds‘ abzuführen.“

Entsetzen und Empörung branden durch den Saal. Ein Aufschrei geht durch die Reihen der Diplomaten und Wirtschaftsvertreter.

„Fünfzehn Prozent vom Umsatz? Das ist Wahnsinn! Das ist die sofortige Illiquidität für den gesamten Standort!“, ruft Aton Manor wütend und springt auf.

„Einverstanden“, antwortet Magnus mit einer Ruhe, die den Saal verstummen lässt. „Dann korrigiere ich auf zehn Prozent.“

Aton Manor verstummt wieder. Was für ein seltsames Spiel spielt Magnus da? Andererseits war Aton Manor darauf vorbereitet. Obwohl Magnus

sich nicht genau an das Skript hielt, frei redete und alles etwas anders formulierte, war es im Wesentlichen doch das, worauf sie sich geeinigt hatten. Aufgrund der Träume, die Magnus bei ihrer ersten Begegnung für ihn gedeutet hat – Träume, die er nicht vergessen kann –, war Aton gewarnt, dass die Lösung der europäischen Krise nicht nach seinem Geschmack sein würde. Damals hatte er zugestimmt, alles mitzumachen. Und doch hat es ihn jetzt kalt erwischt. Unterdessen fährt Magnus mit seiner Rede fort:

„Gemäß den mir durch die Verordnung (EU) Nr. 8317 des Rates gemäß Artikel 68 Absatz 74 übertragenen Befugnissen, die mir zwei autonome Durchführungsbeschlüsse gewähren, erkläre ich hiermit, dass dieses Gesetz heute in Kraft tritt! Alle in Brüssel vertretenen Unternehmen unterliegen einer Abgabe von mindestens zehn Prozent. Die auf diese Weise eingenommenen Milliardenbeträge werden gemäß dem entsprechenden EU-Plan, den wir vom Parlament in Zusammenarbeit mit dem Rat der EU erhalten haben, entsprechend den Bedürfnissen der europäischen Länder verteilt. Michelle Bourosso wird dies später näher erläutern. Gemäß dem Plan werden 40 % der erzielten Einnahmen für soziale Dienste und das Gesundheitswesen bereitgestellt. Dreißig Prozent fließen in die Verbesserung der Bildungs- und Schulsysteme. Zwanzig Prozent werden an europäische KMU vergeben, um die lokale Produktion zu fördern. Die restlichen 10 % werden für Umwelt- und Tierschutzprogramme in ganz Europa verwendet. Diese Maßnahme wird zum ersten Mal eine echte Entlastung und aktive Unterstützung für die öffentlichen Kassen, Steuerzahler und Kleinunternehmer bedeuten. Abschließend möchte ich noch einmal die wichtigsten Punkte hervorheben. Erstens freue ich mich, Ihnen mitteilen zu können, dass Nyxabyte Europe seine Unterstützung für dieses neue Gesetz erklärt hat, indem es bereits eine freiwillige Spende von 2,5 Milliarden Euro zugesichert hat. Ab Ende dieses Monats wird das Unternehmen 10 % zahlen, was etwa 200 Millionen Euro pro Monat entspricht. Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass von nun an nur noch diejenigen mitreden dürfen, die ihre Beiträge pünktlich zahlen. Ab heute ist es offiziell: „Eine Stimme pro Euro!“

Damit verlässt Magnus an diesem Morgen unter Murren des Publikums und dem Applaus einiger weniger das Rednerpult. Michelle Bourosso, die als Nächste an der Reihe ist, erläutert nun die Details des

oben erwähnten und bekannten Bedarfsplans der EU-Länder, von dem niemand ahnen konnte, dass er für diesen Zweck verwendet werden würde. Sie erklärt, dass der neue Vizepräsident der Kommission, Sander Hendrik das neue Konzept noch im Detail vortragen wird. Es trägt den langweiligen Titel „*Starkes Europa*“, jedoch den provokanten Untertitel: „*Wenn unsere Armen gebildet und reich sind, werden wir desto reicher sein*“.

Die Rede von Herrn Soter geht um die Welt. Der gesamte europäische Kontinent ist in Hochstimmung. In einigen Ländern gehen EU-Bürger mit Plakaten mit dem Namen oder Bild von Magnus Soter auf die Straße, jubeln und feiern. In Brüssel dagegen herrscht brodelndes Schweigen. Am selben Abend versammeln sich alle CEOs und andere einflussreiche Personen – nämlich diejenigen, die Geld haben – zu einer außerordentlichen Sitzung der „Neuen Freunde Europas“.

„Das geht zu weit! Das kann er nicht machen!“, protestieren die großen Chefs lautstark.

„Doch, das kann er“, antwortet Aton Manor ruhig, seine Augen leuchten dunkel.

„Das ist alles deine Schuld, Aton! Niemand hätte das von dir gedacht. Du hattest es in der Hand. Der Junge tut nichts, was du ihm nicht erlaubst! Das war heute offensichtlich, und trotzdem hast du ihm deinen Segen gegeben! Du hast dich gegen uns gestellt!“, schnaubt einer vom Thinktank der „Neuen Freunde Europas“ wütend, und viele stimmen ihm zu.

„Ganz und gar nicht“, verteidigt sich Aton. „Oder wollen wir vielleicht kein starkes Europa? Hat er nicht Recht, wenn er sagt, dass wir umso reicher werden, je reicher unsere Armen sind? Dass wir hier einen Samen säen, der uns tausendfach zugute kommen wird? Wie sind wir denn zu unseren Milliarden gekommen? Ist es nicht, weil wir genau wissen, wo wir investieren müssen? Und ist das nicht die beste Investition überhaupt? Sagt, fließen nicht normalerweise mehr als zehn Prozent unserer Einnahmen allein in die Werbung? Was für Schlagzeilen macht das? Was für eine Werbung ist das für uns? Was meint ihr?“

Als Aton Manor diese Ankündigung macht, dämmt es den großen Chefs. Plötzlich erscheint ein verschmitztes Leuchten auf ihren Gesich-

tern. Wenn sie sich als Wohltäter präsentieren, die den Menschen „freiwillig“ zurückgeben, was diese ihnen zuvor durch ihre Einkäufe gegeben haben, würden sich ihre Umsätze vervielfachen, und Europa wäre tatsächlich stärker denn je. Auf diese Weise könnten sie jeden investierten Euro in Tausende verwandeln.

„Du hast recht, Aton. Das könnte ein Masterplan sein! Außerdem müssen wir nicht wirklich zehn Prozent zahlen. Wer weiß schon, wie hoch unsere tatsächlichen Einnahmen sind? Hahaha!“, lacht der Vorsitzende des Europäischen Industrieverbandes.

„Ganz und gar nicht!“, schimpft ein älterer Herr mit einer Stimme, die aus dem Grab zu kommen scheint. „Dieser Hund hat sich nicht ohne Grund mit ‚Nyxabyte‘ zusammengesetzt.“

„Ja, das habe ich mich auch gefragt“, antwortet Aton nachdenklich. „Wann hatte er überhaupt Zeit dafür? Seit seiner Ankunft in Brüssel habe ich ihn keinen Moment aus den Augen gelassen.“

„Das hat er getan, als er nach seinem Umzug nach ‚St. Manuel‘ zum ersten Mal direkt nach Washington geflogen ist. Wir waren damals noch nicht dabei“, sagt ein anderer.

„Aber er hatte keine Zeit, mit Herrn Hobbes, dem Chef von ‚Nyxabyte‘ zu sprechen“, fährt Aton fort.

„Es sei denn, er hatte das schon im Voraus geplant und Herrn Hobbes nach Washington eingeladen“, schimpft der Finsterling.

„Wirklich? Und zu welchem Zweck?“, schnaubt Aton verächtlich. „Um mit Herrn Hobbes über Einzahlungen in einen ‚European Citizen Sovereign Fonds‘ zu sprechen, den es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gab? Ganz zu schweigen von all den anderen Variablen? Komm schon, hör auf damit. Magnus ist intelligent, idealistisch und sollte auf keinen Fall unterschätzt werden. Aber man muss ihm auch nicht zu viel vertrauen. Nyxabyte hat lediglich die Gelegenheit genutzt, um in Europa noch mehr Fuß zu fassen“, wirft Aton Manor spöttisch ein.

„Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass Nyxabyte die Messlatte nun extrem hoch gelegt hat und wir daran gemessen werden! Und es geht sogar noch weiter! Denn Soter hat lautstark verkündet und es sogar gewagt, gesetzlich zu verankern, dass jeder, der nicht zahlt, nichts mehr zu sagen hat!“, wirft ein anderes Mitglied der „Neuen Freunde“ empört dazwischen.

„Wenigstens sind es nicht fünfzehn Prozent“, meint ein anderer versöhnlich.

„Aber es sieht so aus, als würden vor allem die Amerikaner es ausnutzen und mehr als zehn Prozent zahlen, was sie nach dem neuen Gesetz noch stärker in Führung bringen würde. Das bedeutet, dass wir letztendlich tatsächlich fünfzehn Prozent statt zehn Prozent zahlen müssen, wenn wir weiterhin mitreden wollen! Ich finde es auch verdächtig, dass die Entwürfe für das neue Gesetz nicht umgeschrieben werden mussten, da er offensichtlich von Anfang an zehn Prozent und nicht fünfzehn Prozent geschrieben hat. Kann mir das mal jemand erklären? War das nur ein rhetorischer Trick?“, schimpft der Dusterling weiter.

„Natürlich war es das, und zwar sehr transparent, aber nicht weniger effektiv. Ich habe euch ja gesagt, dass er intelligent ist“, antwortet Aton mit einem überlegenen Augenzwinkern. „Er ist jung und übereifrig, wie so viele Neulinge. Ich werde noch ein ernstes Wort mit ihm reden, aber wenn ihr mal aufhört zu jammern, bleibt die Tatsache bestehen, dass wir hier eine einmalige Gelegenheit haben, uns wie nie zuvor zu profilieren. Wenn sein Plan funktioniert – und ich sehe keinen Grund, warum er nicht funktionieren sollte, wenn wir alle mitmachen –, dann könnte Europa stärker werden als jemals zuvor. Und das wird uns allen reichlich zugutekommen.“

„Das ist schön und gut, aber wir können ihn nicht einfach über uns erheben. Wenn das ein Präzedenzfall wird, können wir unsere Koffer packen. Wir müssen ihm eine Lektion erteilen! Ich bin geneigt, ihm aus Prinzip nicht zu gehorchen!“, murrte einer der jüngeren Mitglieder missgünstig und die Mehrheit pflichtet ihm bei.

„Wir werden ihm zweifellos eine Lektion erteilen“, stimmt Aton beruhigend zu.

„Trotzdem gefällt mir nicht, dass wir zehn Prozent dieser Art Steuern zahlen müssen. Damit erhielt er genaueste Informationen über unser Einkommen. Dieser Hund hätte damit tatsächlich ‚mehr Transparenz‘ erreicht“, murrte der Mann mit der Grabesstimme. Worauf Aton Manor erneut verschmitzt grinst. Bevor er jedoch antworten kann, meldet sich jemand anderes zu Wort:

„Da steht nicht, dass wir zehn Prozent zahlen müssen. Da steht, dass wir mindestens zehn Prozent zahlen müssen.“

„Dann sind wir ja aus dem Schneider“, zischt die nächste Person zynisch.

„Es ist alles noch viel schlimmer als das, Soter hat nicht umsonst ‚eine Stimme pro Euro‘ betont! Dabei hat er nicht angedeutet, was hier seit Jahren vor sich geht. Er hat gedroht, zu überwachen, wie viel jeder von uns zahlt, und so wird unser Einfluss in Zukunft ganz offiziell gemessen werden! Offiziell! Versteht ihr?! Was für ein Mistkerl!“, schimpft der Dusterling erneut.

„Ich sehe, dass Sie auf Magnus nicht gut zu sprechen sind, aber wir werden seinen Plan trotzdem unterstützen“, entscheidet Aton Manor. Tatsächlich steht die Mehrheit hinter ihm, nachdem er Folgendes hinzufügt:

„Hört zu, wir können drei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Erstens können wir zu den Lieblingen der Welt werden, was unseren Unternehmen mehr Milliarden einbringen wird als jede Werbekampagne jemals zuvor. Zweitens können wir vorgeben, offen und transparent zu sein, auch wenn diese Begriffe weiterhin sehr relativ bleiben werden. Und schließlich können wir glaubhaft machen, dass Magnus Soter wirklich die EU leitet – auch wenn das nicht stimmt! Haha! Versteht ihr? Wenn wir ihn so mächtig erscheinen lassen, können wir uns vollständig hinter ihm verstecken und unsere Geschäfte in Zukunft noch weiter ausbauen. Niemand wird uns, unseren Handlungen oder unserer Vorgehensweise mehr Beachtung schenken. Wir standen in den letzten Jahren viel zu sehr im Rampenlicht. Jetzt ist unsere Chance gekommen, uns wieder in den sicheren Hintergrund zurückzuziehen.“

Aton Manor lacht düster und hebt sein Champagnerglas.

„Auf Magnus Soter!“

„Auf Magnus Soter!“, stimmen alle Freunde ein.

Eine hitzige Diskussion

Magnus schafft es, seinen Terminkalender für Weihnachten freizuräumen. Zehn märchenhafte Tage darf er mit seiner schwangeren Frau verbringen. Seit ihrer Hochzeit hatten sie keine längere Zeit mehr füreinander. Umso inniger ist ihr Wiedersehen. Beide fühlen sich tief bereichert, und ihre gemeinsamen Stunden werden immer herzlicher.

Während sie sich am Morgen die Zähne putzt, ertappt Asena sich dabei, wie sie immer wieder lächeln muss. Allein die Erinnerung an die vergangene Nacht lässt ein warmes Kribbeln durch ihren Körper ziehen. Sie ist erleichtert, dass Magnus die gemeinsamen Pannen im Bett mit Humor nimmt. Ihr selbst fällt das deutlich schwerer. Doch seine Geduld, die vielen Komplimente und die Mühe, die er sich gibt, um auf sie einzugehen, lösen etwas in ihr aus, das sie noch nicht benennen kann. Sie weiß nur, dass sie in seiner Nähe immer seltener darüber nachdenkt, was alles schiefgehen könnte. Zum ersten Mal fällt es ihr leicht, loszulassen. Die Angst, etwas falsch zu machen oder nicht zu genügen, verliert langsam ihren Griff. Stattdessen breitet sich ein Gefühl von Sicherheit in ihr aus. Der heutige Morgen ist besonders. Nichts Spektakuläres ist geschehen, doch gerade deshalb fühlt er sich irgendwie perfekt an. Dieses Mal passte alles zusammen. Kein Missverständnis, kein ungünstiger Moment, keine Verkrampfung. Stattdessen fühlt sich alles leicht an. Sie spürt eine Ruhe, die ihr fremd ist. Vielleicht ist es das, was andere Geborgenheit nennen. Zum ersten Mal hat sie das Gefühl, dass Magnus sie wirklich sieht – mit all ihren Unsicherheiten – und trotzdem bei ihr bleiben will. Genau das macht ihr aber auch Angst. Je glücklicher sie sich fühlt, desto stärker regen sich in ihr böse Vorahnungen. Es erscheint ihr, als hätte sie ihr Glückskonto bald überzogen. Als würde das Schicksal irgendwann die Rechnung präsentieren. Besorgt kriecht sie wieder zu Magnus unter die Bettdecke und schmiegt sich an ihn. Sie spürt, wie seine Hand sanft über ihren Rücken streicht. Sie möchte die schöne Stimmung um nichts in der Welt verderben, doch sie muss sich ihm einfach anvertrauen. Tief Luft holend fasst sie sich ein Herz und sagt:

„Ich habe Angst, Magnus“, beginnt sie, und sucht nach den richtigen Worten. „Je glücklicher wir werden, desto mehr fürchte ich mich davor, dass etwas Schlimmes passiert. Verstehst du? Es kommt mir vor, als

würden wir das Schicksal herausfordern. Als würde es uns irgendwann für unser Glück bestrafen. Ich weiß, das klingt vielleicht verrückt. Aber ich bin so glücklich mit dir, dass ich gar nicht daran denken kann, dich zu verlieren. Vielleicht sollten wir versuchen, nicht ganz so glücklich zu sein. Nur damit es weniger weh tut, falls irgendwann doch etwas geschieht.“

„Meine Güte! Was sind das denn für Gedanken? Du bist wirklich schrecklich abergläubisch“, antwortet Magnus grinsend und zieht seine Frau mit seinen langen Armen noch etwas näher an seine Brust. „Zunächst einmal möchte ich festhalten, dass wir keineswegs eine perfekte Ehe haben. Dafür bin ich viel zu oft unterwegs. Hast du eine Ahnung, wie häufig ich in den letzten Wochen nachts wachgelegen und mir nichts sehnlicher gewünscht habe, als hier bei dir zu sein? Und ich vermute, dir ist es nicht besser ergangen. Wenn du also nach einem Quäntchen Unglück suchst, dann hast du es längst gefunden. Was aber generell deine Einstellung zum Glück betrifft, da sehe ich die Dinge heute anders als früher. Wie du weißt, habe ich viel gelitten. Wie mein vernarbter Körper beweist. Früher wollte ich mich vor Schmerz schützen, indem ich nichts Gutes erwartete. Ich dachte, ohne Hoffnung treffen mich Enttäuschungen weniger. Das funktionierte sogar insofern, als dass mein Herz bald so kalt wurde, dass ich innerlich starb. Und Tote fühlen ja bekanntlich keinen Schmerz. Aber ist das vielleicht ein Leben? Verstehst du? Wenn wir nie um einen Verlust trauern, dann doch nur deshalb, weil wir nichts Wertvolles besitzen. Das würde uns aber zu den erbärmlichsten Kreaturen der Welt machen. Wer glücklich sein will, muss den Verlustschmerz akzeptieren. Er ist der Preis für das Glück und er ist es wert. Denn wenn wir viel Freude in unser Herz lassen, wird der Vorrat an innerem Glück am Ende jeden Schmerz besiegen. Asena, Freude meines Herzens, ich habe mir zum Motto gemacht: ‚Es ist besser, todtraurig zu sein, weil ein perfekter Tag zu Ende geht, als nie einen perfekten Tag zu erleben.‘ Verstehst du wie ich es meine?“, fragt Magnus.

Asena wiederholt sein Motto leise. Magnus sieht, wie ihre Anspannung nachlässt. Die dunklen Vorahnungen verlieren an Kraft.

„Trotzdem weiß ich nicht, ob ich damit zurechtkäme, wenn du beispielsweise vor mir sterben würdest“, wendet sie ein.

„Natürlich nicht“, antwortet Magnus ohne zu zögern. „Mir geht es doch genauso. Und ehrlich gesagt: Sollte es nicht so sein? Was wäre das denn für eine Liebe, wenn ich von Anfang an nur so wenig investieren

würde, dass ich auch ohne dich problemlos weitermachen könnte? Das wäre für mich schon eher ein Grund zur Trauer.“

Er streicht ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht und sie antwortet:

„Du meinst in die Richtung wie es das alte Sprichwort beschreibt? *„Man liebt das, wofür man sich müht, und man müht sich für das, was man liebt.“*¹⁶“

„Ja genau“, antwortet Magnus. „Denn etwas habe ich während meiner langen Zeit im Gefängnis gelernt. Wir betrachten die Vergangenheit oft wie etwas Verlorenes. Dabei ist sie der einzige sichere Teil unseres Lebens, den uns niemand mehr nehmen kann. Viktor Frankl hat das nach seinen Erfahrungen in den Konzentrationslagern sehr treffend beschrieben. Alles, was wir erlebt, geliebt, ertragen und geschaffen haben, bleibt über die Erinnerung und die Gefühle für immer Teil unserer Gegenwart. Niemand kann es rückgängig machen. Auch diese beiden Tage nicht. Und so kann auch niemand uns das Glück nehmen, das wir, seit ich zurück bin, miteinander erlebt haben. Die Zukunft kann vieles verändern, aber sie kann nicht ändern, dass diese Tage existiert haben. Unsere Vergangenheit ist wie ein riesiges Archiv, das wir selbst verwalten. Wir müssen nicht immer in den Bereich ‚negative Erfahrungen‘ eintauchen. Stattdessen können wir uns jederzeit dafür entscheiden, im Bereich der positiven Erfahrungen zu verweilen. Wenn wir auf diese Weise unser Herz für die Liebe öffnen und uns von den Menschen und Dingen um uns herum inspirieren lassen, finden wir täglich viele Gründe zur Freude. Das Glück und die täglichen Freuden, die wir auf diese Weise sammeln, funktionieren dabei wie ein inneres Bankguthaben. Je mehr wir darauf einzahlen, desto mehr Guthaben haben wir, wenn schlechte Zeiten kommen. Hör zu, Asena, wir sind jetzt seit zwei Tagen wieder vereint und sehr glücklich. Niemand kann uns das Glück dieser Tage nehmen. Es ist für immer vor Veränderungen geschützt und bleibt uns als Teil unserer Vergangenheit erhalten. Und wenn die Zukunft düster wird, können wir auf unser früheres Glück zurückblicken. Das gibt uns dann die Kraft und Orientierung, neues Glück in der Gegenwart zu finden“, erklärt Magnus und schöpft dabei aus dem Schatz an Weisheit, den er während seiner endlosen Stunden des Lesens und Reflektierens im Gefängnis angesammelt hat.

Asena beginnt, ihn tief zu verstehen, und das tröstet ihre Seele. Sie küsst ihn, und schon werden sie erneut von ihrer Leidenschaft füreinander erfasst. Sie genießen es, sich immer besser kennenzulernen, und geben sich ganz dem Augenblick hin. Als sie glücklich und verschwitzt in

die Kissen zurücksinken, fühlt Magnus sich so frei wie seit seiner frühesten Kindheit nicht mehr. In diesem Gefühl tiefer Verbundenheit wächst in ihm der Wunsch, seiner Frau noch näherzukommen, indem er mit ihr über die Dinge spricht, die ihm wirklich am Herzen liegen.

☞ Hinweis: Es folgt eine herausfordernde theologisch-existenzielle Debatte in der Tradition akademischer Disputationen. Wenn Sie diesen Teil überspringen möchten, können Sie ohne Verständnisverlust für die Haupthandlung direkt zum nächsten Kapitel „Weihnachten“ übergehen oder ohne Pause bei „Eine Bombe detoniert“ weiterlesen.

„Übrigens, es gibt da noch etwas, das ich gerne mit dir besprechen möchte“, sagt Magnus. „Ich sehe, dass du dich sehr für Sterne, Zeichen und Karten interessierst.“

„Du willst mir sagen, dass das alles Unsinn ist, oder?“, lacht Asena, da sie es gewohnt ist, auf Spott zu stoßen bei diesem Thema. So war es schon seit ihrer Kindheit, besonders bei ihrem Vater und ihrem Bruder.

„Als Unsinn würde ich das nicht bezeichnen“, erklärt Magnus zu ihrer Überraschung, „denn dann wäre es auch harmlos. Aber es ist nicht harmlos. Du weißt, dass ich Christ bin und eine enge Beziehung zu Gott pflege.“

„Ja, und das gefällt mir – sehr sogar“, beeilt sich Asena zu versichern. „Ich gehe seit einigen Wochen regelmäßig in die örtliche Kirchgemeinde und es gefällt mir dort. Ich fühle mich Gott nahe“, fährt Asena fort, die echten Gefallen an dem christlichen Geist gefunden hat.

„Ich freue mich, dass es dir gefällt, aber darum geht es nicht“, erklärt Magnus zu ihrer Verblüffung. „Deine persönliche Beziehung zu Gott ist deine Privatsache. Darein kann ich mich nicht einmischen. Das ist eine Angelegenheit zwischen dir und Christus, und dafür braucht es mehr als nur Begeisterung für Mystik oder Religion. Was ich eigentlich sagen will, ist, dass es mir wichtig wäre, wenn du dich von all den esoterischen Dingen distanzieren könntest, denn dadurch öffnest du finstere Türen.“

„Finstere Türen? Meinst du etwa, für finstere Mächte?“, fragt Asena empört. Magnus nickt schweigend. Asena will sich sofort wortreich gegen diese ungeheure Anschuldigung verteidigen. Doch plötzlich sagt eine leise Stimme in ihr, dass an Magnus' Worten etwas Wahres dran sein könnte. Mit einem Mal fühlt sie, als hätte sie schon immer gewusst, dass ihr die esoterischen Praktiken nicht guttun, ja, dass da vielleicht tatsäch-

lich etwas Düsteres mitschwingt. Doch bislang verdrängte sie diese un-gute Ahnung mit Erfolg. Sie genoss das Gefühl der unterschwelligen Macht und Rebellion, die sie besonders gegenüber ihrem herrischen Vater auf diese Weise ausleben konnte. Von Magnus fühlt sie sich jedoch geliebt wie noch nie zuvor von jemandem, während ihre eigene Liebe zu ihm geradezu beängstigend intensiv ist. Überrascht hat sie auch, wie sehr sich ihre Seele darüber gefreut hat, dass er ihren Glauben nicht als lächerlich hinstellt, sondern ernst nimmt – und genau deshalb hinterfragt. Das hat sie noch nie erlebt. Aus diesem Grund widersteht sie ihrem ersten Impuls, ihm vehement zu widersprechen. Stattdessen fragt sie:

„Aber warum sollte ich zum Beispiel die Kraft der Sterne aufgeben? Hat nicht dein Gott sie eigens geschaffen, um uns den Weg zu weisen?“

„Es stimmt, dass er sie erschaffen hat“, antwortet Magnus, „aber Gott möchte ausdrücklich nicht, dass wir uns an ihnen orientieren. Es sei denn, du meinst mit Hilfe eines Sextanten in der Astronomie oder um mit der Hilfe der Sonne die Himmelsrichtungen zu bestimmen. Aber nicht darüber hinaus. Oder kannst du mir sagen, warum du lieber die Sterne befragst als Gott? Warum befragst du lieber die Schöpfung als deinen Schöpfer, wenn es um dein Leben und deine Zukunft geht? Gott zieht hier eine klare Grenze und erklärt, dass er zornig wird, wenn wir dies tun.“¹⁷ Er duldet nicht, dass wir etwas anderes als ihn allein anbeten, weil solches Tun schwerwiegende Folgen für uns und unsere Umwelt haben kann. Und Anbetung bezieht sich nicht nur auf äußere Erscheinungsformen, wie niederknien oder Loblieder singen. Wahre Anbetung bedeutet, etwas innerlich auf eine Position zu erheben, die allein Gott vorbehalten sein sollte. Dazu gehört unter anderem, jemandem oder etwas zu viel Aufmerksamkeit zu schenken und sich über bestimmte Dinge zu viele Sorgen zu machen. Christus möchte, dass wir lernen, uns mit all unseren Fragen über das Dasein und unseren Sinn im Leben an sein Wort, also an ihn selbst, zu wenden. Denn nur er als der Hersteller aller Dinge kennt die wahren Antworten.“

„Willst du damit sagen, dass wir auch keine Ärzte, Psychologen oder sogar Priester konsultieren dürfen?“, fragt Asena herausfordernd.

Magnus grinst anerkennend über ihren gut gezielten Konter und antwortet:

„Natürlich können wir Pastoren, Ärzte und andere Fachleute konsultieren, denn laut der Bibel sind sie genau wie wir nach Gottes Ebenbild

geschaffen. Gott hat in dieser Hinsicht eine kleine Ausnahme für uns gemacht, weil er sogar möchte, dass wir in Demut voneinander lernen. Schließlich hat keiner von uns alle Antworten, und deshalb sind wir aufeinander angewiesen, um die Dinge klarer zu sehen. Dies ist jedoch nur akzeptabel, solange wir diese Menschen nicht wiederum übermäßig bewundern, indem wir sie verehren und in unserem Herzen auf ein Podest stellen.“

„Du meinst also, Gott wäre unzufrieden, wenn ich dich verehren würde?“, fragt Asena belustigt und neugierig, wie sein männliches Ego darauf reagieren wird.

„Also das wäre natürlich völlig in Ordnung“, antwortet Magnus mit einem breiten Grinsen und einem Augenzwinkern. Aber dann erwidert er ernst: „Gott hat in der gesamten Bibel deutlich gemacht, dass es für ihn entscheidend ist, wie wir Menschen, egal ob Mann oder Frau, miteinander umgehen. Denn daran erkennt er unseren Charakter und wie sehr wir tatsächlich ihn selbst verehren oder geringschätzen. Er nimmt es nämlich sehr persönlich, gerade so, als würde es ihm selbst geschehen, wenn wir andere Menschen nicht gut behandeln. Das hat er in seinem Wort mehrfach klar gemacht.¹⁸ Was die Ehe betrifft, so ist der Maßstab sogar noch einmal höhergestellt. Die Ehe steht in vielerlei Hinsicht im Mittelpunkt von Gottes Schöpfungsplan und stellt eine einzigartige Ausnahme dar, auch im Hinblick auf die gegenseitige Hingabe und Verehrung.¹⁹ Daher gibt es kaum eine größere Intimität und indirekte Hingabe gegenüber Gott,²⁰ als wenn wir uns einem gleichwertigen und gleichberechtigten Partner ganz in Treue hingeben.“

„Moment mal! Echte Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau? Glaubst du das wirklich? Das wird jetzt interessant. Dieser Ansatz unterscheidet sich allerdings grundlegend von dem, was ich bis jetzt aus der Bibel kenne“, wirft Asena ein, während sie sich mit einem Arm aufrichtet, um sich auf eine intensivere Unterhaltung einzustellen.

„Unbedingt“, antwortet Magnus, während er sich jetzt auch auf einen Ellenbogen aufstützt. „Der Kontext eines jeden Satzes in der Bibel ist stets die Bibel als Ganzes. Das Verständnis von Gleichheit und Einheit trotz Vielfalt und unterschiedlicher Stärken unter Menschen gehört dabei zu den biblischen Grundlagen, wie gesagt ist: *„Es gibt letztlich weder Juden noch Griechen, es gibt weder Diener noch Herren, es gibt weder Männer noch Frauen, denn wir sind alle eins in Christus Jesus.“*²¹ So steht es geschrieben. Menschen aufgrund ihrer genetischen Herkunft oder ih-

res Geschlechts als minderwertig anzusehen, ist nicht biblisch. Wäre das so, dürfte sich der Mann beispielsweise nicht mit der Frau vereinen, da er im Prozess des Einswerdens, wie er in der Bibel beschrieben wird, ebenfalls herabgesetzt würde. Doch die Frau ist nicht minderwertig. Das wird bereits bei ihrer Erschaffung überaus deutlich: Gott hat sie nämlich direkt aus Adam gemacht, sprich, er hat modern gesagt *einen weiblichen Klon* von Adam erschaffen. Hätte Gott die Frau lediglich als Sklavin für Adam gedacht, hätte er sie aus Staub erschaffen, noch vor Adam, damit sie bereitstünde, um ihm sofort zu dienen. Mit Sicherheit hätte er Eva nicht als krönenden Abschluss gemacht, wie geschrieben steht. Ebenso wurde sowohl Adam als auch Eva die absolute Herrschaft über alles übertragen, denn die beiden sind seit ihrer Erschaffung eins, und erst der Sündenfall hat eine Spaltung gebracht. Die Ehe, also das hinzukommende physische und seelische Einswerden eines einzigen Mannes mit einer einzigen Frau, sowie die daraus folgende schöpferische Vermehrung, waren das erste heilige Gebot Gottes an die Menschen.²² Denn in der Ehe liegt das Geheimnis einer noch höheren und noch exklusiveren Einswerdung die darum ebenfalls schon ganz zu Anfang angekündigt wurde.²³ Folglich zieht sich die gedachte absolute Heiligkeit der Ehe wie ein roter Faden von Adam und Eva bis zur Offenbarung durch die gesamte Bibel.

Zusammenfassend ist klar: Jemanden zu unterdrücken oder herabzuwürdigen widerspricht Gottes Verständnis von Beziehungen, und das ganz besonders innerhalb der Ehe. All das Leid in Ehen würde nicht existieren, wenn wir die hohen Maßstäbe von Gottes aufopferungsvoller Liebe akzeptieren würden, die Christus sowohl den Männern²⁴ als auch den Frauen auferlegt hat. In dieser ist vorgegeben, dass sich beide Parteien den Bedürfnissen des jeweils anderen unterordnen sollen²⁵ – und dann gemeinsam Gott. Damit schließt sich der Kreis. Denn wir dürfen niemals vergessen, dass unser Leben, unser Tod und alles, was danach kommt, ausschließlich in Gottes Händen liegt. Deshalb sind wir in der Pflicht ihm allein die Ehre der höchsten Position in unserem Leben zu geben.“

„Ach so? Und auf welchen deiner Götter bezieht sich das jetzt? Den Vater, den Sohn oder den Heiligen Geist?“, unterbricht Asena ihn. „Und bevor du anfängst, ich weiß, dass du mir sagen willst, dass sie alle nur ein Gott sind, aber das ist lächerlich. Sie sind unterschiedlich, und das lehren auch alle deine Prediger.“

„Nun, auf den ersten Blick mag es so erscheinen, aber du vergisst, was die Bibel selbst lehrt: Denn Gott ist nicht das einzige dreieinige We-

sen“, antwortet Magnus und geht auf die Anschuldigung aus einem anderen Blickwinkel ein. „Bereits im ersten Kapitel der Bibel steht, dass er uns nach seinem Ebenbild geschaffen hat. Deshalb sind wir Körper, Seele und Geist, also dreieinig wie Gott. Diese Beschreibung Gottes über die Wesensart des Menschen findet sich entsprechen durch die gesamte Bibel hindurch.²⁶ Das Konzept von Seele und Geist ist in der Tat keine in die christliche Philosophie eingeschmuggelte Lehre. Die Dreieinigkeit des Menschen beschreibt vielmehr schlicht, was wir sind. Deshalb kann ein Mensch beispielsweise eine ernsthafte Diskussion mit sich selbst führen oder sogar mit sich selbst uneins sein. Dein Geist, dein Körper und deine Seele sind zwar nicht losgelöst voneinander, dennoch sind sie völlig eigenständige Wesen mit unterschiedlichen Bedürfnissen. Das zeigt sich zum Beispiel auch daran, dass sie unterschiedlich denken und unterschiedliche Arten der Nahrung benötigen, um zu leben. Deine Seele würde zugrunde gehen, wenn du dich nur noch physisch ernähren würdest, und dein Geist ginge ebenfalls zugrunde, wenn du ihn nicht ausreichend geistlich nährst. Eine Unter- oder Fehlernährung der Seele oder des Geistes kann zu seelischen und geistigen Krankheiten führen, die sich bis zu schweren Depressionen und schließlich zu einem langsamen, qualvollen Tod entwickeln können. Ein Mensch besteht also tatsächlich aus drei Wesen, die gleichzeitig in unterschiedlichen Dimensionen leben und doch bilden alle drei nur einen einzelnen Menschen – nämlich Dich. Also letztlich nur eine Person. Das ist Dreieinigkeit, nach dem Bilde Gottes. Und das ist mit ein Grund, warum der Verlust unseres Körpers nicht das Ende bedeutet. Menschen sind sehr komplexe Wesen. Und Gott kann nicht weniger komplex sein als seine Schöpfung – und er ist es auch nicht.“

„Also, darüber muss ich noch etwas nachdenken. Im Moment klingt das für mich wie ein überkompliziertes, künstliches Konstrukt; motiviertes Denken nennt man das wohl. Wenn es mich auch in einigem anspricht. Aber ich habe zum Beispiel gehört, dass der Begriff ‚Dreieinigkeit‘ in der Bibel gar nicht vorkommt und dass die Heilige Schrift Gott auch nie in seiner Dreifaltigkeit beschreibt“, versucht Asena, Magnus' Erklärung zu widerlegen, indem sie auf einen grundlegenden Fehler in seiner Argumentation hinweist.

„Also letzteres stimmt schon mal nicht“, entgegnet Magnus darauf. „Tatsächlich gibt es viele Verse und ganze Kapitel in der Bibel – beginnend im Alten Testament – die sich eindeutig mit der Dreifaltigkeit Gottes be-

fassen oder sie sogar erklären. Im Neuen Testament entfaltet sich die Offenbarung dann zur vollen Klarheit, beispielsweise in Johannes, Kapitel 1 oder Kolosser, Kapitel 1, um nur zwei prominente Beispiele zu nennen. Dies könnte einer der Gründe sein, warum einige Gelehrte so darauf bedacht sind, besonders die Bücher von Johannes und Paulus zu diskreditieren – denn sie sind einfach zu starke Gegner ihrer Lehren.“

„Wow! Das ist eine totale Diskriminierung der Arbeit all dieser Gelehrten! Das ist echt komplett daneben“, wirft Asena empört ein.

„Entschuldigung, du hast Recht. Ich hätte niemals eine so allgemeine Anschuldigung erheben dürfen“, drückt Magnus sein Bedauern aus. Doch dann fährt er fort: „Was allerdings den Umstand betrifft, dass das Wort ‚Dreieinigkeit‘ in der Bibel nicht vorkommt, so ist das tatsächlich ohne jede Bedeutung. Stell dir vor, jemand würde sagen: ‚Er ist der Erbe, er ist der Erstgeborene seines Vaters, der einzige männliche Nachkomme‘. Damit ist doch klar, dass es in diesem ganzen Satz allein um ‚den Sohn‘ geht, obwohl das Wort ‚Sohn‘ nicht ein einziges Mal erwähnt wird. Das muss auch nicht sein. Es besteht dennoch kein Zweifel. Oder denk nur an die Rätsel, die du so gerne magst. Wie das mit den Autos auf dem Parkplatz: ‚Der Ferrari ist rot. Das silberne Auto gehört dem Lehrer. Im VW liegt eine Madonna-CD. Der BMW kommt aus München und steht neben dem blauen Auto. Das Auto aus Hamburg steht neben dem braunen Auto usw. ...‘ Du weißt schon. Und dann enden diese Rätsel normalerweise mit Fragen wie: ‚In welcher Weise sind die Autos geparkt? In welchem Auto befindet sich die Grönemeyer-CD? Welche Farbe hat dieses Auto? Von welcher Marke ist es? Aus welcher Stadt kommt es? Welchen Beruf hat der Besitzer?‘ Und das Coole daran ist, dass wir tatsächlich sämtliche richtigen Informationen aus dem Rätsel herauslesen können, obwohl nichts davon direkt erwähnt wird.“

„Du meinst, die Bibel ist ein bisschen wie ein riesiges Parkplatzrätsel? Das ist irgendwie lustig. Ich glaube, ich sollte sie einmal aus dieser Perspektive lesen. Du hast recht, ich mag solche Rätsel wirklich sehr“, antwortet Asena amüsiert und fasziniert zugleich.

„Nun, die Bibel enthält tatsächlich den Aspekt eines Logikrätsels“, erwidert Magnus. „Obwohl es für Gläubige nicht nötig ist, die Bibel in dieser Weise zu studieren, um gute Christen zu sein, doch meiner Natur entspricht es. Ich liebe es daher, mich in die Offenbarungen zu vertiefen und mich mit Gottes Hilfe zu bemühen, alle Schätze der Weisheit und die Flut von Informationen, die sich zwischen den Zeilen verbergen, in der von der

Bibel vorgegebenen Reihenfolge zusammenzufügen. Das ist mit ein Grund, warum ich nie müde werde, die Bibel immer wieder zu lesen.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf das Thema der Exklusivität zurückkommen. Exklusives Vertrauen in das eine, höchste, dreieinige Wesen, also in den Gott der Bibel zu setzen, ist für uns Menschen schwierig. Denn von Geburt an steht bei jedem von uns das eigene Ego naturgemäß im Mittelpunkt. Das erklärt auch die vielen Denominationen und Strömungen, die bis zu einem gewissen Grad auch vor Gott ihre Berechtigung haben. Dem Gott der Bibel, der diese gewaltige Vielfalt ja selbst schaffen hat, gefällt es, unsere Individualität zu unterstützen, solange wir seine Lehren und Wahrheiten dabei nicht verändern die uns letztlich vor der Selbstzerstörung bewahren sollen. Sich Gott und seinem Willen zu unterordnen, obwohl wir unsere eigene Sichtweise bevorzugen, ist stets eine besondere Herausforderung und damit die eigentliche Anbetung. Der Gott der Bibel will keine Menschen, die ihren Glauben als Durchsetzung eigener Ideen praktizieren. Er will Menschen, die eine exklusive Beziehung zu ihm eingehen, sich seinem Willen unterordnen, ihn lieben und ihm vertrauen, so wie er ist – auch wenn sie vieles nicht verstehen, weil sie es selbst ganz anders machen würden. Wir müssen lernen, dem Drang zu widerstehen, unsere eigene Vorstellung von Gott anzubeten. Ich könnte ja auch nicht behaupten, dich zu lieben, wenn ich mich weigern würde, dich so zu sehen, wie du wirklich bist. Meine Vorstellung von dir und dein wirkliches Ich sind zwei verschiedene Dinge. Mit Gott ist es genauso. Nur wenn wir uns ganz auf ihn einlassen, so wie er ist – wie er sich uns in seiner Bibel offenbart hat –, nur dann zählt unsere Anbetung."

„Moment mal“, wirft Asena erneut dazwischen. „Das alles würde die bedingungslose Glaubwürdigkeit der Bibel voraussetzen. An ein so altes, widersprüchliches Buch zu glauben, das nach all der Zeit zweifellos zigfach verändert wurde, ist absurd!“

„Die Glaubwürdigkeit der Bibel ist in der Tat ein zentrales Thema“, antwortet Magnus. „Ich kann dir daher versichern, dass ich viele Jahre damit verbracht habe, akribisch nachzuforschen. Darum kann ich dir heute sagen, dass diese spezielle Sammlung von Büchern nicht verfälscht wurde und in der Tat auch nicht voller Widersprüche ist, wie oft gelehrt wird. Du weißt aus der Wissenschaft, dass viele vermeintliche Widersprüche im Grunde nur unseren Erkenntnishorizont aufzeigen. Ebenso in der Bibel. Und was die Verlässlichkeit der Berichterstattung

und Vervielfältigung betrifft, sind die Bücher der Bibel in ihrer Historizität und Genauigkeit, tatsächlich unübertroffen. Es gibt in der gesamten Antike bis zum heutigen Tag nichts wirklich Vergleichbares. Bei näherer Betrachtung fällt auch auf, dass diese Sammlung von Büchern über Jahrhunderte hinweg ein einziges Grundthema behandelt. Ein einziger überlegener Geist hat daran gearbeitet, ein Meisterwerk zu schaffen, das seinesgleichen sucht. Und derselbe Geist war auch bei den großartigen getreuen Übersetzungen in alle Sprachen am Werk, wie Apostelgeschichte 2 bereits darauf hinweist. Denn von Anfang an wollte Gott, dass alle Menschen gleichermaßen die Chance bekommen, ihn durch sein Wort, seine großen Taten, kennenzulernen. Das steht ebenfalls im absoluten Mittelpunkt.

Alles, was Gott tut, zielt darauf ab, mit den Menschen, die er nach seinem Bild geschaffen hat, in Beziehung zu treten und uns bei unserer Entwicklung zu helfen. Er kennt uns und wir sollen ihn kennenlernen – und zwar so, wie er wirklich ist. Sein ganzes Herzblut und sein Gerechtigkeitssinn stecken dahinter, und kein Opfer war ihm dafür zu groß. Deshalb sind die zuverlässigen Übersetzungen in alle Sprachen sowie die unaufhaltsame Verbreitung seines Wortes in der ganzen Welt sein eigenes Werk. Letztlich geht es darum, dass wir verstehen lernen. Und üblicherweise können wir nur in unserer Muttersprache etwas in ganzer Tiefe erfassen. Ob das nun Hebräisch oder Deutsch ist, spielt dabei letztlich keine Rolle, sondern dass Gott seinen Willen, der für alle immer gleich ist, in der Sprache die du am besten verstehst, in dein Herz schreiben kann. Darauf kommt es an. Gerne gehe ich näher auf das Thema ein, wenn du daran interessiert bist, oder verweise dich an die jeweiligen Experten aus den Bereichen der Wissenschaft und der Althistorik. Doch einer der Hauptgründe, warum es überhaupt so wichtig ist, liegt darin, dass das ‚Wort Gottes‘ und Gott selbst eins sind.

„Wie kann das sein?“, fragt Asena.

„Nun, zum Ersten, weil es so geschrieben steht,²⁷ und zum Zweiten, weil Wort – in diesem Fall Gottes Wort – Information ist und Information ist Geist und Gott ist Geist;²⁸ und in der Tat der eigentliche Autor der Bibel, wie wir sie bis heute kennen. Aus diesem Grund sollten wir auch die gesamte Bibel kennen, wenn wir mitreden wollen, denn erst dann fangen wir an, den eigentlichen Autor dahinter zu verstehen. Ohne dieses Gesamtwissen können wir die einzelnen Aussagen und Bücher nicht verstehen, denn alles hängt am Kontext, und das ist in diesem Fall eine Per-

son. Daher gilt: Man kann den Gott der Bibel nicht von seiner Bibel trennen, ohne gezwungenermaßen einen eigenen Gott erfinden zu müssen. Ein solcher Versuch käme aber einem intellektuellen Selbstmord gleich. Ein rationaler Geist wird stets davor zurückschrecken, sich seinen eigenen Gott und darin eine eigene Idee von Leben und Tod zu erschaffen. Vor allem nicht, um dann anschließend, um jeden Preis an dieser Fantasie festzuhalten.

„Wow! Hast du gerade alle Religionen der Welt beleidigt? Das ist ja wohl die totale Ideologische Verblendung!“, unterbricht Asena ihn schockiert, während sie automatisch weiter von ihm wegrückt.

„Oh nein! Entschuldige bitte, das kam falsch rüber“, antwortet Magnus hastig. „Eigentlich bezog ich mich konkret auf zahlreiche Gespräche, in denen mir Menschen ihre ganz persönlichen Vorstellungen von dem Leben und dem Tod erklärten. Damit meine ich ganz konkret Ideen, die sie sich selbst ausgedacht haben. Trotzdem sind sie sich sicher, dass ihre eigenen Fantasien von einem Jenseits, von dem was nach dem Tod geschieht – oder eben nicht geschieht – zutreffen. Dabei haben sie nicht einmal nach Beweisen gesucht, die ihre Vermutungen belegen oder widerlegen könnten. Ich weiß das so genau, weil ich sie selbst danach gefragt habe. Sie folgen auch nicht bewährten Lehren oder den kollektiven Erfahrungen einer alten Religionsgemeinschaft. Stattdessen vertrauen sie blind ihrer eigenen Herzensfantasie, wenn es um den Sinn des Lebens und den Tod geht. Das verblüfft mich immer wieder und objektiv betrachtet würde ich das als reinen Wahnsinn bezeichnen. Denn der Tod ist unausweichlich und die Ewigkeit dauert zu lange, um sie auf gut Glück oder auf Anraten des Herzens zu verspielen. Die Bibel dagegen ist nicht das Werk eines einzelnen Menschen oder einer einzelnen Kultur, sondern das kollektive Werk vieler Menschen über einen Entstehungszeitraum von über tausend Jahren. Alles vereint durch einen einzigen überragenden Geist, der ein harmonisches Gesamtwerk ohne Gleichen erschaffen hat. Denn es gibt nur einen Gott und nur einen Weg zur Erlösung.“

„Sorry, aber das ist, gelinde gesagt super arrogant und sogar ziemlich diskriminierend!“, protestiert Asena aufgewühlt und rutscht dabei unwillkürlich noch weiter von ihm weg.

Magnus tut es ihr gleich, als wollte er mehr Raum gewinnen, und antwortet:

„Es tut mir leid, wenn du das so empfindest. „Du hast insofern recht, als dass der Exklusivanspruch der Bibel tatsächlich genauso an-

maßend wäre wie jeder andere Anspruch auf ‚Richtigkeit‘, wenn er nicht stimmt“, antwortet Magnus. „Die Frage lautet demnach, ob der Anspruch überhaupt richtig sein kann und, falls ja, ob er diskriminierend ist. Stell dir vor, du wärst in einem brennenden Raum gefangen. Überall lodern Flammen, und der Raum ist voll mit giftigem Rauch. Aber es gibt auch eine gute Nachricht. Eine große Notausgangstür steht weit offen, und jeder – ohne Ansehen der Person – kann hindurch und in Sicherheit rennen. Würdest du diese eine Tür tatsächlich als diskriminierend bezeichnen? Oder würdest du vielleicht lieber erst lange nach einer anderen Tür suchen, anstatt diese zu nutzen?

Jesus bezeichnet sich selbst als die offene Tür. Eine offene Tür diskriminiert nicht. Sie lässt jeden durch. Je schneller wir erkennen, dass es keine andere Tür und somit auch keinen anderen Weg zur Rettung gibt, desto besser für uns. Das ist die einzige ‚Bedingung‘, wenn man es so nennen will, und das ist sicherlich nicht hart, geschweige denn diskriminierend, sondern schlicht eine Anerkennung der Realität. Tatsache ist, die Bibel fördert keine von Menschen konstruierten Vorstellungen über die Welt, die menschliche Natur oder Recht und Unrecht. An sich unterstützt sie oft nicht einmal unsere diversen ‚christlichen Philosophien‘. Deshalb ist die Bibel nicht selten so unbeliebt, da sie zu häufig nicht mit unseren kulturellen Überzeugungen und erst recht nicht mit unserem Ego harmonisiert. Stattdessen fordert sie unsere Denkweise bis zum Äußersten heraus. Doch genau das ist zu erwarten von einem Buch, das vom Geist des höchsten Wesens inspiriert ist.

Wie dem auch sei, ich glaube, ich sollte mich mehr zurückhalten, denn was du in deinem Herzen entscheidest, liegt allein bei dir“, unterbricht sich Magnus plötzlich und versucht, sich ein wenig zurückzunehmen, um seiner Frau mit mehr Offenheit zu begegnen. Dieses Gespräch ist für sie beide von großer Bedeutung. Es geht tiefer als alles, was sie jemals zuvor miteinander geteilt haben. Magnus möchte sich nicht mit seiner Frau streiten und schon gar nicht sie oder ihre Überzeugungen verletzen. Dennoch ist es längst überfällig, dass sie einmal offen ihre tiefen Überzeugungen austauschen, denn für Magnus gibt es nichts Wichtiges im Leben. Wie könnte er also seine Frau davon ausschließen? Er hat eine intelligente Frau geheiratet, die ihm absolut ebenbürtig ist. Genau das liebt er so sehr an ihr. Er möchte, dass die Tür zum Dialog offenbleibt, und fährt daher fort:

„Ich bin mir bewusst, dass ich kein Recht habe, dir dein geistliches Leben vorzuschreiben. Ich hoffe nur, dass du vielleicht noch einmal ernsthaft über alles nachdenkst. Um unserer Kinder willen solltest du dich nicht mehr mit Okkultismus beschäftigen – unabhängig davon, ob du das, was du tust, für harmlos oder ‚weiß‘ hältst. Aus meiner Perspektive ist das eine sehr ernste Angelegenheit. Bitte gib dich nicht länger mit Krümeln zufrieden. Verehere nicht die Milch, sondern die Kuh, die sie gibt.“

„Du bist unglaublich! Du behauptest also tatsächlich, dass du Recht hast und ich Unrecht? Das ist sowas von arrogant!“, faucht Asena Magnus an, während sie sich an die Rückwand vom Bett lehnt, und Beine und Decke hochzieht, wie um eine Schutzmauer zu bauen. Das kränkt wiederum Magnus, der nicht wahrnimmt, wie seine Aussagen rüberkommen und unwillkürlich faucht er zurück:

„Wenn du mir das ernsthaft vorwirfst, dann fällt das Argument auf dich zurück, denn du kannst mir das nur vorwerfen, wenn du deinerseits davon überzeugt bist, dass *du* Recht hast und ich folglich im Unrecht bin. Doch du hältst eine solche Haltung ja automatisch für arrogant.“

Aber noch ehe er seine harte Antwort abmildern kann, erwidert Asena bereits:

„Und was ist mit all den renommierten Gelehrten, die dir in fast allen Punkten widersprechen würden?“, wirft Asena dazwischen. „Glaubst du etwa, du bist intelligenter als sie alle zusammen? Echt, wie kann man nur so eingebildet sein? Oder warum glaubst du, dass christliche Ansichten von den meisten Experten abgelehnt werden? Dafür gibt es gute Gründe, denkst du nicht?“

„Du hast vollkommen Recht“, kontert Magnus augenblicklich, „und der Grund hierfür ist, dass die Christen nicht die einzigen ‚Gläubigen‘ in deiner Gleichung sind. Wie kommst du denn zu dem Glauben, nicht an Gott zu glauben, sei objektiv? Etwa, weil dich deine Professoren so gelehrt haben? Vertraust du also blind ihrer vermeintlichen ‚Beweisführung‘? Den Glauben deiner Lehrer zu übernehmen, ist also weniger Glauben? Siehst du denn nicht, dass viele deiner sogenannten Gelehrten an einem teils geradezu fanatischen Glauben von einer rein materialistischen und naturalistischen Interpretation der Welt und der Menschheit festhalten? Selbst dann noch, wenn Forschung und Realität Ergebnisse zutage fördern, die ihren Vorstellungen widersprechen? Der starke Glaube der sogenannten ‚Ungläubigen‘ hat mich schon immer beeindruckt. Ich kann da nicht mithalten, mein Glaube reicht dafür einfach nicht

aus. Ein Blick auf die Welt und ihre Geschichte lehrt uns, dass jede Kultur zu jeder Zeit einer bestimmten Religion oder einem bestimmten Glauben den Vorzug gibt. Entsprechend wird in den Schulen gelehrt und so werden diese Überzeugungen zur vorherrschenden Meinung dieser Zeit. In der Folge prägen die in der Schule geformten Meinungen den Glauben der Bevölkerung und damit die Überzeugungen sowie die Kultur der nächsten Generation von Gelehrten. Genau aus diesem Grund strebt ein wahrer Forscher immer nach dem Unwandelbaren. Das ist es, was die Naturwissenschaften so groß gemacht hat. Und ein Geist, der sich darum der Mathematik verschrieben hat, wird meinem Herzen immer nahe sein. Wie es auch das Bekannte Zitat von Werner Heisenberg treffend beschreibt: „Der erste Schluck aus dem Becher der Naturwissenschaft macht atheistisch, aber am Grund des Bechers wartet Gott.“ Wenn man einmal hinter die Zahlen blickt, sieht man mit erstaunlicher Klarheit die Gegenwart des Gottes, wie er in der Bibel beschrieben wird.“

Magnus wird immer leidenschaftlicher. Diese Stufe der Intimität ist höchst explosiv, wie er bemerkt. Zwar sind seine starken Reaktionen hauptsächlich seiner Liebe zu Asena geschuldet, doch er realisiert, dass sein Verlangen nach tieferer geistiger Nähe sie nur von ihm wegtreibt. Die Stimmung ist bereits ziemlich aufgeheizt. Magnus begreift, dass er sich erneut entschuldigen muss.

„Es tut mir leid! Ich fürchte, ich schaffe es nicht, mich mehr zurückzunehmen. Es ist eigentlich nicht meine Absicht, so emotional zu werden. In unserem Fall prallen sehr unterschiedliche Weltanschauungen aufeinander. Vielleicht mehr, als du anfangs noch gedacht hast. Genau deshalb hielt ich es auch für so wichtig, dass wir darüber sprechen – zumindest einmal. Denn wie du weißt, kommt alles, was in einem Menschen drinsteckt, irgendwann zum Vorschein.²⁹ Jede Reaktion und jedes Wort, ebenso wie alles, was wir unterlassen zu tun, steht in direktem Zusammenhang mit unseren Gedanken, sprich, unseren Überzeugungen. Deshalb haben unsere Überzeugungen auch einen so großen Einfluss auf unser Umfeld. In Wirklichkeit gibt es sowas wie einen privaten Glauben nämlich nicht“, fährt Magnus fort, während er mit einer Hand ihren Fuß leicht berührt, um erneut Nähe aufzubauen und um anzuzeigen, dass ein Streit noch keinen Liebesentzug bedeutet. „Asena, wir sind verheiratet. Wir leben somit in engster Beziehung zueinander und beeinflussen uns gegenseitig, ob wir es wollen oder nicht. Wäre es da nicht sinnvoll, dass

wir unsere Karten einmal ganz offen auf den Tisch legen. Oder was denkst du?"

„Ist das wirklich so wichtig? Warum sollten wir beide an dieselben Dinge glauben?“, möchte Asena wissen, während sie noch überlegt, ob sie sich von seiner Berührung lösen soll oder nicht.

„Nun“, antwortet Magnus, und nimmt dabei seine Hand von ihrem Fuß, „natürlich müssen wir nicht zwingend an dieselben Dinge glauben, und wir müssen erst recht nicht in allem einer Meinung sein. Aber stell dir vor, ich wäre ein überzeugter Vegetarier, weil ich die Grausamkeit der Fleischindustrie nicht ertragen kann. Ich würde täglich von Albträumen geplagt, in denen Abermillionen Tiere gequält werden, nur um eine abartige Gier nach Fleisch zu stillen. Natürlich könnte ich dann nicht mit jemandem zusammen sein, der jeden Tag Fleisch isst, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren. In einer solchen Beziehung müssten wir auch einen Kompromiss finden. Du musst verstehen, dass Christus für mich alles ist, nicht nur eine Idee oder eine Partei, der ich mich angeschlossen habe. Er ist mein ganzes Leben und alles, was ich bin. Verstehst du jetzt, wie wichtig es ist, dass wir darüber reden, um einen Kompromiss zu finden, mit dem wir beide leben können?“

„Und wie sollte so ein Kompromiss aussehen?“, fragt Asena misstrauisch? „Wärst du deinerseits bereit, unsere Kinder von deinem Glauben fernzuhalten, oder bin ich hier die Einzige, die zurückstecken muss?“

„Natürlich nicht. Wenn du möchtest, dass ich mich ebenso zurückhalte, dann werde ich das tun“, antwortet Magnus.

„Tatsächlich? Du würdest zulassen, dass deine Kinder nicht in die Sonntagsschule gehen?“, hakt Asena erstaunt nach.

„Nun, ich fände es natürlich bedauerlich, wenn ich ihnen diese tolle Zeit und die coolen Lager vorenthalten müsste“, antwortet Magnus. „Aber mir ist klar, dass ich von dir nicht verlangen kann, was ich nicht auch selbst zu tun bereit bin. Glücklicherweise gibt es im echten Christentum kein biologisches Wachstum. Irgendwann müssen unsere Kinder selbst frei entscheiden, ob sie Christus als ihren Herrn annehmen möchten. Gott hat keine Enkelkinder. Außerdem wächst das Christentum dort am stärksten, wo es verfolgt wird. Insofern ist es vielleicht sogar ein Vorteil, wenn sie Jesus erst später im Leben kennenlernen, gewissermaßen ‚jungfräulich‘.“

„Also dann eine neutrale Erziehung. Das ist ganz in meinem Sinn“, betont Asena.

„Echte Neutralität ist allerdings eine Illusion, wie du sicher weißt“, erwidert Magnus prompt. „Auch sie beruht auf eigenen Wertvorstellungen und Maßstäben. Und dort, wo Neutralität selbst zum absoluten Maßstab wird, widerspricht sie ihrem eigenen Anspruch. Deshalb sollten wir stattdessen Verantwortung für unser Denken und Handeln übernehmen und unseren Kindern damit einen Orientierungsrahmen vermitteln, der sie befähigt, eigenständig zu urteilen und frei zu wählen. Etwas anderes wäre für mich ohnehin nie infrage gekommen und meine Werte sind dabei klar. Genau aus diesem Grund wollte ich mit dir darüber sprechen. Ich finde, das war längst überfällig, oder nicht?“

„Schon“, antwortet Asena zögerlich. „Aber du redest plötzlich sehr viel. Ich fühle mich regelrecht angepredigt. Ich glaube nicht, dass mir das gefällt. Normalerweise sagst du fast nie etwas, und dann hackst du plötzlich auf mir rum? Zumindest fühlt es sich so an, auch wenn du es nicht so gemeint haben willst. Na gut. Ich bin bereit, mit dir darüber zu reden. Schließlich hast du dich viele Jahre mit diesen Themen beschäftigt, und ich weiß, dass du im Allgemeinen weißt, wovon du sprichst. Und auch wenn ich lieber über andere Dinge mit dir sprechen würde, muss ich wohl annehmen, was du anbietest. Es ist ja schön, dass du dich endlich ein wenig öffnest.“

„Du hast Recht, ich bin wohl ziemlich verschlossen. Das tut mir leid“, erwidert Magnus. „Es fällt mir nicht leicht mich zu öffnen. Meine Arbeit lässt es kaum zu, und einige Kapitel meines Lebens sind extrem düster, sodass ich mich noch immer nicht dazu durchringen kann, darüber zu sprechen. Außerdem“, Magnus knüpft wieder an, „bauen unsere unterschiedlichen und stark widersprüchlichen Überzeugungen Mauern zwischen uns auf. Zumindest für mich ist das so. Ich meine das nicht als Vorwurf, und vielleicht irre ich mich auch, aber für mich fühlt es sich so an, und ich vermute, für dich ist es jetzt genauso.“

„Ich beobachte deinen Lebensweg sehr genau und spüre die geheimnisvolle Energie, die von dir ausgeht“, antwortet Asena ernsthaft, aber bewusst auch etwas schmeichelhaft. „Ich versichere dir, dass ich sehr daran interessiert bin, das Geheimnis hinter deiner enormen Kraft zu entdecken. Ich liebe die Wahrheit“, fügt sie hinzu, während sie ihm kurz über seine Schulter streicht, zuversichtlich, dass sie seine Zustimmung erhalten und dieses Gespräch somit im Positiven beenden könnte, ohne weiter verbale Hiebe einstecken zu müssen.

„Aber dann musst du dich auch der Realität stellen“, antwortet Magnus scheinbar merkbefreit. „Als Menschen können wir die Wahrheit nur durch die Fenster der Realität sehen, und dabei müssen wir uns selbst als Teil dieser Realität in die Rechnung einfügen und Verantwortung übernehmen.“

„Ich kann nur versprechen, dass ich gründlich nachforschen werde“, antwortet Asena, gekränkt darüber, dass Magnus nicht auf ihre Ausweichversuche eingeht und stattdessen zielsicher einen ihrer Schwachpunkte genau getroffen hat. Doch daraufhin erhebt sich etwas in ihr, das nicht bereit ist, nachzugeben. Also fügt sie kampflustig hinzu:

„Aber was ist, wenn es überhaupt keinen Gott gibt? Hast du diese Möglichkeit jemals ernsthaft in Betracht gezogen? Seien wir ehrlich. Schließt nicht gerade dein ‚Realitätsbewusstsein‘ einen liebenden Gott von vornherein aus?“

„So scheint es. Tatsächlich kann man leicht zu diesem Eindruck gelangen, insbesondere, wenn man selbst Leid erlebt oder miterleben muss, wie anderen Unrecht widerfährt“, nickt Magnus ernst, dann fährt er fort: „Der vielleicht häufigste Vorwurf dazu lautet: Wie kann ein liebender Gott eine Welt erschaffen, die von so unermesslichem Leid erfüllt ist? Tatsächlich hat er das aber nicht getan. Damit lautet der eigentliche Vorwurf: Wie kann ein liebender, allmächtiger und allwissender Gott all das Leid zulassen, das nicht von ihm selbst verursacht wurde? Denn er könnte es ja verhindern. Warum tut er das also nicht? Selbst Theologen können an dieser Stelle dazu verleitet werden, extrem unbiblische Ideen ins Feld zu führen, wie beispielsweise, dass Gott nicht allwissend sein kann und nur deshalb nicht immer hilft. Das würde allerdings auch bedeuten, dass er die Gebete nicht hört und nicht in seinen Kindern lebt, die überall zugegen sind und die Not sehen. Solche schlimmen Verwirrungen entstehen immer dann, wenn wir anfangen, Gott unseren eigenen Ideen anzupassen.“

Letztlich sind die Dinge, wie sie sind, und auch wenn wir massiv Einfluss auf das ‚Hier und Jetzt‘ haben, so können wir doch weder Gott noch seine finalen Pläne ändern. Wenn wir der Frage nach dem Leid aber ernsthaft nachgehen wollen, müssen wir uns zuerst der unbequemen Wahrheit über uns selbst stellen. Genau das ist der Punkt, an dem viele Menschen verständlicherweise dichtmachen. Der Großteil des Leids wird nämlich von uns Menschen selbst verursacht – zumeist schon darum, weil wir egoistisch sind und unsere eigenen Bedürfnisse und Gelüste

über die der anderen stellen. Wir reden uns ein, dass trotzdem alles gut wird, doch Freiheit und Selbstverwirklichung um jeden Preis zerstören die Freiheit und Selbstverwirklichung anderer. Das führt nicht selten zu schlimmstem Unrecht und Elend. Die Gegenfrage zur Eingangsfrage lautet daher: „Ist es überhaupt möglich, eine funktionierende Welt für Menschen wie uns zu erschaffen – in der es kein Leid gibt?“

Magnus sitzt jetzt ganz aufrecht. Er hat angefangen, mit den Händen zu reden. Er ist mit Herz und Seele dabei. Asena überlegt, ob sie ihn stoppen soll. Ein Teil von ihr kann es nicht ertragen, ihm länger zuzuhören. Doch ihre Neugierde verhindert es. Sie ist zu sehr daran interessiert, seine Antwort auf diese Frage zu erfahren. Also hört sie ihm zu, wie er sagt:

„Diese Frage hat es in sich und die Antwort lautet: Es ist nicht möglich. Jedenfalls nicht im ersten Anlauf. Das mag zunächst absurd klingen. Aber ich werfe mal verschiedene Lichter auf die Problemstellung. Du kannst ja selbst weiterführende Erkundigungen einholen. Überleg zum Beispiel, was wäre, wenn Gott jedes Mal eingreifen müsste, wenn wir etwas tun, wodurch wir einem anderen Menschen Leid zufügen. Angefangen bei so Alltäglichem wie der Situation, wenn wir keine Lust haben, unsere Oma im Altersheim zu besuchen. Kannst du dir vorstellen, wie oft Gott dann in unsere Entscheidungen, unsere Natur und unsere Freiheit eingreifen müsste? Würde dir das gefallen?“

„Wirklich? ‚Oma besuchen‘? Ernsthaft jetzt?“, unterbricht ihn Asena zynisch.

„Ja“, antwortet Magnus und erklärt: „Ich meine das jetzt erst einmal nur, um eine Baseline, einen Referenzwert, zu geben. Außerdem solltest du Einsamkeit niemals unterschätzen. Sie ist ein schreckliches Leid. Was soll Gott also dagegen tun? Von dir verlangen, dass du dich um deine eigene Oma kümmerst? Doch das erscheint dir vielleicht wie eine Zumutung. Zu viel von deiner kostbaren Freizeit. Was also dann? Soll er jemand anderes an deiner Stelle schicken? Oder soll Gott das Leid deiner Oma verhindern, indem er sie selbst besucht, weil du deinen Teil nicht tun willst?“

„Genau! Soll er sie doch selbst besuchen, wenn er schon Menschen gemacht hat. Außerdem hätte dein Gott doch auch Menschen erschaffen können, die kein Leid empfinden“, erwidert Asena trotzig.

„Das gibt es“, antwortet Magnus. „Die Krankheit nennt sich kongenitale Analgesie oder CIP und ist lebensgefährlich. Weißt du, wie das Gebet von Eltern klingt, die Kinder haben, die keine Schmerzen empfinden?“

„Gott, schenk meinem Kind Schmerz – schätze ich“, antwortet Asena ironisch genervt.

„In der Tat“, antwortet Magnus. „Schmerzen und Leid erfüllen nämlich einen essenziellen Zweck. Sie zeigen an, wenn irgendwo eine Grenze überschritten wird. Sollte Gott uns das wegnehmen? Wie sähe das aus? Wir würden nicht lange überleben. Oder sollte er, wie du gesagt hast, einfach alles selbst machen? Wie Eltern, die ständig hinter ihren Kindern aufräumen und dafür sorgen, dass ihr Sprössling nie die Konsequenzen seines Verhaltens ausbaden muss? Weißt du, was für Menschen das werden?“

„Das scheint einen Nerv bei dir zu treffen“, gibt Asena dazwischen.

„Möglich“, räumt Magnus ein, lässt sich aber nicht vom Thema ablenken. „Aber es bleibt dabei, wenn ich es zu Ende erklären darf: Wir würden allesamt zu schrecklichen Menschen, wenn nichts von dem, was wir tun, Konsequenzen hätte. Tatsächlich würde sogar alles seinen Sinn verlieren. Oder sollte Gott nur ‚das Schlimmste‘ verhindern, aber ein gewisses Maß an Leid zulassen? Dann bliebe allerdings die Frage, was ‚das Schlimmste‘ sein soll. Wo müsste Gott die Grenzen ziehen? Würden wir das in einem solchen Fall überhaupt erkennen? Tut er das nicht vielleicht längst? Hinzu kommt, dass erst durch das Schlimmste das Beste möglich wird – eine Erkenntnis, die wir in der westlichen Kultur fast vollständig verloren haben. Ohne das Schlimmste würden wir also auch nie das Beste bekommen und nie echte Freude erleben. Wäre das ein lebenswertes Leben? Oder sollte Gott Marionetten erschaffen, die nichts tun oder empfinden können außer, worauf sie programmiert sind? Das wären dann allerdings keine Menschen mehr. All das und noch vieles mehr können wir uns ausdenken, wenn wir jegliche Verantwortung als zu große Last von uns abwerfen wollen. Doch wir sind denk- und handlungsfähig und deshalb auch verantwortlich, ob wir wollen oder nicht.“

„Darf ich jetzt auch mal etwas sagen?“, erwidert Asena. „Sorry, aber du siehst hier nicht das ganze Bild. Uns zu besseren Menschen zu machen, geht mit Sicherheit auch einfacher als mit Krankheit, Überschwemmungen und der Not von Millionen Kindern!“

Asena ist empört und hofft, Magnus mit diesem Argument endlich zum Schweigen zu bringen. Dann fügt sie hinzu: „Und überhaupt, wenn

Gott so superintelligent ist, warum erschafft er dann solche Menschen? Und warum hat er keine bessere Idee, als uns uns selbst zu überlassen?"

„Wie schon gesagt“, antwortet Magnus traurig werdend, „das Problem liegt – ganz offensichtlich – nicht bei unserem Verstand, sondern bei unseren Gefühlen. Das ist das eigentliche Problem bei dieser Frage.“

„Willst du mich beleidigen?“, fragt Asena wütend.

„Nein, im Gegenteil“, antwortet Magnus. „Du siehst doch: Fragen zum Thema Leid bleiben nie auf rein theoretischer Ebene, sondern rutschen fast immer ins persönliche Erleben und werden damit natürlich sofort hochsubjektiv. Das liegt in der Natur von Schmerzen und lässt sich nicht umgehen. Obwohl wir stets Antworten wollen, nützt es uns in diesem Bereich letztlich nur wenig, alle Antworten zu kennen – da kann ich ein Lied von singen.“

„Das ist ja eine schöne Ausrede“, kontert Asena.

„Okay, also wärest du glücklich, wenn ich dir auf jede Frage eine klare und schlüssige Antwort geben würde? Ich wage das zu bezweifeln“, entgegnet Magnus.

„Etwa weil ich es nicht begreifen würde, oder was?“, fragt Asena explosiv.

„Nein, sondern weil man extremes Leid nicht mit einer Antwort aus der Welt schaffen kann. Darum“, erklärt Magnus. „Genau aus diesem Grund greifen reine Antworten hier nicht weit genug. Wir können das gerne testen, wenn du dieses Gespräch auf unbestimmte Zeit fortsetzen willst. Ich habe mich jahrelang mit diesem Thema befasst und kann gerne noch stundenlang erklären. Also, bitte sei mir nicht böse. Aber die Wahrheit ist doch, dass wir erst zufrieden sind, *wenn es aufhört wehzutun*. Doch darin liegt ironischerweise tatsächlich die Lösung. Denn nur durch das Leid werden wir immer wieder gezwungen, unsere Ideen zu überdenken und uns zu ändern. Außerdem suchen wir so auch immer wieder Gott, weil wir instinktiv wissen, dass letztlich nur er wirklich etwas ändern kann.“

„Ah! Also ein Erpresser, dein Gott“, entgegnet Asena.

„Keineswegs“, antwortet Magnus. „Er ist nur äußerst geduldig und darüber hinaus sogar bereit, selbst zu leiden – das ist Liebe. Und damit kommen wir zum Kern. Denn was wir meiner Ansicht nach in der Auseinandersetzung mit Leid wirklich brauchen, sind Sinn, Zuwendung, Vergeltung und schließlich Erlösung. All das finden wir bei Christus. Aus persönlicher Erfahrung kann ich dir bezeugen, dass ich Gott nie näher war

als in meinen dunkelsten Stunden. Das lag allerdings definitiv *nicht* daran, dass ich in meinen Momenten der tiefsten Verzweiflung fähig gewesen wäre, mich an Christus festzuhalten. Im Gegenteil. Auch ich kämpfte mit Depressionen, mit Selbstanklagen und Hass und dass ich irgendwann nichts mehr verstehen und zeitweise auch nicht mehr an einen ‚lieben Gott‘ glauben konnte. Doch gerade deshalb waren meine Erlebnisse so überwältigend. In der größten Finsternis war es Gott, der sich mir in Liebe zugewandt und mich festgehalten hat – auf Arten und Weisen, die ich mir nie hätte vorstellen können. Wenn man in gnadenlosen Flammen steht und der Schmerz so überwältigend wird, dass weder ein Placebo noch ein fanatischer Glaube einen retten können, dann erreicht man einen Punkt, an dem nur noch ein echter Retter – von außen – helfen kann. Die enorme Kraft und Liebe, mit der Christus denen begegnet, die ihn suchen oder für die wir beten, ist überwältigend und mit nichts vergleichbar, das wir kennen oder uns ausdenken können. Und egal, wie sehr wir uns auch bemühen, an Dinge zu glauben, die uns dabei helfen sollen, Schmerzen und Krankheiten auszuweichen: *Es gibt absolut keinen Weg, allem Leid zu entkommen. Wenn du aber Gott ablehnst, nur weil er dir all das Leid nicht erspart, leidest du darum nicht weniger. Du hast dich nur um die einzig reale Hilfe gebracht.* Gott erklärt jedenfalls, dass dieses Leben nur vorübergehend ist. Der Tod ist gewiss, doch er ist nicht das vielleicht ersehnte Ende, sondern erst der eigentliche Anfang.“

„Ewigkeit ist aber etwas Schreckliches. Wer will das?“, fragt Asena dazwischen.

„Ewigkeit mit Gott bedeutet nicht Monotonie“, erwidert Magnus. „Es ist absurd zu glauben, dass der Gott, der diese unfassbar vielfältige und abwechslungsreiche Welt mit all ihren Dimensionen erschuf, eine langweilige Ewigkeit geplant hat. Oder bevorzugst du etwa die Vorstellung von einem ewigen Nichts? Interessanterweise wollen wir das eigentlich auch nicht. Aber egal, wie wir es drehen und wenden: Der Ewigkeit entkommen wir ohnehin nicht. Was auch immer kommen mag, es dauert ewig. Was wir wollen oder nicht, steht nicht zur Debatte, darauf haben wir keinen Einfluss. Auch die Hölle dauert ewig.“

„Oh, komm mir nicht damit“, verwirft Asena hastig seine letzten Worte und wechselt schnell zu einem weniger beängstigenden Thema. „Aber wenn es diesen Gott gibt, wer hat ihn dann erschaffen? Denn eines wissen wir auf absolut sicher: Es gibt nichts, das keinen Anfang hat – das ist Realität.“

„Ja, genau“ antwortet Magnus sofort. „Und weil alles einen Anfang hat, gibt es letztlich keinen Anfang. Siehst du? Die Erkenntnis, dass alles einen Anfang *haben muss*, ist gerade der Beweis für die Ewigkeit, sprich die Ewigkeit der Existenz und des Lebens selbst. Denn wenn alles einen Anfang hat, hatte der Anfang des Anfangs natürlich auch schon einen Anfang, ebenso wie dessen Anfang, und so weiter – bis in alle Ewigkeit. Auch jedes Ende ist der Anfang von etwas Neuem, wie wir wissen. Und was verbindet nun diese unendliche Zahl von Anfängen? Die Existenz selbst, also ein ewiges ‚Seiendes‘, das entsprechend keinen Anfang haben kann. Dieses übergeordnete ‚Sein‘ hat sich mit nur einem einzigen, ‚sein Wesen beschreibendes Wort‘ vorgestellt. Dieses Wort ist somit auch sein Eigenname und beantwortet gleichzeitig die größten Fragen des Universums. Dieser Name ist Jahwe – ich bin. Im griechischen Urtext, ἔγω εἰμι, sowohl im Alten als auch im Neuen Testament. Mit diesem seine Natur beschreibenden Namen hat Gott klargemacht, dass er selbst die alles verbindende Essenz, also das Leben, das ‚Sein‘, ist. Und er hat noch etwas getan. Mit dem ‚Ich‘ hat er angezeigt, dass es persönlich ist. Leben ist persönlich. Das ‚Ich‘ ist der Grund für das ‚Du‘, also für das erschaffene Gegenüber, den Menschen.“

Asenas Augen leuchten. Sie ist selbst erstaunt, wie sehr ihr das unter die Haut geht. Magnus fährt indes fort:

„Damit komme ich wieder auf das vorherige Thema zurück. Wenn dieses Leben alles wäre, also wenn es keine Auferstehung der Toten gäbe, dann gäbe es auch keine Hoffnung. Doch der Tod ist nicht das Ende und kann es auch gar nicht sein. Wie du selbst bemerkt hast. Nichts entsteht aus dem Nichts und alles, was existiert, wandelt sich weiter. Ähnlich wie bei einer Geburt. Oder wie bei einem Samenkorn, das zuerst sterben muss, um sich in das neue Leben und die neue Form zu verwandeln, die ihm bestimmt sind – um es mit den Worten der Bibel zu sagen.³⁰ Im Gegensatz zu unserer Geburt in diese Welt hinein können wir jedoch dank eines gerechten Richters selbst entscheiden, wie wir unser ewiges Leben verbringen wollen, ohne all das Leid wiederholen zu müssen. Hier findest du Gerechtigkeit und vor allem unerschöpfliche Liebe. Es ist die Liebe eines Gottes, der jedem Menschen nachgeht und jedem seine Hand reicht, selbst denen, die ihm zuvor Unrecht getan haben. Ja, er hat sogar sein eigenes Wohlergehen beiseitegelegt und ist den Weg, den wir alle gehen müssen, selbst bis zum bitteren Ende gegangen. Damit hat er die Tür zu einem glücklichen und spannenden ewigen Leben geöffnet! Darum ist er

die Tür und der Weg. Genau hier kommt alles zusammen. Rettung – durch Leid. Eine andere Idee lässt sich mit der Realität nicht in Einklang bringen – zumindest nicht aus meiner Sicht.

Darum mag ich die Bibel, denn sie ist überaus realitätsverbunden. Sie berichtet schonungslos von allem Leid und dem ganzen ‚Mist‘ dieser Welt und beschönigt nichts. Doch wir dürfen auch wissen, dass jeder, der sich mit seinem ‚Mist im Leben‘ vertrauensvoll Jesus zuwendet und bereit ist, sich zu ändern, erleben darf, wie Gott diesen in den reinsten Dünger verwandelt, der letztlich überfließende Fülle und Freude und zuletzt sogar absolute Reinheit bringt. Auf keinem anderen Weg wäre dies so möglich. Auch die Nähe zu Gott, nach der so viele Menschen streben, führt in erster Linie durch Leid und ist genau deshalb größer, als sie es auf einem anderen Weg jemals sein könnte. Doch das ist ein Geheimnis, das wir erst lüften, wenn wir es selbst erleben. Hätten wir Zugang zu sämtlichen Lebensgeschichten gläubiger Christen, dann ließe sich diese Wahrheit tausendfach belegen – und das täglich. Wenn du also Realität suchst, dann lies die Bibel.

„Oho, also eine Bibel voller ‚realistischer Wunder‘? Dass ich nicht lache!“, platzt Asena heraus.

„Aber klar doch!“, antwortet Magnus überrascht. Dabei runzelt er die Stirn, weil ausgerechnet jemand, der an Geister und Übersinnliches glaubt, ihm ein solches Argument entgegenschleudert. Deshalb erwidert er: „Du scheinst davon auszugehen, dass nur ein hohes Maß an Realitätsferne es einem ermöglicht, an Wunder und Übersinnliches zu glauben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wie du weißt, entdecken bereits Babys das Gesetz der Schwerkraft, indem sie unermüdlich alles daraufhin testen. Sie werfen sämtliche Gegenstände auf den Boden, bis sie merken, dass tatsächlich alles, was nicht festgehalten wird, herunterfällt. Dank dieser unerschütterlichen Verbindung zur Realität würde selbst ein Kleinkind mit größtem Staunen reagieren, wenn ein Stein plötzlich in der Luft stehen bleiben würde. Es würde wissen wollen, welches unsichtbare Etwas den Stein am Fallen hindert. Wenn nun Gott existiert, dann ist er offensichtlich in der Lage, Dinge zu tun, die über unseren alltäglichen, empirischen Erfahrungshorizont hinausgehen. Dafür ist kein besonderer Glaube nötig, sondern es ist eine Frage der Logik. Die einzig wirklich wichtige Frage ist daher nicht, ob Gott Wunder vollbringen kann, sondern ob Gott existiert. Denn wenn es einen Gott gibt – insbesondere einen, der das gesamte Universum erschaffen hat –, dann kann er selbstredend

Dinge tun, die über unsere Fähigkeiten hinausgehen, also sogenannte ‚Wunder‘. Allerdings können wir diese ‚Wunder‘ nur aufgrund unserer Kenntnisse der Naturgesetze überhaupt wahrnehmen. Ohne diese von Gott gegebenen Naturgesetze wären wir nicht in der Lage, das Wirken des Allmächtigen in unserem Alltag zu erkennen, das seine Existenz anzeigt. Ich bin allerdings überrascht, dass ausgerechnet du mir diese Frage stellst. Würdest du etwa lieber all deine Vorstellungen von einer magischen Welt aufgeben, nur um nicht an diesen Gott glauben zu müssen? Wenn ja, dann würde ich an deiner Stelle genau da ansetzen und mir einige selbstkritische Fragen stellen, wie ich es im Übrigen auch getan habe. Wenn wir nicht bereit sind, uns der harten Wahrheit zu stellen und sie als die unbeeindruckbare, souveräne Autorität anzuerkennen, die sie ist – nur weil dies erfordern würde, dass wir uns unterordnen und unsere Ansichten anpassen müssten –, dann lieben wir die Wahrheit nicht...”

„... vorausgesetzt, es gibt überhaupt so etwas wie Wahrheit im absoluten Sinn – was sicherlich nicht der Fall ist! Wahrheit ist relativ, wie alle gebildeten Menschen wissen sollten“, kann Asena nicht länger widerstehen, Magnus ins Wort zu fallen.

„Na gut, und glaubst du, dass die Aussage, die du gerade gemacht hast, richtig ist? Ergo ist sie wahr?“, kontert Magnus sofort. „Wenn ja, dann hat sich dein Argument in Luft aufgelöst. Aber wenn das, was du gesagt hast, nur Ansichtssache ist, welchen Sinn hatte es dann, es einzubringen?“

Selbstverständlich ist alles relativ im wörtlichen Sinne, nämlich dass sämtliches menschliches Wissen fragmentarisch ist. Das lateinische Wort ‚relatio‘, von dem sich das Wort ‚relativ‘ ableitet, bedeutet im Kontext, dass all unser Wissen stets in Beziehung steht, sich also ‚rückbezieht‘ – und zwar auf die allumfassende Wahrheit. Aufgrund unserer begrenzten Wahrnehmung ist Wahrheit für uns wie ein Puzzle, das wir Stück für Stück zusammensetzen müssen. Dabei erschaffen wir aber nichts neues, sondern entdecken nur! Das ist die entscheidende Erkenntnis und Grundlage allen Verstehens. Denn wir erkennen nur Bruchteile dessen, was real ist, nämlich Teile der Wahrheit, die sich hinter allem erstreckt,³¹ sonst wäre Forschung sinnlos.

Es ist auch klar, dass wir das Unveränderliche fürchten. Etwas so Überwältigendes wie die Wahrheit. Etwas, das sich nicht um unsere Meinung schert und das wir nicht beeinflussen oder verändern können. Wer ernsthaft nach Antworten sucht, strebt andererseits genau darum immer nach einer gewissen wissenschaftlichen Leidenschaftslosigkeit und De-

mut, wie sie im Sinne der akademischen Ethik notwendig sind, um zu echten Ergebnissen zu gelangen. Auch wenn das bedeutet, dass man liebgewonnene Theorien verwerfen muss. Wir begegnen dem unweigerlich, sobald wir uns der Wahrheit über uns selbst stellen. Wie sehr hängst du also an deinen eigenen Ideen und bist bereit, dafür sogar die Wahrheit zu opfern? Oder bleibst du der Wahrheit verpflichtet, auch wenn das bedeutet, dass du einige deiner Ideen aufgeben musst? Das sind die Fragen, die wir uns ständig neu stellen müssen."

„Oh, ich versichere dir, ich werde gründlich recherchieren“, antwortet Asena mit zornig blitzenden Augen. Sie wird Magnus beweisen, dass sie zu akademischer Rücksichtslosigkeit absolut fähig ist – auch gegenüber sich selbst. Außerdem wird sie noch viel mehr über Biologie, Theologie und die Religionen der Welt lernen, um ihm bei ihrem nächsten Gespräch auf Augenhöhe begegnen zu können. Dann wird sie ihn knallhart mit den Ergebnissen ihrer Recherchen konfrontieren. Vielleicht muss am Ende *er* seine Position noch einmal überdenken, entscheidet sie kämpferisch. Ein letztes Mal antwortet sie entschlossen: „Wenn ich tatsächlich finde, was du gesagt hast, dann und nur dann bin ich bereit, einige meiner Überzeugungen zu ändern!“, beendet Asena an diesem Morgen das hitzige Gespräch, während sie sich hastig anzieht, um das Schlafzimmer zu verlassen.

„Das klingt absolut fair und ich verspreche dir, dass ich einige meiner Ansichten auch überdenken werde, wenn du mir entsprechende Argumente lieferst. Und vielen Dank, dass du dir die Zeit genommen hast, mir so lange geduldig zuzuhören.“

Besorgt kratzt sich Magnus am Hinterkopf, während er Asena nachschaut, die zügig das Zimmer verlässt. Er hofft von Herzen, dass sie ihre Recherchen trotz seines Redeausbruchs fortsetzen wird. Allerdings kann und will er nicht noch mehr von Asena verlangen, die in der Tat ein beträchtliches Maß an Geduld und innerer Stärke bewies, indem sie seinen Ausführungen so lange zugehört hat.

Weihnachten

„Ich möchte Weihnachten dieses Jahr auf besondere Weise feiern“, verkündet Magnus. „Wärest du einverstanden, Asena, wenn wir alle einladen, denen wir zu Dank verpflichtet sind? Ich denke dabei nicht nur an Freunde wie die Blocks, César und Susan, sondern auch an Menschen wie Polizeihauptmeister Hoffmann, von dem ich dir erzählt habe. Ich werde diesen Mann nie vergessen. Ich habe ihn nur einmal getroffen, aber er hat mir in mehrfacher Hinsicht das Leben gerettet und Schlimmstes verhindert. Ich möchte ihn sehen und herausfinden, was ich für ihn tun kann, nachdem er so viel für mich getan hat. Außerdem möchte ich unsere Mitarbeiter und alle anderen einladen, die mir einfallen.“

„Großartig! Das klingt wirklich schön! Das wäre ein wahres Fest der Liebe!“, antwortet Asena begeistert.

Schnell bereiten sie vier Tage Weihnachtsfeierlichkeiten vor, da ihnen bewusst wird, dass es eine ganze Reihe von Menschen gibt, denen sie ihre Dankbarkeit zeigen können. Sie planen die erste Feier für den Abend vom 22. Dezember, da die meisten sonst nicht teilnehmen könnten. An diesem ersten Tag laden sie ihre persönlichen Angestellten und Büromitarbeiter sowie einige andere Bekannte ein. Asena lädt beispielsweise die Frauen aus dem Schönheitssalon ein, um ihnen ihre Dankbarkeit auszudrücken. Das kostet viel Geld. Die Soters wissen, dass Geldgeschenke zwar unpersönlich sind, aber auch das, was die meisten Menschen wollen und brauchen. Außerdem ist Geld die Ressource, über die sie am reichsten verfügen, sodass sie großzügig geben können. Weihnachten, den 25. Dezember, reservieren sie für eine Zeit der Besinnung, des Gebets und der trauten Zweisamkeit, während sie Heiligabend mit ihren engsten Freunden im neuen, größeren Haus der Blocks in Frankfurt feiern. Es ist ein wunderbares, gemütliches Ereignis. Nach dem Abendessen geht Walter mit Magnus, begleitet von Leibwächtern, spazieren und fragt ihn nach seiner Ehe. Magnus erzählt Walter, wie glücklich er mit Asena ist.

„Asenas Tiefgründigkeit und ihr Charakter übertreffen sogar ihr hübsches Äußeres. Sie liest derzeit die ganze Bibel und stellt viele her-

ausfordernde Fragen dazu. Ich habe das Gefühl, dass ich mich auf sie verlassen kann. Sie liebt mich trotz meiner Ansichten. Ich denke, sie versteht mich im tiefsten Inneren und sie fordert mich heraus. Das ist eine ganz neue Erfahrung für mich. Also du verstehst mich natürlich auch, Walter“, unterbricht Magnus kurz, besorgt, dass sein Freund ihn missverstehen könnte. „Aber ich bin es nicht gewohnt, dass jemand in meine geistlich-intellektuelle Welt eindringen kann. Für die meisten, die ich kenne, schließen sich diese Dinge sogar gegenseitig aus. Aber eben nicht für mich. Daher bin ich so erstaunt über ihre guten Fragen und ihre ständig wachsende Weisheit. Es ist seltsam, aber ihre tiefe Liebe ihr Verständnis und ihre Stärke sind wie eine unsichtbare Schutzmauer um mich herum. Etwas fast Greifbares, auf das ich mich verlassen kann und das mir viel innere Sicherheit gibt. In meiner derzeitigen Position ist das neben Gott genau das, was ich mehr als alles andere brauche.“

Walter freut sich, das zu hören, und möchte sofort noch mehr wissen. Aber Magnus weist darauf hin, dass sie bereits zu viel geredet haben.

„Es ist nicht sicher für mich, offen zu reden“, sagt er. „Wo immer ich hingehe, folgen mir Reporter und Agenten. Selbst die Luft um mich herum hat Ohren“, antwortet Magnus.

„Es ist gewiss gut, dass du wachsam bleibst, aber glaubst du nicht, dass Gott dich auch beschützt?“, fragt Walter.

„Klar, glaube ich das und ich weiß es sogar. Sonst hätte ich es nie gewagt, dir jetzt so viele private Dinge anzuvertrauen. Die Tatsache, dass Gott mir hilft und mich beschützt, bedeutet allerdings nicht, dass ich mich gehen lassen und alle Verantwortung auf Christus abwälzen kann. Gott würde mir das nicht durchgehen lassen“, erklärt Magnus grinsend, und Walter lächelt zurück und nickt zustimmend.

Sie genießen ihren Spaziergang noch eine Weile, besonders Magnus, dessen Seele sich nach Ruhe und Frieden sehnt. Die schönen Festtage vergehen auch viel zu schnell, doch die Erinnerung bleibt. Vor allem die an den 23. Dezember, den für Magnus bewegendsten Tag von allen. An diesem Tag besuchte Magnus nämlich Polizeihauptmeister Hoffmann. Der pensionierte alte Mann war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ein Schlaganfall hatte ihn auf einer Seite fast bewegungsunfähig gemacht. Er verbrachte nun die meiste Zeit zu Hause auf dem Sofa. Seine Frau Anita Hoffmann kümmerte sich treu um ihn, aber mit zunehmender Verbitte-

rung. So hatte sie sich ihren wohlverdienten Ruhestand mit ihrem Mann, den sie all die Jahre mit seinem Beruf teilen musste, nicht vorgestellt.

Am 23. Dezember schlich sich Magnus heimlich aus Brüssel fort, um unerkannt nach Frankfurt zu reisen. Als er das schmucklose graue Wohnhaus in der Hanauer Landstraße in Frankfurt-Fechenheim erreichte, klingelte er an der Tür der kleinen Vierzimmerwohnung im obersten Stockwerk. Sein Herz zog sich zusammen. So hatte dieser treue Beamte also all die Jahre gelebt? Frau Hoffmann öffnete die Tür. Der Anblick eines Mannes im teuren Anzug neben einem riesigen Gorilla ließ sie erschrocken zurückweichen. César hatte tatsächlich ein furchteinflößendes Gesicht. Doch das allein war nicht der Grund für ihre Bestürzung. Sie hatte das Gefühl, die beiden schon einmal gesehen zu haben. Trotzdem konnte sie nicht glauben, dass tatsächlich Magnus Soter vor ihrer Tür stand – und erkannte ihn deshalb nicht.

„Wir haben die Miete immer pünktlich bezahlt. Nach über dreißig Jahren sind wir nun zum ersten Mal im Rückstand – wegen der hohen Arztrechnungen. Und sofort stehen Sie vor der Tür? Wollen Sie uns ausgerechnet kurz vor Weihnachten mit einer Zwangsvollstreckung bedrohen? Haben Sie keinen Anstand?“, rief Anita außer sich. Mit leicht zitternder Stimme, erfüllt von Angst und Wut, fuhr sie fort: „Auch wenn mein Mann im Moment nicht aufstehen kann, hat er doch immer noch viele Freunde bei der Polizei. Sie sollten jetzt besser gehen.“

Sie versuchte, Magnus die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Doch César reagierte schneller und hielt die Tür mit einer Hand auf. Damit war Frau Hoffmann endgültig eingeschüchtert.

„Wir haben nichts! Sie können hereinkommen und sich selbst überzeugen – aber wir haben wirklich nichts!“, sagte sie verzweifelt und trat von der Tür zurück, bevor der Gorilla womöglich noch gewalttätig wurde.

Magnus und César betraten eilends die Wohnung. Magnus wollte verhindern, dass neugierige Nachbarn, die möglicherweise durch die Schreie aufmerksam geworden waren, ihn sahen und erkannten. Kaum waren sie

eingetreten, schloss César die Tür hinter ihnen. Währenddessen versuchte Magnus, Frau Hoffmann zu beruhigen. Doch sie war so aufgewühlt, dass sie ihm offenbar nicht zuhören konnte. Schließlich entschloss sich Magnus kurzerhand, vor ihr auf ein Knie zu gehen. Das wirkte. Anita starrte ihm mit großen Augen ins Gesicht.

„Bitte, Frau Hoffmann“, sagte Magnus beschwichtigend, „ich flehe Sie an: Beruhigen Sie sich. Ich bin nicht, für wen immer Sie mich halten. Ich bin gekommen, weil ich mit Ihrem Mann sprechen muss. Vor vielen Jahren hat er mir das Leben gerettet und dabei seine Karriere aufs Spiel gesetzt. Erkennen Sie mich denn wirklich nicht? Ich bin Magnus Soter.“

Anita Hoffmann blieb wie erstarrt im Flur stehen. In diesem Moment rief Richard mit undeutlicher, abgehackter Stimme aus dem Wohnzimmer:

„Anita, wer is da? Anita, sag mi, was los is!“

Als Magnus Richards Stimme hörte, ging er sofort ins Wohnzimmer. Vor dem Sofa, auf dem Herr Hoffmann lag, blieb er stehen. Ein schmerzlicher Stich durchfuhr ihn. Der zusammengesunkene, grau gewordene alte Mann vor ihm hatte kaum noch Ähnlichkeit mit dem gut aussehenden, aufrechten Polizisten, an den er sich all die Jahre voller Dankbarkeit erinnerte hatte. Magnus sank vor dem Sofa auf ein Knie nieder und ergriff vorsichtig die Hand des alten Mannes.

„Herr Hoffmann, ich bin es. Erinnern Sie sich an mich?“, fragte er leise.

Herr Hoffmann runzelte die Stirn. Es konnte doch unmöglich sein, dass ausgerechnet Magnus Soter ihn besuchte. Natürlich hatte er die Geschichte von damals nie vergessen. Er war erleichtert und froh gewesen, dass Herr van Woerden dank seiner Intervention das Gefängnis überlebt hatte – lange genug, bis selbst der wahre Grund seiner Inhaftierung ihm nichts mehr anhaben konnte. Natürlich hatte Hoffmann Magnus sofort wiedererkannt, als dessen Gesicht Jahre später in den Nachrichten erschienen war. Es gab inzwischen kaum jemanden, der berühmter war als Herr Soter. Ein ehemaliger Kollege und enger Freund von Hoffmann, hatte ihm auf Nachfrage bestätigt, dass Magnus Soter tatsächlich Josef van Woerden war – eine Tatsache, die bis heute erfolgreich vor der Öffentlichkeit verborgen geblieben war. Als würde sich niemand für Magnus'

Herkunft interessieren. Ein beeindruckendes Zeugnis von Brüssels Macht.

„Sind Sie das wirklich, Herr van Woerd...? Ich meine: Herr Soter? Sie hier? Aber warum? Ich verstehe nicht. Aber bitte, nehmen Sie Platz“, brachte Herr Hoffmann mühsam aus seinem leicht einseitig gelähmten Mund hervor, während er versuchte, sich aufzurichten. Dann wanderte sein Blick zu César.

„Oh, Sie sind auch hier. César Gauthier, Sie alter Gauner! Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Zur Abwechslung mal auf unserer Seite des Gesetzes – was?“

Ein verschmitztes, schiefes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Man konnte erkennen, dass sein Geist zu ihm zurückkehrte. César grinste zurück und schüttelte ihm vorsichtig die Hand.

„Kann ... kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?“, stammelte Frau Hoffmann indes, noch immer sichtlich überfordert.

„Danke, Frau Hoffmann. Wir wollten Ihnen keine Umstände bereiten“, antwortete. „Ich bin nur gekommen, weil ich dieses Jahr allen Menschen, die mir geholfen haben, meine aufrichtige Dankbarkeit zeigen möchte. Und Ihr Mann nimmt dabei einen ganz besonderen Platz in meinem Herzen ein – zumal ich ihn seit damals nicht mehr gesehen habe. Deshalb habe ich veranlasst, dass Sie morgen eine Frau namens Felicia Mayer besuchen wird. Sie besitzt die Vollmacht, Ihnen in meinem Namen alles zu geben, was Sie sich jemals gewünscht haben. Ab heute müssen Sie sich keine finanziellen Sorgen mehr machen. Ich habe bereits dafür gesorgt, dass Sie bis an Ihr Lebensende jeden Monat siebentausend Euro auf Ihr Konto überwiesen bekommen.“

„Siebentausend Euro!“, wiederholte Frau Hoffmann und schnappte dabei regelrecht nach Luft.

Magnus lächelte, während er Herrn Hoffmann einen dicken Umschlag mit Geld sowie einen Brief überreichte. Darin hatte er sich die Zeit genommen, seine Gedanken über Herrn Hoffmann während der sieben Jahre im Gefängnis niederzuschreiben und seine tiefe Dankbarkeit auszudrücken.

Kurz nachdem Magnus gegangen war, las Herr Hoffmann den Brief unter Tränen. Danach weinte er still vor sich hin und reichte Anita sowohl den

Brief als auch die siebzigtausend Euro aus dem Umschlag – zehntausend Euro für jedes Jahr im Gefängnis.

Anita musste sich sofort setzen. Zweimal las sie den bewegenden Brief, während ihr Tränen über die Wangen liefen. Schließlich setzte sie sich neben ihren Mann und küsste ihn.

„Jetzt haben wir endlich etwas, das wir unseren beiden Söhnen und ihren Familien geben können. Oh Richard, bitte vergib mir, dass ich so ungeduldig mit dir gewesen bin – besonders in den letzten Monaten. Ich habe immer an dich geglaubt und war stolz auf dich. Aber in den vergangenen zwei Jahren habe ich mich wirklich gefragt, welchen Sinn das alles noch hatte. Warum ehrlich und anständig leben, wenn man am Ende so schlecht dafür belohnt wird? Aber jetzt ...“ Anitas Stimme brach, und sie musste sich sichtlich beherrschen, um nicht erneut zu weinen. „Jetzt bin ich einfach nur glücklich und dankbar, dass Gott uns nicht vergessen, sondern sich an unsere Treue erinnert hat.“

„Ja“, antwortete Richard leise, „offenbar gibt es doch einen Gott.“

Dann hellte sich sein Gesicht weiter auf. „Und morgen, wenn unsere Jungs kommen, um mit uns Heiligabend zu feiern, werden wir ein Fest ausrichten, das sie umhauen wird!“

„Ja, genau!“, rief Anita begeistert. „Ich werde alles vorbereiten und sofort einkaufen gehen. Die werden staunen!“

Wie Magnus es versprochen hatte, erschien Felicia Mayer – eine junge blonde Frau – am Morgen des 24. Dezember bei ihnen zu Hause. Ruhig erklärte sie dem Ehepaar, wie sie mithilfe der besonderen Vollmacht von Herrn Soter jeden ihrer Wünsche erfüllen konnte. Die Möglichkeiten schienen grenzenlos zu sein: Weltreisen, Kreuzfahrten, Geschenke für ihre Kinder, Häuser, eine erstklassige Altersresidenz und beste Therapiemöglichkeiten. Kurz gesagt: Sie durften sich alles wünschen, was man mit Geld kaufen konnte.

Als sich die Familie Hoffmann schließlich an Heiligabend in ihrem festlich geschmückten Wohnzimmer versammelte, während der Duft von Gebäck, Braten, Zimt und Orangen die Luft erfüllte und das Lachen der Enkelkinder durch die Räume hallte, waren die Freude und das Glück in dem grauen Wohnhaus an der Hanauer Landstraße durch nichts zu überbieten.

Die fröhlichen Feiertage sind viel zu schnell vorbei. Magnus atmet tief durch, als er am 31. Dezember um fünf Uhr morgens abreisen muss. Dieses Mal geht es direkt nach London. Er küsst Asena tief dankbar für alles. Dann küsst er zweimal ihren runden Bauch und verabschiedet sich schweren Herzens von seinem ungeborenen Kind.

Eine Bombe detoniert

Wie üblich ist die Agenda um die Jahreswende so verdichtet, dass Magnus Schlaf nur noch als kurzes Intervall im Fond seiner gepanzerten Limousine oder im Regierungsflieger kennt. Nach einem harten Januar und den vorgezogenen Neuwahlen ist der politische Staub endlich am Sich-Legen. Magnus hat den neuen Kommissionspräsidenten, Juan Millán Pérez, durch das Inaugurations-Protokoll geleitet und die ersten Ratschlussfolgerungen unterzeichnet. Für den Februar ist ein ‚Light Schedule‘ vorgesehen – zumindest nach Brüsseler Maßstäben. Endlich keine Transatlantik-Flüge, kein G7-Gipfel. Magnus genießt den Luxus, die Nächte bei seiner hochschwangeren Frau zu verbringen.

Gegen zehn Uhr betritt Sebastian Álvarez, Magnus' persönlicher Referent, das Büro. Er wirkt angespannt und teilt Magnus mit, dass Florence de Beauvoir – eine der einflussreichsten Lobbyistinnen der Bubble – um ein Ad-hoc-Meeting bittet.

„Ich habe versucht, sie abzuweisen“, erklärt Sebastian und deutet auf das Tablet mit der überladenen Agenda, „aber sie lässt sich nicht abwimmeln. Sie behauptet, sie käme auf direkte Anweisung von Aton Manor. Es geht um eine Delegation von vier Wirtschaftsführern, die um eine Audienz bitten. Mr Soter, die Anfragen von gefährdeten KMU und Start-ups eskalieren. Sie alle fordern Soforthilfe, weil sie die Krise nicht mehr abfedern können. Die Key Player wenden sich an Aton Manor aber er reicht ihre Dossiers einfach an uns durch. Wie lautet Ihre Weisung?“

„Wir rollen das Support-Paket aus“, antwortet Magnus, ohne aufzublicken.

„Aber die Due-Diligence-Prüfung und das Vetting jedes einzelnen Unternehmens werden Wochen beanspruchen“, wendet Sebastian ein.

„Ich habe die strukturellen Vorbereitungen bereits getroffen“, erwidert Magnus ruhig. „Elios Gallacher wickelt diese Transaktionen mit einem eigenen Team über das Kabinett ab. Wir gewähren das Kapital nach einem verkürzten Screening sofort. Der ECS-Fonds ist überliquid, wir haben mehr als genug Spielraum. Das Geld scheint fast mit einem besonderen Segen versehen zu sein.“

Magnus tritt ans Fenster und blickt auf die regennassen Straßen des Europaviertels.

„Zudem wissen Sie, Sebastian: Die Mittel fließen nicht als Free Grants. Im Austausch für die Liquidität fordern wir eine substanzielle Beteiligung. Nennen wir es... eine bürokratisch optimierte ‚klassische Convertible Loan‘. Auf dem Papier konsolidiert sich diese Macht bei der Holding von Aton Manor. Sie erinnern sich sicher, wie er nach meinem Kopf verlangt hat, als ich das ECS-Statut per Dekret durchdrückte. Doch mein Modell, das Kapital nicht zu verschenken, sondern gegen Anteile zu tauschen, hat ihn überzeugt. Die unwiderstehliche Versuchung, sich die europäische Geschäftswelt auf diese Weise faktisch leibeigen zu machen, hat seinen Widerstand gebrochen. Wir haben also jedes Motiv, großzügig zu sein.“

„Wenn wir die Mittel jedoch derart niederschwellig ausschütten, laden wir Betrüger geradezu ein“, bleibt Sebastian hartnäckig. Er starrt auf die Antragsflut auf seinem Monitor.

„Keineswegs!“, entgegnet Magnus scharf. „Jedes Unternehmen, das Mittel aus dem ECS-Fonds bezieht, unterliegt einem lückenlosen Post-Investment-Monitoring. Ich habe dafür in jedem Mitgliedstaat spezialisierte Task Forces implementiert, die alle von einem dedizierten Gremium im Generalsekretariat überwacht werden. Sollte ein Empfänger gegen die Auflagen verstoßen, greifen die drakonischen Sanktionen meines Statuts. Wir werden jede Entität, die das System missbrauchen will, administrativ und juristisch demontieren. Das ist keine Bürokratie, das ist Abschreckung.“

„Aber die Fehlallokation? In der Übergangsphase riskieren wir massive Kapitalverluste“, wendet Sebastian ein.

„Nein, wir sichern stattdessen die Marktfähigkeit Europas. Letztlich konsolidieren wir so die Assets der Union – und das ist die einzige Kennzahl, die in dieser Liga zählt“, entscheidet Magnus.

Er ist sichtlich genervt von der kleinteiligen Bedenkenträgerei seines Referenten. Er erhebt sich, fixiert Álvarez mit einem harten Blick und sagt dann zynisch autoritär:

„Lassen Sie sich nicht täuschen, Sebastian. Immer wenn Sozialleistungen gekürzt werden, zerrt man ein paar schwarze Schafe durch die Presse, um die Steuerzahler gegen das System aufzubringen. Das ist

nichts als plumpe Propaganda, mit der man Austeritätsmaßnahmen rechtfertigt. Gespart wird immer dort, wo der Widerstand am geringsten ist – also bei denen, die keine Lobby haben. Die Wahrheit ist doch: Die Missbrauchsquote ist statistisch irrelevant. Wenn wir das System retten wollen, müssen wir ein gewisses Maß an Kollateralschäden akzeptieren. Warum sollte ich mir wegen zwei Betrügern den Kopf zerbrechen, wenn ich gleichzeitig achtundneunzig systemrelevante Unternehmen stabilisieren kann? Ist Ihnen überhaupt klar, welche Unsummen täglich in den Hinterzimmern der Märkte verbrannt, durch ineffiziente Buchhaltung verschlungen oder schlicht aus Vergnügen verspielt werden? Und da kommen Sie mir mit solchen Peanuts, obwohl wir die Betrüger ohnehin über die Rechnungsprüfung kriegen. Also keine weiteren Einwände jetzt! Verstanden?!“

Magnus macht eine unmissverständliche Handbewegung.

„Beschleunigen Sie den Workflow. Briefen Sie Elios Gallacher; er übernimmt ab sofort die operative Leitung des Sekretariats für das ECS-Gremium. Um die Key Player kümmere ich mich persönlich. Wer sich Florence de Beauvoir leisten kann, gehört dazu. Ich empfangen sie heute Abend in meiner Residenz. Richten Sie Madame de Beauvoir aus, sie soll ihre Klienten auf 19 Uhr nach St. Manuel bringen.“

Um 18:55 Uhr kommt Magnus nach Hause, bereit, seine Gäste im großen Wohnzimmer zu empfangen. Er hat völlig vergessen zu fragen, wer sie sind. Er wirft einen letzten Blick auf den großen Salon im viktorianischen Stil. Er erinnert ihn an den Salon Anglaise auf Lorr. Vielleicht gefällt er ihm darum so gut. Dabei gleitet sein Blick auf seine neueste Errungenschaft, ein Geschenk von Asena. Es handelt sich um eine maßgefertigte, klimatisierte Vitrine, die den „Château de Lorr 2026“ im besten Licht präsentiert und perfekt mit dem Rest des Raumes harmoniert.

„Asena hat ein gutes Auge für Details. An unserem Hochzeitstag hat sie sofort erkannt, wie wichtig mir diese besondere Flasche Wein ist. Sie ist sehr aufmerksam“, denkt Magnus bei sich, während er hört, wie sich die Tür öffnet und die Gäste eintreffen.

Schnell flüchtet er durch die Hintertür in sein Arbeitszimmer, um wenige Minuten später offiziell zu erscheinen. Auch César betritt das Arbeitszimmer und verkündet mit einem Grinsen:

„Es sind Franzosen. Ich übernehme gerne die Rolle des Dolmetschers, wenn du willst.“

„Ja, warum nicht? Wenn sie mit dir sprechen müssen, um an mich zu gelangen, sind sie leichter zu handhaben“, antwortet Magnus mit einem Grinsen.

Mit ernstesten Mienen und unbewegten Augen stellen sich beide hin, um distanziert zu wirken. César geht wie üblich voran und mimt dabei die ernste, hölzerne Haltung eines Leibwächters. Er öffnet die Tür und kündigt an:

„Magnus Soter.“

Magnus betritt daraufhin den Salon. César stellt sich indes selbst vor und fordert:

„Kommen Sie bitte direkt zur Sache. Monsieur Soter ist ein vielbeschäftigter Mann.“

Die vier Männer deuten eine Verneigung an. Dann erklären sie ohne Umschweife, dass sie vier Brüder sind und dass die Krise gegenwärtig schwerwiegende Auswirkungen auf ihre Geschäfte in Frankreich hat.

„Wir sind Ihnen sehr dankbar, Monsieur Soter, dass Sie uns so kurzfristig hier empfangen“, antwortet der Älteste, verbeugt sich erneut höflich und wirft Magnus einen irritierten Blick zu.

César, dem die Irritation nicht entgangen ist, wendet sich nach seinem Freund um – und erschrickt! In all den Jahren, in denen er Magnus kennt, hat er ihn noch nie so gesehen. Sein Gesicht ist hart wie Granit. Seine Augen sind durchdringend und haben eine raubtiergelbe Farbe angenommen. Er sieht aus wie ein reißender Wolf kurz vor dem Angriff. Der Anblick ist so grauenhaft, dass César selbst Angst bekommt. Unwillkürlich tritt er einen Schritt von seinem Freund zurück. Der Raum um Magnus herum hat sich so sehr verdüstert, dass es César vorkommt, als hätte sich ein Ring aus verbrannter Erde um Magnus gebildet – gerade so, als hätte eine Bombe detoniert. César ahnt nicht, dass sein Eindruck genau ins Schwarze trifft. Mit bebendem Herzen wendet er sich von Magnus ab und wieder den Gästen zu. Er versucht, seine innere Aufgewühltheit über Magnus' Verwandlung zu verbergen. Währenddessen fährt der älteste der vier Brüder tapfer fort:

„Ich bin Rouven de Lorr, und dies sind meine Brüder: Siméon, Levin und Judah, der Jüngste unter uns.“

Keine Gnade

„Woher kommt ihr?“, fragt Magnus. Seine Stimme klingt so schneidend und bedrohlich, dass César ihn anschauen muss, um sich zu vergewissern, dass er nicht selbst in Gefahr ist.

„Aus der Grafschaft Lorr, in der Nähe von Le Chevalis. Wir sind gekommen, in der Hoffnung, Unterstützung für unsere Geschäfte zu erhalten“, antwortet Judah.

Er ist der Einzige, der es noch wagt, etwas zu sagen. Er verlässt sich dabei ganz auf seine beruhigende Ausstrahlung.

„Ist das so?“, fragt Magnus, dabei durchbohrt er jeden der vier Männer mit seinem Blick und fährt fort: „Ihr wollt uns also weismachen, dass ihr ehrliche Geschäftsleute seid? Wen wollt ihr hier für dumm verkaufen?“ Bei diesen Worten tritt Magnus noch näher an die Brüder heran, die aus Angst einen Schritt zurückweichen.

„Aber Monsieur Soter“, wagt Florence de Beauvoir nun zu sagen, in der Hoffnung, die Situation zu entschärfen. „Ich glaube ...“

„Sie glauben? Was glauben Sie, Madame de Beauvoir?“, unterbricht Magnus die Lobbyistin herausfordernd und zieht die Augenbrauen hoch. „Haben Sie diesen Herren nicht erzählt, was wir mit Spitzbuben machen, die versuchen, illegal an die Subventionen heranzukommen? Wissen Sie nicht, dass wir einerseits generös und unbürokratisch sind, andererseits aber gnadenlos gegenüber Betrügern? Wir werden an jedem ein knallhartes Exempel statuieren, der es wagt, unsere Großzügigkeit auszunutzen!“

Die letzten Worte fallen wie das Beil eines Scharfrichters und lassen das Blut der Zuhörer in den Adern gefrieren.

„Aber bitte, mon Seigneur, wir sind wirklich keine Betrüger, tes serviteurs sind nur einfache Unternehmer, wir beide“, Juda deutet mit einer Handbewegung auf Rouven, „leben hauptsächlich vom Familienweingut, und unsere Brüder Levin und Siméon leben vom Bankgeschäft und einer Warenhauskette“, versucht Juda es erneut.

„Das ist nicht wahr, ihr seid Betrüger! Ihr dachtet, ihr hättet hier ein leichtes Spiel, aber das ist nicht der Fall!“

„Bitte, mon Seigneur! Wir bitten Sie, es ist ganz einfach, unsere Geschichte zu überprüfen. Wir haben alle Dokumente dabei“, versucht Levin die Situation zu retten.

„Ihre Papiere sind zweifellos sauber – davon bin ich überzeugt. Aber wenn ich nur ein bisschen an der Fassade kratze, finde ich den Dreck darunter. Garantiert“, antwortet Magnus.

Entsetzt und plötzlich betroffen blickt Levin zu seinem Bruder Siméon, doch dieser verliert die Geduld. Er kann nicht verstehen, warum sie so scharf angegangen werden. Er versucht daher einen persönlicheren Ansatz und sagt:

„Monsieur Soter, wir sind nur vier Brüder. Das heißt, wir waren sechs; einer lebt nicht mehr, und der Jüngste ist bei unserem Vater geblieben. Unser Vater ist der Baron von Lorr. Sie können ihn anrufen oder ...“

„Ruhe! Kein Wort mehr! César, bring sie weg. Du weißt, wohin!“ César winkt seine Männer herbei. Rouven, Levin und Juda sinken auf die Knie, mit der Bitte um mehr Zeit. Doch Siméon kocht vor Wut. Er baut sich vor Magnus auf, ballt die Faust und sagt:

„Das hat ein Nachspiel! Wir ziehen vor Gericht und dann machen wir Sie fertig, Sie ...“

Weiter kommt er nicht. Ein gezielter Schlag von César trifft ihn mitten zwischen die Rippen und lässt ihn zusammenklappen wie einen leeren Sack.

„Ein Prozess, sagen Sie? Hahaha!“

Sein unheimliches Gelächter hallt durch den Raum – so angsteinflößend wie die Mündung einer Pistole an der Schläfe.

„Bringt sie weg!“, befiehlt er seiner Leibwache und zu den Brüdern gewandt sagt er: „Ich versichere Ihnen, dass ich Ihre Geschichte haarklein überprüfen werde. Und beim Leben von Aton Manor, wenn Sie mir nicht die Wahrheit gesagt haben, werden Sie das Tageslicht niemals mehr wieder sehen!“

Daraufhin überwältigt der Sicherheitsdienst die Brüder und zerrt sie tief in die unterirdischen Verliese. César, der nicht versteht, was plötzlich in Magnus gefahren ist, sperrt die Männer zusammen in dieselbe Zelle.

In der Zwischenzeit rennt Florence de Beauvoir so schnell wie möglich zu Aton Manor, um sich dessen Unterstützung zu sichern – für den Fall, dass Monsieur Soter auf die Idee kommt, auch sie verschwinden zu lassen. Mit wild klopfendem Herzen erzählt sie Monsieur Manor alles, was vorgefallen ist.

„Ich schwöre Ihnen, Monsieur Manor, ich bin auf direktem Weg zu Ihnen gekommen. Ich habe mit niemandem gesprochen und werde auch niemandem jemals etwas darüber erzählen, das schwöre ich bei meinem Leben! Sie wissen doch, Sie können sich auf mich verlassen. Ich bitte Sie nur, ein gutes Wort für mich bei Monsieur Soter einzulegen. Ich verspreche Ihnen, die Leute, die ich mitbringe, künftig genauer zu überprüfen. Bitte helfen Sie mir!“

Aton Manor, der noch nicht über die Aufnahmen der Kameras im „St. Manuel“ informiert wurde, ist höchst erstaunt, eine solche Geschichte über Magnus zu erfahren. Er antwortet daher:

„Sie trifft keine Schuld, Madame de Beauvoir. Aber es war klug von Ihnen, direkt zu mir zu kommen. Ich weiß, dass wir uns auf Sie verlassen können. Sie haben nichts zu befürchten. Monsieur Soter hat besondere Gaben. Er kann beispielsweise direkt in die Herzen der Menschen blicken und sofort erkennen, was dort verborgen ist. Selbst die besten Nachforschungen können da nicht mithalten, und das weiß er“, fügt Aton hinzu und verstärkt damit gewohnheitsmäßig die „Magie“ um Magnus.

„Gehen Sie jetzt nach Hause und ruhen Sie sich aus. Morgen wird die Welt schon wieder heller scheinen. Ihnen wird nichts geschehen. Dafür werde ich sorgen“, sagt Aton.

Auf dieses Versprechen hin verlässt Madame de Beauvoir Monsieur Manor. Aton schaut ihr mit einem Lächeln im Gesicht nach.

„Es sieht so aus, als würde Magnus sich langsam an das Klima hier gewöhnen. Das ist sehr gut.“

Währenddessen kehrt César aus den Kellern zurück nach oben zu Magnus. Er findet seinen Freund in einer Ecke der Bibliothek, mit dem Gesicht voran an ein Bücherregal gelehnt. Es sieht aus, als würde er versuchen, in das Regal zu kriechen. Als Magnus César bemerkt, dreht er sich um. Er hat sichtlich Mühe, seine Gefühle zu kontrollieren. César ist froh, dass Magnus wieder so aussieht wie früher und sich nicht in ein böses Alien verwandelt hat.

„Magnus?“, beginnt er vorsichtig. Sein Freund sieht ihn an, und César ist erleichtert, dass es wieder dieselben braunen Augen sind wie eh und je. Also wagt er zu fragen: „Was war das? Wer sind diese Brüder?“ Doch Magnus wendet seinen Blick wieder der Bücherwand zu und gibt César zunächst keine Antwort. Nach einer Weile sagt Magnus:

„Ich weiß, dass du eine Erklärung willst, aber ich kann sie dir nicht geben. Es ging gerade alles viel zu schnell. Es tut mir leid. Ich war auf diese Begegnung nicht vorbereitet. Du bist seit Jahren mein bester Freund. Deshalb muss ich dich bitten, mir noch einmal zu vertrauen und vorerst keine Fragen zu stellen.“

Seine Bitte ist jedoch unnötig. Obwohl César älter ist als Magnus, bewundert er seinen jüngeren Freund von ganzem Herzen. Er fühlt sich seit jeher als sein Beschützer und vertraut ihm bedingungslos. Er würde jederzeit alles für ihn tun. Tatsächlich ist César so sehr von seinem besten Freund überzeugt, dass er beginnt, diese Brüder zu hassen – wer auch immer sie sein mögen.

„Du kennst sie und hasst sie aus tiefstem Herzen, nicht wahr?“, unterbricht César die Stille.

„Hassen? Hassen beschreibt nicht einmal ansatzweise, was ich empfinde. Ich ...“

Magnus bringt kein weiteres Wort heraus. César sieht, wie sich sein Gesicht fleckig rot verfärbt und er die Fäuste ballt. Sind diese Männer für seine vielen Narben verantwortlich? César ist sich fast sicher, aber er wagt es nicht, Magnus jetzt danach zu fragen.

„Wenn dieser Abschaum ihm so wehgetan hat, dass ein friedlicher Mensch wie Magnus so heftig auf sie reagiert, dann werden sie noch den Tag verfluchen, an dem sie geboren wurden!“, tobt César innerlich. Er kann es nicht ertragen, seinen Freund so leiden zu sehen.

Magnus entgeht die Veränderung in Césars Ausdruck nicht, und er glaubt, den Grund dafür zu kennen.

„Bitte, César, ich brauche wirklich deine Hilfe“, sagt er.

„Alles! Was immer du brauchst. Du weißt, dass du auf mich zählen kannst“, antwortet César sofort.

„Ja, das weiß ich, und wieder einmal brauche ich dich mehr als irgendjemand sonst auf der Welt. Daher versprich mir, dass du diese Männer nicht hasst, auch wenn es schwerfällt. Du musst sogar versu-

chen, sie an meiner Stelle zu mögen. Bitte! Wenigstens du musst versuchen, das Richtige zu tun, denn ich habe nicht die Kraft dazu“, fleht Magnus ihn todernt und bis ins Mark erschüttert an.

César prüft seinen Freund einen Moment lang schweigend, während er gegen seinen Impuls ankämpft, ihm heftig zu widersprechen. Schließlich gibt er nach.

„Na gut. Wenn es wirklich das ist was du willst, dann werde ich es tun“, antwortet er, bevor er wieder verstummt.

Magnus sieht ihn dankbar an. Er weiß das eloquente Schweigen zu schätzen.

„Aber was wirst du nun mit ihnen machen?“, fragt César nach einer Weile.

„Ich werde sie nach Hause gehen lassen und ihnen das Geld geben, das sie brauchen. Was sonst? Allerdings nicht aus dem ECS-Fonds, sondern aus meinem Privatvermögen“, antwortet Magnus.

„Bist du dir sicher?“, fragt César irritiert zurück.

„Ja, ich bin mir sehr sicher“, antwortet Magnus.

„Na gut“, gibt César widerwillig nach. „Ich bin bereit, dir zu helfen, auch wenn das bedeutet, diese Stinktiere aus ihrem Loch zu befreien. Aber das muss doch nicht unbedingt heute sein, oder? Das kann doch sicher noch ein bisschen warten. So hast du die Möglichkeit, genauer darüber nachzudenken, was du tun willst. Meinst du nicht auch?“, versucht César, ihn zu überreden.

„Einem solchen Vorschlag kann ich schlecht widerstehen. In Ordnung, ich bin einverstanden“, antwortet Magnus. Dann geht er auf César zu, schaut ihm direkt in die Augen und sagt: „Wir werden Folgendes tun: Ich habe Ihnen versprochen, mich um Ihre Geschichte zu kümmern, und tatsächlich möchte ich mehr über Sie erfahren. Bitte veranlasse so schnell wie möglich ein umfassendes Background-Screening. Wie steht es um ihre Familie? Was ist in den letzten Jahren passiert, seit ich im Gefängnis war? Sie haben auch einen weiteren Bruder erwähnt, den jüngsten. Über den möchte ich besonders genau informiert werden.“

„Wir könnten ihn direkt hierherbringen, wenn du möchtest“, antwortet César.

„Nein!“, ruft Magnus aus, sichtlich erschüttert bei diesem Gedanken. „Ich meine, das möchte ich noch nicht. Ich möchte lieber, dass die vier ihren jüngsten Bruder selbst zu mir bringen.“

Bei den Worten huscht ein flüchtiges Lächeln über Magnus' Gesicht. Eine Idee zeichnet sich ab.

„Aber wie willst du sie zwingen, dir ihren Bruder herzubringen?“, fragt César erstaunt.

„Ich bin mir noch nicht ganz sicher“, antwortet Magnus. „Zunächst brauche ich alle Informationen darüber, wie sich die Dinge in den letzten Jahren entwickelt haben. Wenn sich alles so ergeben hat, wie ich vermute – insbesondere in Bezug auf den jüngsten Bruder –, dann weiß ich genau, wie ich sie dazu zwingen kann, mit ihm zurückzukommen.“

Magnus sieht César nachdenklich an und sagt dann:

„Ich weiß, dass du wahrscheinlich schon eine Vorstellung davon hast, welche Geschichte hinter allem steckt, insbesondere was meine Verbindung zu diesen Männern angeht. Ich könnte sie dir erzählen, ein Teil von mir möchte das sogar. Aber ich bringe es einfach nicht über mich, darüber zu sprechen. Also ...“ Magnus unterbricht sich selbst. César nickt. Er versteht vollkommen.

Am Tag darauf erhält Magnus nach dem Mittagessen von seinem Freund einen Ordner voller Dokumente über die Familie de Lorr.

„Was steht darin? Hast du schon Zeit gehabt, die Unterlagen durchzulesen?“, fragt Magnus César.

„Ja“, antwortet César, „es ist im Grunde nicht viel. Die Brüder sind alle verheiratet und haben Kinder, außer Benoît, dem Jüngsten. Das einzige erwähnenswerte Ereignis ist ein trauriges – oder vielleicht auch ein gerechtes?“ César wirft Magnus einen fragenden Blick zu und fährt dann fort: „Judah de Lorr hat einen Sohn verloren. Sein Sohn Onan ist vor einem Jahr gestorben. Ein tragischer Fahrradunfall. Benoît, der Jüngste, gilt als eines der großen Nachwuchstalente unter den Strafverteidigern. Kaum vereidigt, hat er bereits mehrere Prozesse für seine Brüder Siméon und Levin erfolgreich verhandelt. Doch die Bank ‚Simon & Levin‘ hat einen umstrittenen Ruf, weshalb sie sich in finanziellen Schwierigkeiten befindet. Der Großteil ihres Vermögens ist durch die Kaufhauskette ‚D'Or de Lorr‘ abgesichert, doch die Geschäfte laufen derzeit schlecht. Da auch der Hauptteil des Vermögens des Weinguts Lorr bei ‚Simon & Levin‘ angelegt

ist, wäre ein Konkurs der Bank der finanzielle Ruin für die gesamte Grafenschaft. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum sie hergekommen sind“, schließt César.

„Hast du auch etwas über ihren Vater erfahren? Wie geht es ihm?“, fragt Magnus.

„Nun“, beginnt César und sieht seinen Freund einen Moment lang nachdenklich an. Er hatte die halbe Nacht damit verbracht, darüber nachzudenken, wer diese Brüder waren. Er vermutet, dass es Verwandte sein müssen, vielleicht sogar seine unmittelbare Familie, wenn man sich ihre Ähnlichkeit anschaut. Aber wie war es dann möglich, dass sie ihn nicht erkannt hatten? Magnus wollte nur Neuigkeiten aus den letzten sieben Jahren. César recherchierte jedoch weiter und stieß auf die Geschichte des ermordeten Sohnes. Magnus hatte nie über seine Eltern oder seine Kindheit gesprochen. Etwas Schreckliches musste passiert sein. Und irgendwie hatte das alles mit diesen Brüdern zu tun. César hätte Magnus gerne direkt danach gefragt, aber stattdessen fährt er mit seinem Bericht fort: „Es gibt nichts Neues über den Baron. Zumindest nicht in den letzten Jahren, nach denen du mich gefragt hast. Reichen dir diese Informationen?“

„Ja“, antwortet Magnus.

„Heißt das, du weißt jetzt, wie du die Brüder dazu bringst, dir ihren Jüngsten herzubringen, selbst nach allem, was passiert ist?“, fragt César.

„Ja“, lautet erneut die kurze Antwort.

„Ich weiß, dass du nicht darüber sprechen möchtest, und das ist in Ordnung. Aber gehe ich recht in der Annahme, dass du mit ihnen verwandt bist?“, fährt César fort.

Magnus nickt nur.

„Direkt verwandt? Sind es deine Brüder?“, wagt César einen Schritt weiter.

Magnus antwortet nicht sofort. César sieht, dass sein Freund innerlich kämpft. Er hat dieses dunkle Geheimnis so viele Jahre lang gehütet und etwas in Magnus wehrt sich mit aller Kraft dagegen, es jetzt preiszugeben.

„Was ist nur los mit mir? Warum erzähle ich César die Geschichte nicht einfach?“, denkt Magnus.

„Ich habe es nicht einmal Walter erzählt. Außerdem geht es niemanden etwas an“, antwortet er sich selbst.

„Aber César ist nicht dumm. Er weiß schon viel und wird bald das ganze Geheimnis kennen. Du kannst dich voll und ganz auf ihn verlassen. Er kann dich auch vor ihnen beschützen“, fährt Magnus fort, mit sich selbst zu diskutieren.

„Ich weiß das alles und kann mir nicht erklären, warum ich nichts sagen will. Etwas hält mich zurück. Vielleicht sollte ich auf mein Bauchgefühl hören?“, überlegt er weiter.

„Mach dir nichts vor. Die einfache Wahrheit ist, dass du deinen Brüdern immer noch nachträgst, was sie getan haben. Du bist nicht besser als sie. Dennoch zögerst du weiterhin, ihnen zu vergeben und zu gestehen, wer du bist. Du bist ein Feigling“, mischt sich plötzlich eine dritte innere Stimme ein. Magnus runzelt bei diesen Worten finster die Stirn. Er will sie nicht hören.

„Ich habe vergeben. Ich habe es sogar laut ausgesprochen. Was soll ich noch tun? Soll ich sie etwa umarmen? Es sind Mörder, die schlimmsten Brüder, die man sich vorstellen kann. Mit meinen Feinden bin ich hundertmal besser dran als mit ihnen“, sagt Magnus. Kaum hat er diesen Gedanken zu Ende gedacht, erkennt er die Übertreibung seiner Anklage. Dennoch möchte er dieser Stimme recht geben.

„Ich werde sie gehen lassen und ihnen das Geld geben, das sie brauchen – sogar aus meinem eigenen Vermögen. Und das, obwohl es sich um eine horrende Summe handelt. Niemand kann mehr von mir verlangen“, versucht er wütend, seine moralische Überlegenheit zu beweisen.

„Geld bedeutet dir nichts, und du bist unfassbar reich. Soll Gott dir jetzt auch noch anrechnen, dass du dich um deine eigene Familie kümmerst? Das ist ja wohl das Mindeste“, kontert sein extremes Pflichtbewusstsein.

„Darum geht es doch nicht“, rechtfertigt sich Magnus gegenüber sich selbst. *„Schließlich sind sie immer noch gefährlich. Soll ich ihnen etwa gegen mein besseres Wissen ganz offen vergeben? Soll ich mich in Gefahr begeben?“*

„Eine Gefahr für dich? Bring mich nicht zum Lachen! Wenn hier jemand eine Bedrohung darstellt, dann bist du es für sie, nicht umgekehrt.“

Und das gefällt dir doch auch. Gib es nur zu“, antwortet die Stimme der Wahrheit.

Magnus lächelt kaum merklich bei dem Gedanken.

„Das ist nur fair! Es ist nicht richtig, dass sie die ganze Zeit ungestraft davongekommen sind. Ich sage das nicht nur um meinetwillen, sondern auch um ihretwillen. Es muss endlich etwas geschehen! Wenn ich ihnen jetzt vergebe, werden sie denken, dass das, was sie mir angetan haben, nicht so schlimm war. Ich muss mir selbst und meinem Vater gegenüber konsequent sein. Ja, ich werde ihnen eine Lektion erteilen und sie in die Knie zwingen. Von etwas anderem will ich nichts hören!“, erwidert Magnus stur.

„Das hast du bereits getan. Ich warne dich: Hör mir zu. Du bist wieder dabei, den falschen Weg einzuschlagen. Willst du diesen schlimmen Fehler wirklich noch einmal machen?“, warnt ihn seine innerste Stimme. Und obwohl sein Verstand beipflichtet, wird Magnus nur noch wütender. Mit gerunzelter Stirn starrt er zornig vor sich hin. Plötzlich bemerkt er seinen Freund, der ihn immer noch fragend ansieht. Oh, richtig. César wollte wissen, ob die Gefangenen seine Brüder sind. Magnus holt tief Luft und nickt César zu.

„Dann habe ich nur noch eine Frage: Warum haben sie dich nicht erkannt? Sie hätten dich erkennen müssen“, antwortet César.

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich“, erwidert Magnus. „Erstens sind wir im Allgemeinen nicht in der Lage, etwas zu erkennen, das uns unmöglich erscheint. Außerdem war ich damals erst knapp zwölf Jahre alt und ziemlich dick. Wie dir aufgefallen sein dürfte, sind Juda und Benoît ebenfalls sehr übergewichtig. Es ist möglich, dass wir uns ähnlichsehen würden, wenn wir denselben Körperbau hätten. Aber so kann niemand erkennen, dass wir verwandt sind.“

„Aber Levin sieht dir sehr ähnlich. Nur sein kurzer Bart unterscheidet euch wesentlich“, widerspricht César.

Magnus runzelt die Stirn. Die Tatsache, dass er ausgerechnet Levin ähnlichsieht, hat ihn schon immer gestört.

„Es ist nicht unmöglich, dass einem ein Fremder ähnlichsieht. Das bedeutet nichts“, versucht er sachlich zu bleiben. „Außerdem muss ich jetzt handeln. Ich kann nicht länger warten.“

Abrupt beendet er damit das Gespräch und verlässt ohne ein weiteres Wort den Raum.

Währenddessen sitzen seine Brüder über 20 Meter unter der Erde, weit entfernt von den bewohnten Räumen, in einem geheimen Verlies. Nur durch die Belüftungsschlitze dringt etwas Licht ins Innere. Voller Angst müssen sie seit fast vierundzwanzig Stunden ohne Wasser und in vollkommener Stille ausharren.

Im Verlies

Die gewaltige Angst, die die Brüder überfällt, nachdem sie so lange Zeit in fast vollkommener Dunkelheit und ohne zu Trinken ausharren müssen, ist so gewaltig, dass selbst die Herzen dieser gestandenen Geschäftsmänner langsam zu Wasser zerfließen.

„Der lässt uns hier einfach verrecken! Bis jetzt ist niemand gekommen; noch nicht einmal, um uns Wasser zu bringen!“, winselt Juda.

„Ich will hier raus! Ich will hier raus! Ich will hier raus!“

„Jetzt hör endlich auf Siméon! Die einzigen, die dich hören können, sind wir, du Idiot!“, faucht ihn Levin an.

„Herr, bitte hilf uns!“, ruft Rouven.

„Ha! Gott soll uns helfen? Glaubst du das etwa wirklich? Du alter Schafskopf!“, wirft ihm Siméon an den Kopf.

„So und auf wen hoffst du? Vielleicht auf die Gnade dieses Gorillas hier?“, schimpft Rouven. „Oder denkst du, wenn du sieben Tage lang schreist, dann werden die Mauern einstürzen? Du Vollidiot! Du wirst tot sein, lange bevor sich irgendetwas ändert! Gott ist der Einzige, der überhaupt weiß, wo wir jetzt sind! Hast du darüber schon einmal nachgedacht!“

„Und hat mein Bruderherz schon einmal darüber nachgedacht, dass es vielleicht niemand anderes als Gott höchstpersönlich gewesen ist, der uns hier hereingebracht hat?“, erwidert Siméon zynisch, und sein seit Jahren gequältes Gewissen stöhnt auf.

„Was redest du für einen Unsinn?“, fragt Rouven verblüfft.

„Unsinn? Hast du etwa nicht den ‚Château de Lorr 2026‘ in der Vitrine ausgestellt gesehen? Glaubst du, das war Zufall?“, ereifert sich Siméon gegen seinen Willen. Sein schwer geschundenes Gewissen lässt sich kaum noch bändigen. Wie Eiter bricht es hervor und bahnt sich seinen Weg aus den Tiefen seiner Seele.

„Das ist nichts Außergewöhnliches. Es gibt genügend Menschen, die seltene Weine sammeln, und der Château de Lorr ist ein Jahrhundertjahrgang“, bemerkt Rouven.

„Wir hätten ihn darauf hinweisen müssen! Warum ist uns das nicht früher eingefallen?“, wirft Juda ein.

„Weil das, du Narr, überhaupt nichts geändert hätte“, fährt Levin ihn scharf an. „Er wusste ja, wer wir sind. Genau das war doch das Problem. Dieser Spitzenwein hat unsere Glaubwürdigkeit zerstört. Er hat uns schlicht nicht abgenommen, dass wir in finanziellen Schwierigkeiten stecken.“

„Aber er hat doch zugesagt, alles gründlich zu überprüfen. Dann wird die Wahrheit ans Licht kommen“, erwidert Juda hoffnungsvoll. Wie immer von sich aus gehend überzeugt, dass letztlich niemand so grausam sein kann.

„Gewiss“, antwortet Siméon. „Aber was ist plötzlich mit dir los, Levin? Heulst du etwa? Warum? Die werden uns hier bestimmt nicht lebendig begraben, das dürfen sie nicht“, bemerkt Siméon betroffen, als er sieht, wie sein Bruder Levin plötzlich zusammenbricht und schluchzt. Seines Wissens hat niemand Levin jemals weinen gesehen. Doch seine Nerven liegen ebenfalls blank. Er spürt, dass nicht mehr viel fehlt, bis er selbst auch zu wimmern anfängt. Aber schon der Gedanke daran macht ihn gleich wieder wütend.

„Doch!“, stößt Levin hervor. „Genau das wird er tun. Er wird uns hier verrecken lassen. Und es ist allein meine Schuld.“

„Wovon redest du? Sprich deutlich, Mann“, fährt Siméon ihn an.

„Nun, er hat gesagt, er werde alles bis ins Detail prüfen. Also wird er auch unsere Unternehmen durchleuchten. Und dann wird er feststellen, dass ich nicht immer sauber gearbeitet habe,“ sagt Levin und schlägt dabei die Hände vors Gesicht. „Ich bin verantwortlich. Mit seinen Möglichkeiten wird er alles aufdecken: meine manipulierten Verbriefungen, mein Rogue Trading, den Insiderhandel. Ich habe die Familie an den Rand des Ruins gebracht. Sobald Monsieur Soter die Bücher prüft und erkennt, was ich getan habe, hält er uns alle für Betrüger. Und er hat geschworen, dass wir dann das Tageslicht nie mehr wieder sehen!“ heult Levin auf und ist nicht mehr zu beruhigen.

Siméon aber springt ihn an und schlägt mit der ganzen Wucht seiner eigenen Schuld auf ihn ein.

„Du elender Nichtsnutz du, du hast also Misswirtschaft betrieben? Du hast unsere Kunden verjagt und mir all die Jahre etwas vorgemacht?“

„Lass ihn los, Siméon! Siméon!“, ruft Rouven.

„Was ist? Willst du in umbringen?“, mischt sich jetzt auch Juda einsetzt ein.

„Lasst ihn, ich habe es verdient!“, jammert Levin.

„Hör schon auf, dein Selbstmitleid bringt uns hier auch nicht wieder raus“, weist ihn Rouven zurecht, während er Siméon mit Nachdruck davon abhält, seinen Bruder noch weiter zu schlagen.

„Wenn noch jemand kommt, bevor wir verreckt sind, kannst du wenigstens zugeben, dass du allein verantwortlich bist“, droht Siméon seinem Bruder. „Es ist nicht recht, dass wir hier alle für deine Fehler draufgehen müssen.“

„Hast du jetzt komplett den Verstand verloren, Siméon? Willst du dich etwa ernsthaft als unschuldig herausnehmen? Wer wollte denn Joseph töten? Wer?“, empört sich Rouven.

„Das ist doch ein ganz anderes Thema und hat nichts mit dieser Situation zu tun! Außerdem ist es eine Sache, von etwas zu reden, aber etwas ganz anderes, es auch zu tun!“, weicht Siméon betroffen aus. „Abgesehen davon sprechen wir hier nicht von Joseph, sondern von unseren Geschäften! Wenn wir hier nämlich verrecken müssen, dann allein wegen Levins Misswirtschaft!“, faucht Siméon.

„Ach, und das glaubst du tatsächlich? An deiner Stelle wäre ich mir da nicht so sicher. Die Sünde, die wir an unserem Bruder begangen haben, wird uns ewig verfolgen. Glaubst du ernsthaft, Gott sieht da einfach weg? Aber gut, du willst über Geschäfte reden, einverstanden. Dann sag mal, wer hat damals die Kampagne gegen ‚Siquem‘ angeführt? Dass ausgerechnet du hier große Urteile fällst, ist ja wieder typisch. Man erkennt die eigenen Fehler eben immer nur bei den anderen. An deiner Stelle wäre ich vorsichtig, wen du hier anklagst. Zuvor müsstest du nämlich erst einmal vor deiner eigenen Tür kehren. Und ich fürchte, mein lieber Bruder, dass du dann so viel Dreck zu bewältigen hättest, dass du keine Zeit mehr finden würdest, dich auch noch um die kleinen Fehler deiner Mitmenschen zu kümmern!“, donnert Rouven cholerisch.

„Soso, mein Herr Bruder will sich wieder einmal als Heiliger aufspielen?“, fährt Siméon Rouven an, außer sich vor Wut. „Du kannst dich nicht herausnehmen. Wir sitzen alle im selben Boot und tragen dieselbe Schuld! Ob es dir passt oder nicht, Bruderherz. Wenn du das leidige

Thema schon wieder aufwärmst, dann musst du aber auch deinen Teil der Schuld an der ganzen Geschichte mittragen."

„Ich habe nie etwas anderes getan“, wehrt sich Rouven, „doch im Gegensatz zu dir wollte ich meinen Fehler wiedergutmachen. Ich habe Joseph gesucht, und wenn ich ihn gefunden hätte, hätte ich ihn zu Vater zurückgebracht, egal, was es mich gekostet hätte!“

„Oh, also doch! Ich habe es immer gewusst, du nimmst dich heraus! Der große Bruder, der immer alles richtig macht!“, brüllt ihm Siméon eifersüchtig und mit geballten Fäusten entgegen, kurz davor, sich auf ihn zu stürzen.

„Keineswegs, mein Bruder! Im Gegensatz zu dir kenne ich meinen Anteil an der Schuld sehr wohl. Ich weiß, dass ich im selben Boot sitze wie ihr alle, denn ich bin genauso zu weit gegangen wie ihr“, donnert Rouven. „Hätte ich Joseph damals gefunden, dann wäre möglicherweise alles anders gekommen. Aber ich habe mich feige zurückgezogen, nachdem die Polizei ihn für tot erklärt hatte. Doch anders als du habe ich meine Schuld nie zu leugnen versucht. Und ich habe auch nicht versucht, meine Tat als geringer darzustellen, als sie in Wahrheit ist, und ich ... Lass mich ausreden! ... Ich habe oft auf den Knien vor Gott um Vergebung gebeten. Hast du das auch einmal getan – mein Bruder?“

„Du riesiges Stück Bockmist! Du bist zwar vor Gott auf den Knien gerutscht, hast aber Vater bis heute nicht gesagt, dass Joseph gar nicht tot ist. Wen willst du denn hier von deiner Unschuld überzeugen? Ach ja, der Herr Bruder hätte dem Vater natürlich alles gesagt, wenn er nur die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Er schweigt nur, weil er ihm keinen zusätzlichen Kummer machen will. Du elender, verlogener Feigling! Du machst mich krank mit deinem ewig arroganten ‚Ich-bin-so-viel-besser-als-ihr-alle-Gehabe‘. Ist es deiner Aufmerksamkeit etwa entgangen, dass du, genau wie wir, jetzt hier in diesem Loch sitzt? Offensichtlich hält dich Gott also für genauso schuldig wie mich!“, erwidert ihm Siméon unsagbar zornig.

Trotz der Anklage verliert Rouven kurz an Farbe im Gesicht.

„Das ist wahr, ich habe es Vater nie gesagt. Doch woher weißt du, dass Joseph noch lebt? Ich halte das für ausgeschlossen. Genau das war auch der Grund, warum ich Vater nicht zusätzlichen Kummer bereiten

wollte. Hätte ich gewusst, dass er sein Schicksal überlebt hat, dann hätte ich Vater natürlich alles erzählt“, verteidigt sich Rouven.

„Ich weiß nicht, ob er heute noch lebt. Ich meinte damals“, wirft Siméon immer noch wütend ein, aber seine Kraft lässt langsam nach. Seit Stunden hat er weder geschlafen noch etwas gegessen oder getrunken. Dazu kommen die Aufregung und die Angst vor dem unbestimmten Schicksal, das sie erwartet. Doch dann kann Siméon nicht widerstehen, Rouven noch weiter zu provozieren. Zynisch fährt er daher fort: „Du bist am Ende doch genau wie Juda. Der lebt auch in seiner eigenen Plüschwelt. Du hast dir doch nur eingeredet, dass Joseph tot ist. Damit hast du nichts weiter getan, als dein Gewissen zu beruhigen, du feiges Stück.“

Die Tatsache, dass Siméon genau weiß, dass Rouven sich in der ganzen Angelegenheit um ihren Bruder Joseph nicht so schlimm versündigt hat wie er, quält ihn und lädt seine Wut ständig neu auf.

„Wen nennst du hier feige? Ausgerechnet von dir muss ich mir das sagen lassen?“, wettet Rouven zurück. Juda unterbricht seine cholerisch geladenen Brüder.

„Ihr seid euch aber dennoch einig, dass Joseph heute nicht mehr lebt, oder?“, fragt Juda zitternd dazwischen. Rouven und Siméon sehen sich an. Dann sehen sie zu Levin, doch der hat seinen Kopf nach wie vor zwischen seinen Beinen vergraben.

„Ich habe es angenommen. Ich weiß ja nicht, wohin ihr ihn verkauft habt, aber ich nahm an ...“ Rouven räuspert sich und holt Luft. Er wagt es kaum, das Unaussprechliche laut auszusprechen: „Nun, ich dachte, dass ihr ihn ... nun, dass ihr ihn in die Sklaverei verkauft habt, wo er bis zum Ende seiner Kräfte ausgebeutet wurde. Oder, das ging mir auch durch den Kopf, dass er als Versuchskaninchen für neue Medikamente erhalten musste. Ich habe davon gehört. Dabei sterben vermutlich viele elendig. Oder sogar Organhandel? Bei dem Preis, den du für ihn bekommen hast Nun, ich dachte, ich ... na ja, ich dachte, dass nur die Pharmaindustrie oder private Auftraggeber so viel Geld ausgeben würden. Es ist grauenhaft. Wir sind Monster – ich bin ein Monster!“, ruft Rouven aus; bis ins Mark erschüttert angesichts der sich abzeichnenden Realität.

„Waaas? Ein menschliches Versuchskaninchen oder Sklave? Gibt es denn heute noch so etwas?“, fragt Juda entsetzt. Seine Brüder sehen

ihn nur kopfschüttelnd an. Juda hat die Welt schon immer etwas zu rosa-rot gesehen. Er ist der typische Positivdenker, der grundsätzlich davon ausgeht, dass Menschen nicht so schlecht sind, wie sie sich nach außen geben. Wann würde er endlich in der Realität aufwachen?

„Natürlich gibt es Sklaverei auf der Welt, und sogar in noch nie dagewesenem Ausmaß! Besonders Kindersklaverei. Die Kinder werden dabei so ausgebeutet, dass sie wohl selten lange überleben – vermute ich“, gibt Rouven zurück.

„Oh nein! Das darf nicht wahr sein. Weißt du das gewiss?“, fragt Juda Rouven.

„Ja, was hast du denn gedacht?“, wundert sich Rouven ehrlich über Judas Naivität.

„Ha! Glaub doch nicht alles, was der dir erzählt. Nicht einmal Juda kann so naiv sein. Er hat nur die Gabe, sich selbst alles schönzureden und dann auch noch an seine selbstgebastelte rosarote Welt zu glauben. Aber ich werde nie vergessen, wie er dreinblickte, als wir alle unten am Bus standen und Joseph im Käfig. Damals hast du genau gewusst, welches Schicksal Joseph bestimmt war. Und wage es jetzt nicht, etwas anderes zu behaupten“, faucht Siméon ihn an und seine Worte verfehlen ihre Wirkung nicht.

Juda fährt zusammen, als hätte man ihm einen Dolch in den Bauch gerammt.

„Ich hatte gehofft, ihr hättet ihn in ein anderes Land, zu einer anderen Familie oder in ein Kinderheim gebracht, sodass er an einem anderen Ort unter halbwegs normalen Umständen hätte aufwachsen können – nur weg von Lorr. Das wäre doch Strafe genug gewesen“, sagt Juda und schüttelt den Kopf. Ein letztes Mal versucht er, der unbarmherzigen Erkenntnis über sich selbst auszuweichen. Er will einfach nicht glauben, dass er sich an seinem eigenen Bruder so schrecklich vergangen hat. Er war doch nur ein Mitläufer. Es war doch nie seine Absicht gewesen, seinen Bruder ernsthaft zu verletzen. Zählt das denn überhaupt nicht? Doch angesichts seiner quälenden Angst und seines brennenden Durstes erkennt er, dass seine Feigheit ihn letztlich zum Täter gemacht hat, ebenso wie seine Brüder. „Aber lebt er auch gewiss nicht mehr?“, fragt Juda jetzt schluchzend noch einmal nach.

„Woher soll ich das denn wissen!“, antwortet Rouven gereizt.

„Es könnte aber sein, dass er noch lebt“, beharrt Juda.

„Tja, mein lieber Bruder. Damit wäre dein Alibi futsch“, stichelt Siméon weiter gegen Rouven, weil er ihm nicht verzeihen kann, dass er sich in dessen Gegenwart noch schäbiger fühlt als sonst.

Rouven sieht seinen Bruder funkensprühend an und holt schon zu einer Rechtfertigung aus. Da unterbricht Juda die beiden erneut.

„Ich meine, einmal gelesen zu haben – wenn ich mich recht erinnere –, dass Kinder, die in irgendeinem Haushalt schuften müssen, manchmal, wenn sie erwachsen sind und die Arbeit nicht mehr schaffen – oder wenn eine Hilfsorganisation sie befreit –, zu einem normalen Leben zurückfinden können. Dann wäre es doch möglich ...“

„Was ist, Levin!“, unterbricht Rouven Judas Rede scharf. Ihm ist nicht entgangen, dass Levin, der die ganze Zeit den Kopf hängen hatte, jetzt plötzlich leise aufstöhnt und verzweifelt die Finger in den Haaren vergräbt. Offenbar weiß er etwas, das sie alle nicht wissen – und wen wundert's! Er war ja auch am nächsten dran. Er hat damals alles eingefädelt und mit den Männern verhandelt.

„Antworte, Levin!“, brüllt nun auch Siméon, der wie Rouven das Schlimmste befürchtet. Die Geschichte von Juda war zu schön, um wahr zu sein. Doch Levin antwortet nicht. Da springt Siméon ihn erneut an, packt ihn am Kragen und zieht ihn hoch. „Sag schon, Levin! Was ist wirklich aus Joseph geworden? Sag schon, was du weißt! Raus mit der Sprache!“

„Ich weiß es nicht!“, verteidigt sich Levin, doch Siméons Augen, die selbst in diesem trüben Licht gefährlich blitzen, verraten ihm, dass er damit nicht durchkommt. „Ich weiß nichts Genaues, das ist die Wahrheit.“

„Aber ...?“, versucht jetzt auch Rouven, seinem Bruder klarzumachen, dass sie alles wissen wollen, was er weiß.

„Aber“, räuspert sich Levin, „was ich weiß, ist, dass sie mir zugesichert haben, dass Joseph unter keinen Umständen jemals fliehen kann. Das wollten wir doch auch. Nicht auszudenken, wenn er zurückgekommen wäre und sich gerächt hätte.“

„Ich glaube, darüber sind wir bereits hinweg“, meint Rouven selbstkritisch.

„Und ...?“, will Siméon ungeduldig mehr wissen.

„Und, sie meinten, sie würden ihn nicht zu schwerer Arbeit zwingen. Genau das wollten sie damals wissen. Sie wollten wissen, ob er es gewohnt ist, zu arbeiten. Da konnte ich doch nicht ‚Ja‘ sagen. Außerdem meinten sie, er sei ein gutaussehendes Exemplar, was sein Vorteil sei, auch beim Preis“, endet Levin mit glühend roten Wangen.

„Aber was bedeutet das nun?“, fragt Juda zurück.

Doch seine Brüder geben ihm keine Antwort. Siméon, der Levin im ersten Entsetzen über die sich abzeichnende Realität losgelassen hat, wendet sich ihm wieder zu und schlägt auf ihn ein. Doch dieses Mal lässt Levin sich nicht ohne weiteres verprügeln und schlägt zurück. Da mischt sich auch Rouven in die Prügelei ein, und schon haben sie sich alle – außer Juda – am Wickel. Es ist, als könnten sie sich auf diese Weise selbst eine runterhauen, und genau danach sehnen sie sich, denn ihr Gewissen bereitet ihnen Höllequalen.

„Hört auf, hört endlich auf!“, geht Juda dazwischen. „Was soll das alles bedeuten? Heißt das, dass Joseph jetzt nicht mehr lebt?“, fragt Juda, als seine Brüder erschöpft gegen die Zellenwand zurückfallen.

„Das bedeutet, dass wir nur hoffen können, dass Joseph nicht mehr lebt“, gibt Rouven ihm schließlich die grausame Antwort auf seine Frage, während er sich das leicht blutende Kinn abwischt.

Daraufhin herrscht plötzlich beklemmende Stille. Jetzt, wo sie endlich aufgehört haben, miteinander zu streiten, wird ihnen ihr beißend brennender Durst erst richtig bewusst. Die abgestandene Luft erschwert ihnen das Atmen und unbarmherzig ergreift sie alle nackte Panik.

„Die werden uns doch nicht wirklich hier vergessen? Bitte nicht, bitte nicht! Oh Herr, unser Gott, wir haben wirklich schwer gesündigt. Aber ich flehe dich an: Vergib uns und hol uns hier raus!“, fleht Juda plötzlich unter Tränen.

„Warum sollte er das tun? Weißt du, wie oft er sich anhören muss, wie Menschen in der Not zu ihm kommen und betteln? Doch weder zuvor noch danach interessieren sie sich ernsthaft für ihn. Und da soll er ihnen trotzdem helfen? Wir sind doch auch nicht besser“, bemerkt Siméon verzweifelt.

Dabei kämpft er verbissen gegen die überwältigende Angst an, die sich in ihm ausbreitet. Er kann nicht verhindern, dass ihm jetzt ebenfalls Tränen

der Verzweiflung über die heißen Wangen fließen, und das Salzwasser brennt in seinen Wunden von der Schlägerei.

„Ich habe es mit Gott immer ernst gemeint. Ich habe ihm nichts vorgemacht und möchte es auch jetzt nicht“, bekennt Rouven mit bebenendem Herzen. Siméon wirft ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Das ist wahr“, sagt Juda sofort. „Ich kann bezeugen, dass du dich immer sehr gottesfürchtig verhalten hast, auch bei all deinen Entscheidungen. Bitte du doch Gott an unserer Stelle. Vielleicht, wenn du ihn bittest, wird er uns noch einmal erhören!“

„Ja, bitte, bete für uns und für mich! Ich will alles wiedergutmachen, mich wahrhaftig bessern und es nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich verspreche es euch und dem Allmächtigen und bezeuge, dass ich von nun an ehrlich und redlich sein werde“, fleht Levin, während Siméon verächtlich und ungläubig den Kopf schüttelt.

„Einverstanden“, erklärt Rouven mit vor Furcht und Schwäche zitternder Stimme. „Lasst uns beten: Oh Herr, Vater über allem, was da ist, Sichtbares und Unsichtbares, der du allein Gott bist, höre uns. Wir haben uns sehr schwer vor dir versündigt, und unser verstocktes Herz wollte sich nicht eher zu dir bekehren als jetzt, da wir in Todesnöten sind. Durch unsere Sünden haben auch viele andere Menschen leiden müssen. Wir wissen, dass du groß bist an Barmherzigkeit und ewiger Treue und dass du die Sünden der Menschen ans Kreuz getragen hast in grenzenloser Liebe zur Rettung für viele. Doch seit Jahrtausenden musst du es dir nun schon gefallen lassen, dass wir Menschen mit unseren bösen Herzen deine Liebe und Gnade als selbstverständlich hinnehmen, sodass uns unsere Taten nicht wirklich gereuen und wir schnell wieder in unsere alten Sünden zurückfallen, sobald die Not vorbei ist. Wir verlassen dich nicht, wenn es uns schlecht geht, sondern wenn es uns gut geht; wenn du uns segnest, beschützt und all deine Verheißungen an uns erfüllst. Daher haben wir auch keinerlei Recht, uns über unser Unglück zu beschweren, das wir selbst herbeigeführt haben. Wir müssen zugeben, dass die größten Nöte dieser Welt von niemand anderem ausgehen als von uns Menschen allein. Daher fühlen auch wir, die Söhne Jacques', dass wir kein Recht haben, dich jetzt um Gnade anzuflehen. Ja, wenn wir unsere Schuld aus eigenen Stücken erkannt und in Reue zu dir umgekehrt wären, hätten wir gemäß deinen Worten gewiss auf deine Gnade hoffen dürfen. Doch so

trifft uns die ganze Schuld und wir wissen nicht, was wir dir noch sagen könnten, außer: Wenn es deinem Herzen gefällt, uns zu verzeihen, werden wir nichts unversucht lassen, dir unsere Redlichkeit zu beweisen und uns deiner Liebe und Gnade würdig zu erweisen. Dessen sind wir gegenseitig unsere eigenen Zeugen für alle Zeit. Bedenke doch, Herr, dass die Toten dich nicht bezeugen können. Sie können sich nicht mehr zu dir bekehren, und aus ihrem Staub wird dir kein Loblied emporsteigen. Vergib uns, o Herr, wir flehen dich an. Wende das Herz von Monsieur Soter, lass auch ihm gefallen, uns zu verzeihen, und rege sein Gewissen an, sodass er es nicht über sein Herz bringt, uns hier elend zugrunde gehen zu lassen. En ton saint nom, Seigneur Jésus, Amen.^{32"}

„Amen!“, stimmen die anderen ein.

Nach diesem Gebet ist eine Weile nur noch leises Weinen zu hören, dann schlafen alle vier vor Erschöpfung ein.

Nach wenigen Stunden werden sie plötzlich durch ein Geräusch geweckt. Schritte! Es kommt jemand! Juda dreht sich schnell zur Zellentür und fleht um Gnade sowie um etwas zu trinken. Auch Levin stimmt mit ein.

Cäsar und seine Männer begeben sich mit Magnus nach unten. Vor dem Eingang zu den Kerkern wendet Magnus sich nach links und betritt einen geheimen Raum. Dort befinden sich Monitore, die mit Kameras in den Zellenräumen verbunden sind. Auf diesen Bildschirmen kann er nun genau sehen und hören, was in der Zelle geschieht. Als er ihr Flehen vernimmt, geht es ihm durchs Herz. Doch sein Sinn verhärtet sich sofort wieder, als er sich daran erinnert, wie sehr er damals um Hilfe flehte, aber niemand ihm half und er in seiner riesigen Not und Gefahr von seinen Brüdern verraten wurde.

Lebendig begraben

„Ihr habt großes Glück“, wendet sich César an sie, „denn Monsieur Soter hat beschlossen, nur einen von euch hier zu behalten – RUHE! Nur ich spreche! Er ist bereit, den Bruder, der hierbleiben muss, möglicherweise freizulassen, vorausgesetzt, ihr kommt mit eurem Anwalt, eurem jüngsten Bruder, hierher zurück! Also, entscheidet euch! Sagt mir, wer wird bleiben?“

„Brüder, bitte lasst mich nicht hier! Ich könnte es nicht ertragen!“, fleht Juda.

„Ohne dich läuft das Geschäft nicht. Du bist unersetzlich“, antwortet Rouven.

„Oh nein! Dann bin ich es doch, der hierbleiben muss. Ich bin der Einzige, auf den ihr verzichten könnt! Oh Gott, hab Erbarmen mit mir! Bitte!“, wimmert Levin.

„Das stimmt nicht. Wir brauchen dich auch“, entgegnet Rouven.

„Letztendlich braucht es alle, aber Levin hat recht. Unter uns ist er derjenige, auf den wir am ehesten verzichten können – zumindest für eine Weile, meine ich. Wir werden ihn ja bald wieder herausholen“, sagt Siméon.

Rouven sieht ihn wütend an. Dann blickt er zu César und sagt.

„Wir möchten die Großzügigkeit von Monsieur Soter gewiss nicht ausnutzen, aber könnten Sie uns bitte alle gehen lassen? Wir versprechen in jedem Fall, mit unserem jüngsten Bruder zurückzukehren. Außerdem wären wir doch leicht zu finden, besonders für jemanden, der so mächtig ist wie Monsieur Soter, mon Seigneur.“

„Nein! Und entscheiden Sie sich schnell, sonst werde ich es tun!“, droht César.

„Da habt ihr es. All unser Flehen ist nutzlos.“, sagt Juda. „Das ist sicherlich die Strafe für unsere Sünde gegen unseren Bruder. Wir sahen die Qualen seiner Seele, als er uns anflehte, aber wir wandten uns ab und halfen ihm nicht. Jetzt ist diese Not über uns gekommen. Und was können wir anderes sagen, als dass wir es verdient haben?“

„Ich habe euch doch gewarnt, versündigt euch nicht an eurem Fleisch und Blut!“, sagt Rouven.

„Jetzt wissen wir, was der arme Junge durchleiden musste“, antwortet Juda.

„Nein, das können wir uns nicht vorstellen. Joseph war ganz allein wurde gequält und war noch dazu erst elf Jahre alt! Darüber hinaus haben wir keine Ahnung, was ihn hernach noch getroffen hat, dank unserer unendlichen, gottverdammten Unbarmherzigkeit!“, bekennt Levins gequältes Gewissen.

Als Magnus das im Versteck hört, muss er hart mit seinen Gefühlen kämpfen.

„Also dann bleibt es dabei, Levin bleibt hier“, sagt Siméon.

„Und warum nicht du? Du hast genau so viel Dreck am Stecken“, erwidert Rouven zornig über seinen Bruder, der sich als einziger immer noch weigert, das volle Maß seiner Schuld einzugestehen.

„Ja, kann sein, aber ich habe unsere Geschäfte nicht in den Ruin getrieben“, wettet Siméon, und die undefinierbare Befürchtung, dass am Ende wirklich er hierbleiben muss, breitet sich plötzlich in ihm aus. Daher schimpft er in schierer Verzweiflung weiter: „Wenn ihr mich hierlasst und Levin mit euch nehmt, dann wird bald nichts mehr von unserem Vermögen übrigbleiben!“

„Bitte Siméon, wenn ich zurückgehe, dann mache ich alles wieder gut. Du wirst sehen! Ich werde meine Talente fortan nur noch ehrlich und redlich einsetzen“, verspricht Levin.

„Du, ehrlich und redlich? Dass ich nicht lache! Das glaubst du doch selbst nicht, dass sich deine Talente überhaupt dazu eignen, Gutes zu tun. Du wirst in dem Moment, wo du hier raus bist, alle deine guten Vorsätze sofort wieder relativieren“, spottet Siméon.

„Keine Verzögerungstaktik mehr! Wenn ihr euch nicht entscheiden könnt, dann werde ich es tun!“, unterbricht César sie.

Bei diesen Worten presst Rouven die Augen zusammen und sagt:

„Okay, ich bleibe.“

Judah versucht, ihn aufzuhalten, doch in diesem Moment öffnet sich ein Teil der Wand und Magnus tritt heraus und zeigt auf Siméon. Dann befiehlt er:

„Fesselt ihn und werft ihn zurück in den Kerker! Die anderen lasst gehen!“

Sofort dreht er sich wieder um und geht eilends zurück in den versteckten Raum.

Siméon schreit verzweifelt, als drei Männer ihn fesseln, während er wild um sich schlägt und seine Brüder um Hilfe ruft. Rouven ruft Siméon nach, er solle sich keine Sorgen machen, sie würden schnell mit Benoît zurückkommen. Daraufhin werden die drei verbliebenen Brüder in eines der unterirdischen Badezimmer geschoben, um sich frisch zu machen.

Als sie wieder oben bei Licht und frischer Luft ankommen, wenden sich die Brüder an Herrn Soter und bitten ihn, ihrem Bruder bald etwas zu essen und zu trinken zu bringen. Aber Magnus hebt die Hand und gebietet damit zu schweigen.

„Das Einzige, was Sie jetzt für Ihren Bruder tun können, ist, unverzüglich mit dem Jüngsten zurückzukehren. Dann deutet er auf ihre drei schweren Ledermappen auf dem Tisch und befiehlt:

„Vergessen Sie nicht Ihre Unterlagen!“

Rouven tritt näher. Seine Hände zittern, als er die braunen Mappen an sich nimmt, doch er wagt zu fragen:

„Was genau ist da drin, Monsieur?“

„Die gegengezeichneten Bewilligungen“, antwortet Magnus. „Die Liquiditätsfazilität wird freigegeben. Vollumfänglich.“

Rouven starrt ihn an und fragt verblüfft:

„Sie transferieren die Mittel?“

„Die Freigabe läuft über das Sondervehikel des ECS-Fonds. Formal handelt es sich um eine strategische Stabilisierungspartnerschaft“, lächelt Magnus dünn. Dann sagt er bedrohlich freundlich: „Sie erhalten, worum Sie gebeten haben.“

Rouven schluckt. Er wünscht sich, sie könnten es sich leisten, zurückzutreten. Dann antwortet er um Fassung bemüht:

„Unsere Abtretungserklärungen hatten wir im Salon für Sie bereitgelegt. Sämtliche Beteiligungen – wie vereinbart.“

„Ja“, erwidert Magnus. „Die Closing-Unterlagen umfassen die von mir gegengezeichneten Ausfertigungen. Die Originale verbleiben im Archivbestand.“

Er tritt näher, bis nur noch wenige Zentimeter zwischen ihnen liegen.

„Hören Sie mir jetzt sehr genau zu: Wenn Ihnen etwas an Ihrem Bruder liegt, dann bringen Sie Ihren Jüngsten zu mir. Ausschließlich ihn. Ich dulde in dieser Angelegenheit keinen anderen Rechtsvertreter. Ich hoffe Sie haben mich verstanden? Und nun gehen Sie!“

Sobald die Brüder das Haus verlassen haben, fragt Magnus César: „Hast du getan, wie ich gesagt habe?“

„Natürlich“, antwortet César grinsend. „Die Mittel wurden freigegeben wie angewiesen. Aber ich habe sämtliche Originale wieder in die jeweiligen Mappen gelegt. Ohne deine Gegenzeichnung.“

Magnus nickt langsam.

„Und die digitalen Register?“, fragt Magnus.

„Nicht aktiviert. Offiziell existiert die Transaktion nicht“, antwortet César.

Ein kaum sichtbares Lächeln erscheint auf Magnus' Gesicht.

„Ausgezeichnet.“

Als die Brüder draußen einen letzten Blick auf das Anwesen „St. Manuel“ werfen, erscheint es ihnen wie ein riesiges Mausoleum, unter dem ihr Bruder Siméon nun lebendig begraben liegt.

Hoffnungslos

Keiner der Brüder spricht während der Rückfahrt ein Wort. Das Summen der Reifen auf dem nassen Asphalt ist das einzige Geräusch im Wagen. Erst kurz vor Poitiers verlassen sie die Autobahn, um in ein kleines Restaurant nahe der Ausfahrt einzukehren. Nach dem Essen lockert sich die angespannte Stimmung zum ersten Mal etwas. Levin greift nach seiner Aktentasche, um die Rechnung zu begleichen. Dabei gleitet das schwere Transaktionsdossier zu Boden. Die Vertragsausfertigungen rutschen heraus. Er will sie gerade hastig zurückstecken, da hält er inne. Sein Blick verhärtet sich.

„Ich habe beide Originalausfertigungen zu den Bankaktien dabei, und die Unterschrift von Soter fehlt!“, sagt Levin mit heiserer Stimme und zeigt den anderen seine schreckliche Entdeckung.

„Das ist ein schöner Schlamassel! Das sind die Aktien der Kaufhauskette ‚D’Or de Lorr‘. Das waren unsere wichtigsten Übertragungsdokumente!“, bemerkt Rouven.

„Unmöglich!“, entfährt es Judah.

„Doch! Sieh dir die Prägiesiegel an“, sagt Levin. „Das sind die Originalausfertigungen. Keine Kopien.“

Judah beugt sich vor.

„Aber ... Soter sollte sie doch behalten.“

Für einige Sekunden sagt niemand etwas. Dann öffnet Rouven abrupt seine eigene Mappe zu den Anteilen an der Bank "S&L". Augenblicke später folgt Judah seinem Beispiel, er hatte die Anteile an der Winzerei. Überall Dasselbe. Alle Originale befinden sich in ihrem Besitz! Keine Gegenzeichnungen! Keine Registrierungsvermerke! Keine rechtswirksame Übertragung! Levin reißt die Augen auf.

„Warum sind die alle hier?“

„Mein Gott“, murmelt Judah.

Rouven blickt plötzlich auf, als treffe ihn ein Gedanke mit voller Wucht.

„Die Auszahlung!“

Mit zitternden Fingern prüft Levin die Firmenkonten:

„Das Geld ist schon da!“

Jetzt versteht auch Judah. Die Brüder sehen einander schweigend an. Sie nahmen Hilfe in dreistelliger Millionenhöhe an; ohne rechtsgültige Sicherheiten im Gegenzug. Ohne Compliance-Freigabe. Ohne finalisierte Verträge. Rouven sinkt langsam in den Stuhl zurück.

„Hält er uns absichtlich in der Schwebe?“, fragt Judah.

„Nein“, antwortet Levin. „Er sorgt dafür, dass wir umgehend zurückkehren müssen.“

Die Erkenntnis trifft die Brüder mit Wucht.

„Dann drehen wir um“, sagt Judah hastig. „Vielleicht sprechen wir statt mit Soter mit Herrn Alvarez. Immerhin hat Soter genau genommen nur gesagt, dass wir ihm persönlich nicht noch einmal ohne Ben gegenüberzutreten dürfen.“

„Du bist ewig naiv, Judah“, fährt Levin ihn scharf an. „Glaubst du wirklich, Soter hat das wörtlich gemeint? Das war keine sprachliche Regel. Das war eine Warnung. Er meinte, wir dürften nicht einmal daran denken, in dieser Angelegenheit weitere Schritte einzuleiten, ohne Benoît.“

Judah schluckt und sagt darauf im Flüsterton:

„Aber verstehst du nicht, was du da sagst? Wenn wir ihm die Ausfertigungen nicht augenblicklich zurückbringen, wertet er das gewiss als Vertrauensbruch. Dann trifft es zuerst Siméon und danach unsere Familien – mit voller Konsequenz.“

Einen Moment ist es still.

„Dann gibt es jetzt nur eine Möglichkeit“, sagt Rouven schließlich. „Wir fahren augenblicklich nach Hause. Holen Benoît. Und bringen ihn zu Soter.“

„Genau!“, sagt Levin. „Das war gewiss von Anfang an Soters Plan. Er will, dass wir handeln. Dass wir umgehend zurückkehren.“

Judah schüttelt ungläubig den Kopf und sagt:

„Aber warum dieser Druck? Was bezweckt er damit?“

„Das ist jetzt egal“, unterbricht Rouven ihn kühl. „Wir diskutieren das später.“

Er greift zum Zündschlüssel.

„Wir fahren!“

Mit voller Geschwindigkeit rasen sie nach Lorr. Doch die nächste böse Überraschung wartet bereits auf sie: Benoît ist nirgends zu finden! Sie eilen zu ihrem Vater, entschlossen, ihm nichts von den Vorfällen zu erzählen.

„Vater, wo ist Benoît?“, fragt Rouven, zu scharf, zu schnell. Jacques mustert ihn misstrauisch.

„Warum willst du das wissen? Was ist passiert? Warum kommt ihr so spät zurück? Warum erreicht man keinen von euch? Und woher stammen die Verletzungen in euren Gesichtern?“

„Lass gut sein, Vater. Wir erklären es dir später. Es ist nichts Ernstes. Wir haben uns gestritten, mehr nicht. Aber wir brauchen Benoît. Sofort. Wo ist er?“

Jacques verschränkt stur die Arme.

„Er ist nicht hier. Und ich werde dir nicht sagen, wo er ist, bevor du mir nicht sagst, was hier vorgeht.“

„Du sturer alter Mann! Das ist nicht der Moment für Machtspiele“, fährt Rouven ihn an.

Levin reibt sich bei zusammengekniffenen Augen das Nasenbein. Dann packt er Rouven am Arm und zieht ihn aus dem Arbeitszimmer, bevor dieser noch mehr unbedachte Äußerungen machen kann. An der Tür flüstert er ihm zu, sie sollten erst mal auf Benoît warten. Einer der Angestellten werde ihn schon finden. Rouven nickt, immer noch cholerisch aufgeladen und will sich gerade aufmachen doch das feine Gehör ihres Vaters hat Levins Worte aufgeschnappt. Daher sagt er:

„Vergesst es. Niemand außer mir weiß, wo Benoît ist. Und er wird so schnell nicht zurückkehren.“

Die Brüder bleiben erschrocken stehen.

„Was soll das heißen? Wann kommt er zurück?“, fragen Rouven und Levin.

Jacques senkt kurz den Blick.

„Wenn alles planmäßig verläuft... in etwa einem Jahr.“

Jetzt verliert auch Judah alle Farbe im Gesicht.

„Das ist nicht dein Ernst“, sagt Rouven und brüllt. „Wo ist er? Sag es uns!“

„Zuerst erzählst du mir, was hier los ist“, brüllt sein Vater ebenso cholerisch zurück. „Wo ist Siméon? Sollte er nicht mit euch erst hierher

kommen? Seine Frau und seine Kinder sind auch hier. Habt ihr euch mit ihm so gestritten? Das ist wieder typisch."

Entsetzt blicken sich die Brüder an. Noch einmal versuchen sie, Benoît eigenhändig zu finden: doch ohne Erfolg. Ist er ins Ausland geflüchtet? Jeder Anruf verläuft im Sande – es ertönt lediglich die Bandansage, dass die Leitung vorübergehend nicht erreichbar ist. Sie schreiben ihm E-Mails. Doch auch hier: keine Reaktion.

„Wir müssen Herrn Soter eine Nachricht schicken. Er muss wissen, dass wir Benoît nicht finden können und dass wir immer noch die Papiere für seine Aktien haben. Wir wissen jedoch nicht, warum. Wir müssen auch klarstellen, dass wir alle Übertragungsanteile für ihn sichern werden“, fleht Judah, der sich große Sorgen um Siméon macht.

„Aber wie können wir sicherstellen, dass er die Nachricht auch tatsächlich erhält?“, weist Rouven auf die Schwierigkeiten hin. „Bitte, Levin, ruf Florence de Beauvoir noch einmal an. Finde heraus, wie wir Herrn Soter kontaktieren können“, sagt Rouven zu seinem Bruder.

Levin ruft daraufhin Madame de Beauvoir an, aber sie will nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Langsam dämmert es den Brüdern, dass sie nun in Brüssel auf der schwarzen Liste stehen. Ihre Notlage zwingt sie, es woanders zu versuchen, aber sie können Herrn Soter nicht mehr erreichen. Die Situation ist hoffnungslos.

Verzweifelt gestehen die Brüder ihrem ungeduldigen Vater schließlich alles, was sich zugetragen hat. Als Jacques davon erfährt, wird er blass. Als sie ihm die Aktienverträge zeigen, muss er sich setzen. Seitdem bemühen sie sich nach Kräften, ihren Vater davon zu überzeugen, ihnen den Aufenthaltsort ihres Bruders zu verraten – doch vergeblich. Stattdessen dankt ihr Vater Gott, dass er seinen Jüngsten gerade noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht hat. Er verkündet, dass er niemals zulassen werde, dass sie Benoît diesem bösen Mann in Brüssel übergeben. Alle Versuche, ihn davon zu überzeugen, dass Benoît gewiss wohlbehalten zurückkehren werde, sind vergeblich. Ganz im Gegenteil. Ihr Vater ist sich absolut sicher, dass der Mann in Brüssel es ganz speziell auf seinen jüngsten Sohn abgesehen hat.

„Halt den Mund Juda! Es gibt in der Sache nichts mehr zu sagen. Du vernichtest meine ganze Familie! Zuerst habe ich Joseph verloren,

dann Siméon, und jetzt willst du auch noch Benoît? Niemals! Gott hat ihn versteckt, und ich werde ihn nicht preisgeben!"

„Vater, wenn du nur verstehen würdest, wie schrecklich dieser unterirdische Kerker ist! Und wer weiß, was sie Siméon dort unten antun, wo niemand seine Schreie hören kann! Bitte, ich bürgen für Bens Sicherheit.“, fleht Juda erneut. Aber alles ist vergeblich. Je mehr sie versuchen, ihren Vater zu überzeugen, desto hartnäckiger lehnt er ab. So vergehen Tage voller Angst.

„Ich verstehe Vater nicht, er kann doch nicht gleichgültig sein gegenüber dem, was mit Siméon geschieht“, sagt Juda, als sich die Brüder in Levins großer Villa in der Innenstadt treffen.

„Wir hätten ihm niemals erzählen dürfen, was wir erlebt haben“, bemerkt Levin. „Jetzt ist er überzeugt, dass Benoît das gleiche Schicksal ereilen wird, wenn er in Soters Hände fällt. Das war unglaublich dumm von uns.“

„Das ist kein Argument“, wettet Rouven. „Er kann nicht davon ausgehen, dass Benoît das gleiche Schicksal ereilen wird! Aber umgekehrt ist klar, dass Siméon gequält wird – und er lässt das zu, ohne ihm zu helfen! Ich kann diesen sturen alten Mann einfach nicht verstehen!“ Rouven ist wütend, traurig und verletzt. Vielleicht liebt Vater einfach keines von Lias Kindern?

In diesem Moment betritt ihre Schwester Dina Levins Villa. Sie ist aus Zürich nach Lorr zu ihrem Vater zurückgefliegen, sobald sie erfahren hat, was vorgefallen ist. Danach wollte sie unbedingt mit ihren Brüdern sprechen, also hat sie sich ihnen angeschlossen. Sie hat Rouvens letzte Worte mitgehört und sagt:

„Hör schon auf, über Vater zu schimpfen, Rouven, das hilft Siméon auch nicht weiter. Ich habe eben selbst mit Papa gesprochen, und er ist mir gegenüber auch völlig verschlossen. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass er selbst nicht weiß, wo Benoît ist.“

„Das ist eine kühne Behauptung, aber wenn sie stimmt, würde das zumindest erklären, warum er so unnachgiebig ist. Das versöhnt mich fast mit ihm“, antwortet Rouven, froh, einen Grund zu haben, nicht mehr wütend auf seinen Vater zu sein.

Er weiß, dass diese Gefühle vor Gott nicht richtig sind, egal was sein Vater ihm angetan hat, und er will Gott nicht noch mehr erzürnen.

„Moment, das kann nicht wahr sein. Wenn Papa nicht wüsste, wo sein Liebling ist, würde er nichts unversucht lassen, um es herauszufinden“, entgegnet Judah.

„Ja, das stimmt allerdings“, nickt Levin.

„Ich habe nicht gemeint, dass Papa überhaupt keine Ahnung hat, wo Benoît ist“, erwidert Dina. „Ich habe nur eins und eins zusammengezählt und bin mir ziemlich sicher, dass Benoît seine Auszeit schon seit einiger Zeit geplant hat. Er wurde in den letzten Jahren so sehr von Papa eingenommen, dass er einfach Abstand brauchte. Er hat doch mehrmals davon gesprochen, in die Wüste oder an einen anderen einsamen Ort zu gehen. Er wollte endlich einmal ‚durchatmen‘ und seinen Kopf frei bekommen. Das passt also zusammen. Wenn er es wirklich getan hat, dann hat er Vater gesagt, dass er weggeht, aber natürlich nicht, wohin genau, damit dieser ihn nicht findet und überredet, nach Hause zurückzukehren. Das würde auch erklären, warum er offenbar weder sein Handy noch sein Notebook dabei hat und warum er auch sonst nirgendwo erreichbar ist.“

„Ja, das macht leider sehr viel Sinn“, stimmt Levin zu. „Vielleicht ist er absichtlich an einen Ort ohne Empfang gereist. Ich erinnere mich, dass er einmal mit mir darüber gesprochen hat. Damals habe ich nicht darauf geachtet, aber anscheinend war es ihm ernst damit. Ich glaube, unser Vater wurde einfach zu viel für ihn. Der Arme. Er musste immer für ihn da sein, Tag und Nacht. Heute bin ich zum ersten Mal froh, nicht der Liebling meines Vaters zu sein. Ich gönne Benoît seine Freiheit.“

„Ich gönne ihm seine Freiheit auch, aber sie kommt wirklich zum ungünstigsten Zeitpunkt“, erwidert Rouven düster. „Ich sage es ungern, aber es sieht wirklich so aus, als hätte Gott selbst seine Hand im Spiel“, fährt er fort und wirft seinen Brüdern einen bedeutungsvollen Blick zu. Sie sehen sich alle bestürzt an. Nur Dina versteht nicht und will ihre Brüder danach fragen. Diese schweigen jedoch und geben ihr keine Antwort.

Die Wochen vergehen, doch statt sich an den neuen Zustand zu gewöhnen, wächst die Unruhe, das schlechte Gewissen und die Angst der Brüder immer weiter. An Schlaf ist angesichts ihrer Sorgen um ihre Zukunft und um Siméon kaum noch zu denken. Und wenn sie doch endlich einschlafen, werden sie von entsetzlichen Albträumen gequält. In diesen Träumen vermischen sich ihre eigenen, im unterirdischen Gefängnis durchgestandenen Ängste mit einem Siméon, der ganz allein ist, fürch-

terlich gequält wird, langsam verdurstet und verhungert, weil sie nicht kommen, um ihm zu helfen. Doch plötzlich verwandelt sich Siméon in einen kleinen Jungen, der in schrecklicher Pein nach ihnen ruft. Nach und nach dämmt ihnen allen, was sie einem kleinen, elfjährigen Jungen angetan haben. Welche Höllenqualen musste ihr Bruder durchlitten haben! Juda und insbesondere Levin erinnern sich genau daran, wie Joseph damals blutig geschlagen wurde, um seinen Tod vorzutäuschen. Eines Nachts hält Juda es nicht länger aus und Rouven kommt gerade noch rechtzeitig, um ihn daran zu hindern, sich den Steilhang hinten am Westhang hinunterzustürzen.

Als Levin wieder auf Lorr zu Besuch kommt, setzen sich die Brüder in stiller Übereinkunft sofort an einem ungestörten Ort zusammen. Sie alle haben das dringende Bedürfnis, ihre Seelenqualen abzumildern, indem sie sich austauschen.

„Was haben wir nur getan! Joseph war unser Bruder! Und er war noch ein kleines Kind! Unsere eigenen Kinder sind bald so alt wie er damals. Könnt ihr euch vorstellen, zuzulassen, dass jemand sie halbtot schlägt, mit einem Messer verletzt und entführt, um sie weiteren unvorstellbaren Qualen auszusetzen? Oh, wenn das doch alles bloß nie geschehen wäre!“

Levin antwortet nicht. Er trägt die volle Verantwortung mit sich, schwerer als jede Bilanzposition. In den Geschäften mit seiner Bank hat er sein Versprechen erfüllt und sämtliche Altlasten bereinigt. Er hat nahezu sein gesamtes Vermögen eingesetzt, um die Risikopositionen zu schließen und die Reputation des Instituts zu stabilisieren. Damit steht die Bank heute besser da als zuvor – zumindest auf dem Papier. Wie immer lässt ihn seine gewandte Zunge nicht im Stich, wenn es darum geht, komplexe Verluste in kontrollierte Narrative zu überführen. Aber all seine Talente reichen nicht aus, um die Vergangenheit ungeschehen zu machen – selbst wenn er dafür sein hundertfaches Vermögen und zehn Leben hergeben könnte.

„Ich warne dich: Denk nicht einmal daran, dich umzubringen! Du möchtest vielleicht den scheinbar einfachen Ausweg wählen und uns mit dem ganzen Schlamassel allein zurücklassen, aber das werde ich nicht zulassen“, warnt Rouven seinen Bruder Levin, nachdem er dessen Gesicht genau beobachtet und seine Absichten erahnt hat. Schließlich hat

er selbst, genau wie Juda, bereits daran gedacht, sich das Leben zu nehmen. „Wir müssen etwas unternehmen. Ich kann es nicht länger aushalten, hier nur herumzusitzen. Wir werden noch alle den Verstand verlieren, wenn das so weitergeht“, fügt Rouven hinzu.

„Gut, also was schlägst du vor?“, fragt Levin zurück.

„Wir müssen unsere Brüder finden!“, antwortet Rouven.

„Was? Warum Brüder, wen meinst du?“ mischt sich Juda erstaunt ein.

„Ich meine Benoît – und Joseph“, entscheidet Rouven. „Joseph!“, rufen beide gleichzeitig.

„Ja, wir müssen herausfinden, was damals wirklich mit ihm passiert ist. Levin, du hast diesen zweifelhaften Kontakt hergestellt. Warum versuchst du nicht, dich erneut mit diesen Männern in Verbindung zu setzen? Tu alles, was du kannst, damit sie dir sagen, wo der Junge heute ist. Es versteht sich von selbst, dass wir bereit sind, das Zehnfache des damals gezahlten Preises an sie zurückzuzahlen.“

Der Gedanke trifft Levin mit voller Wucht, und er wird blass. Auch Judah scheut sich vor der unmittelbaren Konfrontation mit der gnadenlosen Realität, doch beide stimmen Rouven zu. Es ist ihre Schuld – und es erscheint nur folgerichtig, dass sie auch die schrecklichen Konsequenzen tragen.

„Also abgemacht: Judah, Dina und ich versuchen gemeinsam herauszufinden, wo Benoît abgeblieben ist“, fährt Rouven fort. „Und du, Levin, kümmerst dich um den Verbleib von Joseph.“

Seine Brüder nicken kaum merklich. Beim Gedanken an Joseph stockt ihnen der Atem. Niemand von ihnen wagt es auszusprechen, was sie alle denken.

Die Opfer

Drei Wochen später treffen sich die Geschwister erneut. Mit gesenkten Köpfen müssen sie sich eingestehen, dass sie nichts Wesentliches herausfinden konnten. Auch Dina ist wieder dabei, nachdem Rouven und Judah ihr die ganze Wahrheit über Joseph erzählt haben. Seitdem hat sie zunächst zwei Wochen lang kein Wort mit ihren Brüdern gewechselt und begegnet ihnen noch immer mit spürbarer Kälte. Als Levin eintrifft, wird er von einer entschlossen wirkenden Frau begleitet. Obwohl er sie um beinahe drei Köpfe überragt, wirkt er durch seine Blässe und seine starke Abmagerung fast kleiner als die energische Frau Mitte vierzig an seiner Seite. Nervös stellt Levin seine Begleiterin vor.

„Das ist Louise Martin. Sie ist Regionaldirektorin der Menschenrechtsorganisation „Droits des enfants“ hier in Toulouse. Ich habe ihr erzählt, dass wir einen Mann suchen, unseren Bruder, der vor fünfzehn Jahren als Kind entführt wurde. Ich habe mich an sie gewandt, um herauszufinden, was wir zu erwarten haben, wenn ... nun ja“, er räuspert sich, „ich meine, falls wir unseren Bruder jemals finden sollten.“

„Ohne weitere Informationen ist es unmöglich zu sagen, was aus Ihrem Bruder geworden ist“, mischt sich Frau Martin ein. „Das hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab. Ich bitte Sie, mir zu folgen.“

Ohne weitere Erklärung dreht sich Frau Martin um und geht vor ihnen her zu ihrem Auto. Sie fahren ihr eine Weile hinterher und halten schließlich vor einem großen, abgelegenen Gebäudekomplex. Kurz darauf betreten sie eines der angrenzenden Gebäude.

„Wir arbeiten hier vor allem mit Kindern und Frauen“, sagt sie und lässt den Blick kurz über die Gruppe gleiten, als würde sie einschätzen, wie viel sie sagen darf, dann fährt sie fort: „Im Moment sind auch drei junge Männer hier untergebracht. Opfer von Menschenhandel.“

Einen Moment lang unterbricht sie sich, bevor sie weiterspricht.

„Sie werden schnell merken, dass es keine einheitliche Geschichte gibt. Herkunft, Zeitpunkt, Umstände – das prägt hier alles stärker als jede Statistik. Manche sind seit einigen Tagen hier, andere schon seit Monaten. Normalerweise lassen wir keine Besucher in diesen Bereich. In Ihrem

Fall machen wir eine Ausnahme – zum Teil wegen Ihrer großzügigen Unterstützung, vor allem aber, weil Sie als Angehörige eines Betroffenen, Teil des weiteren Unterstützungsprozesses sind.“

Mit diesen einleitenden Worten führt Madame Martin die de Lorr durch das Haus und zeigt ihnen einen Dokubericht über ihre Arbeit. Was die Geschwister hier zu sehen bekommen, übertrifft bei Weitem, was sie sich vorstellen konnten. Es steht in krassem Gegensatz zu dem, was die Filmindustrie normalerweise darstellt. Wie oft hatten die Brüder schon Prostituierte gesehen, ohne über die qualvollen Geschichten hinter dem Make-up und dem hübschen Lächeln nachzudenken? Ganz zu schweigen von den Sklaven, die sich nicht einmal frei bewegen dürfen, sondern hinter verschlossenen Türen gehalten werden – und was ihnen jeden Tag angetan wird, spottet jeder Beschreibung. Die Brüder müssen sich sofort übergeben. Schließlich zeigt Madame Martin ihnen auf ihrem Computerbildschirm ein Verhör, in dem einer dieser Menschenhändler angeklagt wird. Beim bloßen Anblick dieses Mannes werden die Geschwister von einer rasenden Wut überwältigt. Am schlimmsten ist jedoch, als Madame Martin sich ihnen zuwendet und zwei Dinge offenbart. Erstens, dass dieser Mann selbst als Vierjähriger entführt und zu unvorstellbaren Taten gezwungen wurde. Und zweitens, dass es leider oft vorkommt, dass die Opfer später neue „Ware“ für ihre Bosse beschaffen und ausbilden müssen. Daher ist ihrer Meinung nach jeder, der ein wehrloses Kind an einen solchen Ring übergibt, mindestens so verachtenswert wie die Ausbeuter selbst. Bei diesen Worten überkommt die Brüder erneut schwere Übelkeit.

Offensichtlich ist Madame Martin daran gewöhnt, dass Menschen zusammenbrechen, sobald sie mit der grausamen Realität und der astronomisch hohen Zahl der Opfer konfrontiert werden. Schnell versuchen die Geschwister, wieder nach draußen zu gelangen, um frische Luft zu schnappen. Doch so tief die Brüder auch durchatmen – der beißende Gestank ihrer Schuld haftet weiterhin an ihrem Gewissen. Dina hingegen kann ihre Brüder keine Sekunde länger ansehen. Ohne ein weiteres Wort wendet sie sich ab und geht. In ihr reift ein fester Entschluss: Sie will ihre unerschöpfliche Energie und den Einfluss ihres eigenen Modelabels nutzen, um den Opfern zu helfen. Bereits jetzt arbeitet ihr scharfer Verstand fieberhaft daran, Wege zu finden, wie ihre Fabriken und ihr Unternehmen

künftig Schutz und Perspektiven bieten könnten. Gemeinsam mit erfahrenen Organisationen wie „Droits des enfants“ möchte sie den Betroffenen Zugang zu Bildung, würdiger Arbeit unter fairen Bedingungen und Weiterbildung ermöglichen – damit sie eines Tages ein selbstbestimmtes Leben in Freiheit führen können.

Zur selben Zeit geschahen in Brüssel ganz andere Dinge. Nachdem die Brüder das Anwesen St. Manuel einen Monat zuvor verlassen hatten, hatte Magnus sofort angeordnet, dass Siméon dreimal täglich eine ordentliche Mahlzeit und etwas zu trinken erhalten sollte. Die Wachen durften die Zelle jedoch weder betreten noch mit Siméon sprechen, geschweige denn ihm Schaden zufügen. Mit diesen Anweisungen fühlte sich Magnus vorerst der Last seines Bruders enthoben. Noch immer war er nicht bereit, sich seiner Vergangenheit und den eigenen Sünden zu stellen, die sich allmählich anhäuften.

Währenddessen liegt Siméon im Verlies. Nachdem seine Brüder weg waren, blieb er allein und gefesselt in der Zelle zurück. Weinend und zitternd vor Aufregung, Angst und Erschöpfung liegt er unbehaglich auf dem Boden. Beinahe so schlimm wie die Angst vor der Gegenwart quälen ihn die Erinnerungen an Joseph. Immer wieder sieht er vor seinem inneren Auge, wie die Männer seinen eigenen Bruder grausam schlugen. Und er hat damals zugesehen und nichts dagegen unternommen! Er hat zugelassen, dass sein Groll und seine Eifersucht ihn derart blind gemacht haben. Plötzlich erinnert er sich sogar daran, wie er seinen verzweifelten Bruder anschrief, die Klappe zu halten. Bei dieser Erinnerung schreit seine gepeinigten Seele so laut auf, dass er beinahe die Besinnung verliert. Als er plötzlich dumpfe Schritte in der Ferne vernimmt, die sich ihm zu nähern scheinen, ist er sich absolut sicher, dass sie ihn gleich foltern werden. Bestimmt haben sie ihn nur deswegen zuvor gefesselt – und er hat es verdient!

Quälend kommen ihm seine hochmütigen Worte Rouven gegenüber in den Sinn, als er ihm sagte:

„Du machst mich krank mit deinem ewig arroganten ‚Ich-bin-so-viel-besser-als-ihr-alle-Gehabe‘. Ist es deiner Aufmerksamkeit etwa entgangen, dass du, genau wie wir, jetzt hier in diesem Loch sitzt? Offensichtlich hält dich Gott also für genauso schuldig wie mich!“

Dies hatte er seinem Bruder vorgeworfen – und jetzt? Ist das jetzt Gottes Antwort, dass er als einziger zurückbleiben musste? Trifft ihn mehr Schuld als die anderen? Simons Stolz versucht noch einmal gegen diese Einsicht anzutreten, doch unter der Indizienlast aller Tatsachen, die gegen ihn sprechen, zerbricht in Simon dieser Titan der Urzeit. Oder ist es nicht die reine Wahrheit, dass er als einziger nie Buße getan hat? Ist es nicht wahr, dass er bis zuletzt nicht um Vergebung gefleht hat? Selbst Levin hat mehr Größe bewiesen.

„Levin und Größe? Pah! Das hatte mit Größe nichts zu tun, das ist Feigheit, weiter nichts!“, ereifert sich sein Stolz sofort.

„Und warum liege ich jetzt hier, als einziger meiner Brüder?“, kommt augenblicklich das eigene Kontra.

„Das hat nichts zu bedeuten! Das ist purer Zufall! Ein denkender Mensch kann unmöglich annehmen, dass alles im Leben mit ‚Gottes Fügung‘ zusammenhängt. So zu denken ist typisch für Weiber und schwache Menschen, die sich der Realität nicht stellen wollen und darauf angewiesen sind, dass sie alles irgendwie vergeistlichen und die Verantwortung auf Gott schieben können, als würde sich dieser tatsächlich ständig in alles einmischen. Was hat solches Weibergewäsch mit mir zu tun?“, erwidert sein Stolz.

„Sag du es mir?“, kontert sein Innerstes. *„Offenbar hast du größte Schwierigkeiten, der Tatsache in die Augen zu blicken, dass du jetzt allein hier bist und allein ertragen musst, was an Marter noch auf dich wartet. Nach allem, was geschehen ist, willst du dich immer noch nicht der Realität stellen, sondern hältst dich krampfhaft an deinem Glauben fest, dass alles nur Zufall ist! Du bist wirklich erbärmlich und ein riesiger Feigling“,* verspottet ihn sein Innerstes.

Sein Stolz will sich sogleich wortreich verteidigen, da hört Simon, wie seine Peiniger, die immer näherkommen, bereits die Tür zum Vorraum seines Kerkers betreten und den Schlüssel ins Schloss stecken. Als würden ihn Blitze treffen, durchfährt ihn beim metallischen Geräusch des Schlüssels im Schloss jetzt nackte Panik.

„Herr, vergib mir! Ich flehe dich an, hab Erbarmen mit mir! Ich habe mich sehr versündigt, ich sehe es ein. Ich werde alles tun, was du willst! Bitte, hilf ...“

„Du hast kein Recht, um Gnade zu winseln. Sei ein Mann und ertrage die Strafe, oder wehre dich und stirb als Kämpfer“, unterbricht ihn sein Stolz unbarmherzig.

„Mich wehren? So stark bin ich nicht, und selbst wenn, würden sie mich nur umso mehr demütigen und zeigen, wer ab jetzt der Boss ist. Das halte ich nicht aus! Ich kann nicht das Opfer sein – ich kann nicht“, jammert Simon, am Grund der Verzweiflung angekommen.

Einsam und ausgeliefert liegt er da und muss vor Angst würgen, als die drei Männer das Verlies betreten. Sie stellen sich um ihn herum auf, und einer zwingt ihn mit dem Fuß unsanft aus der Seitenlage auf den Bauch. Wäre sein Magen nicht vollkommen leer gewesen, hätte er sich augenblicklich übergeben. Nur ein leises Wimmern dringt über seine Lippen. Um Gnade zu flehen, hätte ebenso wenig Sinn wie sich zu wehren. Er muss da jetzt durch. Als ihm schließlich die Fesseln abgenommen werden und man ihm ein Tablett mit Essen und einen Krug Wasser hinstellt, bleibt er noch einige Minuten reglos liegen. Die Angst hat ihn so sehr eingeschnürt, dass es eine Weile dauert, bis er glauben kann, wirklich allein zu sein und dass niemand mehr im Dunkeln auf ihn lauert, um ihn aus dem Hinterhalt zu überfallen. Zögerlich wagt er es endlich, sich zu bewegen. Wenige Augenblicke später stillt er hastig seinen Durst mit dem großen Krug Wasser, bevor er sich über das Essen hermacht.

„Herr, ich danke dir von ganzem Herzen für deine Hilfe, das werde ich dir nicht vergessen. Ich werde dir beweisen, dass deine Barmherzigkeit an mir nicht umsonst gewesen ist“, besinnt sich Simon auf sein Gewissen, nachdem er alles verzehrt hat, was ihm gebracht wurde. Dann legt er sich erschöpft hin.

„Warum dankst du Gott? Erstens ist nicht sicher, dass wirklich er dir geholfen hat, und zweitens könnten die Männer jederzeit zurückkommen und dich doch noch quälen“, begehrt sein Stolz ein letztes Mal auf. Dieses Mal widersteht ihm Simon allerdings.

„Kein Wort mehr! Ich will nichts mehr davon hören! Ich habe um Hilfe gebeten und ich habe Hilfe bekommen. Selbst auf den Verdacht hin, dass ich es nicht Gott verdanke, möchte ich doch nicht versäumen, ihm

dafür die Ehre zu geben. Unter keinen Umständen kann ich es ertragen, Gott noch weiter gegen mich aufzubringen“, kontert Simon seinem falschen inneren Freund. Dann fällt er in einen erschöpften Schlaf.

Magnus ist so beschäftigt, dass er keine Zeit hat, über Siméon nachzudenken, was ihm ganz recht ist. Während seines Flugs nach Stockholm erhält er eine Sprachnachricht von seiner Frau, die gerade im Krankenhaus entbunden hat. Einen Monat später schafft er es endlich, mit seiner Frau und seinem neugeborenen Sohn, den sie Manasseh nennen, mit dem Hubschrauber für vier Tage in eine Berghütte in der Schweiz zu fliegen. Im schönen Kanton Graubünden, hoch in den Bergen und weit weg von der Hektik, genießen sie ihre gemeinsame Zeit. Magnus, der nicht an seine Brüder denken will, konzentriert sich ganz auf seine Frau und Manasseh. Asena genießt seine Aufmerksamkeit, während der vielen Stunden, in denen ihr Baby schläft. Nur wenige Bodyguards sind anwesend, zusammen mit einem äußerst hartnäckigen Promi-Reporter, der in der Ferne lauert und hofft, ein paar intime Fotos schießen zu können. Asena ist sehr zufrieden, dass Magnus diesmal einen Urlaub in einer einfachen Hütte ohne modernen Luxus organisiert hat. Der Geruch der Natur und die minimalistische Einrichtung sind für beide eine neue Erfahrung. Die Soters sind von diesem „Detox-Urlaub“ so begeistert, dass sie den gesamten Berghang, den Wald und die Hütte kaufen.

Einen Monat nach seinem ersten Treffen mit seinen Brüdern kehrt Magnus nach einem langen Wochenende nach Brüssel zurück. César fängt ihn ab und fragt, ob es nicht langsam an der Zeit ist, dass die Strafe seines Bruders reduziert wird. Er sollte sich wenigstens einmal waschen dürfen. Zudem stünde ihm eine Beschäftigung zu, beispielsweise Lesen.

„Du hast mich gebeten, an deiner Stelle Mitgefühl für deinen Bruder zu zeigen“, sagt César zu Magnus.

Magnus sieht ihn entsetzt an. César erinnert ihn daran, dass Siméon nun schon seit einem Monat in diesem dunklen Loch sitzt.

„Was, schon einen Monat? Ich werde mich sofort darum kümmern“, antwortet Magnus entschlossen. Doch in dem Moment erreicht ihn die Meldung, dass in Moldawien schwere Unruhen ausgebrochen sind. Mag-

nus muss sofort an einem Gipfeltreffen in Budapest teilnehmen. Danach wird er in Berlin und Dublin gebraucht. Nach fünf Tagen mit kaum Schlaf kommt er schließlich erschöpft wieder auf „St. Manuel“ an. Er möchte sich sofort zurückziehen, doch César führt ihn hinunter in den Keller zu dem geheimen Raum vor dem Kerker. Dort geben die Überwachungsmonitore den Blick in die Zelle frei.

„Hier, ich habe ihm etwas zu lesen, ein paar Decken und etwas Licht mitgebracht“, sagt César und deutet mit dem Zeigefinger auf den Monitor, worauf die Gegenstände zu sehen sind. „Du warst fünf Tage weg. Damit ist Siméon nun schon über einen Monat hier unten. Für dich vergehen die Tage wie Minuten, aber für ihn die Minuten wie Tage, das weißt du doch. Sieh ihn dir an, er fürchtet sich schon vor seinem eigenen Schatten. In der Nacht – das heißt, wenn er schlafen will – kann er nicht schlafen, weil ihn fürchterliche Albträume quälen. Ich habe auch gesehen, wie er lange seinen Plastikbecher angestarrt hat. Dann hat er ihn zerteilt, um zu sehen, ob sich dieses Weichplastik eventuell dazu verwenden ließe, etwas zu schneiden.“

„Etwas zu schneiden?“, fragt Magnus perplex.

„Ja, sei nicht naiv“, erwidert César.

„Er denkt ernsthaft an Selbstmord? Oh Gott, das ist furchtbar“, begreift Magnus erschrocken.

„Was würdest du denn an seiner Stelle tun?“, fragt César. „Der Gestank hier unten ist absolut unerträglich. Uhr und Handy haben wir ihm damals weggenommen, er hat jedes Zeitgefühl verloren. Er denkt vermutlich, er sei schon seit Monaten hier unten. Du musst ihn mir überlassen, du hast einfach keine Zeit, dich um ihn zu kümmern.“

Magnus blickt entsetzt vor sich hin. Er hat Siméon weiter nichts getan. Er hat ihn bloß „vergessen“. Erschüttert erkennt er die Wahrheit: Seinen Bruder in diesem Elend zu vergessen, war fast so schrecklich, als hätte er ihn täglich gequält. Wieder erinnert ihn seine innerste Stimme daran, dass er keinen guten Weg eingeschlagen hat.

„Du hast recht“, erwidert Magnus, „aber was willst du mit ihm tun? Er muss hier raus. Ich möchte nicht, dass er noch einen Tag länger hier leidet, sonst wird mich Gott seinetwegen noch ernsthaft bestrafen.“

„Das glaube ich allerdings auch“, antwortet César. „Ich habe mir daher überlegt, ihn in die Schweiz zu bringen, in diese Alphütte. Sie ist ideal. Wir können ihn dort gut überwachen, wenn du einverstanden bist.“

„Ja, das hört sich gut an“, stimmt Magnus zu. „Aber du musst dich unbedingt vergewissern, dass du vertrauenswürdige Aufpasser mit ihm gehen lässt. Niemand darf ihm auch nur ein Haar krümmen. Es soll ihm ab jetzt gut gehen.“

Dann, einem inneren Impuls folgend, verlässt Magnus den Überwachungsraum und geht schnellen Schrittes auf die Zelle zu. Der Gestank im Gang ist so unerträglich, dass er würgen muss. Und das alles nur, weil er seinen Bruder einige Tage vergessen hat. Doch kaum, dass er Siméon sieht, wird sein Herz wieder hart und eine gewaltige Wut glimmt erneut in ihm auf.

Als Siméon erkennt, dass Magnus Soter höchstpersönlich vor ihm steht, blickt er ihn erschrocken an. Magnus im feinsten Maßanzug, sein Bruder schmutzig und unrasiert wie ein Tier auf dem Boden im Käfig. Eine Weile stehen sich die Brüder wortlos gegenüber. Magnus muss im Inneren gegen eine Flut stürmischer Gefühle ankämpfen.

„Mon Seigneur, bitte, haben Sie Erbarmen“, wagt Siméon endlich leise zu sagen, nachdem Magnus so lange geschwiegen hat. „Bitte erlauben Sie mir, einmal nach draußen zu gehen, oder kurz in die Nähe eines Fensters. Und wenn ich mich vielleicht einmal waschen dürfte... ich könnte auch meine Zelle putzen, wenn Sie mir etwas zur Reinigung...“

„César, geh rein!“, unterbricht Magnus ihn plötzlich.

Seine Gedanken rasen. Obwohl Magnus sich nicht entscheiden kann, ob nun sein Gewissen oder sein Hass lauter in ihm schreien, spürt er doch deutlich, wie Gottes Zorn über ihm entbrennt.

Aus Angst, von dem Gorilla geschlagen zu werden, zieht sich Siméon schnell in eine Ecke zurück. Aber Magnus ruft ihm zu, er soll keine Angst haben. Überrascht, dass Monsieur Soter plötzlich so etwas wie Menschlichkeit zeigt, lässt sich Siméon bereitwillig hinausführen. Magnus hingegen zieht sich zurück, unfähig, seinen Bruder länger anzusehen. César bringt Siméon unterdessen in eines der unterirdischen Badezimmer. Dort duscht er sich ausgiebig mit viel Seife. Anschließend wird er in neue Kleidung gehüllt und nach oben geführt. Durstig nach Farben und Sonnenschein, saugt Siméon alle Lichter und die Schönheit um sich

herum in sich auf. Dann wird er an einen Tisch gesetzt und bekommt reichlich zu essen. Er kann sich nicht erinnern, jemals eine Mahlzeit gegessen zu haben, die so gut geschmeckt hat. Als er in eines der luxuriös eingerichteten Gästezimmer geführt wird, kommt es ihm wie ein Traum vor. Glücklicherweise schmiegt er sich in die Seidenlaken und schläft bald voller Hoffnung ein. Am nächsten Morgen fällt sein Blick sofort auf die beiden Sicherheitsleute, die wahrscheinlich schon die ganze Zeit über in dem Zimmer Wache gestanden haben, ohne dass er es bemerkt hat. Unsicher, ob er wieder in den Kerker zurückgebracht wird, wagt er kaum, sich zu bewegen oder sie anzusehen.

„Herr de Lorr, wir haben den Befehl, Sie zum Frühstück nach unten zu begleiten“, sagt einer der Sicherheitsbeamten.

„Ich verstehe. Aber kann ich wenigstens noch das Badezimmer hier benutzen?“, fragt Siméon.

„Ja“, lautet die knappe Antwort. Begleitet von seinen Wachen nutzt Siméon ausgiebig Seife und Wasser. Er weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis er sie wieder benutzen kann. Ehe er das Badezimmer verlässt, betrachtet er eine Weile sein Spiegelbild: Viele Gedanken gehen ihm durch den Kopf.

„Muss ich zurück in den Kerker?“, wagt Siméon, einen der Wachen zu fragen.

„Nein, ich glaube nicht“, lautet die kurze Antwort. Das reicht Siméon, um Gott freudig dafür zu preisen, dass er ihm Gnade erwiesen hat.

Nach einem herzhaften Frühstück fragt Siméon Zuversicht gewinnend:

„Haben Sie hier eine Bibel, die ich lesen könnte?“

„Ja, hier entlang“, antwortet einer der Männer.

Die Wachen führen ihn in einen Raum, der wie eine Kapelle aussieht. Siméon schaut sich erstaunt um. Ein privater Gebetsraum? Die Soters scheinen religiös zu sein. Er schüttelt verwundert den Kopf, doch dieser Raum ist genau das, was er jetzt braucht. Er ignoriert die Wachen und geht zu den dicken Kissen in der Mitte, die in einem Halbkreis um einen kleinen Tisch mit Kerzen und einer großen französischen Bibel angeordnet sind. Er kniet nieder und dankt Gott von ganzem Herzen. Dann liest er

still aus der Bibel. Schließlich betet er lange und intensiv – und zum ersten Mal in seinem Leben auch für seinen Bruder Joseph.

Mittags kommt César auf ihn zu. Nervös fragt Siméon, ob er in dem schönen Zimmer bleiben könne.

„Nein“, lautet die enttäuschende Antwort.

Vollkommen unberechenbar

Enttäuscht lässt Siméon die Schultern hängen. Gerade als er Monsieur Gautier fragen will, wann er wieder hochkommen darf, teilt César ihm zu seiner Überraschung mit, dass er versetzt wird.

„Sie gehen in die Schweiz, Monsieur de Lorr. Es wird Ihnen dort gefallen. Monsieur Soter hat gerade seinen Urlaub am selben Ort verbracht. Sie werden die nächste Zeit in den Schweizer Bergen verbringen. Wenn Sie sich benehmen, wird Ihnen ein gewisses Maß an Bewegungsfreiheit zugestanden.“

So landet Siméon in der Schweiz und genießt die atemberaubende Umgebung von ganzem Herzen. Der Kontrast zu dem Verlies, in dem er zuvor gewesen war, könnte nicht größer sein. Er ist glücklich und voller Dankbarkeit.

Es vergeht ein langer Sommer und endlich wird es Herbst. Überrascht von der langen Abwesenheit seiner Brüder bittet Magnus César, Nachforschungen anzustellen. Dieser überbringt ihm dann die schlechte Nachricht:

„Benoît hat sich auf eine Selbstfindungsreise begeben – ausgerechnet zu der Zeit, als seine Brüder bei uns waren. Offensichtlich wurde ihm die anhaltende Trauer deines Vaters um deinen Tod sowie der ganze Druck, dich ersetzen zu müssen, irgendwann zu viel. Er wollte Abstand gewinnen und ein Jahr lang untertauchen. Deine Brüder suchen ihn seither verzweifelt. Sie konnten nachverfolgen, dass er es bis nach Alaska geschafft hat; doch dort verliert sich seine Spur. Nach unseren Informationen befindet er sich inzwischen mit einer Gruppe von Wissenschaftlern auf Meighen Island. Wenn du willst, kann ich ihm eine Nachricht von seinen Brüdern zukommen lassen“, sagt César und sieht Magnus fragend an. Als Magnus nicht gleich antwortet, fährt César fort:

„Ich habe außerdem gehört, dass deine Brüder nicht mehr lange durchhalten werden. Judah soll kurz davor gewesen sein, sich das Leben zu nehmen. Dasselbe gilt für Levin. Sie alle leiden unter schweren Depressionen, und selbst Rouven scheint langsam daran zu zerbrechen.“ César schweigt einen Moment und sagt dann mit düsterer Miene:

„Sie haben sogar versucht herauszufinden, was mit ihrem Bruder Joseph geschehen ist. Natürlich ohne Erfolg. Schließlich wandten sie sich an ‚Droits des enfants‘, um zu verstehen, was aus dir geworden ist. Seitdem sind sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. Die Geschäfte laufen schlecht. Rouven scheint der Einzige zu sein, der das Familienunternehmen noch irgendwie über Wasser hält.“

César hält kurz inne, ehe er weiter erklärt:

„Übrigens, Dina muss ihr dunkles Geheimnis entdeckt haben. Heute arbeitet sie jedenfalls nahezu besessen für eine Organisation, die Kinder schützt und Opfern von Menschenhandel hilft. Dabei unterstützt sie nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene aus diesem Milieu – sogar solche, die selbst Verbrechen begangen haben. Ich glaube, sie hofft, dich auf diese Weise irgendwann zu finden.“

Magnus sinkt schwer auf einen Stuhl. Langsam spürt er das volle Gewicht seiner Rache. Sie hatte süß geschmeckt, solange sie nur in seinem Herzen brannte. Doch nun liegt sie schwer und bitter in seinem Magen, ätzend wie Galle. Mit wachsendem Entsetzen begreift er, dass sein Vergeltungsschlag das ursprüngliche Verbrechen bald übertrifft. Sein Erkenntnishorizont reicht zu weit, als dass er diese Taten noch hinter der Illusion von Gerechtigkeit verbergen könnte. Denn nicht nur die Schuldigen zahlen den Preis. Sein Vater leidet. Dina leidet. Die Familien seiner Brüder zerbrechen. Das ist längst keine Gerechtigkeit mehr, es ist nur noch Zerstörung. Magnus erkennt, dass er zu weit gegangen ist. Erdrückend legt sich die Verantwortung der eigenen Schuld auf ihn. Mit zitternder Stimme ordnet er an, dass Benoît umgehend eine Nachricht seiner Brüder erhält.

In der großen Stille sind die knirschenden Schritte auf der dicken Schneedecke deutlich zu hören. Ein Postbote nähert sich dem einsamen Lager einer Gruppe von Wissenschaftlern auf Meighen Island – einer unbewohnten Insel auf kanadischem Gebiet, die hoch im Norden in endloser Dämmerung liegt.

Als Benoît dort die Nachricht von seinen verzweifelten Brüdern erhält, bricht er nach sieben Monaten völliger Isolation sofort die Zelte ab. Er gibt

seinen Brüdern Bescheid, dass er zurückkommt, und verspricht, spätestens in sechsunddreißig Stunden bei ihnen zu sein. Umgehend vereinbarten sie ein Treffen am Brüsseler Flughafen.

In der Zwischenzeit drückt die finanzielle Belastung schwer auf die Familie de Lorr. Wiederholt drängt der Vater darauf, weitere Gelder zu beantragen. Es sei schließlich nicht notwendig, direkt mit Soter zu verhandeln, beharrt er. Sie lehnen dies jedoch entschieden ab. Solange die letzten Verträge nicht finalisiert sind und keine Compliance-Freigabe vorliegt, dürften sie es nirgendwo wagen, weitere Subventionen zu beantragen.

Als der Vater erfährt, dass sein geliebter Sohn Benoît endlich gefunden wurde und sicher zurückkehren wird, sind Freude und Sorge gleichermaßen groß. Erneut drängt er seine Söhne, es woanders zu versuchen – ohne Benoît. Aus Angst um das Leben seines Jüngsten verliert Jacques jegliche Zurückhaltung. Er appelliert immer vehementer an seine Söhne, ihm nicht auch noch Benoît wegzunehmen und ihn nicht in die Hände dieses bösen Mannes in Brüssel zu übergeben. Das würde Benoît keine Stunde überleben.

„Warum habt ihr so übel an mir getan und dem Mann erzählt, dass ihr noch einen Bruder habt?“, fragt Jacques.

„Monsieur Soter hatte so genau nachgeforscht und wusste bereits viel über uns. Was hätten wir tun sollen? Leugnen, dass wir einen jüngeren Bruder haben? Wer hätte gedacht, dass er uns bitten würde, Ben zu ihm zu bringen?“, antwortet Levin.

„Ihr könnt Charles Lefort mitnehmen. Er ist ein ausgezeichnete Anwalt und ...“, versucht Jacques es erneut.

„Nein! Monsieur Soter hat betont, dass er in dieser Angelegenheit keine andere Rechtsvertretung als unseren jüngsten Bruder erlauben würde. Er sagte: ‚Ich warne Sie, sich hier nicht mehr blicken zu lassen, es sei denn, der jüngste Bruder ist mit Ihnen.‘ Und Soter ist kein Mann, der Dinge vergisst, Vater!“

„Bitte nehmt mir Ben nicht weg“, fleht ihr Vater weiter. Juda wird verzweifelt.

„Bitte, Vater, hör doch auf zu weinen“, sagt Juda. „Wir werden dir Benoît nicht wegnehmen. Er wird wohlbehalten zu dir zurückkehren. Verstehst du das nicht? Lass ihn mit uns gehen, damit unsere Familie nicht zugrunde geht und wir alle leben. Ich bürgere für Benoît, von meinen Händen sollst du ihn fordern. Wenn ich ihn dir nicht wiederbringe und vor deine Augen stelle, will ich mein Leben lang die Schuld tragen. Bitte lass ihn mit uns ziehen. Es gibt keinen anderen Weg.“

Da willigt Jacques schließlich ein und sagt:

„Nun, wenn es wirklich keine andere Möglichkeit gibt, dann nehmt Benoît mit und bringt Monsieur Soter reichlich Geschenke. Ihr habt gesagt, der Mann mag unseren Wein. Dann bringt ihm einige unserer besten Flaschen mit, auch aus meinem privaten Weinkeller, und die wertvollsten Stücke aus unserer Kunstsammlung. Vergesst auch nicht die Anteile an Lorr und ‚Simon & Levin‘. Und bringt die Papiere mit, die ihr das letzte Mal dabei hattet. Bietet ihm dieses Mal das Doppelte des Marktanteils an. Vielleicht ist letztes Mal ein Fehler unterlaufen. So nehmt denn euren Bruder mit meinem Segen und geht zurück zu Monsieur Soter. Möge Gott, der Allmächtige, euch Barmherzigkeit vor dem Mann geben, sodass er Siméon und Ben mit euch ziehen lässt. Ich aber muss sein wie einer, der seiner Söhne ganz und gar beraubt ist.“

Die Brüder nehmen alle Geschenke mit, darunter die Verträge für die doppelten Aktienanteile an „D'Or de Lorr“, an dem Weingut, an der Bank „Simon & Levin“, sowie zusätzliche Übertragungsanteile an dem Modelable „Dina“. Anschließend fahren sie zum Flughafen in Brüssel, wo ihr Bruder Benoît bereits auf sie wartet. Sie checken in ein Hotel ein. Nachdem sie sich in ihren Zimmern eingerichtet haben, treffen sie sich alle bei Rouven und erzählen Benoît nacheinander, was geschehen ist. Sie lassen kein Detail aus und gestehen ihr schreckliches Verbrechen, die unwiderrufliche Sünde gegen Joseph. Benoît kann nicht glauben, was er hört.

Die de Lorr müssen noch einen Tag warten, um Magnus Soter zu treffen. Sobald er wieder in Brüssel ist, werden sie zu einer Audienz in seine Büroräume bestellt. Mit klopfenden Herzen stehen sie in einem großen, einschüchternden Empfangsraum im Kommissionsgebäude, direkt neben Magnus' Trakt. Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der sie voller Angst dem

Ticken der Wanduhr lauschen, kommen plötzlich Sicherheitsbeamte herein. Die Wachen weisen sie unterkühlt an, ihnen zu folgen. Herr Soter werde nicht mehr hierherkommen.

Als César Magnus berichtet, dass alle seine Brüder, einschließlich Ben, endlich nach Brüssel zurückgekehrt sind, weist Magnus ihn an, sie alle sofort zu sich nach Hause einzuladen und ein großes Abendessen vorzubereiten. Er ist entschlossen, seine Fehler wiedergutzumachen und seine Brüder freundlich zu behandeln.

Als die de Lorrns aus den mit Geschenken beladenen Autos steigen und feststellen, dass sie wieder vor „St. Manuel“, dem Anwesen von Magnus Soter, stehen, verlieren sie jeglichen Mut. Sie können nur an das geheime Verlies denken.

„Wir wurden sicher wegen der Aktienanteile, die Soter nie erhalten hat, hierher zurückgebracht!“, flüstert Judah verzweifelt seinen Brüdern zu.

„Judah hat recht, sie werden uns überfallen und wieder ins Verlies sperren!“, antwortet Levin mit weit aufgerissenen Augen. „Er will offensichtlich unsere ganze Familie auslöschen und uns alles nehmen, was wir haben. Wir sind dazu verdammt, den Rest unseres Lebens seiner Gnade und seinen Launen ausgeliefert zu sein!“

Als César herauskommt, um sie hineinzuführen, geht Benoît entschlossen auf ihn zu und erklärt:

„Monsieur Gauthier, einen Moment. Bevor Sie uns hineinführen, müssen wir einen Vorfall klären, von dem meine Mandanten keinerlei Kenntnis hatten. Die Brüder trifft absolut keine Schuld beim Versäumnis der Abwicklung der Aktienanteilen vom letzten Mal. Es muss sich um ein Versehen handeln. Kurz, um jeglichen Schaden abzuwenden, sind wir heute mit dem doppelten Wert der Anteile erschienen. Als zusätzliche Kompensation übergeben wir außerdem Aktienpakete der Marke ‚Dina‘. Die Abtretungen sind rechtssicher vorbereitet. Wir können die Transaktion drinnen sofort protokollieren.“

„Habt keine Angst“, antwortet César beschwichtigend. „Was auch immer euch widerfahren ist, von uns aus ist kein Unrecht geschehen. Wir haben eure Verträge damals ordnungsgemäß erhalten.“

Auf diese überraschende Enthüllung hin, führt César Gauthier die verwunderten Brüder in die Eingangshalle. Wieder einmal müssen sie Geduld haben.

„Was glaubst du, wie es Siméon geht?“, flüstert Rouven.

„Für einmal habe ich wirklich keine Ahnung“, flüstert Levin zurück. „Monsieur Soter ist für mich völlig unberechenbar. Alles ist möglich.“

„Was meinst du, Benoît, können wir es jetzt wagen, nach Siméon zu fragen?“, fragt Judah seinen Bruder.

„Allerdings. Wir haben unseren Teil der Abmachung eingehalten“, antwortet Benoît.

„Ihr fragt nach Siméon?“, unterbricht César plötzlich ihr Flüstern. Sie haben ihn nicht kommen hören. Rouven, Judah und Levin blicken alarmiert auf und schlucken schwer, nur Benoîts Augen verengen sich herausfordernd.

„Wir würden in der Tat gerne erfahren, wie es ihm geht“, antwortet Benoît. Seine Worte kommen scharf. Unbeeindruckt sieht er César direkt in die Augen. César muss grinsen, er kennt diesen durchdringenden Blick nur zu gut. Benoît, der während seiner Monate der Einsamkeit einige Kilos abgenommen hat, ähnelt seinem Bruder Magnus jetzt deutlich mehr.

„Wenn man die Verbindung kennt, ist die Ähnlichkeit offensichtlich“, denkt César amüsiert.

„Herr Nirens“, ruft César seinem Teamchef zu, „bringen Sie mir Siméon de Lorr.“

Auf diese Worte hin dreht sich der Sicherheitsbeamte um und verschwindet mit zwei anderen Männern. Wenige Augenblicke später kommen sie mit Siméon zurück. Als sich die Tür öffnet, halten die Brüder den Atem an. Da ist Siméon! Und er sieht gebräunt und gesund aus! César und sein Team ziehen sich kurz zurück, während die Brüder aufeinander zugehen, um sich freudig zu begrüßen.

„Sagt, warum um alles in der Welt habt ihr nur so lange gebraucht, um zurückzukommen? Ich dachte schon, es sei um mich geschehen“, bemerkt Siméon.

Da erzählen ihm die Brüder in wenigen Sätzen, wie schwierig es gewesen war, Benoît zu finden. Danach beschreibt Siméon kurz seine Erlebnisse. Er musste zunächst Wochen in dem dunklen Verlies verbringen, bevor er

von einem Tag auf den anderen direkt in die wunderschönen Schweizer Alpen gebracht wurde.

„Habe ich es nicht gesagt?“, zischt Levin. „Monsieur Soter ist vollkommen unberechenbar. Ich habe im Leben noch keinen wie ihn getroffen. Normalerweise kann ich Menschen sofort einschätzen und weiß, was ich sagen muss, aber bei Monsieur Soter bin ich mir nur einer Sache sicher: Ich liege immer falsch, egal, was ich sage, tue oder denke“, gibt Levin etwas zu laut zu.

Seine Brüder geben ihm sofort Zeichen, leiser zu sprechen. Erschrocken schließt Levin den Mund.

Judah verkündet etwas lauter:

„Wir sind Monsieur Soter zutiefst dankbar. Er hat sich als ein Mann von beeindruckender Weisheit erwiesen. Wir hoffen, dass wir die Gelegenheit haben werden, ihm persönlich unseren aufrichtigen Dank auszusprechen.“

Ein zustimmendes Murmeln geht durch die Runde. Nur Benoît schweigt. Die Nerven liegen blank; das bange Warten auf den nächsten Schlag der gewiss bald kommt, zerrt an ihnen. Als eine Angestellte sie schließlich in den kleineren Speisesaal bittet, tauschen sie erneut verwirrte Blicke. Levin sucht die Augen seiner Brüder. Er hatte recht: Niemand auf dieser Welt ist unberechenbarer als Monsieur Soter. Die Brüder nicken wortlos. Die Angst kriecht in ihnen hoch. Dann die Ankündigung: Sie werden heute Abend mit Soter und dessen Frau speisen. Da fragen sie nach einem Platz wo sie die Geschenke präsentieren können. Es wird ihnen ein Tisch hergebracht. Darauf arrangieren sie ihre kostbaren Schätze mit pochenden Herzen.

Endlich kommen Magnus und seine Frau, die erneut schwanger ist. Am Abend zuvor hatte er Asena gestanden, dass die Gäste seine Brüder sind. Asena, die zum ersten Mal etwas von Brüdern hörte, hob überrascht die Augenbrauen. Sie wollte sofort mehr wissen, doch Magnus runzelte stur die Stirn.

„Es tut mir leid. Ich muss dich bitten, noch Geduld zu haben. Im Moment kann ich dir nichts weiter sagen, außer, dass sie unter keinen Umständen erfahren dürfen, dass ich ihr totgeglaubter Bruder bin. Das musst du mir versprechen! Ich brauche deine emotionale Unterstützung wirklich dringend. Dieses Treffen ist extrem schwierig für mich. Aber ich

kenne dich und weiß, wie klug du bist. Du hast auch eine bemerkenswerte Menschenkenntnis. Ich fürchte, du würdest schnell merken, dass es eine familiäre Verbindung zwischen mir und ihnen gibt. Nicht auszudenken, wenn du das plötzlich in irgendeinem Zusammenhang erwähnen würdest! Das darf nicht passieren!“, erklärt Magnus, viel aufgeregter, als ihm lieb ist.

Asena, die selten Gelegenheit hatte, mit ihrem Mann über seine Vergangenheit oder andere private Angelegenheiten zu sprechen, hätte gerne mehr erfahren. Aber sie kennt Magnus und weiß, dass es sinnlos ist, ihn zu bedrängen, wenn er so stur in sich kehrt. Einmal mehr muss sie sich damit abfinden, dass sie vorerst keine weiteren Informationen erhält. Das macht sie jedoch umso neugieriger auf den mysteriösen Besuch.

Als Magnus mit Asena den Saal betritt, verneigen sich seine Brüder respektvoll vor ihm und zeigen ihm die vielen Geschenke, die sie mitgebracht haben. Sie entschuldigen sich für ihre lange Abwesenheit und bedanken sich für seine Geduld – auch im Namen ihres Vaters.

„Vielen Dank. Das sind wirklich außergewöhnliche Schätze“, bemerkt Magnus mit belegter Stimme. Seine Augen hängen an dem Fabergé-Ei. Es glitzert auffällig im sanften Licht – ein perfektes Gegenstück zu dem Ei, das er Asena zum ersten Hochzeitstag geschenkt hatte. Ihr Gegengeschenk dazu war damals ein Silberbecher, geborgen aus dem Wrack der Titanic. Für Magnus' hyperphantastischen Verstand funktioniert das Metall wie ein Portal. Sobald er das kühle Silber berührt, erwacht das gewaltige Schiff vor seinem inneren Auge: Er hört das Klirren der Gläser im luxuriösen Speisesaal, das Raunen der Passagiere, die Geschichten der vielen Menschen – und er spürt das eiskalte Wasser und die Hände der Verzweifelten, die sich während des Untergangs an ihm festklammern und ihn in die Tiefe ziehen. Doch der Gedanke an die dunklen Wahrsagerituale, für die der Becher benutzt wurde, reißt ihn regelmäßig aus den starken Visionen. Ein historisches Juwel, das ihn sowohl fasziniert als auch schauern lässt.

Magnus betrachtet derweil weiter die Geschenke seines Vaters mit tiefem Unbehagen; jedes einzelne fühlt sich an wie die Belohnung für ein Verbrechen. Er lässt die Finger über die staubigen Flaschen gleiten, die er sofort wiedererkennt. Es sind Schätze aus der privaten Sammlung seines Vaters. Er trennte sich von seinen absoluten Lieblingsjahrgängen, nur

um ihn milde zu stimmen. Ein Friedensangebot, das Magnus in keiner Weise zusteht. Er spürt, wie sein Herz schwer wird und ein bleierner Druck sich auf seinen Magen legt. Die Brüder registrieren die Veränderung seiner Stimmung augenblicklich. Sie hoffen inständig, es liege nur an der Überwältigung durch die Raritäten, die sie ihm mitgebracht haben. Bei Herrn Soter weiß man nie. Als er schließlich ruhig weiterspricht, entspannen sie sich ein wenig, doch dass er sie keines Blickes würdigt, hält sie weiter in Alarmbereitschaft.

„Wie geht es Ihrem Vater, von dem Sie mir erzählt haben? Lebt er noch?“, fragt Magnus.

„Ton Serviteur geht es gut, mon Seigneur“, antwortet Rouven.

„Und das ist der jüngster Bruder, Benoît?“, setzt Magnus das Gespräch fort und nimmt all seinen Mut zusammen, um Benoît anzusehen.

„Fühlen Sie sich bitte wie zu Hause. Gott sei mit Ihnen, mein ... Junge!“

Stammelt Magnus das letzte Wort. Beinahe hätte er sich verraten. Hastig verschwindet er daraufhin durch die Seitentür. Er kann es keine Sekunde länger ertragen, seinem geliebten Bruder gegenüberzustehen, ohne ihn in die Arme zu schließen.

„Was hält mich zurück? Warum gebe ich mich nicht einfach zu erkennen?“, fragt sich Magnus.

Aber wie würde Ben heute zu ihm stehen? Er ist kein kleiner Junge mehr, der bewundernd zu ihm aufschaut. Ganz im Gegenteil. Ben strahlt eine unnachgiebige Autorität aus – man sieht ihm den erfolgreichen Strafverteidiger sofort an. Das schüchtert Magnus ein. Zudem quält ihn das schlechte Gewissen wegen all der Geschenke, die die Brüder im Auftrag des Vaters herbeigeschleppt haben. Wie würden sie reagieren, wenn sie wüssten, dass er sie – und sogar ihren stolzen Vater – mit seiner Intrige dazu gebracht hat, sich ihm gegenüber so unterwürfig zu verhalten? Er sieht ihre wütenden, betrogenen Gesichter bereits vor sich. Die erneute Angst, die von ihm Besitz ergreift, weckt sofort den alten Hass.

„Warum? Warum hasse ich sie immer noch so sehr? Ich habe ihnen doch vergeben“, weint Magnus leise. „Ich habe es aus tiefstem Herzen bereut, dass ich sie in den letzten Monaten so sehr gequält habe. Und heute ... heute war ich ehrlich erfreut, sie alle hier zu empfangen. Ich wollte ihnen Gutes tun.“

Er muss über sich selbst den Kopf schütteln.

„Aus der Ferne zu verzeihen ist leicht“, erkennt er bitter. *„Aber jetzt, wo sie vor mir stehen ... ihre Gesichter, ihre Stimmen, ihr Geruch. Jede ihrer Bewegungen macht mich so unglaublich wütend! Was ist nur los mit mir? Bitte, Herr, hilf mir!“*, fleht er.

Dann geht er ins Badezimmer, um sich frisch zu machen, bevor er ins Esszimmer zurückkehrt – froh, seine Frau und Manasseh bei sich zu haben. Ohne sie hätte er nicht gewusst, wohin mit seiner Aufmerksamkeit. Er setzt sich ganz nah neben seine Frau. Nur so schafft er es knapp, am Tisch zu bleiben. Für sein Verschwinden entschuldigt er sich kurz mit den Worten:

„Mein Handy; ein Anruf.“

Das Abendessen wird serviert, und wie die Brüder es erwartet haben, ist die Menüfolge ebenso exquisit wie die begleitenden Weine. Gehobene Küche und vertrauten Gerichte, die sie an zuhause erinnern. Während die Gläser sich leeren, weicht die Anspannung der Brüder einer gelösten Heiterkeit. Besonders Benoît genießt es. Nach den entbehrungsreichen Monaten in Eis und Schnee lässt er es sich sichtlich schmecken und bekommt fünfmal so viel wie seine Brüder.

Magnus zieht sich zurück, sobald das Dessert serviert wurde. Er hat kaum einen Bissen heruntergebracht. Seinen Referenten Sebastian Álvarez weist er an, sich um alles zu kümmern, die Gäste zu unterhalten und ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. Auch das Haus soll er ihnen zeigen, insbesondere den Weinkeller und das Musikzimmer mit seinen Schätzen. Danach sind alle eingeladen, die Nacht in den prächtigen Gästezimmern zu verbringen.

Magnus ist froh, den Speisesaal endlich verlassen zu können. Er kann die Anwesenheit seiner Brüder keinen Moment länger ertragen. Als er daran denkt, wie sorglos und fröhlich sie sich am Tisch verhalten haben, spürt er, wie die alte Wut an ihm reißt und zerzt. Sie lachten, als wäre alles in Ordnung. Ihre Witze, ihre Stimmen ... Einfach alles an ihnen versetzt ihn zurück in seine Kindheit, als er ihnen ausgeliefert war.

„Haben sich meine Brüder überhaupt verändert?“, fragt sich Magnus.

„Sie sind oberflächlich und unverbesserlich. Das habe ich immer gewusst. Wenn das Schicksal sie trifft, jammern und weinen sie. Aber sobald man ihnen vergibt, benehmen sie sich, als wäre nichts geschehen, als hätten sie eine weiße Weste!“, tobt er innerlich.

„Das erinnert an Gott und uns Menschen“, antwortet eine andere Stimme. *„Sind wir nicht alle so?“*

„Ja, da kann ich mich für einmal wirklich mit Gott identifizieren“, sagt Magnus zu sich selbst.

„Das glaube ich kaum“, kommt die Antwort aus seinem Inneren. *„Denn du bist nicht besser als deine Brüder. Außerdem vergibt Gott uns ständig neu – und was machst du? Du schaffst es nicht ein einziges Mal, reinen Tisch zu machen, obwohl du inzwischen bald schlimmer gesündigt hast als sie. Zu deiner Schuld kommt noch hinzu, dass du dir anmaßt, zu beurteilen, wie sich deine Brüder fühlen. Sollten sie etwa zitternd und jammernd am Tisch sitzen? Wie oft hast du innerlich geweint und gelitten, ohne es zu zeigen? Du hast in den Spiegel geschaut, aber dein Spiegelbild hat nicht dem entsprochen, wie es in dir drinnen aussah, oder?“,* mahnt ihn seine innere Stimme streng.

„Nein, nicht schon wieder! Ich will nicht immer derjenige sein, der alles richtig macht“, beschwert sich Magnus. *„Außerdem verlasse ich mich auf meine analytischen Fähigkeiten. Die haben mich noch nie im Stich gelassen. Ich sehe doch, dass meine Brüder immer noch dieselben sind wie früher. Wenn ich nur daran denke, dass sie sich um mich versammeln, mir beiläufig auf die Schulter klopfen und mir gratulieren, dass ich es trotz allem so weit gebracht habe – nein! Da wird mir gleich ganz anders. Das könnte ich keine Sekunde ertragen. Ich werde Ben hier bei mir behalten. Aus ihm ist wenigstens etwas geworden. Aber die anderen – nein! Ich werde sie ohne ihn nach Hause schicken“,* sagt er und lässt seinen Gefühlen freien Lauf.

„Und was wird dann aus deinem Vater?“, fragt seine innere Stimme.

„Eins nach dem anderen“, versucht Magnus, die Erkenntnis hinauszuschieben.

„Du irrst dich. Du kannst nicht klar denken, weil deine heftigen Gefühle dein Urteilsvermögen trüben. Tu was richtig ist, und überlasse alles andere Gott. Du solltest endlich anfangen, auf mich zu hören. Meinst du nicht?“, ermahnt ihn die Vernunft.

„Bitte nicht. Lass mich in Ruhe!“, schreit Magnus innerlich. Doch alles, was er als Antwort erhält, ist warnendes Schweigen. Also gibt er schließlich nach.

„Okay, ich werde das Richtige tun, aber lass mich auf meine Weise vorgehen. Wenn ich merke, dass ich mich geirrt habe und meine Gefühle ungerechtfertigt sind, werde ich mein Vorhaben sofort unterbrechen und tun, was immer du verlangst. Aber bitte zwinge mich nicht, mich ihnen jetzt zu erkennen zu geben. Das schaffe ich nicht. Dafür bin ich noch nicht bereit“, fleht er Christus an.

„Es wird sich niemals ‚richtig‘ anfühlen, das weißt du!“, drängt ihn sein Gewissen zur Raison.

„Ja!“, bestätigt sein Innerstes. „Denk daran, dass du wieder einmal kurz davor bist, Gott ernsthaft zu betrüben. Und du weißt, dass das seinen Zorn hervorrufen wird. Wir werden sehen, wie es dir gefällt, wenn Gott dich genauso behandelt, wie du deine Brüder behandelst. Bei deinem Wissensstand kannst du es dir nicht mehr leisten, so töricht zu sein. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt!³³ Es steht dir einfach nicht zu, über deine Brüder zu urteilen! Merk dir das ein für alle Mal! Sonst werde ich dich nach deinen eigenen Maßstäben messen – und das wird dich zerbrechen. Das garantiere ich dir!“

Magnus weiß, dass dies keine leeren Drohungen sind. Er nimmt sie sich zu Herzen und ist froh, dass ihm die richtungsweisende Gottesfurcht dabei hilft, auf dem rechten Weg zu bleiben. Andernfalls hätte er nichts, was er seinen destruktiven Gefühlen entgegensetzen könnte.

Am nächsten Morgen steht Magnus wie gewohnt um halb fünf auf und weist Sebastian an, die Brüder ebenfalls früh zu wecken. Sie sollen spätestens um sechs Uhr frühstücken und dann das Haus zügig verlassen.

„Sie müssen um sieben Uhr draußen sein, um in ihre Autos zu steigen und loszufahren“, erklärt er Sebastian. Er weist seinen Referenten außerdem an, die Aktienverträge dieses Mal direkt in die Autos zu legen und seinen Silberbecher aus der Titanic in Benoîts persönliches Gepäck zu packen. Zu César gewandt sagt er:

„Bitte, César, stelle sicher, dass man sie verfolgt, ehe sie die Stadt verlassen – mit Blaulicht! Bring sie direkt zur Kommission. Benutze den speziellen Eingang, du weißt, welchen. Führe sie diskret in meine Büros.

Das muss aber alles noch vor acht Uhr über die Bühne gehen, denn ich muss spätestens um Viertel vor neun schon wieder losfahren."

César und Sebastian führen Magnus' Befehle genau aus und so dauert es nicht lange, bis die Falle im Brüsseler Morgenverkehr zuschnappt. Auf der Avenue de Cortenbergh schneiden zwei unauffällige, dunkle Limousinen den Wagen der de Lorr's brutal ab. Plötzlich blitzt hinter den Windschutzscheiben der Zivilfahrzeuge das grelle, blaue LED-Licht der DSU-Spezialeinheit auf. Die schwer bewaffneten, mit Sturmhauben maskierten Beamten der PJF Bruxelles lassen den Brüdern keine Chance. Binnen Sekunden werden die verängstigten de Lorr's aus ihren beiden Autos gezerrt und abtransportiert. Doch die Fahrt endet nicht in einer Polizeistation. Die Wagen rasen stattdessen direkt in die schwer bewachte Tiefgarage des Berlaymont-Gebäudes.

Magnus bricht zusammen

„Ich wusste es! Ich wusste es! Von Anfang an stimmte etwas nicht. Ich sage euch: Herr Soter hat eine pathologische Störung. Ich möchte es nicht laut aussprechen, aber ihr wisst doch, was ich meine?“, deutet Levin mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen an.

„Warte ab. Zieh keine voreiligen Schlüsse“, sagt Benoît eindringlich. Blitzschnell überlegt sein Gehirn, wie er mit einem Mann wie Magnus Soter am besten umgehen soll. Denn auch Benoît befürchtet mittlerweile, dass dieser ein Psychopath ist.

„Es gibt nichts abzuwarten, wir sind am Ende. Er wird sich mit Sicherheit irgendeinen Grund aus den Fingern saugen, nur um uns zu quälen!“, sagt Levin.

„Aber warum tut er uns das an? Warum? Was haben wir getan, dass er uns so verfolgt?“, fragt Judah.

„Wir dachten, wir könnten wiedergutmachen, was wir unserem Bruder angetan haben. Wir dachten, wenn wir ein wenig leiden und be-reuen, würde alles wieder gut werden. Aber was wir getan haben, ist nicht wieder gutzumachen. Selbst wenn wir gerettet werden und Vergebung von Gott erhalten, müssen wir in diesem Leben für unsere Taten büßen“, klagt Siméon.

„Aber Benoît ist unschuldig. Er hat es nicht verdient, geschlagen oder getötet zu werden. Wir müssen alles tun, damit Soter wenigstens ihn zu unserem Vater zurücklässt!“, sagt Rouven.

„Du hast recht! Unser Vater würde seinen Verlust nicht überleben“, erinnert sich Judah entsetzt an sein Versprechen.

„Bitte bleibt ruhig. Überstürzt jetzt nichts. Überlasst mir das Reden. Schließlich bin ich dafür hier“, ermahnt Ben seine Brüder. Sie nicken zustimmend. Allerdings kann er sich des Gefühls nicht erwehren, dass hier vieles nicht zusammenpasst. Genau wie Levin ist er unfähig, Magnus' Verhalten zu durchschauen. Das verunsichert ihn – normalerweise besitzt er ein untrügliches Gespür dafür, Menschen blitzschnell zu durchschauen. Noch mehr irritiert ihn jedoch, dass er einfach nicht glauben kann, dass Magnus der Dämon ist, den seine Brüder in ihm sehen. Ganz

im Gegenteil: Er fühlt sich seltsamerweise zu ihm hingezogen. Es ist eine fast magnetische Faszination, die sein Herz in einer Mischung aus Aufregung und Freude schneller schlagen lässt, wann immer er an Magnus denkt. Zutiefst beunruhigt von diesen widersprüchlichen Gefühlen starrt er nachdenklich zu Boden.

Nun stehen alle Brüder im Vorzimmer von Magnus' Büro. Erstaunt sehen sie, dass auch ihr Gepäck hereingebracht wird. César betritt den Raum, gefolgt von Magnus.

„Warum habt ihr mir Gutes mit Bösem vergolten?“, tobt Magnus. „Warum habt ihr meinen Silberbecher gestohlen? War meine Großzügigkeit nicht genug für euch? Musstet ihr auch den Becher meiner Frau stehlen, der mir alles bedeutet?“

Völlig überrascht sehen sich die Brüder an. Dann ergreift Ben das Wort:

„Monsieur Soter, warum beschuldigen Sie uns eines so törichtem Verbrechens? Sie wissen, dass die Rückabwicklung der Aktientransaktionen letztes Mal auf höchst ungewöhnliche Weise erfolgte. Und obwohl Sie betonten, wir hätten uns nichts zuschulden kommen lassen, haben wir trotzdem das Volumen der Anteilsübertragungen verdoppelt. Zudem haben wir Ihnen wertvolle Geschenke gemacht, deren materieller Wert den Ihres Silberbeckers – der vor allem für Sie persönlich von Bedeutung ist – bei Weitem übersteigt. Warum um alles in der Welt sollten wir unter diesen Umständen Gold oder Silber entwenden?“

Doch als er Magnus direkt in die Augen sieht, beginnt sein Herz so schnell zu schlagen, dass er die Kontrolle verliert. Verwirrung übermannt ihn. So etwas ist ihm noch nie zuvor passiert. Er spürt, wie ihm der Schweiß auf der Stirn ausbricht. Magnus Soter besitzt etwas, das ihn auf magische Weise anzieht. Er möchte ihm am liebsten um den Hals fallen! In einem verzweiferten Versuch, diese unbegreiflichen Gefühle zu bekämpfen, geht Ben plötzlich zum Gegenangriff über.

„Hören Sie auf, uns zu verfolgen! Beweisen Sie Ihre Anschuldigungen! Wenn wir aber unschuldig sind, müssen Sie uns sofort freilassen. Ohne jegliche Auflagen! Sollten Sie jedoch Ihr Silber bei uns finden, können Sie den Mann, der es gestohlen hat, behalten und ihn für immer in Ihrem Kerker verrotten lassen! Ja, beschlagnahmen Sie all unsere Besitztümer, wenn wir schuldig sein sollten!“

Ben hat noch nicht zu Ende gesprochen, als ihm klar wird, welches schreckliche Urteil er gerade über sie alle gefällt hat. Seine Brüder können nicht glauben, was sie da hören. Voller Entsetzen starren sie ihn an.

„Warum um alles in der Welt hast du das gesagt?“, ruft Rouven aus, der Ben am nächsten steht.

Mit großen Augen blicken sie alle zu Magnus, der ihnen sofort die unvermeidliche Antwort gibt.

„Ich stimme vollkommen zu“, antwortet Magnus mit einem gefährlichen Lächeln. „Wer auch immer mit dem gestohlenen Gegenstand gefunden wird, bleibt bei mir. Die anderen können gehen. Hier sind eure Koffer. Los! Holt sie und stellt sie vor euch auf“, befiehlt Magnus.

Die Brüder gehorchen und platzieren ihre Koffer vor sich auf dem Boden.

„Monsieur Soter, ich habe zu voreilig gesprochen. Es ...“, versucht Ben seinen Fehler zu korrigieren, doch Gauthier und Nirens treten bereits vor.

Nirens öffnet methodisch einen Koffer nach dem anderen. Zuerst den von Rouven, der direkt neben Ben steht. Dann den von Judah, den von Levin und schließlich den von Siméon. Die Spannung in der Luft ist zum Zerreißen hoch. Gauthier und Nirens gehen schließlich zurück zu Ben. Sie öffnen seinen Koffer und finden – wie zu erwarten – den Silberbecher. Magnus nimmt das Stück ohne ein weiteres Wort an sich und verlässt das Vorzimmer in Richtung seines Büros, wobei er die Verbindungstür demonstrativ offen lässt.

Kaum ist er verschwunden, brechen die Brüder fassungslos auf die Knie. Sie vergraben ihre Gesichter in den Händen und stoßen unterdrückte Schreie tiefster Verzweiflung aus.

„Ben, was hast du getan?“, fährt Levin ihn an.

„Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass Ben diesen Becher gestohlen hat!“, verteidigt ihn Rouven aufgeregt.

„Nein, gestohlen hat er ihn nicht – aber er hat uns mit seinen Worten ins Verderben gestürzt!“, entgegnet Levin bitter.

„Ja, warum um alles in der Welt hast du so etwas Unbedachtes gesagt?“, wirft ihm auch Siméon vor.

Doch Ben steht nur wie versteinert da. Er bringt kein Wort heraus, so tief sitzt sein Schock über sich selbst. Angesichts seiner unerklärlichen Gefühle für Magnus und seiner Unfähigkeit, sich in Soters Gegen-

wart zu beherrschen, erwägt er die grausame Möglichkeit, dass er den Becher am Ende tatsächlich eingesteckt hat. Vermutlich in einem Moment völliger geistiger Umnachtung. Möglicherweise verliert er gerade den Verstand. Unter diesen Umständen – denkt er verstört – wäre es vielleicht wirklich das Beste, wenn er für immer in Soters Kerker vor der Welt weggesperrt bliebe.

Als Reaktion auf diese Ereignisse steht Judah plötzlich auf und schreitet entschlossen in Magnus' Büro. Vor dessen Schreibtisch verbeugt er sich tief und verbleibt in dieser Haltung, während seine Brüder ihm ins Büro folgen. Dann setzt Juda an und sagt:

„Mon Seigneur, wir haben nichts, womit wir uns verteidigen oder uns gegen Ihre Macht auflehnen könnten. Gott hat Ihnen das Schwert in die Hand gegeben, um die schreckliche Sünde zu bestrafen, die wir gegen unser eigenes Fleisch und Blut begangen haben. Somit sind wir alle verdammt und gehören in den Kerker.“

„Das habe ich nicht vor“, antwortet Magnus. „Ihr wisst, dass ich ein gottesfürchtiger Mann bin. Ich werde nur den Dieb festhalten, der Rest von euch kann unversehrt nach Hause gehen.“

Als Judah diese Worte hört, richtet er sich entschlossen auf, geht um den Schreibtisch herum und bei angehaltenem Atem direkt auf Magnus zu. César eilt herbei, um seinen Freund zu verteidigen, doch Magnus signalisiert ihm, sich nicht einzumischen. Er will sehen, was Judah vorhat. Auch Siméon, Rouven und Levin treten vor, die Fäuste geballt, bereit, ihrem Bruder zu helfen, sollte er es wagen, Monsieur Soter anzugreifen. Rouven und Siméon hoffen es insgeheim. Sie sind Männer, die nichts mehr zu verlieren haben, und sie verspüren ein großes Verlangen, ihrer unbändigen Verzweiflung Ausdruck zu verleihen. César spürt ihre Gesinnung und ist bereit, sie aufzuhalten. Doch Juda greift Magnus nicht an. Stattdessen fasst er sich ein Herz, kniet sich vor ihm nieder und fleht ihn an, ihm zuzuhören. Dann erzählt er ihm in wenigen Worten, was in den letzten Monaten geschehen ist.

„Mon Seigneur, Benoît ist der Lieblingssohn unseres alten Vaters. Er ist die einzige Freude, die ihm geblieben ist, seit wir seinen Bruder Joseph an schreckliche Männer verkauft haben. Eine ewige Blutschuld lastet auf uns, die wir nicht wiedergutmachen können, selbst wenn wir hundert Leben dafür hergeben könnten. Unser Vater ist ein gottesfürch-

tiger Mann, wie Sie, Monsieur Soter. Er hat in seinem Leben viel Leid erfahren und die Menschen, die ihm am meisten bedeutet haben, wurden ihm nacheinander genommen. Alles, was von seiner größten Liebe Raquel übriggeblieben ist, ist Benoît. Wenn er ihn auch noch verliert, sagte unser Vater, dann wird er mit gebrochenem Herzen in den sicheren Tod gehen. Mein Herr, wie könnten wir ohne unseren Bruder Benoît zu unserem Vater zurückkehren? Ich habe mich für Ben verbürgt! Ich habe unserem Vater versprochen, dass er ihn von meinen Händen zurückfordern soll, wenn er nicht mit uns zurückkehrt. Deshalb bitte ich Sie, Mon Seigneur!", Judah spricht mit zunehmend zitternder Stimme. Und als er an den Kerker denkt und daran, Monsieur Soter auf Gedeih und Verderben ausgeliefert zu sein, fasst er all seinen Mut zusammen und fleht: „Bitte nehmen Sie mich anstelle von Benoît! Lassen Sie mich im Kerker verrotten und die Strafe erhalten, die für ihn bestimmt ist. Lassen Sie ihn zu seinem Vater zurückkehren. Denn ich könnte keinen weiteren Tag leben, wenn ich den Schmerz sehen müsste, der meinen Vater bei lebendigem Leibe zerreißen würde!"

Als Magnus das hört, kann er sich nicht länger beherrschen. Tief beschämt befiehlt er seinen Sicherheitsleuten, den Raum sofort zu verlassen. Bevor César die Tür hinter sich schließen kann, bricht Magnus zusammen. Der Schmerz und die Flut von über sechzehn Jahren ungeweinter Tränen, die sich in ihm aufgestaut haben, brechen mit der Wucht eines explodierenden Staudamms hervor. Seine Schreie und sein heftiges Schluchzen sind so laut, dass sie in den umliegenden Büros zu hören sind. Sogar Aton Manor und seine Begleiter können ihn hören und sind perplex. Am meisten erschrecken jedoch seine Brüder. Völlig ratlos, was sie denken, geschweige sagen sollen, stehen sie fassungslos da. Schließlich gelingt es Magnus, unter Schluchzen ein paar Worte zu sagen.

«Je suis Joseph! Mon père est-il encore en vie?» ³⁴

Als er seinen Brüdern dies verkündet, erstarren ihre Herzen vor Entsetzen und sie können ihm nicht antworten. Selbst als Magnus ihnen versichert, dass sie keine Angst mehr haben müssen, wagen sie kaum zu atmen. Er aber spricht zu ihnen:

„Tretet doch her zu mir! Versteht, Gott hat das, was ihr zum Bösen gedacht habt, zum Guten gewendet. Durch eure Hand hat er mich auf diesen Weg geführt, damit ich dieses Amt ausüben und vielen helfen kann,

wie es heute der Fall ist. Und Gott hat auch für euch Gutes vorgesehen“, verkündet er ihnen mit Tränen in den Augen.

Als sich immer noch niemand traut, sich ihm zu nähern, nimmt er Benoît in die Arme und weint. Auch Benoît weint. Dann umarmt er die anderen Brüder. In diesem Moment öffnet sich die Tür. César schaut herein und sagt:

„Es tut mir wirklich leid, eure Wiedervereinigung zu unterbrechen, Magnus, aber die Zeit läuft uns davon. Wir müssen jetzt gehen.“

Magnus seufzt und erklärt seinen Brüdern:

„Ich fürchte, ich muss jetzt gehen. Bitte verzeiht mir, dass ich eure Abreise verzögert habe. Beeilt euch, zurückzukehren. Ich gebe euch alles, was ihr braucht. Geht direkt zu Vater und sagt ihm, wer ich bin. Sagt ihm auch, dass er zu mir kommen soll. Er kann hier bei mir bleiben. Ich werde mich um ihn kümmern und für ihn sorgen, bis er stirbt. Wartet nur einen Moment. Ich werde jemanden mit Geschenken für euch alle vorbeischiecken. Und natürlich sind da noch die Wagen – die Oldtimer für meinen Vater. Ihr müsst sie mitnehmen und ihm zeigen. Ich werde dafür sorgen, dass die alten Facel sofort nach Lorr transportiert werden.“

Dann verlässt Magnus seine Brüder.

Großes Misstrauen

Am späten Abend verlangt Aton Manor eine Erklärung für die Ereignisse des Vormittags. Magnus zögert nicht. Er breitet die gesamte Geschichte vor ihm aus – die langen, verborgenen familiären Enthüllungen, die seine Herkunft in ein neues Licht rücken. Er spielt die Rolle des Sohnes, der sich vertrauensvoll seinem Mentor öffnet.

Aton grinst in sich hinein und streicht sich nachdenklich über das Kinn. Die Geschichte gefällt ihm. Er ist sich nun sicher, Magnus' psychologisches Profil vollständig zu kennen. Für ihn ist Magnus damit endgültig berechenbar – ein Mann, der nach Wurzeln und Anerkennung sucht. Er ist sich sicher, ihn nun noch präziser steuern zu können.

„Ich beabsichtige, die Familienunternehmen nach Brüssel zu verlagern“, fährt Magnus fort. „Die Bank ‚Simon & Levin‘ benötigt Repräsentanten in A-Lage, unmittelbar im Regierungsviertel. Zudem wird Benoît hier eine eigene Kanzlei eröffnen, um die Interessen der de Lorrés direkt am Standort Brüssel zu vertreten.“

„Einverstanden“, antwortet Aton ohne Zögern.

In seinem Kopf kalkuliert er bereits den strategischen Vorteil: Wenn er die gesamte Familie und deren geschäftliches Ökosystem nach Brüssel holt, hat er sie alle unter lückenloser Überwachung. Damit installiert er „Magnus' Welt“ quasi in seinem eigenen Vorgarten. Für Aton ist dies der ultimative Machthebel. Magnus Soter gewinnt stündlich an Einfluss, doch Aton ist jetzt überzeugt, dass ihm der HighCom nicht entgleiten kann. Nachdem Magnus sich ihm wie ein Kind seinem Vater anvertraut hat, fühlt sich Aton sicher. Er ist sich gewiss: Magnus ist genau dort, wo er ihn haben will – tief in seinen Klauen.

Unterdessen kommen die Brüder spät in der Nacht mit Geschenken beladen in Lorr an. Ihr Vater rennt ihnen entgegen, und als er Ben sieht, umarmt er ihn, küsst ihn und weint. Langsam erzählen sie ihrem Vater nacheinander alles, was passiert ist. Als sie zu dem Teil kommen, in dem Magnus Soter sich als ihr Bruder Joseph zu erkennen gegeben hat, kann Jacques es nicht glauben. Dann führen sie ihren Vater nach draußen zur großen Einstellhalle. Ihr Vater liebt Autos, besonders die sel-

tenen Kreationen von Facel Vega. Er besitzt bereits einen frühen Vega sowie einen kleinen Vega Facellia. Letzterer war einst ein Geschenk für die Liebe seines Lebens, Raquel. Als sie die Halle des privaten Fuhrparks betreten, werden gerade ein hellblauer Facel II und ein majestätischer Facel Vega Excellence von einem Lkw abgeladen. Beide Fahrzeuge sind perfekt restauriert, glänzen makellos und bestechen durch das für die Marke berühmte, von Hand auf Blech gemalte Holzdekor sowie die originalen Connolly-Ledersitze. Jacques ist außer sich vor Freude, als er sanft über die geschwungenen Kotflügel streichelt. Er genießt sofort den unnachahmlichen Startklang und das tiefe, kraftvolle Grollen der alten Chrysler-V8-Motoren. Schnell öffnet er die Motorhaube, um voller Ehrfurcht jedes einzelne mechanische Detail im perfekt sauberen Motorraum der beiden Oldtimer zu untersuchen.

„Das sind die Wagen, die Joseph geschickt hat, um dich nach Brüssel zu bringen“, erklären sie. Als Jacques das hört, ist sein Geist sofort hellwach. Nur jemand, der ihn wirklich kennt, könnte ihm ein solches Geschenk machen. War Magnus Soter, der große Feind, den er in den letzten Tagen um seiner Söhne willen gesegnet hatte, tatsächlich sein Sohn Joseph? Er eilt in das Spielzimmer, in dessen Mitte ein großer Billardtisch steht, ein Schachschach und Regale voller Familienspiele. An der Wand hängt auch eine Dartscheibe, auf die seine Enkelkinder ein Poster von Magnus Soter geklebt haben und auf das sie mit Darts geworfen haben. Sein Vater sucht nun nach diesem Foto, nimmt es von der Wand, legt es vorsichtig vor sich auf den Tisch und betrachtet das zerlöchernte Bild aufmerksam. Alle anderen Familienmitglieder versammeln sich nun unter der Lampe auf dem großen Tisch und betrachten das perforierte Poster mit großer Neugier.

„Wenn man es einmal weiß, sieht man es sofort. Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich fühle mich jetzt wirklich dumm, dass ich es nicht längst gesehen habe“, erklärt Dina, die mit den anderen Frauen die Tage auf Lorr verbracht hat, um ihrem Vater in dieser schwierigen Zeit beizustehen und ihn zu trösten.

„Du hast Recht, und ich schäme mich wirklich, dass ich meinen eigenen Bruder nicht erkannt habe, den ich all die Jahre so sehr vermisst habe. Zu meiner Verteidigung kann ich jedoch sagen, dass ich mich seltsamerweise zu ihm hingezogen fühlte; mein Unterbewusstsein muss et-

was bemerkt haben. Irgendwie verspürte ich ein unwiderstehliches Verlangen, bei ihm zu sein, so sehr, dass ich fast froh war, mit dem Becher erwischt worden zu sein“, sagt Benoît, aber er bereut dieses Geständnis sofort.

„Haha, ich habe es immer gewusst!“, lacht Siméon.

„Nein! So habe ich das nicht gemeint. Das ist mir noch nie zuvor passiert, deshalb war ich ja so überrascht“, verteidigt sich Benoît, während seine Wangen erröten. Ihm wird sofort klar, dass er diesen Geist nicht mehr zurück in die Flasche bringt. Schon stichelt Levin, indem er sagt:

„Trotzdem, du wirst dich gefragt haben, ob du nicht vielleicht doch andersrum bist.“

„Hört schon auf damit. Es ist doch nur natürlich, dass er sich zu Joseph hingezogen fühlte. Er hat wenigstens etwas bemerkt und war nicht völlig blind wie ihr anderen“, mischt sich Dina ein, um ihren kleinen Bruder zu verteidigen, aber das macht die Sache nur noch schlimmer.

„Oh ja, ich bin sicher, es war völlig ‚natürlich‘, für Benoît so zu empfinden“, greift Siméon das Thema auf und grinst Levin an. Rouven kann sich ein Lachen nicht verkneifen. Schließlich ist Benoît der Einzige in der Familie, der noch unverheiratet ist. Er hatte bis jetzt noch nicht einmal eine Freundin. Ben wünscht sich, er hätte nichts gesagt.

Währenddessen streicht sein Vater über das zerfledderte Foto seines geliebten Sohnes, den er all die Jahre totgeglaubt hatte. Dann küsst er es und weint. Dina geht schnell zu ihrem Tablet. Sie sucht nach Fotos von Magnus und findet unzählige. Jetzt schauen sich alle die Bilder genau an und kommentieren sie.

„Er ist definitiv der am besten aussehende de Lorr“, bemerkt Dina mit einem Seitenblick auf ihre Brüder.

„Was findest du so besonders an ihm? Er sieht genauso aus wie ich“, sagt Levin und wirft sich in Pose.

Alle unterhalten sich fröhlich bis tief in die Nacht. Am nächsten Morgen befragt Jacques seine Söhne. Er will wissen, ob Joseph ihnen erzählt hat, wie er überleben konnte. Und warum er sich all die Jahre nicht gemeldet hat. Seine älteren Söhne sehen sich besorgt an. Dina hingegen signalisiert mit einem wütenden Blick, dass sie in jedem Fall mit der Wahrheit herausrückt, sollten sie sich weigern zu antworten. Da setzt sich Rouven

hin und erzählt seinem Vater ihre Seite der Geschichte. Damit ist jetzt auch allen klar, weshalb Joseph sich nie gemeldet hat. Das Verbrechen war besonders abscheulich. Sie können sich auch nicht vorstellen, was er seither erlebt hat und wie er entkommen konnte. Doch für alle steht fest, dass Gott seine schützende Hand über ihm gehalten haben musste – und sie danken ihm dafür. Kurz darauf ruft Magnus seinen Vater aus dem Büro an. Er fragt ihn, wie es ihm geht und ob ihm die Geschenke gefallen haben. Dann entschuldigt er sich dafür, dass er keine Zeit für einen Besuch hat, und erklärt, dass sein Terminkalender es in den nächsten Wochen nicht zulässt, dass sie sich sehen. Sie beschließen daher, dass alle zu Weihnachten nach Brüssel kommen werden. Eineinhalb Monate später reisen die Lorrns nach „St. Manuel“.

Das Wiedersehen ist von großer Freude geprägt, und alle sind in bester Stimmung. Als Magnus merkt, dass sein Vater bereits über den Verrat vor fünfzehn Jahren Bescheid weiß, erzählt er nun seine Seite der Geschichte. Asena, die kaum Zeit hatte, mit ihrem verschlossenen Ehemann über die Ereignisse der letzten Wochen zu sprechen, hört sich seine Schilderung mit großem Interesse an. Jacques küsst und umarmt seinen Sohn ausgiebig, und die beiden verbringen eine wundervolle Zeit miteinander. Jacques umarmt und küsst auch Manasseh und segnet Asena und das zweite Kind, das bald geboren werden soll. Benoît, der genau beobachtet, was zwischen seinem Bruder und seinem Vater vor sich geht, spürt, wie unsichtbare Fesseln von ihm abfallen. Und als er Manasseh und Asena ansieht, fühlt er zum ersten Mal den großen Wunsch, selbst eine Familie zu gründen. Er muss seinen Bruder immer wieder umarmen, und jedes Mal hat er den Eindruck, dass sich die inneren Türen des Kerkers, der seine Seele gefangen gehalten hat, öffnen. Endlich kann der kleine Junge in ihm herauskommen und zu voller Männlichkeit erblühen. Benoît ist erstaunt über die mysteriösen Vorgänge in seinem Inneren. Als er daraufhin heimlich auf die große Industriewaage im Keller von „St. Manuel“ steigt, stellt er überrascht fest, dass er trotz der Feiertage und der üppigen Mahlzeiten noch mehr Gewicht verloren hat. Die ganze Last der letzten Jahre fällt buchstäblich von seinem Körper und seiner Seele. Fasziniert davon, wie Körper, Seele und Geist sich beeinflussen und ineinander verwoben sind, zieht er immer wieder an seinem Gürtel, der angenehm locker sitzt.

Ein paar Tage nach Weihnachten besuchen Levin, Siméon, Rouven und Judah Magnus, um ihn offiziell um Vergebung zu bitten. Vor allem Siméon, Levin und Judah hoffen, dass ihr Bruder ihnen für ihr gewaltiges Verbrechen irgendeine Form der Strafe auferlegt. Magnus versichert ihnen jedoch, dass alles in Ordnung ist und er ihnen vollständig vergeben hat. Tatsächlich bittet er sie, ihm zu verzeihen, dass er sie so lange, so arg geängstigt hatte. Seine Brüder weisen dies jedoch vehement zurück. Sie würden ihn vollkommen verstehen und ihm absolut nichts nachtragen.

„Bitte entschuldige dich bloß nicht bei uns. Wie können wir so jemals unsere Schuld mindern, wenn du dich jetzt auch noch für deinen völlig berechtigten Hass entschuldigst?“, sagt Levin, der noch mehr sagen möchte, aber Magnus unterbricht ihn.

„Diese Art von Schuld kann nicht vermindert werden. Was wir getan haben, kann nicht rückgängig gemacht werden; genau deshalb müssen wir vergeben. Aber sagt, was nützt meine Vergebung, wenn ihr sie nicht annimmt? Wenn ihr eure Taten wirklich bereut, dann solltet ihr bereit sein, euch so weit zu demütigen, dass ihr meine Vergebung vollständig annimmt. Das ist schwer für aufrichtige Menschen, aber es ist der einzige Weg, und ich hoffe inständig, dass ihr mir gleichermaßen vergeben könnt.“

„Natürlich tun wir das, wir vergeben dir, Joseph“, sagt Rouven ernst, und die anderen stimmen zu. „Dennoch verstehen wir wirklich, wie groß dein Hass gewesen sein muss, und tatsächlich hat es uns letztlich gut getan, dass du uns so lange in Angst gehalten hast. Ohne diese schreckliche Zeit wäre all das verborgene Böse in unseren Herzen wahrscheinlich nie auf gleiche Weise ans Licht gekommen, und wir wären immer noch dieselben schlechten Menschen“, gesteht Rouven.

„In Ordnung“, antwortet Magnus sehr ernst, „dann sind wir uns so weit einig. Aber bitte hört mir zu. Wir müssen darauf achten, dass wir hier keine falsche Botschaft vermitteln. Unsere Kinder dürfen nicht glauben, dass meine Rache, die Gott in seiner Gnade zum Guten gewendet hat, darum gerechtfertigt war. Wenn wir so argumentieren, könnten wir auch behaupten, dass es gut war, dass ihr mich in die Sklaverei verkauft habt, denn seht nur, welche Segnungen daraus entstanden sind. Nein! Nur weil Gott Flüche in Segen und Mist in Gold verwandeln kann, bedeutet das

nicht, dass das Böse, das wir tun, uns darum weniger schuldig macht. Stellt euch vor, einer von euch hätte sich das Leben genommen! Nicht auszudenken! Die Rache gehört allein Gott, und wir haben absolut kein Recht darauf. Und wenn wir sie trotzdem ausüben, sind wir nicht besser als diejenigen, an denen wir Rache nehmen. Ich weiß, dass oft argumentiert wird, dass Gott vielleicht einen Menschen als sein „Racheinstrument“ benutzen könnte und dass in einem solchen Fall das böse Handeln gerechtfertigt wäre. Aber Ihr kennt die Bibel genauso gut wie ich, und ihr wisst auch um unseren König David. Wie hat dieser reagiert, als Gott ihm die Gelegenheit gab, sich an seinem Feind, König Saul, zu rächen? David weigerte sich, ein Werkzeug des Bösen zu werden!³⁵ Ganz anders der Verräter Judas. Judas war bereit, unseren Herrn Jesus zu verraten, und es steht geschrieben, dass es wegen dieser schrecklichen Entscheidung besser für ihn gewesen wäre, nie geboren worden zu sein.³⁶ Auch er hätte sich weigern können, böses zu tun. In dem Fall hätte Gott einen anderen Dummkopf gefunden, der die Rolle des Verräters übernommen hätte. Die Tatsache, dass Christus Judas ‚auserwählt‘ hat, bedeutet mitnichten, dass Judas keine Wahl hatte. Es bedeutet nur, dass Christus – der jeden Menschen genau kennt – schon im Voraus wusste, wie korrupt und geldgierig Judas' Herz war, weshalb er sich wunderbar für die Rolle des verabscheuungswürdigen Verräters geeignet hatte. Gott ist nicht von uns abhängig. Lasst euch ja nicht täuschen. Ja, Gott benutzt das Böse in der Welt und in den Herzen der Menschen für seine Zwecke, aber wehe demjenigen, der „Ja“ zum Bösen sagt. Lasst uns in diesem Bereich stets David vor Augen halten. Kurz, was wir getan haben, ist mit nichts zu entschuldigen und kein Ergebnis kann unsere Schuld schmälern. Das erklärt, warum wir Vergebung brauchen. Ich bitte euch daher auch aufrichtig, euch selbst ebenfalls zu vergeben und die unverdiente Vergebung demütig anzunehmen. Befreit euch von aller Schuld in dieser Angelegenheit. Das ist meine größte Bitte an euch: Lasst uns neu beginnen, unserem Herrn Jesus zur Ehre.

„Mir selbst vergeben? Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob ich das kann“, sagt Juda und schaut zu Boden.

„Ich verstehe dich, Juda. Ich habe jahrelang im Gefängnis damit gekämpft. Alles in unseren Herzen sträubt sich dagegen, Schuld scheinbar ungestraft zu lassen; ganz besonders wenn es um unsere eigene

Schuld geht. Dabei vergessen wir, dass Schuld vor Gott niemals ungestraft bleibt. Deshalb ist die Hölle sehr real. Und deshalb hat er selbst den unendlich hohen Preis am Folterkreuz für alle stellvertretend bezahlt, die seine Hilfe und Herrschaft annehmen. Diejenigen, die das Geschenk des Kreuzes mit Demut annehmen, sind vor Gott von ihrer eigenen Schuld befreit und können daher auch anderen zu Recht vergeben. Für diejenigen, die das Geschenk jedoch nicht annehmen, gibt es keine Erlösung, egal wie heilig sie leben mögen, denn wir sind letztlich alle schuldig und keiner schafft es ein ganzes Leben ohne einmal zu sündigen zu verbringen“, antwortet Magnus.

„Ja, das weiß ich. Aber es gibt noch einen anderen Aspekt. Ich finde es einfach nicht richtig, so viel Schuld so leichtfertig abzutun. Wenn ich zum Beispiel an unseren Cousin Jean-Luis Cécillon denke, der immer tut, was er will, und es für selbstverständlich hält, dass ihm vergeben wird, werde ich wütend“, verteidigt Judah seine Position.

„Klar, ich stimme dir zu. Vergebung kann nicht einfach wie ein Willkommensgeschenk angenommen werden“, antwortet Magnus. „Jemand muss schließlich für die Schuld bezahlen, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann.“ Im Falle echter Vergebung ist es allerdings nie der Schuldige, der bezahlt. Und das ist gut, denn andernfalls wären wir alle verloren, da wir alle schuldig sind. Deshalb dürfen wir auch niemals vergessen, welchen Preis Christus in der Rolle als Mensch gezahlt hat, als er unsere Sünden auf sich nahm und an unserer Stelle vom Vater getrennt wurde – was bedeutet, dass er am Kreuz in sich selbst zerteilt wurde. Er wurde zur Sünde, obwohl er nie gesündigt hatte, und musste in größter öffentlicher Schande und Schmach am Folterkreuz sterben. Menschen, die Vergebung als selbstverständlich betrachten und ihre Taten nicht aufrichtig bereuen, fällen das Urteil über sich selbst. Aber das ist nicht unser Problem. Wenn wir mit solchen Menschen zusammenleben, können wir nur für sie beten und hoffen, dass Gott sie zu aufrichtiger Reue führt. Mehr können wir nicht tun. Aber wir sollten niemals zulassen, dass das Fehlverhalten anderer uns dazu verleitet, selbst Unrecht zu tun“, schließt Magnus, und seine Brüder nicken zustimmend.

Auf Magnus' Rat hin suchen Rouven, Siméon, Levin, Judah und Benoît am 30. Dezember das Büro von Aton Manor auf, um sich offiziell vorzustellen. Sie tragen dabei ihr Anliegen exakt so vor, wie Magnus sie

instruiert hat: in einer Mischung aus egozuschmeichelnder Ehrerbietung und strategischer Notwendigkeit. Manor, der sich seiner totalen Kontrolle über die Familie sicher ist, zögert nicht seine Zusage Magnus gegenüber einzuhalten und stellt ihnen eine repräsentative Immobilie in absoluter Toplage zur Verfügung – nur einen Steinwurf vom Berlaymont entfernt. Kaum dass die Bank „Simon & Levin“ in Brüssel Betrieb aufnimmt, erlebt sie einen kometenhaften Aufstieg. Um seine Verbundenheit zu demonstrieren und Magnus noch enger an sich zu binden, transferiert Manor einen beträchtlichen Teil seines Privatvermögens in die Verwaltung der Bank. Doch Siméon und Levin haben aus der Vergangenheit gelernt: Sie führen das Finanzinstitut mit beispielhafter Integrität und operativer Exzellenz. Ihr rehabilitierter Ruf, gepaart mit ihrer privilegierten Position und Magnus' exklusivem Netzwerk, öffnet ihnen die Türen zum globalen Kapitalmarkt. Innerhalb kürzester Zeit generieren sie phänomenale Renditen. Benoît bezieht sein Quartier in unmittelbarer Nähe seiner Brüder. Von dort aus steuert er als Chief Legal Officer die Interessen der de Lorr. In Rekordzeit baut er einen hochkarätigen Apparat auf. Ein Team aus Elite-Juristen, forensischen Buchhaltern und spezialisierten Ermittlern sichert das Familienimperium ab.

Für die de Lorr bricht ein goldenes Zeitalter an. Während Magnus an der Spitze der EU seine Agenda durchdrückt, schafft seine Familie im Hintergrund das finanzielle und juristische Fundament für eine Ära unvergleichbarer Macht und Kapital.

Hinter der glänzenden Fassade dieses goldenen Zeitalters aber brodet es. Das Unheil zieht sich zusammen. Magnus hat sich mächtige Feinde geschaffen, vor allem unter den High-Level-Executives und den alten Industriebaronen. Seine beängstigende Effizienz und die Gabe, jedes noch so radikale Vorhaben durchzupeitschen, kränkt das Ego dieser Alphas männchen zutiefst.

„Aton, was für ein Spiel läuft hier eigentlich? Du bist am nächsten dran an Soter, und dennoch hat er uns alle eiskalt vorgeführt. Wie kannst du zulassen, dass er uns derart am Nasenring zieht?“, grollt einer der Männer mit finsterner Miene.

„Ich verstehe deine Aggression nicht. Fakt ist: Die Zahlen lügen nicht. Weder uns noch Europa ging es jemals besser als seit Magnus' Amtsantritt als HighCom“, erwidert Aton kühl.

„Was heißt hier ‚besser‘?“, schnaubt der Dusterling verächtlich. „Nur weil unsere Bruttoumsätze in den letzten vier Jahren nach oben skaliert sind ...“

„Und zwar massiv!“, wirft Aton ein, doch der andere wischt den Einwand mit einer herrischen Geste beiseite.

„... das bedeutet nicht, dass wir die Kontrolle haben! Wir hätten dieses Wachstum auch über klassische Deregulierung erreicht, ohne uns ständig Soters Diktat beugen zu müssen. Ich bin nicht bereit, diese Demütigung noch einen Tag länger als systemrelevant zu akzeptieren“, murrte der Mann mit einer Stimme, die wie aus dem Totenreich zu kommen scheint.

„Du hast Magnus von Tag eins an abgelehnt“, bemerkt Aton unbeeindruckt.

„Und wenn das so weitergeht, Aton, werde ich auch dich bald als Risikofaktor betrachten! Auf welcher Seite stehst du eigentlich? Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass Magnus noch unter deinem ‚Command-and-Control‘ steht? Er spielt mit dir, Aton!“

„Du überschätzt seine Kapazitäten“, versichert Aton mit einer Arroganz, die keine Zweifel zulässt. Er weigert sich strikt zu glauben, dass ihn jemand über Jahre hinweg so perfekt täuschen könnte.

„Aber er hat recht, Aton. Der de-Lorr-Clan verbreitet sich hier wie die Pest. Magnus übernimmt sukzessive die Kontrolle über alle strategischen Sektoren. Jetzt, wo seine Brüder die Flanken absichern, werden wir bald zu Statisten degradiert. ‚Simon & Levin‘ pumpt gigantische Summen in den ECS – und nach Soters eigenem Gesetz korreliert politischer Einfluss direkt mit der Einzahlungsquote. Sie manövrieren uns vor der Kommission schlichtweg aus und stellen die Weichen für die Zukunft ohne uns!“, verschafft sich Atons persönlicher Referent wortreich Luft.

„Wie sie diese Cashflows generieren, um solche Abgaben zu leisten, ist mir ein Rätsel“, sagt der Vorsitzende mit unverhohlenem Misstrauen.

„Sie behaupten, sie würden zum Gemeinwohl massive Abstriche bei der eigenen Marge machen“, knurrt ein anderer.

„Das kauft ihnen niemand ab. Sie müssen ihre Klienten schamlos hintergehen, um diese Liquidität zu schöpfen“, wirft ein weiteres Mitglied ein, gefolgt von entrüstetem Gemurmel in der Runde.

„Genau das tun sie eben nicht. Sie agieren absolut integer, genau wie Magnus“, entgegnet Aton.

„Dann müssen wir eben das Narrativ ändern. Wir streuen das Gerücht, dass sie ihre Kunden betrügen. Ein klassischer Reputation-Attack. Wir brauchen nur ein paar unzufriedene Alibi-Klienten und zwei, drei lancierte Artikel in den Leitmedien, dann ist das Vertrauen erodiert“, schlägt Atons Referent vor.

„Du vergisst, dass ich selbst massiv in ihre Bank investiert habe – und ich bin nicht der Einzige hier“, wendet Aton ein und ein paar murmeln besorgte Zustimmung.

„Wir müssen alle Opfer bringen. Ihr könnt euer Kapital ja noch rechtzeitig umschichten“, sagt der grimmige Mann mit einem dunklen Funkeln in den Augen.

„Unsinn, jede größere Transaktion würde sie vorwarnen“, verwirft Aton die Idee entschieden.

„Also, dann visieren wir eben direkt das Zentrum an: also Magnus. Er ist ohnehin das eigentliche Problem und der Aufhänger, an dem das ganze System hängt. Sobald wir den HighCom diskreditiert haben, bricht das Imperium seiner Brüder zusammen“, schlägt einer der Strategen vor.

„Das würde ganz Europa destabilisieren. Wollen Sie ihn wirklich stürzen?“, fragt ein vorsichtigeres Mitglied der Runde.

„Nein, wir beschädigen nur seinen Ruf so weit, dass sein politisches Gewicht schwindet. Eine gezielte Entwertung. Gerade genug, damit wir die Zügel wieder übernehmen können“, erklärt einer der jüngeren. „Wir lancieren das Gerücht, dass er korrupt ist und in die eigene Tasche wirtschaftet. Ein alter Klassiker: funktioniert aber immer wieder. Und wenn die Presse erst einmal Blut geleckt hat, ist es egal, ob es wahr ist oder nicht.“

„Das wird trotzdem kein Selbstläufer“, wendet Aton ein und schüttelt den Kopf. „Magnus unterzieht seine Finanzen einem permanenten Audit durch ein externes Team von Experten. Diese wiederum werden von einer völlig unabhängigen Instanz kontrolliert. Er praktiziert das Prinzip der Gläsernen Konten: Jeder EU-Bürger, vom Studenten bis zum Praktikanten, kann die Bewegungen theoretisch in Echtzeit einsehen. Ich habe seine Dossiers selbst mehrfach geprüft – jeder Cent ist lückenlos verbucht. Bei dieser Form der öffentlichen Überwachung ist es fast unmög-

lich, eine rechtssichere Anklage wegen Korruption zu konstruieren. Da würde sich selbst die Presse hüten, um einer rechtsgültigen Verleumdungsklage zu entgehen.“

„Perfekte Bücher stinken! Das weiß jedes Kind“, spuckt der Düs-terling aus. „Und wenn es tatsächlich stimmt, dass er sich keine Rücklagen für einen Plan B gebildet hat, dann ist er entweder ein Heiliger oder ein Narr. Beides macht ihn verwundbar. Sobald die ersten Gerüchte die Runde machen, interessiert sich niemand mehr für die Fakten. Am Ende glaubt sowieso jeder nur das Narrativ, das am besten ins eigene Weltbild passt.“

Bei diesen Worten lehnt er sich vor, seine Augen funkeln im gedimmten Licht. Dann fügt er hinzu:

„Die Gruppe derer, die sich rühmen, die ‚wahre Agenda‘ der Mächtigen zu durchschauen – die Verschwörungstheoretiker –, wird täglich mächtiger. Wir müssen nur die einflussreichsten Multiplikatoren in den sozialen Medien füttern. Wenn diese selbsternannten Wahrheitssucher erst einmal über die ‚dunklen Machenschaften‘ von Magnus Soter berichten, ist er politisch erledigt. Ihn als Hochstapler zu brandmarken, ist ein Kinderspiel, wenn wir seine Biografie als Waffe nutzen. Oder glaubt ihr ernsthaft, dass die Bürger einen Ex-Sträfling an der Spitze der Union akzeptieren werden?“

„Nur du kommst auf so eine Idee“, sagt Aton und schüttelt den Kopf. „Wir können doch nicht so tun, als hätten wir von nichts gewusst. Und falls doch – warum haben wir die Wahrheit so lange unter Verschluss gehalten? Die Presse würde *uns* mit diesen Fragen zerfleischen. Zudem sind die meisten Staatschefs, mit denen Magnus verhandelt, längst über seine Vita informiert. Und Elios Gallacher steht bereit, Magnus' Unschuld eidesstattlich zu bezeugen.“

Aton tritt ans Fenster und blickt auf die Lichter der Stadt, dann fährt er fort:

„Aber ich wollte ohnehin noch darüber mit euch sprechen, denn es gibt eine neue Entwicklung in der Angelegenheit. Magnus hat die Informationshoheit übernommen. Er hat beschlossen, seine Biografie im Rahmen eines Coming-out selbst zu veröffentlichen. Er hat mich vor zwei Tagen konsultiert, um sicherzustellen, dass dies keine negativen Auswirkungen auf uns und das Kommissions-Image hat. Er hat sogar den Mann

aufspüren lassen, der damals Gallachers Tochter angriff. Elios wird noch heute ein öffentliches Geständnis zu den damaligen Ereignissen ablegen. Der wahre Täter ist inhaftiert, und die Familie Klaasen-van Woerden hat eine Abfindung in siebenstelliger Höhe akzeptiert, um die Sache juristisch beizulegen.“

Aton macht eine kurze Pause, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen und sagt dann:

„Magnus' gesamte Lebensgeschichte ist ab sofort als Buch im Handel. Ein Dokumentarfilm mit Originalaufnahmen und Zeitzeugen ist bereits in Produktion. Ich habe das Manuskript geprüft und die Freigabe erteilt. Es erspart uns künftig horrendes Schweigegelder, um investigative Reporter und Verlage ruhigzustellen.“

„Da haben wir es! Magnus spielt mit uns wie mit Schachfiguren auf einem Brett, das er selbst gezimmert hat. Allein der Gedanke daran widert mich an!“, schimpft der Finsterling. Sein Gesicht ist vor Zorn verzerrt. „Aber dieses Mal lassen wir ihn nicht gewähren. Wir werden dieses Buch und seine mediale Inszenierung sabotieren. Er wird uns kennenlernen – und er wird uns fürchten.“

„Exakt! Das werden wir tun“, stimmen die anderen ein. Die Frustration darüber, dass Magnus sie erneut ausmanövriert hat, steht ihnen ins Gesicht geschrieben.

„Wir sollten nichts überstürzen. Ihr widersprecht euch selbst“, interveniert Aton. „Einerseits haltet ihr ihn für so brilliant, dass er seit nunmehr fünf Jahren Katz und Maus mit uns spielt. Andererseits traut ihr ihm die Dummheit zu, sich nicht abzusichern? Nein. Magnus verlässt sich auf Loyalitäten – er verlässt sich auf uns! Deshalb ist er so gläsern wie ein Kind. Er baut auf unsere Flankierung.“

„Du meinst, er baut auf die Deine. Ich frage mich schon lange, auf welcher Seite du wirklich stehst, Aton. Es hat fast den Anschein, als würdest du mit ihm gegen uns konspirieren. Sollte das der Fall sein, wirst du diesen Verrat teuer bezahlen“, droht der Düsterling mit eisiger Stimme.

„Hätte ich mich wirklich mit Magnus gegen euch verbündet, hätte ich sicherlich dafür gesorgt, dass er strategischer operiert und seine Karten nicht so leichtfertig offenlegt“, rechtfertigt sich Manor.

„Was meinst du mit ‚offenlegen‘? Wir diskutieren seit Stunden den Fakt, dass er vollkommen undurchschaubar ist! Wir haben nicht einmal einen Hebel über seine Frau“, entgegnet der Vorsitzende scharf.

„Tatsächlich?“, erwidert Aton. „Ich stehe häufig im Austausch mit ihr. Es gibt absolut nichts, was er vor ihr oder mir verheimlicht, das uns nicht bereits bekannt wäre. Seine gesamte Vita liegt offen. Jeder Cent seiner Transaktionen ist lückenlos rückverfolgbar. Wir kennen seine gesamte Entourage und seine Familie. Ein signifikanter Teil seines Stabs steht auf unserer Gehaltsliste und berichtet uns von seiner unerschütterlichen Loyalität – selbst in seinen vertraulichsten Gesprächen mit seinen Brüdern. Mehr noch: Wir haben nahezu jeden Raum seiner Residenz und sämtliche Büros verwanzt. Wir sind über jede seiner Bewegungen in Echtzeit informiert. Es ist nicht die mangelnde Transparenz, die euch beunruhigt. Es ist diese absolute, beispiellose Offenheit, nach der er lebt.“

„Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass er schleichend, aber stetig, die volle Macht übernimmt. Er ist ein Musterbeispiel an Geduld, und genau das macht ihn so gefährlich. Wer kann einem derart ehrlichen Menschen trauen? Kannst du mir das sagen? Er agiert derart integer und aufrichtig, dass er unantastbar wird. Tatsächlich haben wir keinerlei Handhabe gegen ihn. Ich hasse unbestechliche Menschen. Sie sind völlig unberechenbar“, wirft ein anderes Mitglied in die Runde.

„Er instrumentalisiert unser Vertrauen. Das ist sein Kalkül, und bei dir funktioniert es hervorragend, Aton“, zischt der Finsterling.

Doch Aton widerspricht:

„Nein! Aber gut, anfangs war er etwas übereifrig, doch das haben wir strategisch genutzt. Seither operiert er ausschließlich innerhalb der von uns gesetzten Leitplanken. Ich habe ihn nach seinem Vorstoß so massiv zusammengestaucht, dass er sich mehrfach entschuldigt hat. Er kennt seinen Platz“, beruhigt Manor die Runde. „Selbst mit nichts mehr als einem Funken Verstand würde er es nicht wagen, gegen uns zu meutern. Das wäre das Ende für ihn und seine Familie. Glaubt ihr ernsthaft, er würde seine eigenen Kinder gefährden? Er wird niemals die Hand beißen, die ihn füttert. Zudem hat er seinen damaligen Fehler korrigiert und uns die gesamte europäische Wirtschaft auf dem Silbertablett serviert. Ein brillanter Schachzug! Was wollt ihr mehr?“

„Das läuft in erster Linie alles auf deinen Namen, Aton“, bemerkt ein anderer spöttisch misstrauisch.

„Der Kuchen gehört dem gesamten Konsortium. Am Ende ist es irrelevant, wer als formaler Eigentümer firmiert. Ich habe mich immer an unsere Absprachen gehalten“, verteidigt sich Aton.

„Das stimmt. Hört endlich auf mit diesen Unterstellungen gegen Aton! Er kontrolliert die Lage, und wir können uns auf ihn verlassen“, springt ihm einer der Älteren zur Seite. Vier andere nicken sofort zustimmend.

„Ich habe Soter nie vertraut, und wenn ihr klug seid, dann tut ihr das auch nicht“, zischt der Mann mit der Grabesstimme erneut und kommt zum Kern seiner Ablehnung: „Er ist Christ. Seine moralische Matrix ist mit unserer nicht kompatibel.“

„Wir müssen ihm nicht vertrauen“, bringt es Manor auf den Punkt. „Wir benutzen ihn als Werkzeug und vertrauen dabei auf unsere eigenen Kapazitäten.“

„Aber sag uns, Aton: Wie bewertest du seine jüngsten Vorstöße beim Umweltschutz? Soter investiert hier auffällig viel Energie. Und gerade weil wir ihm misstrauen, darin gebe ich unserem Freund recht, sollten wir alles, was sein Interesse hat, unter das Mikroskop legen“, fordert ein Kollege.

Aton lacht trocken auf und sagt:

„Exakt das ist der Punkt! Ich kann euch genau sagen, warum er dieses Thema besetzt: Weil *ich* es ihm vor sechs Monaten diktiert habe. Ökologie ist unsere perfekte Tarnung. Wenn wir uns grün anstreichen, gelten wir als Visionäre. Magnus hat das sofort begriffen. Ich habe ihm eine Negativ-Liste all unserer Beteiligungen übermittelt, bei denen rigoreuse Auflagen unsere Margen gefährden würden. Seither manövriert er mit bemerkenswertem Geschick um jedes Hindernis herum, das unsere Interessen tangieren könnte. Das nenne ich operative Disziplin. Das ist Macht – und zwar *unsere* Macht!“, betont Aton.

„Exzellent. Das erklärt die auffällige Ruhe an der Front. Wir erleben tatsächlich goldene Zeiten. Selbst die Mächte im Osten agieren weit vorsichtiger, seit sie mit dieser neuen europäischen Geschlossenheit konfrontiert sind“, stellt der Älteste der Runde zufrieden fest.

„Aber was bezweckt er mit diesem Agrar-Moratorium, diesem ‚Erlassjahr‘?“, hakt ein jüngerer Kollege nach. „Diese großzügigen Subventionen für Landwirte, die ihre Flächen ein Jahr lang brachliegen lassen? Und dieser Beamtenstatus für Imker? Die Imkerei entwickelt sich zum neuen Trendberuf in der Union.“

„Was ist daran auszusetzen? Unser Wohlstand hängt nun mal biologisch von der Bestäubungsleistung ab“, erklärt Aton mit gönnerhafter Ruhe. „Zudem: Warum sollte uns dieses Agrar-Jahr stören? Die Kosten stehen in keinem Verhältnis zum Reputationsgewinn. Wir fungieren als globales Vorbild. Unser ECS-Fonds ist derart überliquid, dass wir bereits Kredite an Drittstaaten vergeben können.“

„Ich kann diesen pseudofrommen Begriff ‚Erlassjahr‘ nicht mehr hören! Und wenn ich sehe, wie verschwenderisch Magnus die Mittel aus dem ECS verteilt, kommt mir die Galle hoch!“, tobt der Dürsterling, als hätte er Atons sachliche Einwände gar nicht registriert.

Aton ergreift mit Autorität das Wort:

„Genug jetzt! Die Generaldirektion des ECS wurde exakt für solche Projekte ins Leben gerufen. Warum sollte es uns belasten, ob die Mittel planmäßig abfließen? Das ist der Motor, der das heutige Europa antreibt. Und das Erstaunlichste dabei: Es scheint, als würde die Liquidität steigen, je massiver Magnus investiert. Wir sind Lichtjahre davon entfernt, die geforderten Quoten nicht bedienen zu können – ganz im Gegenteil, unsere Margen wachsen trotz der Abgaben.“

„Genau das ist es, was mir zutiefst missfällt!“, bricht es aus dem Mann mit der Grabesstimme hervor. Seine Wut ist mittlerweile ein fast greifbarer, dunkler Schleier in der Luft. „Es ist, als gäbe es eine höhere Instanz, einen Gott, der alles segnet, was dieser Soter anfässt. Ich lehne das kategorisch ab! Allein der Gedanke löst in mir physischen Ekel aus!“ Mit der Faust schlägt er auf den polierten Konferenztisch. „Ich sage euch: An dieser ganzen Geschichte ist etwas faul. Tief im Kern ist sie verrottet. Ich spüre es!“, ruft er, während seine Erregung in nackten Hass umschlägt.

Doch die Runde schweigt. Aton Manor quittiert den Ausbruch nur mit einem herablassenden Blick. Der „Dunkle“ erkennt, dass er überstimmt ist. Ohne ein weiteres Wort, die Kiefer hart aufeinandergepresst, verlässt er

die Sitzung. Kurz darauf löst sich die Versammlung auf. Die „Freunde“ sind sich einig – vorerst nichts gegen Magnus zu unternehmen.

Aton Manor reflektiert derweil über die düsteren Prophezeiungen seines Kollegen. Tatsächlich beschleicht auch ihn dieses vage, unbehagliche Gefühl, doch sein Verstand widerspricht seinem Instinkt vehement. Aton ist es nicht gewohnt, dass seine analytische Ratio und seine Intuition nicht im Einklang stehen. Irgendetwas in der Gleichung Soter geht nicht auf. Ohne Umschweife zitiert er Magnus in sein Büro. Er wählt die direkte Konfrontation und schleudert ihm das Misstrauen entgegen. Magnus reagiert zunächst mit einem undurchschaubaren Stirnrunzeln, während er seine strategischen Optionen abwägt. Aton fixiert ihn mit einem Blick, der jede mikroskopische Regung seiner Gesichtsmuskulatur scannt. Wie könnte Magnus es wagen, ihn zu täuschen? In Sekundenbruchteilen entscheidet er, Aton mit echter Emotionalität abzulenken. Es kostet ihn keine Mühe, Unmut zu kanalisieren – schließlich sind die Unterstellungen tatsächlich empörend.

„Was soll das bedeuten? Soll ich mich künftig vollkommen entblößen?“, bricht es aus Magnus hervor. „Reicht es Ihnen nicht, dass Sie nahezu jeden Aspekt meiner Existenz kontrollieren? Müssen Sie nun auch noch das letzte Quäntchen meiner Privatsphäre besetzen? Habe ich in den vergangenen Jahren jemals gegen Ihre Weisungen oder gegen die Interessen der ‚Neuen Freunde Europas‘ operiert? Habe ich nicht für jeden Schritt Ihre persönliche Autorisierung eingeholt, als wäre ich ein Schuljunge, der um eine Verlängerung seiner Ausgangssperre bittet? Sagen Sie mir: Was verlangen Sie noch von mir?“

„Mäßigen Sie Ihren Ton!“, tadelt Manor ihn mit autoritärer Strenge. „Sie haben keinerlei Grund zur Beschwerde. Wir haben uns strikt an die Vereinbarungen gehalten!“

Innerlich triumphiert Aton. Magnus ist die Beherrschung entglitten. Das ist ein exzellentes Signal. Diese Empörung ist keine Inszenierung; sie ist authentisch. Er kennt seine Position in der Hierarchie, aber er beginnt gegen die Fesseln aufzubegehren. Er giert nach Autonomie. Das ist genau der Zustand, den Aton braucht.

„Er hat ein Verlangen, und wir werden es oberflächlich befriedigen; im Gegenzug wird seine Seele bald uns gehören“, denkt Manor.

Er dreht sich kurz ab, um sein finsternes Lächeln zu verbergen, und streicht sich über das Kinn. Magnus entgeht Atons Genugtuung nicht.

„Aha! Er will mich also im Zustand der Unzufriedenheit sehen?“, kombiniert Magnus blitzschnell. „Natürlich. Frustration ist der Hebel zur Kontrolle, weil niemand in diesem Zustand verharren will. Psychologisch brilliant.“

Sein Puls beschleunigt sich bei dem Gedanken, dass er gerade dabei ist, einen der mächtigsten Strategen der Welt in eine kognitive Falle zu locken. Er schickt ein Stoßgebet zu Gott.

Aton dreht sich in seinem Sessel zurück und fixiert Magnus. Eine halbe Minute lang herrscht bleiernes Schweigen. Anders als vor fünf Jahren wirkt Magnus heute aufgewühlt, fast rebellisch.

„Wie ein ungezogener kleiner Junge“, denkt Aton geringschätzig. „Gut. Geben wir dem Jungen ein neues Spielzeug. Das wird ihn beruhigen und seine Abhängigkeit von uns final zementieren.“

Schließlich bricht Manor das Schweigen:

„Wir haben den Eindruck, dass Ihr Fokus in letzter Zeit zu stark auf Ihren privaten Ambitionen lag; das werden wir korrigieren“, beginnt Aton mit herrischer Gelassenheit. „Erbringen Sie einen Leistungsnachweis, Magnus. Beweisen Sie uns Ihre Loyalität. Ich erwarte, dass Sie bei der nächsten Plenarsitzung Ihr zweites und letztes Sonder-Dekret einbringen. Während Ihrer gesamten Amtszeit steht Ihnen das Privileg zu, zwei Gesetze in Eigenregie zu erlassen. Es hat uns beruhigt, dass Sie sich seit Ihrem Amtsantritt zurückgehalten haben und es nicht wagten, ohne unsere explizite Freigabe ein weiteres Mal derart disruptiv vorzugehen. Dennoch missfällt es uns, dass Sie diesen letzten Trumpf noch in der Hand halten. Sie werden dieses Privileg nun in Ihrer nächsten Rede nutzen und exakt das Gesetz verabschieden, das wir Ihnen diktieren. Damit ist sichergestellt, dass Sie uns künftig nicht mehr mit einer eigenmächtigen Agenda überraschen können.“

„Bringen Sie Ihr letztes Gesetz ein!“ – Magnus hört nur noch diese Worte Atons in seinem Inneren nachhallen: wie einen Donnerschlag. Er weiß auch bereits, welches Dossier Aton nun von ihm fordern wird: Es ist genau das Gesetz, welches er ihm einpflanzen wird. Ein Feuer blitzt kurz und kaum wahrnehmbar in Magnus' Augen auf. Es ist der Impuls für das große Finale, das er seit Jahren mit chirurgischer Präzision vorbe-

reitet hat. Aton Manor hat gerade unwissentlich den Zünder für den finalen Showdown betätigt. Die Zeit ist gekommen! Der erste Dominostein fällt – endlich!

Äußerlich gewinnt Magnus sofort seine Fassung zurück. Er senkt den Blick, um den Triumph in seinen Augen vor Atons geschulter Wahrnehmung zu verbergen und fleht Gott an, ihm zu helfen, sein wahres Gesicht vor Aton zu verschleiern, damit er dieses gefährliche Spiel bis zum Ende spielen kann. Er weiß genau, welche Signale Aton Manor erwartet, und er ist froh, dass er tatsächlich eine tiefe Wut empfindet. Er muss dieser Emotion nur den richtigen Rahmen geben, um seinen Gegner in Sicherheit zu wiegen. Dennoch steht Aton nicht ohne Grund an der Spitze der „Neuen Freunde Europas“ – seine Intuition für Täuschungen ist legendär.

„Bitte mein Herr und Gott, verschleiern mein Gesicht, verberge meine wahren Absichten“, fleht Magnus innerlich.

Er weiß, dass er Aton nur täuschen kann, indem er gerade dessen überlegende Intelligenz als Hebel gegen ihn selbst einsetzt. Aton unterliegt der typischen Selbstüberschätzung vieler Genies: Er glaubt, jedes Motiv zu durchschauen, und wird genau dadurch blind. Er lässt sich täuschen, weil seine Eitelkeit die Möglichkeit, selbst getäuscht zu werden, kategorisch ausschließt. Daher kanalisiert Magnus seinen Zorn in eine kindliche Trotzreaktion. Er inszeniert eine emotionale Unterlegenheit, die Atons Ego schmeichelt und dessen Dominanzanspruch bestätigt. Es ist ein hochgefährliches Spiel mit der Wahrnehmungspsychologie, doch es ist der einzige Weg, um in diesem Duell die Oberhand zu behalten.

„Sie verlangen also noch mehr von mir? Als hätte ich meine Schuldigkeit nicht längst getan und ...!“, presst Magnus wütend hervor. Doch dann hält er mitten im Satz inne, holt hörbar Luft und fragt mit einem Unterton von Resignation: „Na schön. Wie lautet die Anweisung?“

„Das klingt schon besser“, nickt Aton. Er genießt den Moment der Unterwerfung.

„Behandelt man einen Erwachsenen wie ein Kind, wird er zum Kind“, denkt Aton mit herablassender Genugtuung. *„Und Kinder sind leicht zu steuern, weil sie gefallen wollen – um zu überleben.“*

Ein gefährliches Lächeln umspielt seine Lippen.

„Aber was ist mein Incentive? Was springt für mich dabei heraus?“, setzt Magnus nach.

Er macht bewusst einen Schritt nach vorne, dringt in Atons persönlichen Raum ein und simuliert die Gier nach mehr. Aton gefällt das.

„Mir ist aufgefallen, dass Sie es in letzter Zeit etwas ruhiger angehen ließen. Sie zeigen Ermüdungserscheinungen“, konstatiert Aton mit herablassender Schärfe.

„Jeder würde bei meinem Pensum verschleißen“, kontert Magnus mit sorgsam inszenierter Wut. „Seit vier Jahren kenne ich keinen Schlaf mehr. Jede Minute meiner Existenz ist getaktet, bis hin zu den Urlaubstagen. Und selbst wenn ich Ihre Direktiven buchstabengetreu umsetze, sehe ich mich der Kritik Ihrer ‚Freunde‘ ausgesetzt. Ich bin erschöpft, Aton. Physisch und mental. Ich kann dieses Tempo nicht mehr lange halten.“

„Nun gut, da haben wir doch etwas. Wir werden Ihren Handlungsspielraum erweitern. Nach all Ihren Erfolgen haben Sie sich eine Lockerung verdient. Zudem steht es Ihnen frei, in vier Jahren als HighCom zurückzutreten. Mit einer diskreten, aber hochdotierten Abfindung in den Vorruhestand – wie klingt das für Sie?“

„Vorzeitiger Ruhestand klingt reizvoll“, antwortet Magnus, wobei er die Rolle des amtsmüden Mannes perfekt ausfüllt.

„Dann ist die Richtung klar. Jetzt liefern Sie: Was können Sie für uns tun?“

„Nun gut... ich habe da einen Ansatz. Es ist nur ein erster Entwurf, ich muss die Details noch verifizieren“, blufft Magnus mit gespielter Unsicherheit. In Wahrheit hat Magnus seit seinem ersten Tag im Amt auf genau diesen Moment hingearbeitet. Er kennt jede Ziffer, jede versteckte Klausel und jedes Risiko seines Masterplans bis ins kleinste Detail.

„Nach meiner Analyse leiden einige Ihrer Partner unter massiven Verbindlichkeiten – offiziellen wie inoffiziellen – gegenüber Peking und anderen globalen Gläubigern. Das ist ein strukturelles Risiko für die Souveränität der Union. Was wäre, wenn wir die aktuellen Milliarden-Überschüsse des ECS für eine ‚Woche der finanziellen Absolution‘ nutzen würden? Wir liquidieren diese Schulden zentral über den Fonds. Das würde das Konsortium handlungsfähiger machen als je zuvor und Europa als

Ganzes auf ein neues Level der Unabhängigkeit heben. Ein Befreiungsschlag, der uns unangreifbar macht.“

„Der Ansatz ist verlockend, aber wir reden hier von einem Volumen im mindestens zweistelligen Milliardenbereich“, wendet Aton ein, sichtlich interessiert.

„Ich habe eine sehr präzise Vorstellung von den Summen und unserer aktuellen Liquiditätsreserve. Es ist machbar, und es bliebe sogar noch eine strategische Reserve übrig“, erklärt Magnus sachlich.

„Legen Sie mir einen Bericht mit validierten Zahlen vor. Ich werde das im Board prüfen. Parallel dazu erwarte ich Ihren Entwurf zur Aufhebung des Sondersteuergesetzes. Da die Union stabilisiert ist, hat die Beendigung dieser Zwangsabgabe für unsere Unternehmen nun Priorität“, fordert Aton.

Magnus reagiert fassungslos:

„Aber wenn wir die Investitionsströme jetzt abrupt stoppen, riskieren wir einen Rückfall in alte Krisenmuster“, warnt er. „Jahre der Knappheit würden auf die Ära des Überflusses folgen. Lassen wir uns nicht von diesem temporären Überfluss blenden. Europa bleibt nur stabil, solange wir die Stabilität aktiv finanzieren. Andernfalls wird die EU ihre Stärke nicht lange behalten.“

„Doch das wird sie, und Sie werden es ausführen! Habe ich mich unmissverständlich ausgedrückt?“, befiehlt Aton mit donnernder Stimme. Er duldet keinen Widerspruch mehr.

Magnus knirscht mit den Zähnen. Er spielt seine Rolle bis zum Äußersten. Innerlich lodert in ihm ein kalter Zorn über diese fatale Kurzsichtigkeit, die allein aus einer unersättlichen Gier resultiert. Das Absurde daran ist: Diese Menschen begreifen nicht, dass sie durch ihre eigene Maßlosigkeit am Ende alles verlieren werden. Es ist das ewige Muster der Diktatoren: Sie reißen jede Ressource an sich, nur um am Ende über ein Trümmerfeld aus ruinierten Existenzen zu herrschen. Sie verwandeln prosperierende Nationen in Wüstenlandschaften voller Elend. Und um das Maß der Ironie voll zu machen, setzen diese Narren der Geschichte sich selbst als die obersten „Mistkäfer“ auf den Thron über dem „Abfallhaufen“, den sie eigenhändig erschaffen haben. Ihre Hybris macht sie blind für die unheilbare Dummheit ihres Tuns.

Eine schier unbändige Welle der tiefsten Verachtung für Männer wie Aton, überkommt Magnus. Doch er ruft sich scharf zur Ordnung. In diesem hochgefährlichen Schachspiel ist es Zeit für den entscheidenden Zug. Er zwingt sich zu einem ergebenen Nicken und simuliert wortlose Zustimmung. Er lässt Aton in dem Glauben, den totalen Sieg errungen zu haben. Was bliebe ihm auch anderes übrig?

Aton Manor lehnt sich mit sichtlicher Genugtuung in seinem Sessel zurück. Dann, mit einer herablassenden Geste, schickt er Magnus Soter – den mächtigsten Mann diesseits der Welt – aus seinem Büro wie einen ungezogenen Bengel und fordert die Vorlage des Berichts über die „Woche der Remission“ bis spätestens morgen Abend.

Noch am selben Abend verkündet Aton seinen Verbündeten im Thinktank der „Neuen Freunde Europas“ diese neueste Entwicklung. Die Stimmung ist euphorisch. Sogar der Dusterling wirkt besänftigt – solange nicht noch etwas Unvorhergesehenes geschieht.

Doch das Unvorhersehbare kommt. Magnus löst nun die Kette der Dominosteine aus, die er über Jahre in Stellung gebracht hat. Der erste Stein ist gefallen. Der Countdown lässt sich nicht mehr stoppen. Das Ende kommt – unaufhaltsam und gnadenlos.

Das Ende von Magnus Soter

Dieser Tag wird in die Geschichte eingehen, ohne dass die Welt auch nur das Geringste ahnt. An diesem Morgen tritt Magnus Soter zum letzten Mal ans Rednerpult, um im fünften Jahr seines Mandats seine finale Erklärung abzugeben.

Er beginnt routiniert. Er stellt neue Gesetzesinitiativen vor und referiert über die aktuelle außenpolitische Lage. Alles verläuft in den gewohnten Bahnen der Brüsseler Bürokratie, bis er den entscheidenden Punkt erreicht: die Ankündigung, dass er am heutigen Tag von seinem exekutiven Vorrecht Gebrauch macht, ein weiteres Gesetz in Eigenregie in rechtsverbindliche Kraft zu setzen.

„Zunächst gebe ich bekannt, dass – in Abstimmung mit den Staats- und Regierungschefs sowie der parlamentarischen Mehrheit – die Verordnung 8317 aufgehoben wird. Jene obligatorische Abgabe von mindestens zehn Prozent des Brutto-Umsatzes für alle am Standort Brüssel vertretenen Unternehmen entfällt mit sofortiger Wirkung. Ab heute basieren diese Zahlungen auf dem Prinzip der Freiwilligkeit. In logischer Konsequenz werden sämtliche damit verknüpften Subventionen massiv gekürzt oder vollständig eingestellt. Die Mitgliedstaaten sind heute ökonomisch stabil genug, um die Verantwortung für Sozial- und Bildungssysteme wieder in Eigenregie zu übernehmen. Henry Miller wird die Details dieses Systemwechsels im Anschluss darlegen.“

Ein Raunen geht durch den Saal, doch Magnus lässt keine Pause für Reaktionen. Seine Stimme bleibt kühl, autoritär.

„Das von mir heute erlassene befristete Gesetz deklariert die kommende Woche zur ‚Woche der finanziellen Remission‘. Dieses Instrument dient der Stärkung der freien Marktwirtschaft und der europäischen Souveränität. Wir bieten Unternehmen die einmalige Gelegenheit, ihre Verbindlichkeiten final zu tilgen. Wir sind unseren asiatischen Partnern für ihre bisherigen Kapitalzuflüsse dankbar, doch ab heute erhält jedes registrierte EU-Unternehmen für sieben Tage die Chance, die Mittel oder Vertragsauflösungen zu beantragen, die für seine vollständige finanzielle Befreiung notwendig sind. Die operativen Details sowie die Antragsfor-

mulare sind ab sofort über das Portal des ‚States Fund Treasury‘ abrufbar. Jedes vorab gelistete Unternehmen kann dort das elektronische Dossier übermitteln. Dieses Gesetz tritt mit sofortiger Wirkung in Kraft.“

Magnus hält kurz inne. Er fixiert die Kameras und sagt dann:

„Dies waren die faktischen Mitteilungen. Ich schließe mit einer persönlichen Erklärung: Ich trete mit sofortiger Wirkung von meinem Amt als Hoher Kommissar der Europäischen Union zurück. Gemäß meinem Mandat ernenne ich hiermit meinen Nachfolger: Sander Hendrik. Er übernimmt ab sofort die Amtsgeschäfte.“

„Das können Sie nicht machen!“, ruft plötzlich eine Stimme aus der Ferne.

Magnus lächelt. Er hat fest damit gerechnet, dass Aton Manor oder einer der „Freunde“ versuchen würde, die Rechtmäßigkeit anzufechten.

„Das darf ich sehr wohl. Gemäß Gesetz 8320 über das Amt des Hohen Kommissars, Artikel 102, Absatz 441, ist es mir nicht nur gestattet, jederzeit von meinem Amt zurückzutreten, sondern in dieser Funktion auch meinen Nachfolger per Direkt-Ernennung zu legitimieren.“

„Das ist unmöglich ...“

„Es ist rechtsverbindlich. Ich habe die juristische Prüfung persönlich überwacht und sichergestellt, dass dieser Akt unanfechtbar ist. Sollten Sie neue Gesetzgebungen oder eine andere Besetzung anstreben, steht es Ihnen frei, das reguläre Wahlverfahren einzuleiten. Und nun übergebe ich das Wort an meinen Nachfolger, Herrn Hendrik.“

Als ein sichtlich triumphierender Sander Hendrik das Pult übernimmt, schwillt das Raunen im Saal zu einem Sturm an. Hendrik hat diesen Posten mehr als alles andere begehrt; seine jahrelange, loyale Zuarbeit für Magnus hat sich nun in politisches Gold verwandelt. Mit einem strahlenden Lächeln ignoriert er die Schockwellen, die durch das Plenum gehen.

Aton Manor ist fassungslos. Er weist seine Mitarbeiter hektisch an, Magnus' Rücktrittsrecht einer sofortigen Ad-hoc-Prüfung zu unterziehen.

„Das Mandat ist wasserdicht“, berichten ihm seine Assistenten kurz darauf mit bleichen Gesichtern.

Aton hört kaum hin. Er hatte nichts Geringeres von Magnus erwartet, als dass er keine strategische Flanke offenlässt.

„Dieser Mistkerl muss die Klausel eingeschleust haben, als wir alle mit der Aufregung um die Sondersteuer-Verordnung 8317 beschäftigt waren“, anerkennt Aton mit grimmiger Bewunderung. *„Damals hat niemand von uns die exekutiven Befugnisse des Hohen Kommissars nach der Veröffentlichung im Detail erneut seziert. Clever, Magnus. Aber letztlich zu kurz gedacht.“*

Während Sander Hendrik in eine spontane Antrittsrede ausbricht und Henry Miller aufsteht, um die technischen Details des neuen Erlass-Gesetzes zu erläutern, bemerkt Aton eine plötzliche Unruhe unter den Kamerateams. Er sucht den Saal nach Magnus ab – doch der Platz am Rednerpult ist verwaist. Soter ist verschwunden! Sofort greift Aton zu seinem Telefon und gibt den Befehl an die Sicherheitskräfte:

„Riegeln Sie den gesamten Komplex ab! Alle Ein- und Ausgänge, auch die diskreten Protokollwege, sind unter totale Überwachung zu stellen. Niemand verlässt das Berlaymont ohne meine Freigabe! Nein, so leicht kommst du mir nicht davon!“, donnert Aton.

Magnus nutzt die allgemeine Fassungslosigkeit im Plenarsaal als Sichtschutz. Sobald Sander Hendrik das Pult übernommen hat, verschwindet er durch einen Seitenausgang und steuert direkt auf Elios Galacher zu. Elios ist gerade von einem dreitägigen Sonderurlaub zurückgekehrt, den Magnus ihm für eine geheime, hochsensible Mission gewährt hat.

„Sind alle instruiert?“, fragt Magnus ohne Umschweife.

„Alles ist vorbereitet. Die Kommunikationswege stehen“, antwortet Elios, wirkt jedoch sichtlich erschüttert. „Aber hast du wirklich gerade deinen Rücktritt verkündet?“

„Ich habe ihn nicht nur verkündet, ich habe ihn mit sofortiger Wirkung vollzogen“, erwidert Magnus knapp.

„Aber das ist... das ist politischer Selbstmord!“, entgegnet Elios fassungslos.

„Es war die einzige Option“, sagt Magnus. Er fixiert seinen alten Freund. „Dir ist klar, dass damit auch deine Ambitionen auf den Posten des Generalsekretärs hinfällig sind. Ich ziehe dich mit in den Abgrund.“ Elios lächelt wehmütig, aber gefasst.

„Mach dir keine Sorgen um mich, Magnus. Seit jenem Tag im Krankenhaus bei Cassandra, als wir beide nur knapp dem Freitod entkommen

sind, hat sich meine Prioritätenliste verschoben. Ich brauche das hier nicht mehr. Weder das Budgetrecht noch die Macht. Wir haben beschlossen, in die Schweiz überzusiedeln, um bei unserer Tochter und den Enkelkindern zu sein. Ich muss erst noch lernen, worauf es im Leben wirklich ankommt – und ich freue mich darauf.“

Magnus zieht Elios in eine kurze, feste Umarmung.

„Werden wir uns wiedersehen?“, fragt Elios leise.

„Wenn Gott es zulässt und wir die nächsten Stunden überstehen, vielleicht. Die Schweiz ist auch unser Ziel. Wir haben dort bereits Assets und Immobilien gesichert. Zudem übersiedelt die Bank ‚Simon & Levin‘ nach Zürich und Lugano. Möglicherweise werde ich dort in das Board of Directors eintreten“, sagt Magnus.

„Das setzt voraus, dass Aton und der Thinktank der ‚Neuen Freunde‘ dir nicht vorher den Kopf abreißen – und das meine ich wortwörtlich“, fügt Elios mit ernster Miene hinzu.

„Das Risiko ist kalkuliert“, grinst Magnus, und ein geheimnisvolles Glitzern tritt in seine Augen. „Nur noch eines, Elios: Ab heute bin ich nicht mehr Magnus Soter, sondern wieder Joseph de Lorr. Okay? Keine Masken mehr. Das hier ist das Ende von Magnus Soter.“

Unmittelbar nach seinem Bekenntnis setzt Magnus sich ab. Er verlässt die Sicherheitszone seines Büros nur Sekunden bevor der Trupp der „Neuen Freunde“ die Türen aufstößt. Wie gewohnt wurde die Rede weltweit im Live-Stream übertragen; das Echo seiner Worte ist noch nicht verhallt, als die ersten Mitglieder des Thinktanks bei Aton Manor stürmen.

„Ich wusste es! Mein Instinkt hat mich nicht betrogen! Dieser Bastard, dieser Scharlatan! Er hat uns vom ersten Tag an hintergangen!“, tobt der Mann mit der Grabesstimme. Sein Gesicht ist eine Fratze aus Zorn.

„Sollte das zutreffen, wird er diesen Verrat für den Rest seines Lebens bereuen!“, donnert Aton. Seine gewohnte Beherrschung ist einer mörderischen Wut gewichen.

„Was ein sehr kurzes Vergnügen sein wird!“, knurrt der Dusterling. „Er wird Brüssel nicht lebend verlassen!“

Ewiger Triumph

Den ganzen Tag lang läuft die Fahndung nach Magnus auf Hochtouren, doch jede Spur verläuft im Sande.

„Er hat sich extrahiert. Er ist uns entglitten!“, schimpft eines von Atons Kabinettsmitgliedern fassungslos.

„Wie ist das operativ überhaupt möglich? Wir haben das gesamte Viertel abgeriegelt. Jede Ausfallstraße wird überwacht, die DG SAFE und die lokale Polizei haben strikte Festnahmebefehle. Unsere Informanten in der gesamten Stadt sind aktiviert. Das Berlaymont ist eine Festung!“, tobt Aton.

„Magnus hat dieses Szenario antizipiert. Er hat seine Exfiltration über Jahre vorbereitet und verfügt zweifellos über genau so viele Assets innerhalb der Sicherheitsbehörden wie wir“, gibt ein älteres Mitglied der „Neuen Freunde Europas“ zu bedenken.

„Es spielt keine Rolle, ob er sich in Luft aufgelöst hat. Wir werden ihn finden. Und Gnade ihm Gott, wenn wir ihn erwischen!“, knurrt der Dusterling.

„Um ehrlich zu sein, verstehe ich die Eskalation nicht“, versucht ein anderer, die Wogen zu glätten. „Sicher, er hat uns diesen Nichtsnutz Hendrik als Platzhalter hinterlassen, aber unterm Strich hat er geliefert. Er hat gepokert und einen Teilsieg errungen. Wir gönnen ihm den Abgang nicht, weil wir ausgesprochene Alphiatiere sind. Aber substanziell ist doch nichts passiert.“

„Oh, doch. Das ist noch lange nicht das Ende – nicht in einer Million Jahren. Magnus ist nicht einfach abgetaucht, er hat uns ausmanövriert“, schimpft der düstere Mann, dessen Instinkt ihn nicht zur Ruhe kommen lässt.

„Komm schon. Er hat das Sonder-Dekret erlassen, das wir ihm diktiert haben. Er hat die Zwangssteuer aufgehoben und sein Mandat niedergelegt. Er ist weg“, fasst einer der Jüngeren zusammen.

„Vermutlich konnte er die psychologische Demütigung nicht länger verkraften“, sinniert Aton Manor, mehr zu sich selbst als zur Runde. „Aber ich hielt ihn für rationaler. Er hätte nur drei weitere Jahre durchhalten

müssen, um mit allen Ehren aus der HighCom-Position auszuschneiden. Ich verstehe die Logik hinter diesem vorzeitigen Abbruch nicht."

„Dennoch hat er unsere Key-Requirements erfüllt. Er hat die Aufhebung der Verordnung 8317 verkündet. Die finanzielle Last ist weg, und die politische Verantwortung klebt an seinem Namen", sagt der Jüngste.

„Ihr seid alle blind! Ich spüre, dass hier ein viel größeres Spiel läuft! Er hat uns vom dem ersten Tag an manipuliert, aber ihr ignoriert jede Warnung!", unterbricht der Mann mit der Grabesstimme.

„Weil du außer deinem Bauchgefühl nie valide Beweise geliefert hast!", verteidigt sich einer der „Neuen Freunde", unterstützt von zustimmendem Nicken.

„Diesmal muss ich unserem Freund allerdings zustimmen", unterbricht Aton Manor scharf. „Es sieht Magnus nicht ähnlich, ohne ein finales Manöver das Feld zu räumen. Wir müssen seine Konten und sein familiäres Umfeld einem sofortigen Deep-Dive-Audit unterziehen! Jetzt!"

Augenblicklich machen sich die „Neuen Freunde" daran, alle Hebel in Bewegung zu setzen, doch ihre Bemühungen bleiben ergebnislos. Das einzige greifbare Ergebnis der Recherche sind kryptische Hinweise auf massive Immobilienkäufe in der Schweiz.

„Wir müssen das gesamte Dossier noch einmal von vorn analysieren. Ich habe das vage Gefühl, dass uns die Zeit davonläuft", gesteht Aton Manor mit rotem Gesicht.

Als sich die „Neuen Freunde Europas" um neun Uhr abends – exakt zwölf Stunden nach Magnus' großer Erklärung – zum Abendessen versammeln, herrscht eine angespannte Arbeitsatmosphäre. Sie tragen ihre Erkenntnisse zusammen, sezieren Magnus' Profil wie Gefahrgut.

„Seine Kernkompetenz liegt nicht in der Akkumulation von Kapital. Er investiert in Beziehungen. Menschen sind seine Währung, nicht Euro", resümiert der Vorsitzende der Sitzung.

„Ich bin noch nicht restlos überzeugt, aber ja", lenkt der Referent des Dusterlings ein. „Das Muster ist erkennbar."

„Wir tragen jetzt erst mal nur die harten Fakten zusammen", spezifiziert der Vorsitzende.

„Also: Vernetzung statt Vermögen. Und seine zweite Spezialität ist die radikale Transparenz. Er scheint absolut nichts zu verbergen", fährt ein weiteres Mitglied fort.

„Und genau mit diesem hellen Licht blendet er uns am Ende alle!“, knurrt der Referent des Finsterlings erneut.

„Ja, aber auf welcher Ebene?“, schaltet sich Aton nun ein.

„Letztes Mal hat er unsere Empörung über die Verordnung 8317 instrumentalisiert. Während wir uns auf die Sondersteuer fixierten, haben wir die Annex-Bestimmungen der anderen Gesetze ignoriert – wie jenen Absatz, der ihm die Selbstdemission und die Ernennung seines Nachfolgers erlaubt“, fasst Atons engster Mitarbeiter zusammen.

„Moment mal! Wiederholt sich dieses Muster gerade wieder?“, wirft einer der Ältesten ein. Gabeln fallen hörbar auf die Teller.

„Sie meinen, während wir uns stundenlang mit seiner Person und seinem Rücktritt beschäftigen, hat er an einer anderen Front ...“

Aton bricht mitten im Satz ab. Er springt auf, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. In einer Welle kollektiver Panik stürmen die „Freunde“ aus dem Speisesaal zurück in den verlassenen Konferenzraum.

„Schnell! Liegen die Kopien für das Remissions-Gesetz noch hier?“, ruft einer der Jüngeren.

„Ja, hier liegen sie noch stapelweise“, antwortet ein anderer und deutet auf die Dokumente.

Sofort drängt sich die Gruppe um die Papiere. Auf den ersten Blick entspricht der Text dem Entwurf, den sie selbst autorisiert haben. Doch dann stockt einem der Experten der Atem.

„Diese Klausel hier... die Formulierung ist geringfügig modifiziert“, bemerkt er.

Alle beugen sie sich über die Passage.

„So wie das hier juristisch gefasst ist, gilt das Gesetz für alle Marktteilnehmer, nicht nur für Großkonzerne wie uns“, sagt Atons Komiteemitglied mit brüchiger Stimme.

„Ja! Dieser Satz wurde im Vergleich zum Entwurf umgeschrieben. In dieser Fassung deckt er sämtliche Verbindlichkeiten ab“, stellt einer der Ältesten fest.

„Schön und gut, aber was ist die operative Konsequenz? Was bezweckt er damit?“, fragt ein jüngerer Mitglied.

„Magnus hat das Gebäude unmittelbar nach der Rede verlassen!“, kombiniert der Referent des Finsterlings düster.

„Exakt! Und mit diesem Show-Effekt hat er die Aufmerksamkeit der gesamten Weltöffentlichkeit auf sich gezogen!“, brüllt der Dusterling. „Wir haben auf den Magier gestarrt, während er den wahren Trick hinter der Bühne vollzogen hat!“

„Wer hat unmittelbar nach ihm das Wort ergriffen?“, fragt plötzlich einer der „Freunde“ in die beklemmende Stille hinein.

„Dieser Idiot Hendrik“, antwortet der Älteste barsch.

„Und was war der Tenor seiner Rede?“, hakt ein anderer nach.

„Völlig irrelevant, es war reine Improvisation. Oh, dieser Bastard! Wir benötigen sofort das Protokoll der Anhörung“, fordert der Chefarchivar wütend.

„Warten Sie! Es geht womöglich gar nicht um Hendriks Ausführungen. Er war kaum zwei Minuten am Mikrofon und hat sicher keine neuen Weisungen erteilt. Nein, die Ausführungen von Henry Miller sind der kritische Punkt. Wo ist das Dossier?“, erkennt der Älteste die Gefahr.

„Hier ist es!“, antwortet ein Mitarbeiter.

Die Köpfe stoßen hart aneinander, als alle gleichzeitig versuchen, die Klauseln des neuen Gesetzes zu entziffern.

„Du hattest recht“, stellt Aton fest, und seine Gesichtsfarbe weicht einer aschfahlen Blässe. „Magnus bietet jedem Unternehmen, unabhängig von der Größe, die Option, sich von seinen Teilhabern freizukaufen – das bedeutet: von uns! Es ist eine General-Amnestie! Sie erhalten die Chance, sämtliche Firmenanteile zurückzuerwerben, die sie im Gegenzug für unsere Subventionen abtreten mussten! Er gibt ihnen alles zurück! Vollständig! Kostenlos!“

„Das wäre ein Desaster! Wir verlören unsere gesamte strategische Beteiligungsstruktur“, entgegnet ein anderer fassungslos.

„Schlimmer noch: Auch die nationalen Regierungen können sich aus ihren Verpflichtungen freikaufen. Wir sprechen hier von einem Volumen in dreistelliger Milliardenhöhe – ganz zu schweigen vom totalen Verlust unserer politischen Kontrollinstanzen!“, resümiert der Hauptschriftführer.

„Und er nutzt dafür die Mittel aus dem ECS-Fonds, die wir explizit für weitere Sozialausgaben gesperrt hatten! Er verwendet unser Kapital, um uns zu enteignen!“, tobt der Finsterling in ungezügelter Wut.

„Wollen Sie andeuten, dass dies von Anfang an sein Masterplan war?“, fragt der Vorsitzende mit zitternder Stimme.

„Es ist eine monumentale Operation. Damit hat er es geschafft die Machtverhältnisse in Europa zu stürzen und jeden Gläubiger zu befriedigen – außer uns. Sie werden ihn lieben! Oh ja, das trägt unverkennbar Soters Handschrift“, erkennt einer der Ältesten.

„Genug der Analyse! Wir werden dieses Gesetz mit sofortiger Wirkung annullieren“, fordert Atons engster Vertrauter.

„So einfach ist das rechtlich nicht“, wirft eines der jüngeren Mitglieder ein. „Eine Exekutiv-Entscheidung des Hohen Kommissars ist für mindestens zehn Tage unanfechtbar. Das war die Sperrfrist, für die wir damals selbst hart gekämpft haben, um unsere eigenen Dekrete abzuschaffen!“

Aton Manor starrt auf das Papier, dann beginnt ein grauenhaftes Grinsen sein Gesicht zu verzerren.

„Er ist zwar brilliant, aber dieser Plan wird ihm nichts nützen. In den kommenden sieben Tagen werden wir sicherstellen, dass nur wir von der Remission profitieren. Wir werden die Antragsbearbeitung im Backend manipulieren und alle Dossiers zu unseren Gunsten abwickeln, bis die Frist abgelaufen ist. Die kleinen Unternehmen und die Mitgliedstaaten werden leer ausgehen. Dann bringen wir Soter wegen Amtsmissbrauchs und Versagens vor Gericht. Er hat öffentlich garantiert, dass jeder Antragsteller in dieser Woche sein Kapital zurückerhält. Sein Scheitern wird ihn direkt hinter Gitter bringen!“

„In der Zwischenzeit greifen wir uns die Liquidität ab. Wir holen uns zurück, was uns gehört – und schlagen noch einen massiven Profit obendrauf!“, triumphiert Atons Referent.

„Exzellent!“, stimmen die anderen in den chorartigen Jubel ein. Die Gier hat die Angst verdrängt.

„Monsieur Manor! Monsieur Manor!“, gellt plötzlich die Stimme eines Mitarbeiters durch die ansonsten leere, schwach beleuchtete Halle. Er rennt auf die Gruppe zu, ein Tablet in der zitternden Hand.

„Was gibt es?“, fährt Aton ihn an.

„Monsieur Manor, Sie müssen sofort mitkommen!“, stößt der Mitarbeiter hervor, während er krampfhaft versucht, trotz starkem Zittern die Daten auf seinem Tablet aufzurufen. „Soter hat die Beamten der Ge-

neraldirektion in sämtlichen Mitgliedstaaten bereits vor Tagen instruiert. In dem Moment, als er das Podium verließ, wurde der Befehl scharfgeschaltet. Alle Unternehmen, die online Eingabe machen, können ihre Unternehmensanteile, die als Sicherheit für Subventionen hinterlegt waren, sofort freistellen. Dazu werden auch die Gläubiger, namentlich Firmen aus dem Ausland, die ihre Forderungen im Portal registriert haben, in diesem Moment ausgezahlt. Es fließen horrende Summen! Unsere Konkurrenten sanieren sich gerade im Minutentakt mit Milliarden aus dem Fonds! Wir müssen intervenieren, sonst ist der ECS bis zum Morgen grauen illiquide!"

Mit vor nervöser Aufregung feuchten Fingern wischt der Angestellte über den Bildschirm und sagt:

„Die gesamte Operation war minutiös vorbereitet. Nach der neuen Verordnung löst jeder valide Erstattungsantrag einen automatisierten Zahlungs-Workflow aus. Das Kapital schießt förmlich auf und davon! Aber wir haben eine Notfall-Klausel in den Statuten entdeckt, mit der wir diesen Aderlass stoppen könnten – doch wir müssen augenblicklich handeln!"

„Verdammt! Das ist die Quittung für unsere Ignoranz. Wir können nichts unternehmen, bis das Gremium vollzählig ist!“, flucht der Vorsitzende.

„Wie stoppen wir das?“, herrscht Aton seinen Mitarbeiter an.

„Über den neuen HighCom. Er ist der Einzige mit der nötigen Exekutiv-Gewalt“, antwortet dieser prompt.

„Natürlich! Sander Hendrik! Er kann dieses Gesetz kraft seines Amtes durch ein Eil-Dekret suspendieren“, erkennt eines von Atons Kabinettsmitgliedern.

„Er soll es nicht nur suspendieren, er muss es für nichtig erklären!“, tobt der Finsterling.

„Er kann es nicht ungeschehen machen“, korrigiert Aton scharf, während er bereits die Nummer von Hendrik wählt. „Was abgeflossen ist, bleibt weg. Eine Rückabwicklung ist juristisch unmöglich. Aber wir müssen verhindern, dass sie den ECS bis auf den letzten Cent plündern!"

Gesagt, getan. In einer beispiellosen Nacht-und-Nebel-Aktion wird eine Pressekonferenz in den leeren Hallen des Berlaymont einberufen. Sander

Hendrik wird unter massivem Druck der „Neuen Freunde“ dazu „überredet“, seine Amtsgewalt zu nutzen, um die Liquidation des ECS-Fonds einzufrieren. Kurz vor Mitternacht wird die soeben erst eingeführte Verordnung 8350 durch ein neues Gesetz kassiert. Zusätzlich beschließen das Parlament und die Kommission in einer Ad-hoc-Sitzung, das Amt des Hohen Kommissars mit sofortiger Wirkung abzuschaffen. Es wird als instabiles Experiment gewertet, das sich für Europa als brandgefährlich erwiesen hat.

Erschöpft von den Turbulenzen der letzten einundzwanzig Stunden betritt Aton Manor gegen sechs Uhr morgens sein Büro. Die „Neuen Freunde Europas“ haben die gesamte Nacht in einer hasserfüllten Debatte verbracht, nur um am Ende vor dem finanziellen Nichts zu stehen: Der Fonds ist de facto leer.

Aton öffnet die Tür zu seinem noch dunklen Arbeitszimmer. Nachdenklich blickt er über die Stadt, deren Fassaden im ersten Licht der aufgehenden Sonne zu glimmen beginnen.

„Magnus Soter, wo immer du dich versteckst – ich werde dich finden“, presst Aton drohend in den leeren Raum hinein.

„Das dürfte nicht schwierig sein. Ich bin ja noch hier“, ertönt plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund und die hohe Gestalt von Magnus Soter löst sich aus dem Schatten der Aktenschränke.

Jetzt stehen sich die beiden Männer in der Halbdunkelheit gegenüber. Aton traut seinen Augen nicht. Das ist nicht der Soter, den er kennt. Vor ihm steht kein unsicherer Junge, der zu ihm aufblickt. Nein, dieser Mann strahlt eine derartige Autorität aus, dass Aton gegen ein plötzliches Gefühl der Bedeutungslosigkeit ankämpfen muss. Er spürt, wie seine eigene Macht in dieser Präsenz schrumpft.

„Sie sind also nicht geflohen? Ein fataler Fehler, mein Freund. Sie hätten gehen sollen, solange das Zeitfenster noch offen war“, sagt Aton.

„Ich hatte nie die Absicht, vor euch wegzulaufen. Zudem gab es hier noch operative Verpflichtungen, die meine Anwesenheit erforderten“, antwortet Magnus ruhig.

„Ach, tatsächlich? Ihre Büros sind doch längst geräumt, und Asena hat ‚St. Manuel‘ offensichtlich ebenfalls verlassen. Ich gestehe: Ich bin

beeindruckt. Sie und Ihre Frau haben Ihre Rollen brillant gespielt. Aber am Ende bleibt die Bilanz klar: Wir haben gewonnen“, fügt Aton hinzu.

„Es freut mich, dass Sie das so sehen. Dann kann ich mich ja guten Gewissens in meinen Ruhestand verabschieden“, antwortet Magnus mit eisigem Sarkasmus.

„Sie können es versuchen, aber Ihr Aktionsradius ist gleich null“, droht Aton. „Erinnern Sie sich an das Schicksal Ihrer Brüder? Wie Sie sie in Ihren privaten Verliesen lebendig begraben wollten? Dasselbe Schicksal erwartet Sie – nur dass es niemanden geben wird, der Ihnen verzeiht. Es erstaunt mich, dass Sie keine Furcht zeigen. Glauben Sie ernsthaft, dieses Gebäude lebend zu verlassen? Schön, Magnus. Ich traue es Ihnen zu, dass Sie die Absperrung durchbrechen. Aber draußen beginnt die Treibjagd. Wir werden Sie lokalisieren. Egal, wohin Sie flüchten – und Ihre Pläne bezüglich der Schweiz sind alles andere als originell –, wir werden Sie aufspüren. Sie werden für dieses perfide Spiel bezahlen! Wir finden Sie, Ihre Familie und jeden, der Ihnen nahesteht!“

„Das tangiert mich nicht“, antwortet Magnus mit vollkommener Gleichgültigkeit.

Aton runzelt verärgert die Stirn. Er ist überzeugt, dass Magnus blufft. Niemand kann angesichts der eigenen totalen Vernichtung gleichgültig bleiben. Dennoch kann Aton eine wachsende Bewunderung für diesen Mann nicht leugnen. Magnus ist von einer beängstigenden Stärke. Wie jeder Machtmensch bewundert Aton wahre Größe, selbst wenn sie ihn zerstört. In einem Anflug von Respekt sagt Aton zu Soter:

„Ich bin tief beeindruckt, Magnus. Sie beweisen eine wirklich herausragende, strategische Intelligenz. Sie übertreffen alle“, schmeichelt Manor mit samtiger Stimme. „Also, warum schließen Sie sich uns nicht an? Werden Sie Teil des inneren Zirkels. Wenn Sie jetzt zustimmen, lasse ich Gnade vor Recht ergehen. Wir legitimieren Ihre Position, machen Sie zum mächtigsten Akteur auf diesem Planeten und legen Ihnen die Welt zu Füßen. Bleiben Sie bei uns – als Partner, nicht als Werkzeug.“

„Das ist ein überaus großzügiges Incentive“, antwortet Magnus ruhig, während sein Blick Aton unnachgiebig fixiert. „Aber ich muss ablehnen. Doch seien sie nicht enttäuscht. Bald wird wohl ein zweiter ‚Magnus Soter‘ kommen und mit gewaltiger dunkler Macht herrschen. Er wird mächtige, prahlerische Reden halten und dabei völlige Dummheit an den

Tag legen, was aber vermutlich keinen von euch stören wird. Er wird viele mit seinen gefalteten Händen täuschen, die sein Herz aus Stein verbergen. Ihr werdet ihn mögen, weil er zu euch gehört. Der gleiche dunkle und blinde Geist wohnt in ihm wie in euch“, prophezeit Magnus mit ernstem Gesichtsausdruck.

„Sie Einfaltspinsel!“, donnert Aton, außer sich. „Die Welt dreht sich weiter wie zuvor. Ihr ganzer Kampf, Ihr ganzer Schmerz ... wozu? Für eine Fußnote in den Chroniken, die niemanden interessiert! Sie haben lediglich Ihr eigenes Leben zerstört. Ja, Sie dachten, Sie bringen ein Kartenhaus zum Einsturz. Doch in Wahrheit haben Sie lediglich den Staub von den Kulissen gewischt.“

„Sparen Sie sich das Pathos von der ‚Legacy‘. Das ist etwas für Amateure und eitle Greise“, spottet Magnus. „Die höchste Kunst ist auf diesem Parkett nicht ein Impactdenkmal, sondern eine stabile Amtszeit. Die Organe der Macht sind letztlich auch bloß ein ‚Reinigungsdienst‘. Nur wer ständig aufräumt, hat ein sauberes Haus. Alles andere ist Träumerei oder Propaganda-Gewäsch. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Welt zu retten, sondern die Uhr immer wieder ein Stück zurückzudrehen, die weltweiten Krisenherde verantwortungsbewusst zu moderieren und die permanenten hybriden Bedrohungen auf die nächste Legislaturperiode zu vertagen. Wenn das alle tun, sichern wir da draußen das Gleichgewicht der Biosphäre, Frieden und Wohlstand. Ich habe meinen Teil beigetragen. Alles Weitere geht mich nichts mehr an. Aber ich sehe, Sie haben das Wording für Ihre Abschiedsrede zur Gesichtswahrung schon exzellent geübt. Demnach wäre es ein reines Zeichen von Schwäche, mich zu verfolgen. Das würde der Öffentlichkeit lediglich beweisen, dass ich Sie tatsächlich vernichtend geschlagen habe. Aber schön, dass Sie das auch so sehen.“

„Wenn Sie durch diese Tür gehen, Magnus, ist Ihre Existenz verwirkt!“, bebt Aton vor rasendem Zorn. „Ich werde Sie und jeden, der Ihren Namen trägt, systematisch vernichten. Wir werden Ihr Vermächtnis in Stücke reißen. Sie werden durch unsere Hand einen elenden Tod sterben!“

„Ihre zwanghafte Fokussierung auf Macht: richtig peinlich. Es ist in Wahrheit eben doch das Böse, das tatsächlich blind macht. Davon abge-

sehen ist es mir vollkommen gleichgültig, was Sie mit mir tun“, sagt Magnus mit entwaffnender Gelassenheit. Er zeigt nicht die Spur einer Regung.

„Und wie können Sie sich diese Arroganz leisten?“, presst Aton hervor. Er ist fassungslos über diesen Mangel an Selbsterhaltungstrieb.

„Ach, bitte. Was bedeutet dieses kurze Leben im Gesamtgefüge schon?“, entgegnet Magnus gelassen. „Hätten Sie auch nur das Geringste begriffen, dann wüssten Sie: Wahre Sicherheit – in Bezug auf alles Gegenwärtige und Zukünftige, auf Leben und Sterben, auf Sichtbares und Unsichtbares hängt allein davon ab, dass man weiß, auf wen man setzen muss. Und ich weiß es! Darum vertraue ich einzig und allein auf den, der alle Gewalt besitzt; der den Tod für immer besiegt hat; ja, der als Einziger die Macht hat, selbst im Jenseits noch zu bestrafen oder zu belohnen, wie es ihm gefällt.“

Kaum hat Magnus diese Worte ausgesprochen, fällt ein Sonnenstrahl in Atons Büro. Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster offenbart das Phänomen: Das Licht wird wieder vom BNTV-Turm reflektiert und bündelt sich in einem blendenden Strahl direkt auf Magnus. Ein triumphales Lächeln huscht über sein Gesicht. Aton traut seinen Sinnen nicht – im Gegenlicht wirkt Magnus, als stünde er in Flammen, ohne von ihnen verzehrt zu werden. Wütend über die eigene, wachsende Bedeutungslosigkeit, faucht Aton ihn an:

„Sie haben nicht gewonnen! Sie werden uns niemals besiegen! Wir haben Ihren Plan vereitelt. Wir haben Ihr neues Gesetz um Mitternacht kassiert!“

„Durch Sander Hendrik?“, fragt Magnus amüsiert. „Hervorragend. Dann haben Sie exakt auch das letzte noch getan, wofür ich sie gebraucht habe. Sie haben persönlich sichergestellt, dass ich juristisch nicht zur Rechenschaft gezogen werden kann. Ich habe zur Sicherheit diskret eine Notiz bei den Schreibtischen Ihrer Mitarbeiter hinterlassen, um sie darauf hinzuweisen, dass nur der neue Hohe Kommissar die Exekutiv-Gewalt besitzt, die Verordnung zu stoppen.“

„Worauf wollen Sie hinaus?“, fragt Aton, während ihm die Farbe aus dem Gesicht weicht.

„Ganz einfach: Hätten Sie den Prozess nicht gestoppt, hätte ich mein Versprechen niemals einlösen können. Es war schlicht nicht genug Kapital im ECS vorhanden, um jeden Antragsteller zu bedienen – erst

recht nicht, nachdem sich auch Ihre Konkurrenten so gierig aus dem Fonds bedient haben. Mein primäres Ziel war allerdings die Befreiung der KMU aus Ihrem Beteiligungs-Diktat. Jedoch, hätten die Großgläubiger mehr Zeit gehabt, den Fonds zu plündern, wäre das System kollabiert. Dank Ihrer Intervention wurde ich also davor bewahrt, mein Wort zu brechen und mich einer Strafverfolgung wegen Untreue auszusetzen. Ich wusste, dass ich mich auf Ihre pathologische Gier verlassen kann."

Magnus lächelt, und Aton begreift in diesem Moment das ganze Ausmaß seiner Fehlkalkulation. Es ist, als hätte Magnus seine wahre Macht jahrelang unter einem grauen Mantel der Bescheidenheit verborgen, nur um jetzt in vollkommener, unantastbarer Stärke vor ihm zu stehen.

„Das muss Ihnen eine beträchtliche Anzahl an Verbündeten eingebracht haben“, bemerkt Manor nachdenklich, während er das Trümmersfeld seiner Strategie bedenkt.

„In der Tat“, nickt Magnus. „Und ich habe sichergestellt, dass jeder einzelne von ihnen weiß, wem sie diesen Segen zu verdanken haben.“

„Mit Ausnahme der Asiaten“, überlegt Aton.

„Keine Sorge. Deren Verluste sind marginal. Im Gegenteil, ich habe die Verhandlungen mit Peking bereits finalisiert“, antwortet Magnus.

„Sie werden Sie also gewissermaßen ‚in ihre Häuser aufnehmen‘.“³⁷ Darauf bauen Sie doch, nicht wahr?“, stellt Aton fest. „Ihr ewiges Investment in Beziehungen.“

„Korrekt“, bestätigt Magnus. „Und ich hoffe, es stört Sie nicht, dass ich mir soeben Zugriff auf Ihr Terminal verschafft habe, um die letzten Prozesse von hier aus zu autorisieren. Ich habe mir zudem die Freiheit genommen, das Protokoll für den Stillen Alarm und die Koppelung zu Ihrem privaten Sicherheitsdienst umzuprogrammieren. Statt Ihrer Leute haben Sie soeben meine gerufen. Oh, Sie fragen sich, wie ich Ihre Verschlüsselung knacken konnte? Ganz einfach: Ich war der IT-Techniker, der vor zwei Wochen die Modifikationen in Ihrem Büro vorgenommen hat, als das Gerücht über ein Datenleck die Runde machte. Ein Gerücht, das ich selbst lanciert habe, um mir Zugang zu Ihrem System zu verschaffen.“

„Absurd! Ich war die gesamte Zeit anwesend!“, stößt Aton hervor. „Ich hätte Sie identifiziert. Zudem kenne ich den Techniker persönlich. Er wurde von mir einem lückenlosen Background-Check unterzogen!“

„Natürlich haben Sie das“, antwortet Magnus. „Und es ist kein Zufall, dass er mir sehr ähnlichsieht. Ich habe ihn vor drei Jahren exakt für diesen Zweck nach Brüssel versetzt. Er hat Ihren Auftrag nie erhalten. Ich habe die Order abgefangen und bin an seiner Stelle erschienen, um die Hardware so zu konfigurieren, wie ich sie für meinen finalen Coup benötigte.“

„Unglaublich. Diese Chuzpe ist beispiellos“, murmelt Aton, hin- und hergerissen zwischen Hass und Bewunderung.

„Ihr Büro bietet einige diskrete Vorzüge, die Sie selbst installiert haben“, fährt Magnus fort. „Zum Beispiel den perfekten digitalen Panoramablick, ohne selbst exponiert zu sein. Da niemand mich hier vermutete, war dies der ideale Safe Space, um die Vollendung meines Plans zu überwachen. Ich hätte es ja von meinem eigenen Büro aus getan, aber dort ist bereits alles auf Eis gelegt und geräumt. Zudem“, Magnus grinst breit, „hätten Sie mich wohl kaum gewähren lassen.“

„Das werden wir auch jetzt nicht. Sie werden nicht entkommen!“, zittert Aton vor unterdrückter Raserei. „Sie haben Ihr eigenes Todesurteil unterzeichnet! Nichts und niemand wird uns davon abhalten, Vergeltung zu üben – noch bevor Sie dieses Areal verlassen!“

„Mein Leben liegt nicht in Ihren Händen. Das tat es nie. Wann werden Sie das endlich begreifen?“, kontert Magnus scharf. Dann fügt er mit vollem Ernst hinzu:

„Aber wenn es der Wille des Allerhöchsten ist, dass ich – oder wir alle – in Ihre Hände fallen, dann habe ich nichts dagegen. Jeden Tag leiden unzählige Menschen unvorstellbare Qualen, ohne dass sie etwas dafür können und ohne die Gewissheit, dass ihr Leiden einen Sinn hat. Nur diejenigen, die an der richtigen Stelle investiert haben, in die einzig wirklich bedeutungsvolle Beziehung – nämlich in Christus –, haben diese Gewissheit. Deshalb hören Sie zu und begreifen Sie es! Wenn Sie mich in Stücke sägen, um mein Blut zu versprengen, wird jeder Tropfen auf sie zurückschlagen! Und wenn Sie mich zermalmen und zu Staub verwandeln, wird sogar mein Staub sich noch über Sie erheben. Mein Schreien und Weinen werden hundertmal mächtiger sein als Ihr Lachen. Und solltet ihr beschließen, mich in einem Fass mit einer infamen Lauge in Nichts aufzulösen, dann wird selbst noch mein Nichts für immer über euch triumphieren, hoch erhoben in Ewigkeit!

*Denn am Ende zählt tatsächlich allein, dass man die richtige Person kennt! Und es gibt keine wichtigere Person, niemanden mit mehr Macht im ganzen Universum und darüber hinaus als den einen Schöpfer, wahren Herrn und einzigen Gott über allem – Jesus Christus, der ewige Vater!*³⁸

Nachdem er dies gesagt hat, richtet sich Magnus zu seiner vollen Größe auf. Er steht vor Aton Manor, der wie ein gekrümmter Wurm in seinem Sessel kauert, das Gesicht puterrot, unfähig zur Gegenwehr. Mit methodischer Ruhe wickelt Magnus seinen Schal um den Hals, dreht sich um und verlässt den Raum ohne einen weiteren Blick zurück.

Im goldenen Licht der aufgehenden Sonne verlässt Joseph de Lorr das Berlaymont-Gebäude. Draußen erwartet ihn seine schwarze, gepanzerte Limousine – das Flaggschiff einer massiven Eskorte, die gekommen ist, um ihn abzuholen.

Personen- und Namensverzeichnis

Familie de Lorr	
Jacques-Isaac Bar Avram (Le Grand) Baron von Lorr	
Liah-Zilpah de Lorr	Raquel-Bilah de Lorr
Rouven-Gad	Joseph-Naphtal
Siméon-Asser	Benoît-Daniel
Levin-Issar	
Juda-Sebulon	
Dina-Michal	

Teil 1

Die Namen von Josef und ihre Bedeutung:

Joseph, Joe, Joé, Josef	= Gott hat verbessert, Gott hat hinzugefügt
de Lorr	Mix: Or und 'von Lus' (Version Gen 28,19)
van Woerden	= Künstlicher Hügel zum Wohnen
Magnus	= Groß, mächtig
Soter	= Retter – Hoher Kommissar (HighCom)

Menschen im Krankenhaus

Frau Neudecker	Stationsleiterin
Frau Trottmann	Krankenschwester
Corrie van Woerden	Tante von Joe

Menschen im Waisenhaus

Dr. Jetro Baumgartner	Leiter des Waisenhauses (Priester von Midian)
Regina Neumann	Stellvertreterin
Nicole Hartmann	Sekretärin
Erika Giesberg	Köchin
Jens Bauer	Chauffeur
Torsten Jansen	Leiter der Wohngruppe

Familie Block

Walter Block

Josefs Freund, Vaterfigur

Ruth Block

Walters Frau

Kinder

Mirjam, Daniel, David, Michael

Namen Familie Gallacher

Elios

Gallacher bedeutet „fremde Hilfe“

= Geschenk der Sonne (wie in Potifar)

Kassandra

= die Verführerin

Helena (Nötzli-Gallacher)

= die Strahlende, Leuchtende

☛ Nico Nötzli

Jugendpastor, Helenas Ehemann

Weitere Darsteller

Rita Klaasen

Tante des echten Joe van Woerden

Paulina Kubincova

Slowakische Haushälterin

Hannah Herzel

Köchin der Gallachers

Herr Seidler

Sicherheitschef von Elios

Menschen Mannheim

Max-Lennhard, Thomas

Rektor der Universität Mannheim

Elisabeth Kretz

Leiterin Jugendherberge

Joachim Hein

Stellvertretender Leiter Jugendherberge

Lovina Verma

Rezeptionistin

Kriminalbeamte

Frau Müller

Kommissarin

Stefan Richter

Kriminalhauptkommissar

Teil 2

Menschen JVA Frankfurt am Main

Werner Lenz	Gefängnisdirektor
Cyril Wolf	Gefängniswärter
Richard Hoffmann	PHM (Transport JVA)
Anita Hoffmann	Ehefrau von Richard Hoffmann
Reto Danko	Polizeibeamter, JVA
Jost Hansen	Häftling Übergangszelle
Karl Böck	Häftling Übergangszelle
Marco Rossi	Häftling Übergangszelle
Almir Pehar	Zellengenosse 961
César Gauthier	Zellengenosse 961 – Bester Freund Magnus' Chief Security Officer
Otto Kuhn	Zellengenosse 961
Attila Nagy	Neuer Zellengenosse 961
Erich Mundschenk	Kabinettschef von Aton Manor
Heinz Bäcker	Lobbyist „Wheat for Life International“

Namen Familie Heliopolis

	(wohnhaft am Tempelberg)
Diana	Mutter (Diana = die Göttliche)
Ben Senior	Vater und leitender Manager SB
(Hohepriester von On)	„Hohepriester der Finanzen“
Ben Junior (Sohn)	Vizepräsident SB
Asena (Tochter)	= schönes Mädchen, Kriegerin

☛ Vater und Sohn = Ben-Ben (der Benben-Stein) ist der Name eines pyramidenförmigen göttlichen Steins von Heliopolis (=On) in der Bibel, der Schwiegervater von Josef = Hohepriester von On.

Brüssel

Kommission

Aton	= Sonnengott
Manor	= großes Haus = Pharao (ehemaliger Präsident der EU-Kommission)

Sander Hendrik	Vizepräsident der Kommission
Michelle Borouso	Kommissarin

Weitere Akteure

Sebastian Alvarez	Magnus Referent
Monika Oeschger	Immobilienmaklerin
Florence de Beauvoir	Top-Lobbyistin
Herr Nirens	Teamleiter Sicherheit unter César

Felicia Mayer	Spezialbeauftragte von Magnus
Norbert Scherrer	Chauffeur von Magnus
Dirk Bepperling	Architekt

Endnoten

¹ Übersetzung: „Willst du mit mir spielen, Joé?“

² Übersetzung: „Benoît – Bén – mein Bruder!“

³ Übersetzung: „Joé, komm mit mir.“

⁴ Übersetzung: „Wir können den Hund doch behalten, nicht wahr, Papa?“

⁵ Übersetzung: „Klar doch, mein Sohn.“

⁶ Übersetzung: „Château de Lorr, Siméon de Lorr, guten Abend. Wie kann ich Ihnen helfen? Hallo? Hallo?“

⁷ Jim Burnstein, in: Renaissance Man (dt. Titel: Mr. Bill), USA 1994.

⁸ Übersetzung: „Sprechen Sie Französisch? Sind Sie Franzose?“

⁹ Bibel: Joh 18,6

¹⁰ Bibel: Lk 12,48

¹¹ Bibel: Pred 1,18

¹² Bibel: Ps 23

¹³ C.H. Spurgeons Vanity Fair, aus seinem Buch: Pilgrim's Progress

¹⁴ Bibel: Lk 21,18 und viele mehr.

¹⁵ Vgl. HFA: 1Kor 7,26

¹⁶ Fromm, E. (2003). Die Kunst des Liebens (G. Meili-Dworetzki, Übers.). Ullstein. (Originalwerk veröffentlicht 1956), S. 39.

¹⁷ Bibel: Dtn 17,2ff

¹⁸ Bibel: 1Joh 4,20 / Mt 25,35-46 / Ex 20,12 / Mt 18,5 usw.

¹⁹ Bibel: Gen 1,27

²⁰ Bibel: Eph 5,28. 31. 25

²¹ Bibel: Gal 3,28 / Eph 5,28

²² Bibel: Gen 1,28

²³ Bibel: Eph 5,31-32

²⁴ Bibel: Eph 5,25+28-29

²⁵ Bibel: Eph 5,28-33

²⁶ Bibel: Hi 12,9-10: „*Wer erkennt nicht an all dem, dass Jahwes Hand das gemacht hat? In seiner Hand ist die Seele von allem, was lebt, und der Geist eines jeden Menschen.*“ Diese Anthropologie zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Schrift (vgl. Joh 4,24; Röm 8,16; 1. Kor 2,11). Der Geist – in der Bibel mit „Ruach“ oder „Atem/Odem“ oder „Wort“ assoziiert – ist kein flüchtiges Epiphänomen, kein bloßer „Schall und Rauch“: sondern Wesen. Als ontologischer Wesenskern ist er immanente Schöpferkraft und Weisheit Gottes wie des Menschen. In dieser hierarchischen Seinsordnung ist der Geist primäre axiomatische Grundlage, verbindende Essenz: Ihm gegeben sind Seele und Körper.

²⁷ Bibel: Joh 1,14

²⁸ Bibel: Joh 4,24

²⁹ Bibel: Lk 6,45

³⁰ Bibel: 1Kor 15,35-38

³¹ Bibel: Joh 14,6

³² Übersetzung: „In deinem heiligen Namen, Herr Jesus, Amen.“

³³ Bibel: Lk 12,48

³⁴ Übersetzung: „Ich bin – ich bin Josèphe! Ich bin euer Bruder! Lebt mein Vater noch?“

³⁵ Vgl. 1Sam 24

³⁶ Vgl. Mt 26,24

³⁷ Bibel: Lk 16,4

³⁸ Bibel: Jes 9,6